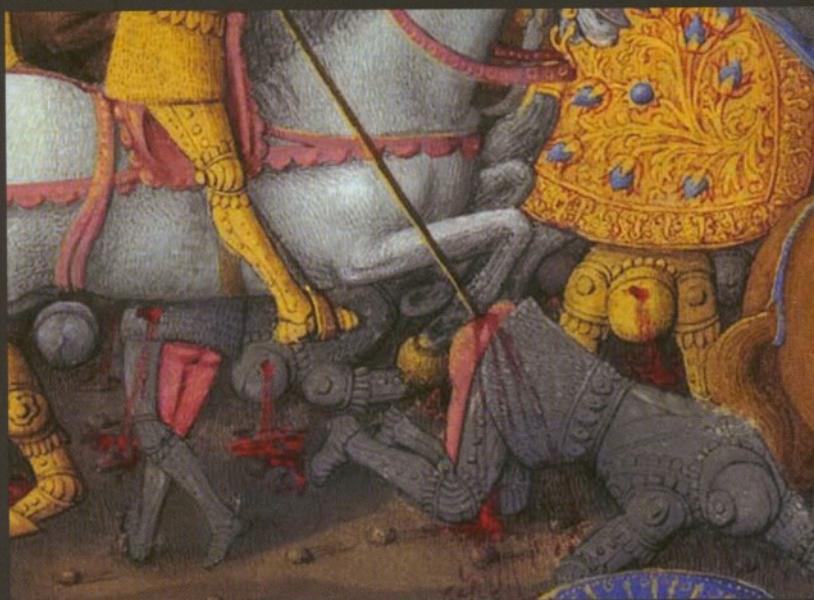


KRIEG UND GESELLSCHAFT

Andreas Obenaus
Christoph Kaindel (Hg.)

Krieg im mittelalterlichen Abendland



Auch wenn der Krieg nicht der »Vater aller Dinge« ist, steht er doch Pate für viele Formationen des Sozialen. Sein Schatten hängt zu jeder Zeit über Sitten und Glauben, Kunst und Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Diesen mal subtilen, mal dominanten Einfluss auf zahlreiche Aspekte historischer Gesellschaften sichtbar zu machen, ist die Absicht der Reihe »Krieg und Gesellschaft«.

Christoph Kaindel/Andreas Obenaus (Hg.)

Krieg im mittelalterlichen Abendland

KRIEG UND GESELLSCHAFT

Herausgegeben von

Thomas Kolnberger und Ilja Steffebauer

In Kooperation mit dem

HGM – Heeresgeschichtlichen Museum, Militärhistorisches Institut,
Amaltheia – Verein für Geistes- und Humanwissenschaften sowie mit dem
Verein zur Förderung von Studien zur interkulturellen Geschichte, Wien.

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und
Forschung der Republik Österreich

BM.W_F^a

Christoph Kaindel / Andreas Obenaus (Hg.)

KRIEG IM MITTELALTERLICHEN ABENDLAND

mandelbaum *verlag*

© 2010 Mandelbaum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Marianne Oppel

Karten und Abbildungen, soweit nicht anders angegeben, © Christoph Kaindel

ISBN 978385476-331-4

Druck: Donau Forum Druck, Wien

Kriegs- und Militärgeschichte ist Teil der allgemeinen Sozialgeschichte. Sie beschäftigt sich mit kriegesischen Ereignissen und ihrem gesellschaftlichen Kontext. Die Kriegsführung der Kontrahenten spiegelt deren Gesellschaftsordnung wider – militärischen Organisation ist vom ›zivilen Leben‹ nicht zu trennen. Diese Wechselbeziehung ist unübersehbar, und erübrigt die Frage, ob denn der ›Krieg der Vater aller Dinge‹ sei: Er ist es nicht; bleibt aber ein bestimmender Faktor für Bereiche, die über den engeren Kreis von Krieg und Militär hinausgehen. »Tatsächlich bestätigen die bisherigen Veröffentlichungen, dass Militärgeschichte unabhängig vom jeweiligen Zeitbereich methodisch als Politik-, Verwaltungs-, Diplomatie-, Sozial-, Alltags-, Kultur-, Wirtschafts-, Stadt-, Technik-, und Geschlechtergeschichte betrieben werden kann.«¹

Dieser Feststellung trägt die Reihe Rechnung: Es wird nicht versucht, eine Universalgeschichte des Militärischen, eine *histoire totale* zu schreiben. Stattdessen vereint jeder Band methodisch Beiträge von der Mikrohistorie bis zur Strukturgeschichte, deren Leitmotiv Krieg in seinen historischen Rahmenbedingungen ist. Die einzelnen Beiträge sollen ein Gesamtbild gleich einem pointillistischen Gemälde ergeben. Die Punkte sind nicht willkürlich gesetzt, sondern folgen gezielt Längs- und Querschnitten. Die Längsschnitte orientieren sich aus pragmatischen Gründen an den konventionellen Epochen Grenzen der europäischen Geschichtsschreibung (Antike, Mittelalter, Neuzeit, Industrie-, Globalzeitalter). Die räumlichen Einzugsbereiche der einzelnen Epochen sind nicht deckungsgleich, da sie durch die kulturelle und nicht zuletzt militärische Reichweite der jeweils dominierenden Gesellschaften bestimmt waren. Die Welt des Mittelalters ist eine andere als die der Antike. Die gegenwärtige Welt ist eine globale. Die Querschnitte verfolgen ein bestimmtes Thema durch alle Bände. Dadurch besteht die Möglichkeit, einen Aspekt von Krieg und Gesellschaft quer zu lesen.

¹ Jutta Nowosadtko, *Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte*, Berlin 2002, 17

Bandvorwort

Krieg im mittelalterlichen Abendland

Denn wenn auch ein gerechter Krieg geführt wird, kämpft man doch auf der Gegenseite für die Sünde. Und jeder Sieg, auch wenn er Bösen zufällt, ist ein Gottesgericht zur Demütigung der Besiegten, sei es um sie von Sünden zu reinigen, sei es um sie für Sünden zu bestrafen.

Augustinus, De Civitate Dei 19,15

Die Beiträge zum vorliegenden Band untersuchen Krieg, Militär und Gesellschaft von der spätantiken Euro-Mediterranée ausgehend bis zum Beginn des frühneuzeitlichen Europas. So gibt die Chronologie die räumliche Erstreckung mit vor. Es ist einerseits die Welt des Mittelmeerraums, in der die Kulturen Südeuropas, Nordafrikas und des Nahen Ostens durch das verbindende Meer interagierten, als auch andererseits die Welt des nördlichen und zentralen Europas von den Steppenzonen Russlands über den Nord- und Ostseeraum bis zu den Britischen Inseln. Gerade während des Mittelalters entwickelten sich diese Zonen zu einem eindrucksvollen Kulturraum, dessen Zentrum von der Mittelmeerwelt schrittweise nach Zentral- und Westeuropa wanderte. Das Fränkische Reich, im heutigen Deutschland und Frankreich gelegen, sollte zur Kernregion des mittelalterlichen Europas werden, und seinen politischen und kulturellen Einfluss in die angrenzenden Regionen ausweiten. Im Osten existierte im Raum des Balkans und Kleinasiens weiterhin in Form des Byzantinischen Reiches eine Art von Restbestand der spätantiken Welt, während die neue Macht des Islam vom Nahen Osten ausgehend die nordafrikanische Küstenzone sowie Teile der Iberischen Halbinsel einnahm. Kriegerische und kulturelle Kontakte zwischen diesen drei großen Machtbereichen – der christlich-lateinischen, byzantinischen und islamischen Welt – prägten das Mittelalter entscheidend, bis schließlich der Beginn der europäischen Expansion das Augenmerk Europas schrittweise auf neue Erdteile lenkte. Der Prozess der »Europäisierung der Welt« nahm seinen Anfang.

CHRONOLOGIE	<i>Ein militärhistorischer Abriss des Mittelalters</i>	10
<i>Anfang der Zukunft</i>	<i>Ilja Steffebauer</i> Barbaren und Könige Krieg und Gesellschaft im nachrömischen Westen	11
	<i>Andreas Obenaus</i> Neue Mächte am Mittelmeer Die islamische Expansion und der Mittelmeerraum im Frühmittelalter	39
<i>Klassik</i>	<i>Leopold Auer</i> Mittelalterliches Kriegswesen im Zeichen des Rittertums	65
<i>Das lange Ende</i>	<i>Gerald Weigl</i> Im Zeichen des Matamoros Die letzten Ritter Spaniens	80
RAUM	<i>Militärische Expansion und Geografie</i>	104
<i>Militärzonen</i>	<i>Werner Meyer</i> Ritter, Burgen, Schlachten Das abendländische Kriegswesen	105
<i>Raumvorstellungen</i>	<i>Gerfried Mandl</i> Land- und Herrschaften Räumliche und soziale Kontrolle im europäischen Mittelalter	141
<i>Grenzen der Projektion</i>	<i>Norbert Hofer</i> Das Ende des langen Rittes Taktik, Strategie und Kampfweise mittelalterlicher Reitervölker im pannonischen Raum	156

<i>Ethnic Soldiering</i>	Werner Meyer Alteidgenössisches Kriegerum und Söldnerwesen	177
OPERATIVES	<i>Die Praxis der Kriegsführung</i>	206
<i>Logistik, Strategie und Taktik</i>	Ulrich Schmilewski Liegnitz/Wahlstatt Die Schlacht gegen einen unbekannten Feind	207
<i>Command and Control</i>	Jan Willem Honig Strategie und »Command and Control« in der spätmittelalterlichen Kriegsführung . .	232
ERGONOMIE	<i>Bewaffnung im sozialen Kontext</i>	272
<i>Krieger und Waffe</i>	Christoph Kaindel Es fiel die Blüte der Ritterschaft Der Aufstieg der Fußtruppen im 14. Jahrhundert	273
	Gottfried Liedl »Schlimme Künste« Plebejer, Knappen, Glockengießer: Die Kanone und ihre Wegbereiter	295
MENTALITÄT	<i>Reflexionen über den Krieg</i>	330
<i>Kriegsrecht</i>	Ioannis Stouraitis Legitimierung und Rechtfertigung von Krieg und Frieden in byzantinischer Zeit . . .	331
<i>Kunst und Propaganda</i>	Hermann Reichert Krieg in mittelalterlicher deutscher Dichtung	354
<i>Feindbild</i>	Thomas Ertl »Erschlagt sie alle ...« Das Ketzer-Feindbild und seine Instrumentalisierung im lateinischen Mittelalter 1000–1500	370

SOZIALGESCHICHTE	<i>Krieg und Gesellschaft</i>	392
<i>Ökonomie</i>	<i>Alexander Juraske</i> Steigbügel und Pflug Das Zeitalter der Panzerreiter und die Etablierung des Feudalismus	393
<i>Gendering</i>	<i>Bea Lundt</i> Das Geschlecht von Krieg im Mittelalter Der Ritter – eine Ikone heldenhafter Männlichkeit	411
<i>Gesellschaft</i>	<i>Rudolf Simek</i> Wikingische Strategien Historisch erfolgreiche Szenarien der Konfliktbewältigung	436
Autorenliste		459

CHRONOLOGIE

Ein militärhistorischer Abriss des Mittelalters

Der erste Abschnitt folgt dem im Rückblick dominanten militärischen System des mittelalterlichen Europas und seiner asiatischen und nordafrikanischen Grenzregionen. Das heißt jenem System, welches in dem definierten Zeitraum den größten und dauerhaftesten Erfolg hatte. Die Entwicklung geht dabei einerseits von den Sold beziehenden Berufs- und Auxiliärtruppen des spätrömischen Kaiserreichs, des byzantinischen Reiches und des muslimischen Kalifats, als auch andererseits von dem auf Gefolgschaft basierenden Heeressystemen der weströmischen Nachfolgereiche zur feudalen Kriegerklasse des Hoch- und Spätmittelalters – den Rittern. Diesem elitären, kampfgeschulten Personenkreis kam für lange Zeit gleichsam das Monopol auf Kriegführung zu. Militärische Funktion und sozialer Stand gingen Hand in Hand. Die ideale Vorstellung von einem Krieger des Mittelalters ist durch das Bild des Ritters geprägt, sei es durch die Ausrüstung, die Kampfweise als auch die vorherrschenden Normen und Regelhaftigkeiten. Natürlich taten auf den Schlachtfeldern des Mittelalters auch nicht-adelige Gruppen in großer Zahl ihren Dienst. Ihrer Rolle wurde aber stets weniger Beachtung geschenkt. Änderungen dieses Systems waren nur in geringem Ausmaß möglich und zumeist auch unerwünscht. Spätmittelalterliche Neuerungen im Bereich der Waffentechnik und Taktik wurden darum oftmals bewusst ignoriert, was schließlich zum Niedergang des Rittertums führen sollte. Spezialisierte Söldnerverbände lösten den feudalen Lehnskrieger auf lange Sicht ab. Außerhalb dieser Entwicklungslinie zeigen aber auch alternative Systeme, wie die der asiatischen Reiterkrieger, ihre hohe Effektivität und ihr Bedrohungspotential auf.

Barbaren und Könige

Krieg und Gesellschaft im nachrömischen Westen

ILJA STEFFELBAUER

Die Ursprünge der mittelalterlichen, abendländischen Gesellschaft und damit ihrer Kriegsführung liegen einerseits in der Romania – dem seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts christlichen Imperium Romanum – und andererseits in der Germania¹ – den durchaus unterschiedlichen sozialen und militärischen Traditionen der jeweiligen barbarischen Stämme – die sich in einem Gebiet des ehemaligen weströmischen Reiches niederließen. Dass dies die Verbindung zwischen zwei nicht völlig gegensätzlichen aber trotzdem schwer zu vereinbarenden Positionen war, ist schon den Zeitgenossen klar gewesen. Den Gotenkönig Athaulf, unter dessen Herrschaft seine Gruppe ihre Wohnsitze in Südgalien einnahm, lässt der Historiker Orosius (Zwölf Bücher Geschichte gegen die Heiden 7,43) sagen: Nachdem er nun eingesehen habe, dass er weder die Romania auslöschen noch ein römisches Reich gotischer Prägung gründen könne, da die Einstellung seiner Leute die Unterordnung unter die straff durchorganisierte Ordnung des römischen Staates nicht zulasse, müsse er das Imperium durch die Kraft seiner Goten stützen und durch das Zusammengehen mit Rom zugleich das Reich und seine Gefolgsleute vor anderen Feinden verteidigen. Diese These bringt die Hoffnungen und Realitäten der ersten Phase der spätrömischen Geschichte des europäischen Westens auf den Punkt, die zumindest zu Beginn des als entscheidende Wendezeit anzusehenden, langen 5. Jahrhunderts noch viele Römer und Barbaren gehegt haben mögen. Sie blieb – mit am Ende verhängnisvollen Konsequenzen – die politische Losung der weströmischen Zentrale bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus. Aus der privilegierten Nachschau des Historikers erscheint es vielleicht unverständlich, warum die verantwortlichen Politiker sich der neuen Qualität dieses Eindringens barbarischer Gruppen in das Reich nicht bewusst wurden. Der Grund mag darin gelegen haben, dass sie nicht von Anfang an evident war, und dass man meinte, in Gestalt dieser wandernden Barbarenhorden mit einem Phänomen konfrontiert zu sein, zu dessen Bewältigung erprobte und erfolgreiche Strategien längst bekannt waren. Was man nicht bedachte, war, dass die innere Dynamik des eigenen Staatswesens und die Veränderungen in der Struktur der Barbargruppen selbst eine neue Situation geschaffen hatten.

Das Ende der römischen Militärmacht im Westen

Mehrere Jahrhunderte hatte das römische Militärsystem den Mittelmeerraum und den Westen Europas beherrscht. Dabei hatte es sich im Laufe der Generationen an die jeweils neuen Herausforderungen angepasst, hatte von seinen Feinden gelernt und den inneren sozialen und politischen Veränderungen des Imperiums selbst Rechnung tragen müssen.

An der Grenze gegen die freien Germanen und andere Barbaren in Europa war aus einer Kordonverteidigung im frühen Prinzipat, das gegen die sporadischen Plünderzüge kleiner Gefolgschaften ausreichend gewesen sein mag, mit der Entstehung zahlenmäßig stärkerer Großstämme jenseits des Limes während des 1. Jahrhunderts nach Christus ein System starrer Verteidigungswerke geworden. Es fand im 2. Jahrhundert in den monumentalen Grenzsperren wie dem Hadrianswall in Britannien und der ›Versteinerung‹ bisher hölzerner Befestigungswerke an Rhein und Donau seinen bis heute sichtbaren Ausdruck. In gleicher Weise sicherten Ketten von Festungen und Festungsstädten die Wüstengrenzen im Osten und Süden gegen den zuerst parthischen und später sasanidischen Erzfeind bzw. die ebenfalls zunehmend aggressiver und organisierter werdenden Nomadenstämme der Sahara und der arabischen Wüste.

Parallel dazu begann man auch, das Vorfeld durch die Unterstützung und finanzielle Förderung ›vertrauenswürdiger‹ lokaler Barbarenführer zu sichern, die Romanisierung jenseits der Grenzen durch Handel und ›Entwicklungshilfe‹ (man erzog etwa die Söhne barbarischer Klientelfürsten in Rom) im eigenen Interesse voranzutreiben und sich die speziellen militärischen Fähigkeiten reichsfremder Gruppen zu Nutze zu machen. Zudem vertrat man über lange Zeit die Meinung, der *Roman way of life* würde eine ausreichende Attraktivität besitzen und mit seiner Verbreitung auch eine Verinnerlichung römischer Werte und schließlich eine friedliche Anerkennung der wohlwollenden römischen Weltordnung mit sich bringen. Das Imperium hatte daher immer eine Politik der offenen Türe gegenüber Barbaren verfolgt, die in seinen Armeen dienen wollten, betrachtete es diese doch auch als eine Schule des Römertums. Man übersah dabei natürlich, dass die lernwilligen Fremden sehr gerne römisches Geld, römische Güter und römische Technologien annahmen, von einer freiwilligen Einordnung in ein römisches Weltsystem konnte aber natürlich keine Rede sein. Ironischerweise hatte man durch die mit dieser Politik einhergehende Überschwemmung der barbarischen Soziökonomien mit römischen Prestigegütern, Techniken und Reichtümern wohl nicht unwesentlich selbst die Bildung größerer, effektiverer und daher auch militärisch schlagkräftigerer Häuptlingstümer jenseits der

Reichsgrenzen mit verursacht. Indem man romfreundlichen Potentaten Güter zur Umverteilung in die Hand gab, konnten diese zahlreichere und stärker an sie gebundene Gefolgschaftssysteme etablieren, als es die großteils kultisch fokussierten Großstämme zuvor vermocht hatten. Andererseits legte das System nahe, dass im römischen Gebiet ungeahnte Reichtümer zu holen waren, und spornte damit potentielle Plünderer an, die mit ihren so erbeuteten Gütern ebenfalls starke Gefolgschaften aufbauen konnten. Zahlenmäßig große, ihrer Herkunft nach oft durchmischte, von starken Heerkönigen geführte Gefolgschaftsgruppen, die militärischen Erfolg oder zumindest regelmäßige Tribute wie die Luft zum Atmen brauchten, um ihren inneren Zusammenhalt zu bewahren, waren somit das Produkt von Roms eigener Vorfeldsicherungspolitik.

Das zur Abwehr der älteren Stammeskonföderationen wie der Markomannen oder Sueben errichtete starre System der Reichsverteidigung erwies sich indes in der Zwischenzeit als unzureichend. Die Reichskrise des 3. Jahrhunderts – eine Serie von Usurpationen, militärischen Katastrophen, wie jener unter Kaiser Valerian gegen die Perser (260), und ständiger Überfälle jener neuen, immer stärker werdende Gefolgschaftsgruppen unter aggressiven Heerkönigen – machte deutlich, dass eine einmal ins Innere des Reiches eingedrungene feindliche Heerschar oder gar lokal aufflammende Aufstände oder Usurpationen (kurzlebige Sonderreiche etablierten sich etwa in Gallien und im Osten um die Oasenstadt Palmyra) nicht mehr allein dadurch bewältigt werden konnten, dass man wie früher Truppenkontingente von der Grenzverteidigung abzog und aus ihnen anlassbezogen Eingreiftruppen bildete. So gelang es etwa um die Mitte des 3. Jahrhunderts den einige Zeit zuvor an die Nordküste des Schwarzen Meeres eingewanderten Goten, nicht nur dort ein Reich zu errichten und in mehreren Plünderzügen die Balkanprovinzen des Reiches bis zur Peloponnes zu durchziehen, sondern auch den Sprung vom Land aufs Schiff zu schaffen und die Küsten zuerst des Schwarzen und dann sogar des Mittelmeeres – nicht länger *mare nostrum* der Römer – mit Piratenüberfällen heimzusuchen. Als diese ersten Windstöße den aufziehenden Sturm ankündigten, wurden auch die bisher im Schutze der *pax romana* unbefestigten Städte der Binnenprovinzen wieder mit Mauern umgeben (etwa die Herulermauer von Athen oder die Aurelianische Mauer von Rom). Ganz im Sinne dieser Logik wurden auch Heiligtümer wie etwa der Zeustempel von Olympia, die mit ihren Tempelschätzen Ziel von Plünderern sein konnten – und es auch wurden – fortifiziert. Man versuchte also einerseits des anscheinend nur schwer beherrschbaren Problems weitgreifender barbarischer Plünderzüge durch Befestigung potentieller Ziele Herr zu werden.

Andererseits war das überholte Grenzverteidigungssystem diesen vielfältigen, gleichzeitigen und rasch auftretenden Bedrohungen zum einen nicht gewachsen, zum anderen trugen die ständig notwendigen Abkommandierungen von Truppenkontingenten, die aus dem immer öfter erfolglosen Feldzügen nicht mehr zurückkehrten, zu seiner Aushöhlung bei. Um die Wende zum 4. Jahrhundert – wesentlich unter der Ägide des aus dem Heer hervorgegangenen Kaisers Diokletian – ging man daher im Rahmen einer umfassenden Neuordnung des zwischenzeitlich wieder befriedeten und vereinten Reiches zu einer zweiteiligen Heeresgliederung über, in der entlang der Grenze zunehmend milizartige Sicherungstruppen stationiert waren (*limitanei*, »Grenzer«), während die Hauptschlagkraft des Heeres in der schnellen Eingreiftruppe (*comitatenses*, »Begleittruppen«) und Garderegimentern (*palatini*, »Palastwachen«) lag, welche sich permanent um den jeweiligen Kaiser – von denen es zeitweise mehrere in kooperativer Herrschaftsausübung geben konnte – gruppierten. Da es notwendig war, mit dieser Eingreiftruppe rasch zum Krisenherd zu gelangen, nahmen in ihr von Anfang an berittene Einheiten die bevorzugte Stellung ein, auch wenn wir uns viele davon eher im Sinne von Dragonern als berittene Infanterie vorstellen müssen. Spätestens mit der Heeresteilung zwischen den Kaisern Valentinian und Valens in Naissus 364 entwickelten sich die Militärsysteme des Westreiches und des Ostreiches zunehmend auseinander. Im Folgenden ist vorzüglich, wenn pauschal von »Römern« gesprochen wird, vom Westreich die Rede, da das Militärsystem des östlichen – später einmal als »byzantinisch« bezeichneten Imperium Romanum – eine eigene Entwicklung durchmachen sollte. Das des Westens war es aber, das durch seine spezifischen Strukturen und die Entwicklungen, die es nahm, den Weg ebnete für die Entstehung germanischer Nachfolgestaaten auf dem Boden des ehemaligen römischen Reiches, aus denen dann die mittelalterlichen Königtümer des Abendlandes mit ihrer typischen Wehrverfassung hervorgingen.

Einen guten Ausgangspunkt für die Analyse dieser Entwicklung bietet die *notitia dignitatum*, eine Art Aufstellung der Verwaltungs- und Militäreinheiten des gesamten Reiches, entstanden um 400. Sie erzeugt den Eindruck eines – zumindest auf dem Papier – beeindruckenden Truppenkörpers, der früher einmal auf 300.000 Mann geschätzt wurde, was aber bloß eine »Sollstärke« darstellt. Was die detaillierte Aufstellung nicht zeigt, ist die zu diesem Zeitpunkt bereits massive Abhängigkeit des römischen Militärapparates von germanischen (und anderen, etwa maurischen, alanischen oder sarmatischen etc.) Rekruten. Jüngere Schätzungen gehen davon aus, dass sie zu dieser Zeit zumindest ein Viertel, wenn nicht weit mehr, der regulären Truppen

ausmachten. Grund dafür war die bereits erwähnte hohe Attraktivität des Kriegsdienstes in der römischen Armee für Auswärtige. Der Gewinn eines erfolgreichen Soldatenlebens erlaubte entweder in den eher armen Ökonomien jenseits der Grenze einen Lebensabend in unvergleichlichem Reichtum zu verbringen, oder er war nur das Startkapital, mit dem ein ehrgeiziger Fremder den Einstieg in die unvergleichlich reichere Lebenswelt des Imperiums schaffen konnte. Die Armee – und dabei wohl vor allem die bereits etablierten Barbaren innerhalb der Streitkräfte – bildete ein Migrationsnetzwerk, das kontinuierlich und in zunehmend größerer Zahl barbarische Kriegsdienstwillige anzog und in den römischen Staat – und Staatsapparat – schleuste. Wie bei ähnlichen Netzwerken in anderen Zeiten mag am Beginn die Absicht, im Ausland sein Glück zu machen und dann zurückzukehren, vorgeherrscht haben. Am Ende führte die Entwicklung wie in den historischen Vergleichsfällen aber dazu, dass die »Kriegermigranten« in ihrer erwählten Heimat blieben, sich teils integrierten aber auch begannen, dort im Interesse ihrer Landsleute zu wirken. Militärdienst bedeutete für manche von ihnen die Möglichkeit zu Reichtum und Einfluss zu gelangen. Die Reformkaiser hatten ja auch die ständischen Schranken für den Aufstieg in der römischen Armee beseitigt. Hatten sich die höheren Ränge des Heeres früher aus den korrespondierenden Ständen der Ritter und Senatoren rekrutiert, was ein Avancement aus der Truppe innerhalb einer Generation effektiv unmöglich machte, war es nun einem fähigen und ehrgeizigen Barbaren möglich, über die Armee aufzusteigen und in die höchsten Kreise des Reiches vorzudringen.

Warum aber diese starke Hinwendung zu auswärtigen Rekruten? Ein Mangel an römischen Wehrfähigen im rein zahlenmäßigen Sinn kann es nicht gewesen sein. Ein genereller Rückgang der Reichsbevölkerung wird nicht mehr länger behauptet, auch wenn es in einzelnen Landstrichen durch Aufstände, Feldzüge und Plünderungen zu Bevölkerungsrückgang durch Abwanderung gekommen sein mag. Das heißt aber nur, dass die Bevölkerung sicherere Regionen aufsuchte, nicht, dass sie generell zurückging. Gerade Entwurzelung und soziale Not hat zu anderen Zeiten – man denke nur an den Hundertjährigen Krieg oder den Dreißigjährigen – eher dazu geführt, dass die Rekrutierungsangebote der Armee angenommen wurden, versprachen sie doch zumindest ein gesichertes – und im Vergleich zu den chaotischen Zuständen auf dem flachen Land auch tatsächlich »sicheres« – Leben. Die Ursachen für die Unfähigkeit des späten römischen Staates, Rekruten in ausreichender Zahl aufzustellen, lagen anderswo, nämlich in der Veränderung der sozialen Verhältnisse und der staatlichen Strukturen in der Spätantike.

Der überwältigenden Attraktivität des Kriegsdienstes in der regulären römischen Armee für Fremde standen nämlich tendenziell immer geringer

werdende Anreize und reale Hürden für die gewöhnliche Reichsbevölkerung gegenüber. Mit der Gewährung des römischen Bürgerrechtes an alle Reichsbewohner durch Kaiser Caracalla (212) verschwand zuerst einmal der wichtige Anreiz der rechtlichen Besserstellung nach Ableistung der Dienstzeit in den Hilfstruppen. Nachdem der römische Staat durch die Krise des 3. Jahrhunderts dann so massiv unter Druck gekommen war, etablierten die Reformkaiser um die Jahrhundertwende ein neues System – üblicherweise als *Dominat* bezeichnet – das verschiedentlich als dirigistisch-totalitär bis zu staatssozialistisch charakterisiert worden ist. Für die Frage der Truppenenergänzung von Bedeutung war, dass unter diesem System immer größere Bevölkerungsgruppen der Rekrutierung entzogen wurden. So band einerseits etwa die Produktion wichtiger strategischer Güter in den Zünften und kaiserlichen Rüstungsfabriken zahlreiche Personen, andererseits wurde aber auch die zahlenmäßig dominierende Gruppe der Landbevölkerung – bei oft konvergierenden Interessen von Staat und Großgrundbesitzern – in den Status von Kolonen (lat. *coloni*) gedrängt. Dies waren an die Scholle gebundene Bauern, deren steuerliche, rechtliche und politische Verwaltung der Grundbesitzer wahrnahm. Dieser war – insbesondere unter dem stetig wachsenden Steuerdruck, für den er am Ende dem Staat gegenüber verantwortlich zeichnete – natürlich nicht daran interessiert, wertvolle Arbeitskräfte an die Armee zu verlieren. Darin trafen seine Interessen dann durchaus auch mit denen seiner Untergebenen zusammen. Denn durch den zunehmend defensiven, verlustreichen und oft bürgerkriegsartigen Charakter der Kriegsführung in der Krisenzeit war schlicht das Interesse der Reichsbürger erlahmt, in dieser Armee Dienst zu tun, wenn die Alternative ein immer noch vergleichsweise sicheres Leben war. Der Grundherr machte sich daher erbötig, statt der vorgeschriebenen Rekruten Gelder zu zahlen, die dann natürlich zur Anheuerung von – meist reichsfremden – Dienstwilligen benutzt wurden. Auf der anderen Seite entzogen sich wachsende Gruppen – vor allem jene, die nicht in die Abhängigkeit der Landbesitzer geraten wollten – aktiv dem Zugriff des Staates, indem sie ›Landflucht‹ begingen, also schlicht ihre drückend besteuerten und bei den Großgrundbesitzern verschuldeten Bauernstellen verließen und in der Wildnis oder den Großstädten untertauchten. Viele gaben sich vor allem im Osten als mönchische Einsiedler aus. Aus Ägypten ist dieses Phänomen der *anarchoresis* in zahlreichen Papyrusurkunden der Lokalverwaltung belegt. Andernorts rotteten sich Gruppen von Agrarrebellen zusammen und etablierten banditische Gegengesellschaften wie die der *Bagauden* in Gallien. Oder sie formierten sich unter dem Eindruck religiöser Lehren zu fanatischen Mobs wie etwa die *Circumcellionen* in Afrika. Beide gingen mit Gewalt gegen die verhassten Gutsherren vor, was mit ein Grund

für die innere Schwächung vor allem der westlichen Provinzen des Reiches war, in denen der Großgrundbesitz ein viel größeres Ausmaß erreicht hatte, als in den östlichen.

Die Interessen der römischen Land besitzenden Elite – in Konvergenz, sicher nicht in Abstimmung, mit denen eines Teiles der Bauernschaft und des Staates – verhinderten also zunehmend den Zugriff des Staates auf sein eigenes Rekrutierungspotential. Außerdem war »patriotisches« römisches Verhalten für die Menschen im Westen durchaus nicht die einzige Alternative. Eine andere bot sich ebenfalls an und erschien bisweilen angesichts der inhärenten Ungerechtigkeiten des spätrömischen Staates sogar attraktiver: Kooperation mit oder gar Überlaufen zu den Barbaren.

All diese Faktoren bewirkten zusammen, dass die spätrömische Armee – selbst wenn sie darauf Wert gelegt hätte – immer weniger genuin römische Rekruten zur Verfügung hatte, sich aber gleichzeitig kriegsdienstwilliger Barbaren kaum erwehren konnte. Diese traten, ausgelöst durch die großen Migrationsströme, welche das Eindringen der Hunnen im Osten Europas in Bewegung gesetzt hatten, mit dem späten 4. Jahrhundert nicht mehr nur als Individuen oder Gruppen von Kriegern unter der Führung eines Söldnerhauptmannes auf, sondern zunehmend als mobile Bevölkerungen, die neben ihren Haushaltsmitgliedern (Frauen, Kinder und Gesinde) auch noch ihre Versorgungsbasis in Form von Hausrat und Herden mitführten. Sie wünschten nichts weniger, als sich unter den Schutz des römischen Reichs zu begeben und boten dafür ihre Kampfkraft als Gegenwert an. Als *foederati* (wörtl. »Vertragspartner«) wurden sie unter Gewährung solcher Vereinbarungen *nolens volens* ins Reich aufgenommen.

Ihre Kontingente bleiben in der *notitia* unsichtbar, da sie nur im Bedarfsfall ausgehoben wurden – auch wenn sie bisweilen später in die stehende Armee eingegliedert werden konnten. Zeitgenössische Autoren (so etwa Zosimos oder Orosius) waren sich immer im Klaren, dass diese Formationen nicht Teil der regulären Truppe waren, sprechen sie doch oft differenzierend von »Soldaten« gegenüber »Verbündeten« – oder einfach nur von »Barbaren« bzw. »Goten« oder »Hunnen« oder einem anderen passenden Stammesnamen.

Foederati gab es nun in zwei Formen: Zum einen existierten Stammesgruppen – wie etwa die Westgoten ab 376, die innerhalb des Reiches angesiedelt worden waren und als Gegenleistung für ihre militärischen Dienstleistungen laufende Zuwendungen (*annonae*) erhielten – deren Aufbringung wiederum den Steuerdruck erhöhte; mit den oben geschilderten Folgen. Ihnen übertrug Rom – beginnend schon im 4. Jahrhundert – an immer mehr Grenzen Sicherungsaufgaben. Zum anderen gab es Gruppen ohne dauerhaftes Ver-

tragsverhältnis mit dem Reich, die im Bedarfsfall von innerhalb oder außerhalb des Imperiums angeworben wurden und teils unter ihren eigenen Anführern, teils unter römischen Offizieren dienten. Der besondere Vorteil beider Arten von Kriegern war, dass sie sich selbst ausrüsteten und ausbildeten, um in ihrer stammestypischen Art und Weise als funktionierende Einheit zu kämpfen. Anders als bei der Aushebung von Rekruten waren keinerlei weitere Investitionen in ihre Kampfkraft notwendig. Sie waren gleichsam »Soldaten von der Stange«.² Für einen Staat in chronischen Finanznöten war es also auch aus dieser Perspektive attraktiver, kurzfristig fertig bereitstehende Barbaren zu bezahlen, als langfristig in die sozialen Grundlagen und die Ausbildung, den Unterhaltung und die Absicherung einer aus der eigenen Bevölkerung rekrutierten Armee zu investieren.

Welche Bedeutung diese Kontingente von Verbündeten hatten, wann auch immer das Reich in die Offensive gehen wollte, zeigt z.B. Stilichos Heer in Italien, das nach dem Tod des Feldherren (408), als seine *foederati* fast geschlossen desertierten, effektiv aufhörte als wirksame Armee zu existieren; ähnlich erging es einer anderen römischen Armee, die 422 in Spanien einrücken sollte. Man kann weiters davon ausgehen, dass die noch scheinbar römischen Formationen der Feldarmeen – hervorgegangen aus den *comitatenses* und *palatini* der Jahrhundertwende – ebenfalls einen tendenziell höheren Anteil an barbarischen Karrieremilitärs als an römischen Rekruten enthielten, sodass sich der faktische barbarische Anteil selbst bei scheinbar gemischten Armeen noch weiter zu Gunsten der Reichsfremden verschob.

Die genuin römischen Formationen gerieten auf diese Weise gegenüber den Kontingenten der Föderaten ins Hintertreffen. Sie waren nicht einfach verschwunden oder gar im Feld geschlagen worden. Einzelne Einheiten überlebten immerhin nachweislich noch bis in die Zeit der Merowinger als Garnisonstruppen in Städten Südgalliens. Aber eben als Garnisonstruppen und in Gestalt der Grenzsicherungseinheiten, die zunehmend zu einer in der Region verwurzelten Miliz wurden, die bestenfalls noch als Polizeitruppe dienen konnte. Viele waren bald von der Reichszentrale abgeschnitten – wie etwa jene in Britannien oder Teilen Nordgalliens – und wurden daher auch nicht mehr besoldet. Sie standen effektiv auf verlorenem Posten. Anekdotenhaft schildert diese Situation am Beispiel von Ufernoricum der Mönch Eugipp in der Lebensbeschreibung des Heiligen Severin, der dort in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts aktiv war (Leben des Heiligen Severin 20,1): »Zu der Zeit, als das Römische Reich noch stand, wurden die Soldaten vieler Städte zur Bewachung des Limes aus öffentlichen Mitteln unterhalten; als es diese Einrichtung nicht mehr gab, verschwanden zugleich mit dem Limes auch die Truppen; nur in Batavis (Passau) hielt noch eine kleine Truppe durch, so gut

es eben ging. Von dieser waren einige nach Italien aufgebrochen, um für ihre Kameraden den ausstehenden Sold zu holen, wurden aber, ohne dass dies jemand erfuhr, unterwegs von Barbaren getötet.«

Das flache Land war vielfach in der Hand von Barbaren und einheimischen Banditen, die Reste der regulären Truppen hatten sich gemeinsam mit der Bevölkerung und dem Klerus hinter den vielfach gegenüber früher stark zurückgenommenen Mauern römischer Befestigungen verschanzt. Barbarische Banden und Fouragiertrupps raubten mehr oder weniger ungehindert Güter und Sklaven, wobei auch die Gefangennahme zur Lösegelderpressung eine Rolle spielte. Einzelne Großgrundbesitzer hielten auf ihren befestigten Landsitzen aus und umgaben sich mit bewaffneten Leibwächtern. In den reicheren, besser geschützten Provinzen im Inneren des Reiches konnten diese Latifundien zu regelrechten kleinen Herrschaften anwachsen, mit ihrer eigenen Schutztruppe aus Söldnern (*bucellarii*, von *bucellum* der Bezeichnung für das feinere Weizenbrot, das den persönlichen Gefolgsleuten offenbar zustand). Die öffentliche Ordnung war effektiv zusammengebrochen, das römische Reich ein *failing state*, der über weite Teile seines Territoriums die Kontrolle verloren hatte. Dieses fielen rasch in die Hände barbarischer oder auch römischer – man denke an den nordgallischen *rex romanorum* Syagrius und seinen Vater Aegidius oder die romanobritischen Führer, die sich hinter den legendären Namen Vortigern und Artus verbergen mögen – *warlords* und lokaler Adelscliquen, von denen viele eine pragmatische Kollaboration mit dem ›Feind‹ der unsicheren Hoffnung auf die Reichzentrale vorzogen. Mit diesem Entgleiten der Kontrolle über Gebiete ging auch ein Verlust der Steuereinnahmen und Rekrutierungspotentiale der Territorien einher. Wenn man dazu noch die Regionen zählt, die durch Föderatenansiedlung ebenfalls der Zentrale weitgehend entzogen waren, schrumpfte das effektiv vom weströmischen Staat kontrollierte Land schon lange vor der Errichtung offizieller barbarischer Königreiche auf seinem Gebiet auf einen Bruchteil dessen zusammen, was die historische Landkarte vorspiegelt.

Auf der Ebene des Militärs war auf diese Art und Weise eine Zweiklassenarmee entstanden. Die großteils noch von ortsansässigen Romanen gestellten Grenz- und Garnisonstruppen fielen einer allmählichen Aushungerung zum Opfer. In den als politisches Gestaltungsmittel wichtigeren Feldarmeen hatte das römische Element aufgehört eine namhafte Rolle zu spielen. Dies zeigt sich deutlich in den militärischen Unternehmungen der beiden erfolgreichsten römischen Feldherren des 5. Jahrhunderts im Westen – des Constantius (später als der dritte seines Namens auch Kaiser) und des Aetius.

Constantius' Unternehmen wurden noch mit massiver Einziehung von Grenztruppen in die Feldarmee begonnen, womit wahrscheinlich die letz-

ten effektiven Truppenteile der Grenzverteidigung entzogen wurden. Doch bedeutete dies nicht, dass es sich damit um eine römische Armee in irgendeinem anderen als einem politischen Sinn handelte. Ihr Kern bestand bereits aus vornehmlich barbarischen Profisoldaten – eben jenen *bucellarii*, die ihren Ursprung in den Leibwächtern der Grundbesitzer gehabt hatten – im persönlichen Dienst des Feldherren. Als verhängnisvoll sollte sich in diesem Zusammenhang erweisen, dass die persönliche Bindung der Kerntruppen der Armeen rasch dazu führen konnte, dass sich mehr oder weniger erfolgreiche Feldherren selbständig machten. Diese Tendenz verstärkte sich während des 5. Jahrhunderts zunehmend.

Constantius sah sich im Westen einer chaotischen Situation gegenüber. Im Winter 406 (oder vielleicht nach neueren Überlegungen³ schon 405) hatten germanische Gruppen, vornehmlich bestehend aus Vandalen, Sueben und Alanen, in vorher nie da gewesener Zahl die Rheingrenze überschritten und mit Plünderzügen in Nordgallien begonnen. Möglicherweise als Reaktion darauf erhoben die britischen Truppen, die sich von der westlichen Reichszentrale unter Kaiser Honorius im Stich gelassen fühlten, in rascher Folge drei Usurpatoren an ihre Spitze, von denen der letzte, Konstantin (III.), rasch nach Gallien übersetzte und bald den gesamten Westen, inklusive Spaniens, kontrollierte. In dieser Situation trat Constantius gegen den mittlerweile in Arles residierenden Usurpator noch einmal auf die traditionelle, römische Weise an, indem er ihn belagerte bzw. die ihm zu Hilfe eilende Armee zur Feldschlacht zwang. Gegen die in Südgallien unter Athaulf operierenden Goten wandte er aber bereits eine neue Strategie an, indem er ihnen die Möglichkeit nahm, sich aus dem Land zu versorgen. Damit hatte er einen wesentlichen Zug aller barbarischen *gentes* erkannt: Es waren im Endeffekt allein nicht lebensfähige, schmarotzerische Entitäten, die darauf angewiesen waren, entweder vom römischen Staat versorgt zu werden, oder sich ihren Unterhalt durch Plünderung zu verschaffen. Damit unterschieden sie sich in nichts – außer vielleicht in der höheren Zahl von mit zu versorgenden Nichtkombattanten, die sie mitführten – von einer gewöhnlichen Armee, die ähnliche Forderungen stellte. Ihre Anführer waren mehr *warlords* als Volkskönige, ihre Zusammensetzung war mehr von Opportunismus und den Erfolgsaussichten der jeweiligen Führungsperson als von ›ethnischen‹ Kriterien bestimmt. Deswegen zersplittern diese ›Stämme‹, die eben keine waren, auch so leicht, bekriegten sich intern, schlossen wechselnde Allianzen, verschmolzen und spalteten sich, nahmen Elemente anderer Gruppen – darunter nicht wenige Römer, die unter den Barbaren ein freieres Leben als in der Zwangsinstitution des Dominats suchten – auf oder stießen sie wieder ab. Nicht zuletzt ist diese existentielle Abhängigkeit der Grund,

warum manche Gruppen scheinbar beständig die Seiten wechselten – einmal für und einmal gegen die Römer kämpften. Eine barbarische *gens*, die ohne römische Zuwendungen zu lange untätig blieb, war dem Untergang geweiht, entweder durch Desertion oder schlichtes Verhungern. Die ›Stämme‹ der Völkerwanderungszeit haben also mehr mit der entfesselten Soldateska ähnlich traumatischer Epochen der Geschichte – etwa des Dreißigjährigen Krieges – gemein, als mit historischen Auswanderungswellen.

Der oben erwähnte Constantius bediente sich ganz im Sinne der im vorigen Absatz entworfenen Logik der zuvor durch systematische Aushungerung botmäßig gemachten Goten gegen den Usurpator Jovinus und die in Spanien eingefallenen vandalischen und alanischen Gruppen. Damit tat er etwas bis dahin Unaussprechliches, das aber längst Realität war: Er überließ die Rückeroberung einer Kernprovinz des Reiches gänzlich barbarischen Verbündeten. Barbaren bekämpften für Rom andere Barbaren, mit dem feinen Unterschied, dass diesmal nicht einmal mehr ein nominelles, römisches Oberkommando bestand.

Auch der andere bedeutende römische Feldherr des Jahrhunderts – Aetius – begann seine Karriere und führte sie zu den bekannten Höhepunkten, weil er sich auf eine starke ihm persönlich ergebene Kerntruppe aus hunnischen Söldnern verlassen konnte. Auch er bediente sich des Mittels der Ansiedlung geschwächter oder unterworfenen Barbaren im Reich. So installierte er Alanen im Rhonetal und Armorica und die Reste der von ihm aus ihrem Reich um Worms vertriebenen Burgunder (hier ist der Ursprung des Nibelungenliedes zu vermuten) in Savoyen. Seinen bedeutendsten Sieg, auf den Katalaunischen Feldern gegen Attila 451, erfocht er an der Spitze eines Koalitionsheeres aus Föderaten, germanischen Verbündeten und seiner eigenen ›römischen‹ Armee, die zumindest nach der Überlieferung des Iordanes (*Getica* 190,1) ihrerseits allein aus Kontingenten von Barbaren bestand: »*Franci, Sarmatae, Armoriciani, Liticiani, Burgundiones, Saxones, Riparii, Olibriones* [...]«. Der Sieg über die Hunnen war somit ein Sieg allein von barbarischen Verbündeten und Söldnern! Über die militärische Bedeutung des Schlachtausganges kann man im Übrigen geteilter Meinung sein. Schon 452 war Attila wieder in der Lage, mit einer großen Armee in Italien einzufallen und mehrere Monate lang Aquileia und Mailand zu belagern. In der Kernprovinz des Reiches existierte zu diesem Zeitpunkt offenbar keine römische Armee, die in der Lage gewesen wäre, sich ihm entgegenzustellen. Noch nicht einmal Störmanöver konnten während der langen Zeit, in der die Hunnen vor den Mauern der beiden Städte festsaßen, durchgeführt werden. Schon 440, als vandalische Überfälle zur See befürchtet worden waren, war Kaiser Valentinian nichts anderes übrig geblieben, als die Bürger aufzufordern, sich zu bewaffnen und die

Küsten selbst zu verteidigen. Auf die im selben Dekret erwähnten Soldaten und Föderaten schien kein Verlass gewesen zu sein. Was von der regulären römischen Armee übrig geblieben war, war auch hier auf Garnisonsaufgaben reduziert und selbst dabei nicht sehr effektiv. Wenn man also während der Spätphase des Weströmischen Reiches militärisch offensiv vorgehen wollte, musste man auf Barbaren zurückgreifen. Dies schlug sich dann schließlich auch in der Gesetzgebung nieder, die ja immer den Realitäten hinterherhinkt. So wurde im Theodosianischen Codex (CTh 11.18.1) darauf Wert gelegt, dass statt der Aushebung von Rekruten lieber Geld als Ablöse für den Militärdienst eingetrieben wurde, damit man davon Söldner bezahlen konnte.

Das lange 5. Jahrhundert wurde damit zu einer Wendezeit, deren Endprodukt neben dem offiziellen staatsrechtlichen Ende des römischen Reiches (476) vor allem die Etablierung der neuen Raumordnung Westeuropas und des westlichen Mittelmeerraumes sein sollte. Die oben beschriebenen barbarischen *gentes* mit ihren *warlords* hatten im Laufe von ein, zwei Generationen den Weströmischen Staat – mit der tatkräftigen Mithilfe namhafter Vertreter desselben – weitgehend ausgehöhlt. Sie hatten aber, indem sie seine territoriale und ökonomische Basis zerstörten, damit auch die Hand gefressen, die sie fütterte. Ein Strukturwandel tat dringend Not, wenn sie nicht von dem kollabierenden Gebilde mitgerissen werden wollten.

Der Ausbruch aus dem Teufelskreis ist in allen Fällen mit weiterblickenden Führungspersönlichkeiten – wie einem Athaulf, Geiserich oder Theoderich dem Großen – verbunden, die erkannten, dass nur die dauerhafte Etablierung in einem Gebiet unter Aneignung agrarischer Produktionsmittel eine von der Willkür Roms unabhängige Zukunft sichern konnte. Das Mittel dazu, nämlich die Versorgung von barbarischen Kriegern aus Anteilen an römischen Landgütern, welches wir bei den Burgundern, Ostgoten und Westgoten nachweisen können, unterstreicht noch einmal den aus römischer Sicht primär militärischen Charakter dieser Landnahme, bediente man sich doch des rechtlichen Instruments der *hospitalitas* (wtl. »Gastfreundschaft«), das eigentlich für die Einquartierung regulärer römischer Truppen bei Privatpersonen geschaffen worden war. All das bedeutet aber nicht, dass dies von Anfang an das Ziel oder die vorherrschende Strategie der Barbaren gewesen wäre. Für mehrere Jahrzehnte bis zu ein, zwei Generationen waren manche Gruppen im Strudel der Ereignisse und der Überlebenslogik ihres Wanderdaseins gefangen. Manche, wie die Vandalen, hatten sich nie in demselben Ausmaß wie die Westgoten oder Franken auf eine Kooperation mit Rom eingelassen. Andere, wie die Alamannen, hatten ihre angestammten Wohnsitze überhaupt nicht verlassen, sondern übten lediglich von ihren

Gebieten jenseits der ehemaligen Reichsgrenzen kontinuierlichen Druck aus. Gleich wo in diesem Spektrum von Möglichkeiten eine Gruppe einzuordnen ist, ab der Mitte des 5. Jahrhunderts beginnen sich jene, die ins Reichsgebiet vorgedrungen waren, dauerhaft in neuen Gebieten zu etablieren. Am Ende des Jahrhunderts – mit der nennenswerten Ausnahme der langobardischen Nachzügler, die erst in den 550er Jahren den Platz der Ostgoten in Italien einnehmen – ist der gesamte Westen des ehemaligen römischen Imperiums in den Händen germanischer Königtümer.

Die Kriege der Germanenkönige

In der Forschung hatte lange Zeit die Meinung vorgeherrscht, die Kriege des nachrömischen Westeuropa wären Auseinandersetzungen zwischen kleinen, unorganisierten barbarischen Horden ohne taktische Finesse und strategische Planung gewesen, wenn die Epoche nicht aufgrund der schlechten Quellenlage überhaupt ignoriert wurde⁴.

Die Materie wird auch noch dadurch verkompliziert, dass die germanischen Gesellschaften, die sich, wie wir im vorhergehenden Abschnitt gesehen haben, während der Niedergangsphase des römischen Imperiums in Westeuropa etablierten, in eine Situation hineinwuchsen, in der es verschiedene Intensitätsgrade von organisierter Gewalt gab, was schon das Konzept von Krieg in dieser Zeit schwer fassbar macht. Die alte, römische Idee von erklärten und gerechten Kriegen zwischen Staaten und Königen hatte gemeinsam mit dem Gewaltmonopol des Staates aufgehört zu existieren oder hatte innerhalb der archaischen Gesellschaftsordnungen der Barbarengentes überhaupt nie existiert. In den Gesellschaften des nachrömischen Westens – und das sollte für die längste Zeit des nachfolgenden Mittelalters so bleiben – fanden selbst in offiziellen Friedenszeiten ständig gewalttätige Auseinandersetzungen auf unterschiedlichen Niveaus innerhalb der normalen Rechtsordnung statt. Dies begann mit gewaltsamen Übergriffen in der Nachbarschaft, zwischen Sippen und den Kriegergefolgschaften von Großen, die nur schwer – und in der Wahrnehmung der Zeitgenossen offenbar überhaupt nicht – von Banditentum und Plünderzügen zu unterscheiden waren. Etwas weiter oben auf der Skala fanden sich Fehdewesen und Blutrache zwischen Verwandtschaftsgruppen und Siedlungsgemeinschaften und schließlich gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen lokalen Adeligen und ihren Anhängern, die, wenn sie sich gegen den Monarchen richteten, direkt in Aufstand oder Usurpation übergingen. Erst jetzt erreichen wir die Ebene, der auf den historischen Karten verzeichneten Königtümer, die sich natürlich

ebenfalls untereinander bekriegten oder gegen weniger verdichtete Gebilde wie Stämme oder Häuptlingstümer jenseits ihrer Grenzen kriegerisch vorgingen, wenn nicht gerade eine durch königliche Erbteilung gespaltene germanische ›Nation‹ – wie etwa die Franken oder die Burgunder gleich mehrmals – in einen ›Bürgerkrieg‹ verwickelt war.⁵

Dieser Zustand ist darauf zurückzuführen, dass die nachrömischen und frühmittelalterlichen Königreiche vergleichsweise große politische Gebilde waren – erst die frühneuzeitlichen Flächenstaaten sollten wieder ähnliche Ausdehnungen erreichen – die in ihrem Inneren dementsprechend heterogen waren. Die herrschende (Krieger)schicht, welche aus den barbarischen *gentes* der Völkerwanderungszeit hervorgegangen war, war sehr klein und wahrte zumindest in der ersten Generation eine deutliche Distanz zur romanischen⁶ Mehrheitsbevölkerung. Die Tatsache, dass sich in allen westeuropäischen Nachfolgestaaten des römischen Imperiums schließlich die romanische Volkssprache gegenüber den germanischen Dialekten der neuen Herren durchsetzte – England ist möglicherweise aufgrund der Renaissance des Keltischen schon in der spätrömischen Phase hier die Ausnahme – unterstreicht dieses Faktum. Zum anderen hatten die unterschiedlichen Machtträger innerhalb der Gesellschaft – (teils noch romanischer) Landadel, alte Stammesnobilität, Dienstadel der Könige, Bischöfe und Klöster etc. – unterschiedliche Interessen und allesamt Zugang zu Waffengewalt und wenig, was sie daran hinderte, diese in ihrem Interesse einzusetzen. Ihnen gegenüber standen Könige, die vielfach lediglich erste unter Gleichen waren und aufgrund der vorherrschenden germanischen Sitte der Erbteilung auch oft tatsächlich Gleiche in Gestalt ihrer Brüder neben sich hatten. Wer von diesen Parteien nun ausreichend viel Überschussproduktion – effektiv allein aus der Landwirtschaft – auf sich vereinen und dementsprechend viele Krieger unterhalten konnte, um in Allianz mit den Willigen den Rest der Mitspieler in Schach halten zu können, gab den Ton an. In den meisten Fällen waren die jeweiligen Könige dazu in der Lage, doch nicht ohne fast ständig lokal und regelmäßig regional oder auf der Ebene des Gesamtreiches herausgefordert zu werden.

Der Ursprung dieser Könige liegt, wie wir uns erinnern, in den söldnerischen *warlords* der Wanderungszeit, die sich ihrerseits den Habitus spätrömischer Militärkaiser wie Valentinian, Konstantin oder Theodosius zu Eigen gemacht hatten und auch dann noch gerne römische militärische Titel führten, als Roms Macht längst geschwunden war. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass ein wesentliches Element des königlichen Charismas während der gesamten Epoche in kriegerischem Gebaren und vorzugsweise entsprechendem Erfolg begründet war. Folglich waren regelmäßige – ja meist

jährliche – kriegerische Unternehmungen unter persönlicher Leitung der Könige ein Muss für ihre dauerhafte Selbstbehauptung. Der Machtverlust der späten Merowingerkönige hatte sicherlich mit der Tatsache zu tun, dass die militärischen Erfolge von ihren karolingischen Hausmeiern eingefahren wurden. Nachdem die neue barbarische Herrschicht identisch war mit der Kriegerschicht und zumindest in der Frühzeit eine allgemeine Dienstpflicht aller freien Grundbesitzer vorherrschte, war das Heer identisch mit dem Staatsvolk, dem entsprechend der Tradition auch ein gewisses Mitbestimmungsrecht zustand, oder dem gegenüber zumindest eine Art Rechtfertigungspflicht seitens des Königs bestand. Heeresversammlungen, zumeist zu Beginn der Feldzugssaison im Frühjahr abgehalten, wurden daher zu den wichtigsten Gelegenheiten (krieger)königlicher Selbstrepräsentation. Ihnen konnte sodann, musste aber auch nicht, ein Kriegszug folgen.

Ein solcher erfolgreicher Kriegszug versprach nicht nur eine Stärkung des Prestiges des Herrschers als Feldherr, er brachte auch und vor allem Beute in Gütern und manchmal auch Ländereien ein, die der König sodann unter seinen Gefolgsleuten verteilen konnte, um sich ihre dauerhafte Loyalität zu sichern. Dieses System des »hierokratischen Austausches« – ein Oberer gibt einem Unteren Güter als Gegenleistung für soziale und politische Gefolgschaft – war der Klebstoff, der die nachrömischen Königreiche zusammenhielt. In gewisser Weise waren also auch die sesshaft gewordenen Barbarengentes in ihrer frühen Phase weiterhin auf kriegerischen Raub angewiesen. Dies könnte unter anderem der Grund für die schon früh einsetzende krisenhafte Entwicklung des westgotischen Reiches in Spanien gewesen sein, das anders als etwa die Franken, keine Chance mehr auf leichte Beute jenseits der eigenen Grenzen hatte.

Das kriegerische Prestige der Könige war ein zerbrechliches Gut, konnte doch schon eine signifikante Niederlage – die selbst dem begabtesten Heerführer einmal zustoßen konnte – den Verlust der Unterstützung bedeutender Gruppen innerhalb des eigenen Reiches bedeuten und damit die Gefahr von Bürgerkrieg und Usurpation mit sich bringen. So waren die Könige des westgotischen Nachfolgestaates in Asturien oft gezwungen, nach Niederlagen gegen die Mauren den Hut zu nehmen und vielversprechendere Kandidaten an die Macht zu lassen. Am geschichtsmächtigsten ist sicher der Fall Karls des Dicken, dessen – zumindest von den Zeitgenossen so wahrgenommene – Unfähigkeit in der Abwehr der Wikinger die Krise auslöste, welche schließlich zum Zerbrechen der Einheit des fränkischen Reiches führte.

Die Teilnahme – vorgeschaltet muss man eigentlich noch sagen, vor allem auch das Recht zur Teilnahme – an kriegerischen Aktivitäten war aber auch für die anderen Schichten von Bedeutung. Für die Masse der Freien

definierte dieses Recht die Abgrenzung von den unfreien Schichten der zuerst vornehmlich romanischen Kolonen, Hörigen und Sklaven. Die Fähigkeit und das Recht des Haushaltsvorstandes Waffengewalt auszuüben war vielfach das einzige Mittel der Rechtsdurchsetzung. Wer andere um dies bitten musste, begab sich in eine untergeordnete Stellung. Freier sein, bedeutete Krieger sein. Krieger zu sein war nicht nur ein wesentliches Element männlicher Identität, es bedeutete eben auch die Zugehörigkeit zum Staatsvolk und war zumindest in der Frühzeit noch mit Privilegien gegenüber den unterworfenen Romanen verbunden, wie Steuerbefreiung oder die Anwendung des spezifischen Stammesrechtes. Ethnizität war zu einer funktionalen Kategorie geworden: Barbaren kämpften, Romanen zahlten Steuern.

Eher zivil orientierte romanische Grundbesitzer versuchten daher schon früh in den Kriegerstand zu gelangen, um politisch mitgestalten zu können. Sie wurden damit – auch in ihrer Selbstrepräsentation durch Waffen und Kleidung – z.B. zu Franken. Das macht etwa die Interpretation frühmittelalterlicher Grabbefunde so schwer: Ist ein mit fränkischen Waffen und Trachtelementen bestatteter Krieger tatsächlich ein »ethnischer« Franke? Oder haben wir es nicht eher mit einem Ausdruck von Standesrepräsentation als Krieger zu tun? Insgesamt zeigt sich also in der ersten Phase der Existenz der germanischen Königreiche die Tendenz, dass der landbesitzende Teil der romanischen Mehrheitsbevölkerung aus rechtlichen Gründen versuchte, zu Kriegern und damit zu »Barbaren« zu werden. So war schon mit dem späteren 6. Jahrhundert im von den Franken kontrollierten Gallien die »fränkische« Identität die Norm und im westgotischen Spanien die »westgotische« immerhin mit dem 7. Jahrhundert. Damit war mit dem späten 6. Jahrhundert – also drei bis vier Generationen nach der Landnahme – der Umwandlungsprozess abgeschlossen. Aus einquartierten Söldnerarmeen waren durch kulturelle Assimilation der vorher sozial untergeordneten Mehrheitsbevölkerungen Völker mit einer gemeinsamen Identität geworden, in denen die Kriegerschaft identisch war mit einer recht breiten Schicht von Landbesitzern, aus der die Armee ausgehoben wurde.

Für die Schicht der adeligen Grundbesitzer und ihrer Dienstleute oder der Gefolgschaften der Könige wurde kriegerische Tätigkeit – vor allem als gepanzerte Reiterkrieger – erst mit dem 7. Jahrhundert zum wichtigsten Kriterium ihrer Selbstdefinition, um sich gegenüber der nun gewachsenen Kriegerschicht abzuheben. Dies mag zumindest im Frankenreich mit der Schwäche der späteren merowingischen Könige zusammengehangen haben, ist aber als allgemeiner Trend auch in den anderen germanischen Königreichen zu bemerken. Er wurde dadurch ermöglicht, dass die Großen ihre lokale Macht – vor allem über Grund und Boden und die Abhängigen, die sie benötigten ihn

zu bebauen – festigten. Einerseits hoben sie sich damit stärker vom Volk ab, andererseits konnten sie so auch den Königen mit mehr Selbstbewusstsein gegenüberreten. Den Herrschern wurden auch zunehmend Privilegien wie die Immunität des eigenen Besitzes vor dem Zugriff durch königliche Beamte und Steuerbefreiungen abgetrotzt. So schalteten sich die Adeligen in dieser Zeit zunehmend zwischen die Krone und die Bevölkerung. Eine Entwicklung hatte eingesetzt, die später einmal zu echten feudalen Strukturen führen sollte.

Die zumindest etymologischen Ursprünge späterer feudaler Terminologien – *puer*, *vassus*, *knicht* – liegen in den Bezeichnungen für die jungen Krieger, welche adelige Herren in dieser Zeit um sich scharten und mit deren gewaltförmiger Unterstützung sie ihre Interessen durchsetzten. Zumeist wurden diese *pueri* (»Jungs«), von denen es auch viele am Königshof gab (»*pueri regis*«) von ihren Familien im Sinne einer »Lehrzeit« außer Haus geschickt, oft auch zu sozial höher Gestellten, in der Hoffnung auf gesellschaftlichen Aufstieg für die nächste Generation. Die in enger Gemeinschaft lebenden jungen Krieger bildeten starke Bande untereinander und zu ihrem Herren aus, was sie als Kampftruppe noch wertvoller machte, da sie eher geneigt waren, im Interesse ihrer Kameraden in der Schlacht stand zu halten. Ihr primäres Einsatzgebiet war aber die endemische niederschwellige Gewalt von Fehde, Rechtserzwingung und Blutrache, die das Alltagsleben der germanischen Königreiche ständig durchzog. Wenn Gregor von Tours in der Beschreibung einer Anekdote die Formulierung benutzt »*misit pueros*« (Geschichte der Franken 7,42), ist das durchaus in dem Sinne zu verstehen, an den man denkt, wenn ein moderner Bandenboss »seine Jungs vorbeischickt«. Diese »Jungs« wurden im späteren Verlauf der Epoche als von den Adeligen ausgebildete und – vor allem mit Pferden – ausgerüstete Krieger zunehmend dem Volksaufgebot vorgezogen. Gleichzeitig beschränkte sich aber auch die Institution der jugendlichen Kriegergefolgschaften zunehmend auf die Söhne der sich herausbildenden und mit verstärktem Selbstbewusstsein auftretenden Adelsschicht. Um sich die Loyalität seiner früheren »Jungs« auch weiterhin zu sichern, wurde es zunehmend üblich – die fränkischen Könige gaben dabei durchaus das Beispiel vor – sie spätestens in dem Alter, in dem sie an Heirat zu denken begannen, mit Landbesitz zu versehen. Ihre Verpflichtung zum Waffendienst, wenn ihr Herr oder König sie einforderte, blieb dadurch aber weiterhin bestehen.

Da sich immer mehr Freie aus wirtschaftlichen Gründen, gedrängt durch Machtmissbrauch der Großen oder exakt zur Vermeidung des immer drückender werdenden Kriegsdienstes, in die Abhängigkeit der Herren begaben und daher dem Zugriff der Reichsregierung für die Rekrutierung entzogen wurden, hatten die späteren germanischen Königtümer auch

keine andere Wahl und beförderten damit die Entwicklung hin zu einem professionellen (Reiter)kriegertum. Dieser Trend schlug sich wieder einmal in den Rechtskodifikationen nieder, wie z.B. im angelsächsischen Recht von Wessex, das unter König Ine nach 690 niedergelegt wurde, und in dem die Krone versuchte unterbleibenden Wehrdienst zu ahnden oder Adelige, die Drückeberger deckten, zu bestrafen. Ähnliche Rechtsfeststellungen finden sich immer wieder in der Epoche, so auch in den späteren Kapitularien Karls des Großen. Die Krone wollte sich aus nachvollziehbaren Gründen in keinem der germanischen Königreiche mit der Ablösung der allgemeinen Aufgebote durch adelige Gefolgschaften abfinden, wurde damit doch der oben beschriebene wichtige Draht zu den breiten Volksmassen gekappt und von den lokalen Potentaten an sich gezogen.

Am Ende des 7. Jahrhunderts war die Pflicht zum Heeresdienst zwar immer noch theoretisch auf alle Freien verteilt, die Adelligen hatten aber die Autorität darüber zu entscheiden, wer von ihren Untergebenen einrückte. Militärdienst wurde zunehmend zu einer durch Besitz und Abhängigkeiten moderierten Verpflichtung.

Das folgende 8. Jahrhundert galt seit der bedeutenden Publikation von Heinrich Brunner⁷ als die formative Phase des Feudalismus. Kurz zusammengefasst behauptete diese These, dass der vermehrte Einsatz gepanzierter Reiterkrieger, der durch die Auseinandersetzungen mit den in dieser Zeit in Spanien eingedrungenen Mauren bedingt und durch technische Innovationen (Steigbügel) möglich geworden war, die Notwendigkeit der Versorgung derselben erzeugte. Dazu bediente sich vor allem Karl Martell im Frankenreich der massiven Einziehung von Kirchenbesitz, den er an seine Gefolgsleute verteilte, nicht als Eigentum, sondern zu einer Art Nießbrauch, wobei die Kirche die rechtliche Eigentümerin der Ländereien blieb. Auch adelige Herren begannen in ähnlicher Weise ihre Gefolgsleute mit Landvergaben auf Zeit (*beneficia, precaria*) zu bedenken und sich dabei gleichzeitig ihrer dauerhaften Loyalität durch Eide (Vasallentum) zu versichern.⁸ Was diese Theorie so elegant macht und ihr ein so langes Überleben sicherte, war, dass sie alle wesentlichen Details der mittelalterlichen Sozialordnung und Militärtechnik in sich vereinte und zu einer plausiblen Erklärung verband.

Mittlerweile ist diese These berechtigterweise in Zweifel gezogen worden.⁹ Vor allem von ihrer militärtechnischen Seite bleibt wenig übrig, nachdem heute davon auszugehen ist, dass nicht so sehr der Steigbügel, als Innovationen in der Form des Sattels den Angriff mit der eingelegten Lanze, der die eigentliche Schlagkraft der europäischen Ritter ausmachte, ermöglicht hatte. Diese Neuerung gemeinsam mit der Schaffung eines umfassenden

auch ideologischen Überbaues zur ›ritterlichen‹ Lebensführung fanden erst im 10./11. Jahrhundert statt. Was von der älteren These erhalten bleibt, ist, dass im 8. Jahrhundert tatsächlich ein neues System abhängiger Krieger auf Basis permanent und später temporär vergebener Landzuwendungen entstand. Dieses Mittel wurde auch tatsächlich vornehmlich im Frankenreich angewandt, wo sich in dieser Zeit die unter den schwachen Merowingerkönigen um Macht und Einfluss ringenden Adelsfamilien auf diese Weiser einer möglichst großen Kriegergefolgschaft versichern wollten. Die Entwicklung ist als eine Fortsetzung der bereits früher begonnenen Machtkämpfe zwischen König und Adel zu verstehen, wobei der Adel durch die Schwäche des Königtums in die Lage versetzt wurde, sein eigenes (Gegen)system auf- und auszubauen. Die adeligen Familien waren nämlich deswegen bereit und in der Lage, Land an ihre Gefolgsleute zu vergeben – was ja eigentlich ihre eigene wirtschaftliche Basis geschmälert hätte – weil es relativ einfach geworden war, diese Verluste durch Landschenkungen durch die leicht zu manipulierende Krone auszugleichen. Außerdem fällt in diese Zeit auch eine zunehmende Kontrolle klösterlichen und kirchlichen Besitzes durch adelige Familien, deren Mitglieder nun auch vermehrt in wichtige kirchliche Ämter drängten – oder missliebige Kleriker einfach mit Gewalt einschüchterten oder absetzten. So wurde Kirchenland ebenfalls zu einer Quelle für Landzuwendungen. Nicht zuletzt übernahm dann der Adel die ursprünglich im kirchlichen Bereich entwickelte Institution des *beneficium* und hatte somit eine Methode gefunden, Gefolgsleute durch Land an sich zu binden, ohne den eigenen Landbesitz dauerhaft zu vermindern. Am erfolgreichsten in dieser Strategie war die Magnatenfamilie der Karolinger, die ihren direkten Zugang zum König durch die Kontrolle des wichtigen Hausmaieramtes zusätzlich sichern konnte und dementsprechend mit Pippin dem Jüngeren (751) auch die Königswürde im Frankenreich an sich rissen. Es waren auch die Karolinger – noch als Hausmaier aber auch später als Könige – die das neue System mehr oder weniger informeller Treuebeziehungen zu ordnen und zu regulieren begannen. Ironischerweise mussten sie sich mit der Erringung der Königsmacht für sich selbst zunehmend gegen die Entwicklung stemmen, die auch ihnen den Aufstieg ermöglicht hatte.

Die karolingischen Könige sahen sich regionalen und lokalen Mächtigen gegenüber, die viel stärker waren als ihre Vorgänger in der Merowingerzeit. Die Ausübung der königlichen Macht – auch und vor allem, wenn es um die Aushebung von Truppen und ihren Einsatz in königlichen Militäroperationen ging – forderte weitaus mehr Kooperation mit den Magnaten. Die Einführung zahlreicher Reformen – etwa der Sendgrafen unter Karl dem Großen – und die systematische Stärkung der ideologischen Basis des eigenen Königtums –

die Kaiserkrönung Karls kann dabei nur als der glanzvolle Höhepunkt hervorgehoben werden – waren durchaus erfolgreiche Strategien, um die Verhandlungsbasis der Könige zu stärken. Die Karolinger schafften es so, und nicht zuletzt durch dauernde erfolgreiche Kriege – daran hatte sich nichts geändert – die Großen des Reiches dazu zu bringen, in das gemeinsame karolingische Projekt zu investieren. Zunehmend wurden in dieser Zeit also die Heere durch informelle, lokale Netzwerke ausgehoben, an deren Knotenpunkten die wichtigen Adeligen saßen, deren Unterstützung sich die Krone verdienen musste.

Dabei war die Entwicklung im fränkischen Reich nicht universal – auch wenn sie aufgrund des territorialen und machtpolitischen Übergewichtes des Frankenreiches in Westeuropa für die Region als ›repräsentativ‹ gelten kann. Das Langobardenreich in Italien hatte sich etwa relativ erfolgreich dem Machtzuwachs seines Adels widersetzt. Historisch indes unterlag dieses alternative Modell schlicht dadurch, dass die Franken unter Karl dem Großen 773/774 dem Reich ein Ende setzten. Trotzdem hatten in Italien damit urbane Strukturen länger überlebt und starke ländliche Adelshäuser hatten sich nicht so entwickelt können, was die spezifische Entwicklung des ›Italien der Kommunen‹ im späteren Mittelalter sicherlich mitbedingte.

Mit dem 9. Jahrhundert war das Fränkische Reich auf dem Kontinent fast zu so etwas wie einem Universalreich geworden. Die folgende Entwicklung spielte sich daher weitgehend als innerfränkische Angelegenheit ab. Gleichzeitig lag in der maximalen Ausdehnung auch der erste Faktor für den folgenden Zerfall. Solange erfolgreiche Expansionskriege geführt werden konnten, bestand kein Problem, womit man die Krieger belohnen und die adeligen Herren auf seine Seite bringen sollte. Nun, mit dem Stagnieren der Expansion und dem Auftauchen einer Bedrohung von Außen durch die Wikinger, änderte sich die Situation. Vor allem die Überfälle der Nordmänner zwangen das Reich zu systematischen und kostenintensiven Defensivstrategien, die weitaus weniger attraktive kriegerische Unternehmen versprachen als bisher. Vor allem in den direkt von den Überfällen betroffenen Regionen wuchs der Widerstand gegen Feldzüge in weit entfernten Gebieten. Die nächste Phase der fränkischen Geschichte ist also von einem Ringen der Krone mit immer widerspenstigeren Adeligen und auch Gemeinen gekennzeichnet, die nun versuchten, sich möglichst vor dem Militärdienst zu drücken. Davon war nach der Teilung vor allem das Westfränkische Reich betroffen, da es mehr unter den wikingischen Angriffen litt und das Ostfränkische Reich immerhin noch die Option hatte, jenseits seiner Ostgrenzen vergleichsweise attraktive Plünderzüge und Eroberungen zu suchen. Ostfränkische Könige wie Ludwig der Deutsche

konnten daher noch für ein, zwei Generationen das Image des Kriegerkönigs aufrecht erhalten, während ihre westfränkischen Kollegen durch die kaum beherrschbaren Angriffe der Nordmannen einen Schlag nach dem anderen gegen ihr königliches Prestige einstecken mussten.

Im Verlauf des Jahrhunderts verstärkten überall in den fränkischen Teilreichen die adeligen Herren ihren Würgegriff. Viele benutzten die ihnen durch die Ausübung königlicher Ämter zugekommene Autorität um die Interessen ihrer Familie zu fördern. So wurde es eine übliche und mehrfach belegte Praxis, dass die lokalen Grafen – immer noch rein rechtlich dazu aufgefordert, alle waffenfähigen Franken im Falle eines Kriegszuges auszuheben, auch wenn in der Praxis eben die adeligen Gefolgschaften kamen – dieses Recht vor allem auf jene Untertanen anwandten, die sich weigerten ihren persönlichen, ererbten Landbesitz (*allod*) aufzugeben und sich in die Botmäßigkeit der Herren zu begeben. Nach ein paar Jahren Heeresdienst und Vernachlässigung des eigenen Hofes – wenn nicht Verwundung oder Schlimmeres dazukam – mürbe gemacht, wurde so schrittweise die freie Bauernbevölkerung in den Stand Abhängiger gedrängt. Gleichzeitig gingen sie damit aber als Rekruten verloren. Denn ohne eigenes Land waren die neuen Hörigen nicht mehr zum Wehrdienst verpflichtet. So schuf das Verhalten der Adeligen erst die faktische Realität – nur mehr die adeligen Gefolgsleute standen als Krieger zur Verfügung – die sie die längste Zeit durch informelle Mittel gegenüber der Krone vertreten hatten. Die häufigen Rechtsfeststellungen der fränkischen Könige des 9. Jahrhunderts, dass doch alle Freien auch den Kriegsdienst leisten mögen, die Drohungen mit Strafen und die Proklamierung verschiedener ›Reformen‹ deuten nur darauf hin, dass das System faktisch nicht mehr so funktionierte. Dazu trugen dann noch die inneren Kämpfe zwischen den verschiedenen fränkischen Teilkönigen und ihren adeligen Unterstützern bei, die aufgrund ihrer Natur und Größe wohl eher mit den bewaffneten Gefolgschaften der Adeligen als mit Volksaufgeboten durchgeführt wurden. Die Einbeziehung der Kirchengüter in das System, die von Anfang an eine wesentliche Rolle gespielt hatten, sollte im Folgenden noch wichtiger werden und unter den Ottonen im Ostreich besondere Bedeutung erlangen.

Entscheidend ist, dass diese Entwicklung in gleicher Weise östlich und westlich des Rheins, im angelsächsischen England und im nun fränkischen Italien ebenso wie in den westgotischen Nachfolgestaaten und fränkischen Marken in Spanien verlief. Spätestens mit dem Jahr 900 war es unerheblich geworden, ob ein Gebiet in Westeuropa einmal Teil des römischen Reiches gewesen war oder nicht. Das Abendland war im Begriff, sich entlang eines einheitlichen Militärsystems zu formieren.

Anmerkungen

- ¹ Die fallweise auch eine Britannica, Pictica, Alania oder Hunnica sein kann, da nicht nur sprachlich als ›germanisch‹ zu klassifizierende Gruppen an dieser Entwicklung Teil hatten. Ich gebrauche in diesem Sinne auch den Begriff Barbaren für ›Menschen, die nicht die Kultur und staatliche Tradition des Imperium Romanum teilen‹ hier und in Folge mit Absicht, und Germanen oder eine andere Gruppenbezeichnung nur, wenn dies eindeutig der Fall ist. Darüber hinaus war ein völkerwanderungszeitlicher ›Stamm‹ – die moderne Forschung bevorzugt den lateinischen Begriff *gens* (*pl. gentes*) – ein heterogenes Gebilde, der bestenfalls einen ›Traditionskern‹ besaß, der ihn mit einem bestimmten Volkstum verband, in der Praxis aber Menschen verschiedenster Herkunft, Sprache und auch Glaubens aufnahm und wieder abstieß, je nach dem, wie es die Umstände nahe legten.
- ² Liebeschütz 1993, 267.
- ³ Kulikowski 2000.
- ⁴ Ältere Forschung siehe: Verbruggen, Contamine, Oman, Delbrück, Beeler.
- ⁵ Halsall 2003, 14-16.
- ⁶ Entsprechend dem Gebrauch in der Literatur bezeichnet das Wort »Romane« bzw. »romanisch« die Bevölkerung des nachrömischen Westens, wenn sie nicht der Schicht der barbarischen Einwanderer angehörte. Im Unterschied zu »Römer«/»römisch«, für die zu diesem Zeitpunkt im Westen bereits historischen staatlichen Aspekt des Römertums, das ja im Osten noch weiter bestand und vielleicht erst mit dem Verlust der nächstlichen Besitzungen an den Islam und der Etablierung einer relativ einheitlichen kulturell griechischen und religiös orthodoxen Gesellschaft in Anatolien und auf dem Balkan als »byzantinisch« bezeichnet werden sollte. Ein Begriff, den die »Byzantiner« für sich selbst nie gebrauchten. Ihre Nachkommen nannten sich noch bis zur Errichtung des modernen griechischen Staates im 19. Jahrhundert »Romäi«.
- ⁷ Brunner 1887.
- ⁸ Ganshof 1947.
- ⁹ Vgl. Beitrag Juraske in diesem Band. Gegen das Reiterkriegerargument: Bachrach 1983.

Literatur

- Bachrach 1983 = Bachrach, Bernhard: Charlemagnes Cavalry: Myth and Reality, in: *Military Affairs* 47.4 (1983), 181-187.
- Bachrach 1970 = Bachrach, Bernhard: Procopius, Agathias and the Frankish Military, in: *Speculum* 45.3 (1970), 435-441.
- Beeler 1971 = Beeler, John H.: *Warfare in Feudal Europe 750-1200*, Ithaca 1971.
- Brunner 1887 = Brunner, Heinrich: Der Reiterdienst und die Anfänge des Lehnswesens, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* 8 (1887), 1-38.
- Colins 1991 = Colins, Roger: *Early Medieval Europe 300-1000*, London 1991.
- Contamine 1994 = Contamine, Philippe: *La guerre au moyen age*, 4. Paris 1994.
- Delbrück 1900-1920 = Delbrück, Hans: *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*, 4 Bände, Berlin 1900-1920 (neu Berlin 2000).

- Drinkwater 1998 = Drinkwater J.F.: The Usurpers Constantine III (407–411) and Jovinus (411–413), in: *Britannia* 19 (1998), 269–298.
- Flick 2007 = Flick, Jürgen: Der Ritt in die Mitte. Reitervölker im Dienste Roms, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja: *Krieg in der Antiken Welt*, Essen 2007, 195–213.
- France 2001 = France, John: Recent Writing on Medieval Warfare: From the Fall of Rome to c. 1300, in: *The Journal of Military History* 65.2 (2001), 441–473.
- Ganshof 1947 = Ganshof, Louis: *Qu'est-ce que la féodalité?*, Brüssel 1947.
- James 1988 = James, Edward: *The Franks*, Oxford 1988.
- Keegan 1976 = Keegan, John: *The Face of Battle*, London 1976.
- Kulikowski 2000 = Kulikowski, Michael: Barbarians in Gaul, Usurpers in Britain, in: *Britannia* 31 (2000), 325–345.
- Lee 2007 = Lee, A.D.: *War in Late Antiquity. A Social History*, Malden/Oxford/Victoria 2007.
- Liebeschütz 1993 = Liebeschütz, Wolfgang: The end of the Roman army in the western empire, in: Rich, John u. Shipley, Graham: *War and Society in the Roman World*, London/New York 1993, 265–276.
- Luttwak 1976 = Luttwak, Edward: *The Grand Strategy of the Roman Empire: From the First Century A.A. to the Third*, Baltimore/London 1976.
- Oman 1924 = Oman, Charles: *A History of the Art of War in the Middle Ages*, Bd. 1: A.D. 378–1278, 2. London 1924.
- Palme 2007 = Palme, Bernhard: Feldarmee und Grenzheer. Das römische Militär in der Spätantike, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja: *Krieg in der Antiken Welt*, Essen 2007, 85–113.
- Prietzl 2006 = Prietzl, Malte: *Krieg im Mittelalter*, Darmstadt 2006.
- Reuter 1999 = Reuter Timothy: Carolingian and Ottonian warfare, in: Keen, M. (Hg.): *Medieval Warfare. A History*, Oxford 1999, 13–35.
- Reuter 1997 = Reuter, Timothy/Wickham, Chris: Debate. The Feudal Revolution, in: *Past and Present* 155 (1997), 177–208.
- Sänger 2007 = Sänger, Patrick: Augustus – Herr über 28 Legionen, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja: *Krieg in der Antiken Welt*, Essen 2007, 64–84.
- Thompson 1952 = Thompson, E.A.: Peasant Revolts in Late Roman Gaul and Spain, in: *Past and Present* 2 (1952), 11–23.
- Thompson 1956 = Thompson, E.A.: The Settlement of the Barbarians in Southern Gaul, in: *The Journal of Roman Studies* 46.1 u. 2 (1956), 65–75.
- Thompson 1958 = Thompson, E.A.: Early Germanic Warfare, in: *Past and Present* 14 (1958), 2–29.
- Todd 1975 = Todd, Malcolm: *The Northern Barbarians 100 BC–AD 300*, Oxford 1975.
- Todd 1992 = Todd, Malcolm: *The Early Germans*, Oxford 1992.
- Verbruggen 1997 = Verbruggen, Jan-Frans: *The Art of Warfare in Western Europe During the Middle Ages from the Eighth Century to 1340*, 2, Woodbridge 1997.
- Whittaker 1993 = Whittaker, Dick: Landlords and warlords in the Later Roman Empire, in: Rich, John/Shipley, Graham: *War and Society in the Roman World*, London/New York 1993, 277–302.
- Übersetzungen von Quellenstellen durch den Autor.

Das »Lange 5. Jahrhundert«

Eine chronologische Übersicht über die Etablierung barbarischer Gruppen im Westen

- 358 Julian gestattet den Franken die Ansiedlung in Toxandrien in der Belgica Secunda. Die so entstandenen »Salfranken« bleiben über Generationen treue Verbündete der Römer.
- 383 Usurpation des Magnus Maximus im Westen mgl. auch wegen der Bevorzugung alanischer Truppen durch Gratian. Der fränkischstämmige Heermeister Merobaudes schließt sich ihm an.
- 388 Magnus Maximus geschlagen.
Arbogast, fränkischer Herkunft, wird Heermeister Valentinians II.
- 389 Arbogast schließt Frieden mit den Franken.
- 390 Alarich Führer der Westgoten.
- 391 Westgoten plündern auf dem Balkan.
- 392 Eugenius wird mit Arbogasts Hilfe Kaiser, schließt ein Bündnis mit den Alamannen.
- 394 Schlacht am Frigidus (Theodosius I. vs. Arbogast und Eugenius)
Hunnen überschreiten die Donau. Westgoten verlassen endgültig ihre Wohnsitze.
- 395 Reichsteilung nach dem Tod des Theodosius I.
Stilicho, Heermeister vandalischer Abstammung, sichert die Rheingrenze. Die Westgoten unter Alarich werden nach Mösien entlassen, wo sie bald rebellieren. Alarich plündert Griechenland.
- 396 Westgoten plündern Peloponnes.
Christliche Markomannen unter Fritigil in Pannonien angesiedelt.
- 397 Westgoten in Makedonien als Förderaten angesiedelt.
- 398 Förderatenvertrag zwischen Stilicho und den Alamannen.
- 399 Mit dem Tod des Eutropios gewinnt am oströmischen Hof die antigermanische Fraktion die Oberhand.
- 401 Alarich und Radagaisus fallen mit den Goten in Italien ein.
Römische Truppen aus den Alpen und Germanien nach Italien zurückgezogen.
- 402 Stilicho besiegt Alarich bei Pollentia.
- 403 Stilicho besiegt Alarich bei Verona vernichtend. Mit seiner Duldung werden die Westgoten nach Illyrien geschickt, um sich neu zu formieren.
- 405 Goten unter Radagaisus fallen in Italien ein.
Große germanische Invasion in Gallien (Franken, Quaden, Alanen, Sueben, Alamannen) – nach älterer Datierung 406.
- 406 Stilicho besiegt die Goten bei Fiesole.
- 407 Mainz von Vandalen zerstört.
Usurpation des Konstantin III. in Britannien, er setzt mit Truppen nach Gallien über, was als Beginn der militärischen Aufgabe Britanniens gilt.
- 408 Stilicho wird Opfer einer Intrige und hingerichtet.
Westgoten unter Alarich fallen in Italien ein. Nachdem ihnen Einquartierung in Norcium verweigert wurde, belagern sie Rom und Ravenna und erzwingen die Einsetzung von Attalus als Kaiser.
Vandalen und Sueben überschreiten die Pyrenäen.

- 409 Vandalen, Quaden, Sueben und Alanen teilen die iberische Halbinsel per Los unter sich auf.
Attalus wird von Alarich fallen gelassen, da er die Verhandlungen über römische Kontributionen für die Goten stört.
- 410 Die Westgoten unter Alarich erobern Rom.
Versuch der Goten nach Afrika überzusetzen scheitert.
Athaulf wird nach dem Tod Alarichs König der Westgoten.
Britannien von römischen Truppen geräumt. Die Briten werden aufgefordert selbst für ihre Verteidigung zu sorgen.
Konstantin III. versucht in Italien einzufallen, wird aber geschlagen.
- 411 Sueben errichten ihr Reich in Galicien.
Konstantin III. in Arles besiegt.
Jovinus wird mit Unterstützung der Franken, Burgunder und Alamannen am Rhein zum Kaiser ausgerufen.
- 412 Westgoten unter Athaulf ziehen nach Gallien.
Die Theodosianische Mauer in Konstantinopel errichtet.
- 413 Westgoten unter Athaulf schlagen die Usurpation des Jovinus nieder.
Gundahar gründet das Burgunderreich in Worms.
Sachsen siedeln an der nordgallischen Küste.
- 414 Athaulf heiratet Gallia Placidia, Schwester des Kaisers Honorius.
Die Westgoten erobern Barcelona.
- 415 Wallia wird nach dem Tod Athaulfs König der Westgoten.
- 416 Wallia schließt einen Vertrag mit Rom zur Bekämpfung der Vandalen, Sueben und Alanen in Spanien, wobei er sehr erfolgreich ist.
- 418 Die Westgoten werden nach Gallien zurückgerufen und dort angesiedelt.
Theoderich I. wird westgotischer König.
- 425 Der Heermeister Aetius trifft mit hunnischen Truppen, die er eigentlich zur Unterstützung des Usurpators Johannes gedungen hatte, in Italien ein. Er stellt seine Truppen in den Dienst der Gallia Placidia.
Vandalen plündern die Ostküste Spaniens und die Balearen.
- 426 Vandalen plündern Ibiza.
- 427 Geiserich plant mit den Vandalen nach Afrika überzusetzen.
- 428 Vandalen und Alanen setzen nach Afrika über.
Römischer Feldzug gegen die Westgoten in Gallien.
Aetius kämpft in Rätien und Noricum gegen die Juthungen.
- 429 Aetius schlägt die Juthungen.
Rugila wird König der Hunnen.
- 432 Schlacht bei Rimini zwischen dem zwischenzeitlich in Ungnade gefallenen Aetius und dem ebenfalls römischen Feldherren Bonifatius, der nach gewonnener Schlacht an seinen Verletzungen stirbt.
- 434 Attila gewinnt gemeinsam mit seinem Bruder Bleda das hunnische Königtum.
Aetius erringt mit Hilfe der Hunnen eine dominierende Stellung im Reich und tritt ihnen Teile Pannoniens ab.
- 435 Westrom anerkennt in einem Föderatenvertrag die Herrschaft der Vandalen über Afrika und Teile Spaniens.
Aetius drängt die eingefallenen Burgunder aus der Belgica zurück.

- 436 Aetius zerstört das Burgunderreich von Worms mit hunnische Hilfe (Kern des Nibelungenliedes).
- 439 Vandalen erobern Karthago.
Litorius scheitert gegen die Westgoten. Aetius handelt einen Frieden aus.
Ostgoten fallen in Rätien ein.
- 440 Vandalen fallen in Sizilien ein.
Sueben erweitern ihren Machtbereich in Spanien.
- 441 Hunnen dringen unter Attila auf dem Balkan ein.
- 442 Westrom anerkennt das Vandalenreich als ersten souveränen Staat auf römischen Boden.
- 443 Aetius siedelt die Burgunder um Genf an, worauf hin die Alamannen in das von Burgunder geräumte Gebiet einsickern.
- 445 Aetius besiegt die Franken an der Somme und zwingt sie zum Abschluss eines Föderatenvertrages.
- 446 Die Briten appellieren vergeblich an Aetius um Hilfe gegen Pikten und Scoten.
- 447 Hunnen zerstören Sofia und dringen nach der Schlacht am Utus bis zu den Thermopylen vor.
Sagenhafte Aufforderung des Vortigern an die Sachsen, in Britannien zu siedeln.
- 450 Nach der Einstellung der Tributzahlungen durch Markianos orientieren sich die Hunnen westwärts.
Vandalen plündern Syrakus.
Angeln, Sachsen und Jüten lösen sich von der britischen Oberherrschaft und gründen eigene Königreiche.
Von den Angelsachsen vertriebene Briten siedeln sich in der Bretagne an.
- 451 Ein Koalition von Germanen und Römern unter Aetius schlägt die Hunnen auf den Katalaunischen Feldern.
- 452 Attila fällt trotz der Niederlage im Vorjahr mit einer riesigen Armee in Italien ein.
- 453 Attila stirbt, das Hunnenreich zerfällt.
- 454 Gepiden gemeinsam mit Skiren, Rugiern, Sueben, Herulern und Ostgoten vertreiben die Reste der Hunnen aus Pannonien.
Ostgoten an der Donau im römischen Reich angesiedelt.
Das burgundische Königreich um Genf dehnt sich in das Tal der Rhone aus.
Die Vandalen erobern Malta.
Aetius ermordet.
- 455 Die Vandalen nutzen das Chaos in Rom zum Angriff und plündern die Stadt.
Avitus wird mit Unterstützung der Westgoten zum Kaiser ausgerufen und ernennt den Sueben Ricimer zu seinem Heermeister.
Legendäre Schlacht von Aylesford zwischen Briten und Angelsachsen.
- 456 Die Westgoten besiegen in römischen Auftrag die Sueben und verhindern so ihre Ausdehnung auf der iberischen Halbinsel.
Ricimer besiegt Avitus bei Piacenza.
Vandalen erobern Korsika und Sardinien, werden aber von Ricimer zurückgeschlagen.
Syagrius wird Magister Militum im nördlichen Gallien.
- 457 Majorian wird mit Hilfe Ricimers Kaiser.
Einfälle der Rheinfranken und Alamannen abgewehrt.

- 460 Sueben erobern Lugo in Galicien.
Westgoten besiegen die Römer bei Toulouse.
Römische Flotte von Vandalen geschlagen.
Franken nehmen auf Anweisung des nordgallischen Magister Militum Aegidius Wiomad als König an.
- 461 Ricimer setzt Majorian ab.
Vandalen siegen über eine römische Flotte.
Lyon fällt in die Hände der Burgunder. Rom verliert die Verbindung zu seinen nordgallischen Provinzen, die von Aegidius gehalten werden.
Die Rheinfranken unter Childebert werden von Rom unabhängig.
- 463 Aegidius und der fränkische König Childerich I. verbünden sich erfolgreich gegen die Westgoten.
Burgunder erobern Vienne.
- 464 Syagrius wird nach dem Tod seines Vaters Aegidius Statthalter in Nordgallien.
- 466 Westgoten kämpfen in diesem Jahr im Auftrag der Römer gegen die Sueben.
- 467 Vandalen plündern Griechenland.
- 468 West- und oströmische Flotten operieren gemeinsam gegen die Vandalen, scheitern dabei katastrophal.
Der Westgotenkönig Eurich bricht seinen Vertrag mit Rom und macht sich an die Eroberung der letzten römischen Stützpunkte in Südgalien.
- 469 Alamannen in Italien zuerst von Franken, dann von Odoaker besiegt.
Gepiden besiegen die Ostgoten bei Bolia, worauf diese nach Süden und Westen ausweichen.
Korsika unter vandalischer Herrschaft.
Westgoten und Franken kämpfen an der Loire.
- 470 Odoaker wird Heerführer der germanischen Truppen in weströmischen Diensten.
(ca.) Weströmer und Briten gehen gemeinsam erfolglos gegen die Westgoten vor.
Severin kann in Norcium römische Gefangene von den Alamannen freikaufen.
- 472 Ricimer setzt den Kaiser Anthemius ab, stirbt aber kurz darauf, Interregnum.
Gundobad, Sohn des Burgunderkönigs, wird neuer, starker Mann in Westrom.
- 473 Gundobad wird Teilkönig der Burgunder, nachdem er sein Amt in Rom niederlegt.
Die Westgoten unter Eurich sind in Spanien erfolgreich. Plant eine Verständigung mit den Ostgoten in Pannonien.
- 474 Theoderich (der Große) wird König der Ostgoten.
- 475 Romulus Augustulus wird römischer Kaiser.
Trier und Köln gelangen unter die Herrschaft der Rheinfranken.
Eurich gibt die Provence an Rom zurück und erhält dafür die Anerkennung der Unabhängigkeit seines Königreiches.
- 476 Odoaker setzt Romulus Augustulus ab. Er wird König der Germanen in Italien und erhält die Anerkennung seines Machtanspruches durch Ostrom. Effektives Ende des weströmischen Reiches.
Die Westgoten besiegen die Franken und sind damit kurzzeitig der mächtigste Stamm im Westen.

- 477 Odoaker erobert Sizilien.
Die Sachsen gründen Sussex.
- 481 Marseilles fällt an die Westgoten.
Odoaker erobert Dalmatien.
- 482 Chlodwig I. wird fränkischer König.
- 486 Chlodwig besiegt Syagrius bei Soissons und töten mit ihm den letzten römischen Machthaber im Westen. Er etabliert nach Ausschaltung fränkischer Teilkönige ein zentralisiertes Reich in Nordgallien.
- 487 Odoaker zerstört das Reich der Rugier an der Donau.
- 488 Die Zivilbevölkerung von Norcium nördlich der Alpen wird nach Italien evakuiert.
Gepiden erobern Belgrad.
- 489 Theoderich fällt in Italien ein und schlägt Odoaker am Isonzo und bei Verona.
- 490 Odoakers Heer ergib sich Theoderich in Mailand.
Odoaker igelt sich nach einer erneuten Niederlage in Ravenna ein.
Langobarden in Mähren.
- 491 Ravenna belagert.
- 492 Chlodwig I. heiratet die burgundische Prinzessin Chlodhilde, die ihm das Christentum nahe bringt.
- 493 Theoderich ermordet Odoaker und wird Herrscher in Italien, er heiratet Audofleda, eine fränkische Prinzessin.
- 496 Die Franken besiegen die Alamannen bei Zülpich und gliedern die nördlichen Teile ihres Gebietes ihrem Reich an.
- 497 (oder 498 oder 499) Chlodwig wird Christ.
Theoderichs Herrschaft in Italien wird vom Ostreich anerkannt.
- 500 Die Franken besiegen Teile der Burgunder bei Dijon.
- 504 Ostgoten erobern Sirmium.
- 506 Franken besiegen endgültig die Alamannen und schlagen auch die Thüringer.
- 507 Franken besiegen die Westgoten und erobern Aquitanien.
Die Ostgoten unter Theoderich versuchten zu vermitteln und nehmen Teile der im Vorjahr geschlagenen Alamannen auf.
- 508 Theoderich greift verspätet in Südgallien ein. Die Burgunder sind mit den Franken verbündet. Die Ostgoten können Teile des Westgotenreiches retten oder sich selbst einverleiben.
- 509 Chlodwig I. lässt alle fränkischen Kleinkönige ermorden und verwandelt damit das Reich in eine erbliche Alleinherrschaft.
- 510 Die Langobarden vernichten die Heruler an der Donau.
- 511 Reichsteilung der Franken nach dem Tod Chlodwigs.
Theoderich interveniert bei den Westgoten.
- 524 Burgunderkrieg der Franken.
- 526 Theoderich der Große stirbt.
Das Ostgotenreich in Italien überlebt ihn nicht lange. Seine Verbündeten, die Burgunder und Thüringer, fallen bald an die Franken.
- 567 Die Langobarden siedeln sich in Italien an.

Neue Mächte am Mittelmeer

Die islamische Expansion und der Mittelmeerraum im Frühmittelalter

ANDREAS OBENAU

Die Einheit des Mittelmeerraums in der Spätantike

Das Mittelmeer, die Schnittstelle dreier Kontinente, Kulturkontaktraum zwischen dem südlichen Europa, dem nördlichen Afrika und den Gebieten des Nahen Ostens, war im Verlauf der Geschichte selten ein trennendes, sondern vielmehr ein verbindendes Medium gewesen. Handelsbeziehungen und Kontakte unter den verschiedenen Herrschaftsbereichen in diesem Großraum wurden durch Seefahrt und auch oftmals über küstennahe Landverbindungen hergestellt. Kriegerische Auseinandersetzungen folgten dabei grundsätzlich immer denselben Wegen.

Den römischen Kaisern der ersten nachchristlichen Jahrhunderte war es jedoch gelungen, diesen Raum nicht nur zu einer schon lange vorhandenen kulturellen, sondern auch politischen Einheit zu verschmelzen. Das Mittelmeer war zu einem römischen Binnenmeer – dem *mare nostrum* – geworden. Römische Provinzen fanden sich von den Küstenzonen Syriens und des heutigen Israels im Osten bis zur Straße von Gibraltar im äußersten Westen. Diese politische Einheit zerbrach schließlich mit dem Ende der römischen Herrschaft im Westen, die sehr gerne mit dem Jahr 476, dem Jahr der Absetzung des Kaisers Romulus Augustulus durch den germanischen Heerführer Odoaker, angegeben wird.

Die Entstehung neuer Herrschaftsbereiche in den westlichen Küstenzonen des Mittelmeerraums brachte jedoch – bei genauem Hinsehen – offensichtlich nur oberflächliche Veränderungen mit sich. Die Reiche der Ostgoten in Italien, der Westgoten auf der iberischen Halbinsel und der Vandalen in Nordafrika bauten auf den spätantiken, römischen Strukturen auf. Ein kultureller Einigungsfaktor war weiterhin durch die Religion gegeben. Der christliche Glaube, wenn auch in unterschiedlichen Spielarten, war weiterhin die Hauptreligion in den verschiedenen neuen Anrainerstaaten des Mittelmeers.

In der östlichen Mediterranée wiederum war es den oströmischen bzw. byzantinischen Herrschern gelungen, ihre Herrschaft von Konstantinopel

aus zu stabilisieren. Sie verstanden sich weiterhin als legitime und alleinige Nachfolger der römischen Kaiser; der Anspruch auf die westlichen Reichsteile wurde von ihnen nie aufgegeben. Versuche, die römische Herrschaft von Konstantinopel aus auch im ehemaligen Westen des Reiches wieder herzustellen, sollten wiederholt unternommen werden. Gerade unter Kaiser Justinian I. (527–565) gelangen mehrere erfolgreiche Feldzüge gegen die neuen Mächte im westlichen Mittelmeerraum. So konnten Justinians Feldherren Belisar und Narses mit den byzantinischen Land- und Seestreitkräften von den 530ern bis in die 560er das ostgotische Italien, die westmediterranen Inseln Sizilien, Korsika, Sardinien sowie die Balearen, die südöstliche Küstenzone des westgotischen Spaniens und das vandalische Nordafrika zurückerobern. Diese neu gewonnene Einheit war jedoch nicht von Dauer, und nicht nur im Westen hatte das byzantinische Reich mit äußeren Feinden zu kämpfen.¹

Der Nahe Osten – Ursprung und Beginn des Islam

Im Raum des Nahen Ostens war nur der westliche, eher küstennahe Teil längerfristig ein Bestandteil des Römischen und in Folge auch des Byzantinischen Reiches gewesen. Östlich dieser Zone, im Gebiet Mesopotamiens und Persiens, erstreckte sich das Reich der Sasaniden, eines für Byzanz gerade im 6. und beginnenden 7. Jahrhundert durchaus problematischen Gegners. Unter der Herrschaft Chosraus II. (591–628) war es den persischen Sasaniden, bedingt auch durch innere Probleme im byzantinischen Reich, gelungen, weite Teile des byzantinischen Herrschaftsraumes im Nahen Osten zu erobern. Armenien, Syrien, Palästina als auch Ägypten, also alle östlichen Reichsprovinzen, konnten in den 610ern von sasanidischen Truppen überrannt werden, und selbst Vorstöße nach Kleinasien folgten. Diese schweren Schläge hatten Byzanz am Beginn der Herrschaft Kaiser Herakleios (610–641) an den Rand des Zusammenbruchs gedrängt. Innere Reformen und eine zumindest partielle äußere Ruhe brachten die oströmischen Armeen jedoch so weit, dass man ab 622 mit einer Gegenoffensive beginnen konnte, die auch Erfolge brachte. Im Sommer 626 gelang es zwar den Sasaniden mit awarischer Hilfe, wenn auch erfolglos, Konstantinopel zu belagern, danach war das Kriegsglück aber endgültig auf byzantinischer Seite. 627 kam es bei Ninive zu einer schweren Niederlage der Sasaniden, der am Beginn des Jahres 628 schließlich die Absetzung und Ermordung Chosraus II. folgte.² Das sasanidische Reich, nun selber durch innere Unruhen geplagt, stellte für Byzanz keine Gefahr mehr dar. Man war somit zum Sieger in diesem Konflikt geworden, wenn auch zu einem hohen Preis an eigenen Verlusten.



Südlich der Zone der beiden Großreiche im Nahen Osten, im Gebiet der Arabischen Halbinsel, waren die Herrschaftsstrukturen anders gelagert: Im äußersten Südosten hatte es vor allem im Gebiet des Jemen, an der Verbindungsstelle zwischen Rotem Meer und dem Golf von Aden, wiederholt urbanisierte Zivilisationen mit überregionaler Bedeutung gegeben. Diese standen unter anderem in direktem Kontakt mit dem äthiopischen Königreich, waren aber ebenso für byzantinische und sasanidische imperialistische Ambitionen von Bedeutung. Der Kampf um Einflussphären zwischen diesen beiden Großreichen brachte Ende des 6. Jahrhunderts sogar eine sasanidische Intervention im Jemen mit sich. Ökonomische Basis dieser Reiche im Jemen waren auf der einen Seite Landwirtschaft und auf der anderen Seite vor allem der Handel im Raum des Roten und des Arabischen Meeres, was sie gerade für die benachbarten Großmächte interessant machte.³

Im Norden, in den unmittelbaren Grenzregionen zum byzantinischen und sasanidischen Herrschaftsgebiet, existierten mit den Machtbereichen der Lachmiden und Ghassaniden gleichsam arabische Vasallenstaaten der beiden Großreiche, die die Wüstengrenze im südlichen Irak bzw. im Ostjordanland und der Syrischen Wüste sicherten. Vergleiche zur weströmischen Politik der Grenzsicherung durch germanische Vasallenstaaten in der Spätantike liegen dabei durchaus auf der Hand. Im 6. und beginnenden 7. Jahrhundert waren sowohl die Lachmiden auf sasanidischer Seite als auch die Ghassaniden auf byzantinischer Seite in die Kriege dieser beiden Großmächte untereinander einbezogen. Dazu kam auch eine direkte Auseinandersetzung zwischen diesen arabischen Herrschaftsgebilden um Einflusszonen tief in das Gebiet der Arabischen Halbinsel. Der Grad an Autonomie, über den sowohl die Lachmiden als auch die Ghassaniden verfügten, hing natürlich immer von der Stärke als auch der Unterstützung durch die jeweiligen Großreiche ab. So brachte schlussendlich ein Machtanstieg der Lachmiden, der teilweise durch eine Schwächung der sasanidischen Zentralherrschaft im 6. Jahrhundert bedingt war, und eine Gefährdung für das sasanidische Reich bedeutete, im Jahr 602 – unter Chosrau II. – ein Ende dieses Vasallenstaates mit sich. Die Grenzsicherung in den südlichen Wüstenregionen wurde ab dem frühen 7. Jahrhundert von den persischen Zentralstellen direkt vorgenommen. Die Ghassaniden hingegen blieben bis zum Ende der byzantinischen Herrschaft im Raum Palästinas und Syriens Verbündete Konstantinopels und standen selbst bei den Abwehrkämpfen gegen die islamischen Armeen in den 630er Jahren noch immer auf der Seite Ostroms.⁴

Im Zentralraum der Arabischen Halbinsel schlussendlich gab es kaum größere und stabile Herrschaftsgebilde. Die Bewohner dieser Steppen- und Wüstengebiete mit ihren Oasenlandschaften waren einerseits sesshafte Bauern, in Siedlungen auch Handwerker oder Händler, und andererseits Nomaden, die ihre Herden von Kamelen, Schafen oder Ziegen weideten und zumeist als *Beduinen* bezeichnet werden. Das Gleichgewicht zwischen diesen sesshaften Gruppierungen und den Nomaden war immer gefährdet, obwohl einzelne Personen auch mehrere dieser Lebensweisen miteinander verbanden. Die politischen Strukturen, die sich hier fanden, bauten auf Stammesgemeinschaften auf, die zumeist die Großfamilie oder den Clan als Kernzelle aufwiesen. Durch Verbindung mehrerer Stämme kam es wiederum zum Entstehen von Stammeskonföderationen, in denen die größeren Gruppen darum bemüht waren, ihre Macht auszubauen, während kleinere Gruppen versuchten, sich in eine Schutzfunktion zu manövrieren. Die Machtverhältnisse und Bindungen in solchen Stammeskonföderationen konnten sich jedoch schnell verschieben. Nicht zuletzt waren hier wie-

derholt auch Einflussnahmen der benachbarten Großreiche, speziell des byzantinischen und des sasanidischen Reiches, zu spüren, die gerade die Aufrechterhaltung und Kontrolle über die überregionalen Handelswege auf der Arabischen Halbinsel zum Ziel hatten. Für die Kriegsführung war grundsätzlich die Gruppe der bewaffneten Reiternomaden zuständig, die zwar eine klare Minderheit der Bevölkerung darstellte, diese aber umgekehrt in politischen als auch selbst in kulturellen Belangen dominierte. Im religiösen Bereich existierten neben den einheimischen polytheistischen Glaubensvorstellungen mit starker regionaler Prägung gerade in Handelsorten und größeren Ansiedlungen auch nicht unbedeutende jüdische und christliche Gemeinschaften.⁵

Am Beginn des 7. Jahrhunderts sollten sich die Verhältnisse auf der Arabischen Halbinsel jedoch grundlegend ändern. Mit dem Auftreten und Wirken Mohammeds wurden eine neue Religion und ein neues, rasch expandierendes Herrschaftsgefüge geschaffen. Über die Person Mohammeds sind die Informationen gerade für die frühe Lebensphase aber eher spärlich gesät. Wahrscheinlich um 570 wurde er in Mekka im Westen der arabischen Halbinsel geboren. Seine Familie gehörte zum Stamme der Quraisch. Als Erwachsener begann er schließlich, wie die meisten seiner Familienmitglieder, als Händler aktiv zu werden. Durch diesen Beruf reiste er wohl viel im Raum der Arabischen Halbinsel und des Nahen Ostens umher, und eine ganze Reihe von erst später niedergeschriebenen Anekdoten berichten über das Zusammentreffen Mohammeds mit jüdischen Rabbinern, christlichen Mönchen und arabischen Wahrsagern, die ihn bereits als zukünftigen Propheten erkannten. Erst am Beginn des 7. Jahrhunderts, im Alter von vielleicht 40 Jahren, wurde Mohammed schließlich als Prediger und Prophet in seiner Heimatstadt Mekka aktiv. Seine vom Juden- und Christentum geprägten Lehren von dem einen Gott – *Allah* – fanden im polytheistischen Mekka zwar eine kleine Anhängerschar, brachten ihn aber umgekehrt bald in Konflikt mit den herrschenden Eliten. Seine Lage verschlechterte sich schließlich so sehr, dass er 622 Mekka verließ und sich in die weiter im Norden gelegene, kleinere Ansiedlung Yathrib, die heute einfach als Medina (arab. »Stadt«) bekannt ist, zurückzog. Dort kam ihm in der Beendigung von internen Konflikten eine bedeutende Rolle zu. Seine Macht wuchs und brachte ihn in die Position eines Anführers. Eine bewaffnete Auseinandersetzung mit den Quraisch von Mekka war die Folge, die sich möglicherweise um die Kontrolle der Handelswege drehte und in den 620er Jahren in mehreren Kämpfen oder kleineren Schlachten, wie der Schlacht von Badr im Jahr 624, manifestierte. Während dieser Zeit nahmen auch die religiösen Lehren Mohammeds ihre endgültige Gestalt an, und die Quraisch

in Mekka erkannten schließlich, dass sie mit dieser neuen Macht wohl besser kooperierten, als sie zu bekämpfen. 630 wurde Mekka schließlich quasi kampflos von Mohammed und seinen Anhängern übernommen. Seine Herrschaft konnte der Prophet weiter ausdehnen, und als er schließlich zwei Jahre später, im Jahr 632, starb, erkannten ihn bereits zahlreiche Stämme – vorallem im Westen der arabischen Halbinsel – als ihren Anführer an.⁶

Die Expansion des Islam – Die ›rechtgeleiteten Kalifen‹

Mit dem Tod Mohammeds stand die neue islamische Gemeinde vor der Aufgabe, einen Nachfolger zu bestimmen. Dieser sollte in Folge auch eine nicht unbedeutende Rolle bei der Entscheidung von Glaubensfragen einnehmen, aber primär ging es darum, einen Anführer in politischen Belangen zu finden, der als Oberhaupt dieses neuen Herrschaftsgebildes nach innen und außen fungieren und auch in der Rechtsprechung als Entscheidungsträger gelten sollte. Abu Bakr, einer der frühen Wegbegleiter des Propheten, wurde schließlich zum ersten Nachfolger – *ḥalīfa* – gewählt. Inwiefern dieser Titel eines Kalifen schon von Abu Bakr verwendet wurde, ist jedoch unklar. Spätestens mit dem zweiten Kalifen setzte sich diese Bezeichnung aber endgültig für den Anführer der neuen islamischen Gemeinschaft durch. Von 632 bis 661 regierten insgesamt vier Kalifen, die allesamt aus dem engeren Kreis der Gefolgschaft Mohammeds stammten und mit ihm durch familiäre Bindungen oder Eheschließungen verwandt waren. Diese vier ersten Kalifen bildeten keine Dynastie und wurden in Folge von einem Großteil der Muslime als die *rašīdūn*, die »Rechtgeleiteten« bezeichnet. Unter ihrer Herrschaft kam es zu einer beispiellosen äußeren Expansion und inneren Festigung des islamischen Machtbereichs.

Abu Bakr (632–634), dem ersten Nachfolger Mohammeds, kam primär die Aufgabe zu, das Herrschaftsgefüge des Propheten zu bewahren und schließlich die Arabische Halbinsel zu einen. Seine ersten Anstrengungen bestanden darin, nach dem Tod Mohammeds abgefallene Stammesverbände, die ihre Bündnisverpflichtungen somit als nichtig ansahen, wieder an das Herrschaftsgefüge anzubinden. Die nachfolgenden Kriegszüge auf der arabischen Halbinsel sollten als die »Kriege der *ridḍa*« oder »Kriege der Apostasie« bekannt werden, da gegen vom neuen Glauben abgefallene Stämme vorgegangen wurde. Von 632 bis zum Tod des Kalifen Abu Bakr im Jahr 634 gelang es den islamischen Verbänden, sich erfolgreich gegen die Anhänger der so genannten ›falschen Propheten‹ durchzusetzen. Erste große Siege unter dem muslimischen Feldherren Khalid ibn al-Walid 632 bei

Buzakha und 633 bei Aqraba Yamama im zentralarabischen Raum sicherten die Herrschaft in diesen Regionen und brachten die islamischen Truppen schließlich an den Persischen Golf, die Regionen im Süden der Arabischen Halbinsel und auch in die Grenzregionen zum sasanidischen Reich im Norden.⁷

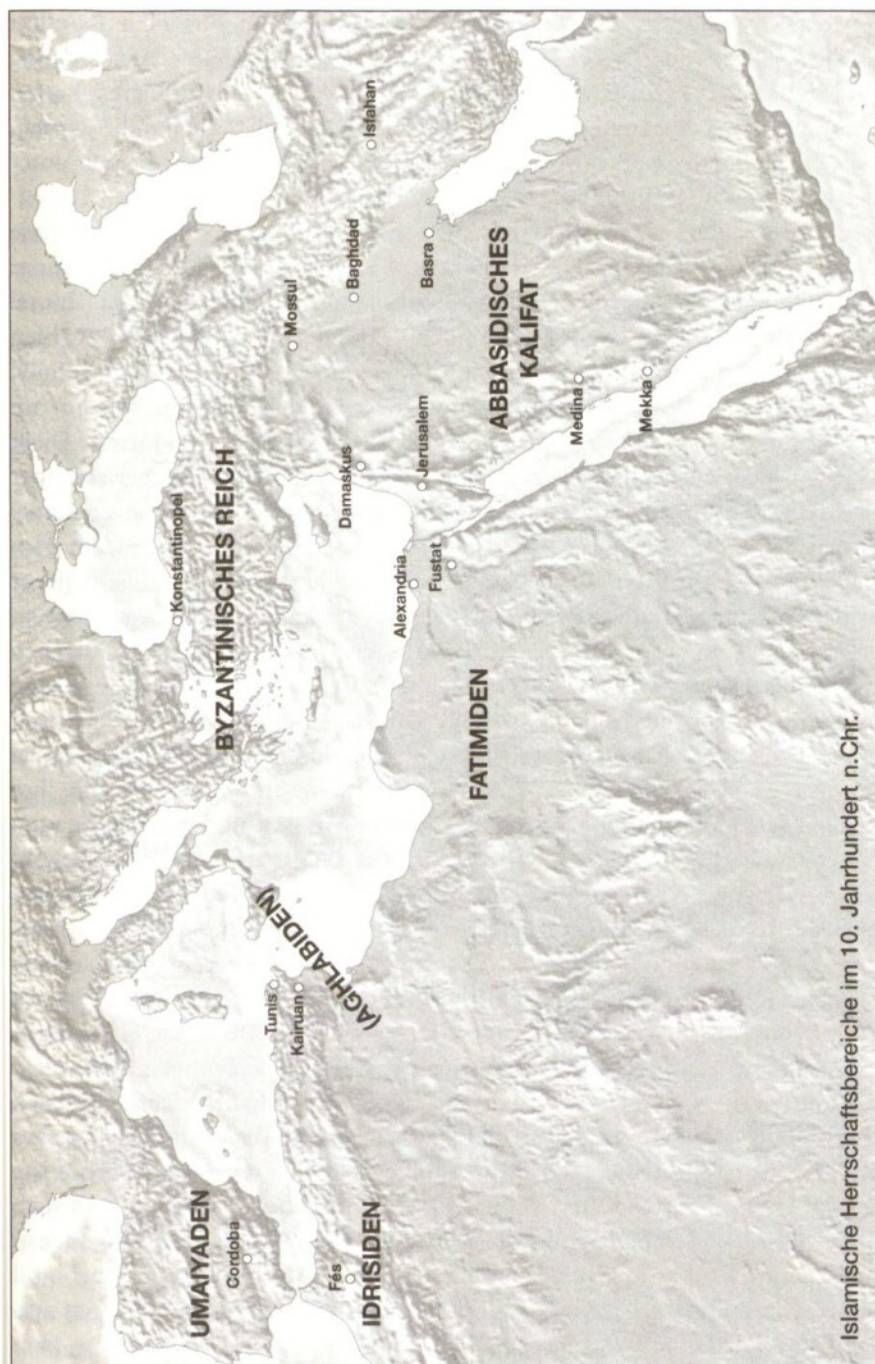
Unter Umar ibn al-Chattab (634–644), dem zweiten der ›rechtgeleiteten Kalifen‹, ging die islamische Expansion über die Zonen der Arabischen Halbinsel hinaus in die südlichen Gebiete der byzantinischen und sasanidischen Großreiche. Die dort zu Verteidigung stationierten Einheiten hatten den in den *Ridda*-Kriegen durch Erfahrung und Motivation gestärkten muslimischen Verbänden scheinbar nicht viel entgegenzusetzen. Bereits 635 fiel Damaskus, und 636 gelang es wiederum dem Feldherren Khalid ibn al-Walid ein starkes byzantinisches Heer an den Ufern des Flusses Yarmuk östlich des Sees Genezareth zu besiegen. Mit der Eroberung von Jerusalem im Jahr 638 und von Kaisareia 640 waren die Mittelmeergebiete in Syrien und Palästina endgültig unter islamische Herrschaft gelangt. Das byzantinische Reich musste nun seine Grenzen entlang der Tauruslinie im Südosten Kleinasiens verteidigen. Dies geschah nicht zuletzt deswegen, da auch Ägypten und die nordöstlichen afrikanischen Provinzen bis nach Tripolis in den frühen 640er Jahren von den muslimischen Armeen erfolgreich invasiert und besetzt werden konnten. Gegen das sasanidische Reich im Nordosten gelang ein ebenso schneller Vorstoß. Bereits unter dem Kalifen Abu Bakr war es hier ja zu Kämpfen in den südlichen Randgebieten gekommen. 636/637 schließlich unterlag ein sasanidisches Heer den Muslimen bei Qadisiya unweit des Euphrats. Damit war der Weg zur Eroberung des gesamten sasanidischen Herrschaftsgefüges offen. Das Zweistromland und weite Teile Persiens konnten besetzt werden. Ktesiphon, die Hauptstadt des sasanidischen Reiches, dürfte bereits 637/638 erobert worden sein, Mossul, am Oberlauf des Tigris, 641. Im persischen Hochland fielen nach der Schlacht von Nahawand im Jahr 642, die gleichsam den endgültigen Sieg über das Reich der Sasaniden brachte, Isfahan, Hamadan und zahlreiche andere Städte.⁸

Trotz – oder gerade wegen – der bedeutenden Siege und der Reichserweiterung kam es unter den herrschenden muslimischen Eliten bald zu Kontroversen und Auseinandersetzungen. Nach dem gewaltsamen Tod des Kalifen Umar traten diese Streitigkeiten unter seinem Nachfolger und dritten der ›rechtgeleiteten Kalifen‹, Uthman ibn Affan (644–656), noch stärker hervor. Stetige Konflikte überschatteten seine Regierungszeit und brachten im Jahr 656 seine Ermordung und den Beginn der ersten *fitna*, einen inner-muslimischen Bürgerkrieg, mit sich. Unter seinem Nachfolger

Ali ibn Abi Talib (656–661), dem vierten der ›rechtgeleiteten Kalifen‹, der mit Unterstützung der Kontrahenten Uthmans in dieses Amt bestellt worden war, wurden die Kämpfe in die neuen Provinzen und Garnisonsstädte des Reiches hinausgetragen. 661 fiel auch er einem Mordanschlag, der in seiner eigenen Machtbasis in Kufa erfolgte, zum Opfer. Mu'awiya ibn Abi Sufyan, der Statthalter von Syrien, der einer der stärksten Widersacher des Kalifen Ali gewesen war, sollte ihm schließlich nachfolgen und zum Begründer einer eigenen Dynastie werden.⁹

Außenpolitisch gesehen ging unter Kalif Uthman und teilweise auch unter Ali die Expansion des Islam jedoch weiter. Im Osten konnten in den 650ern muslimische Armeen die Besetzung Persiens und der Region Chorasán vorantreiben sowie Richtung Norden Armenien unterwerfen. Im Mittelmeerraum war durch die Okkupation der byzantinischen Küstenprovinzen in Syrien, Palästina, Ägypten und der Kyrenaika die ›christliche Einheit‹ des Mittelmeers an ein Ende gelangt. Byzanz, das noch die erste Seemacht im vormals römischen *mare nostrum* war, versuchte diese Position weiterhin aufrecht zu erhalten. Die muslimischen Provinzgouverneure von Syrien und Ägypten begannen jedoch ebenfalls in den späten 640er Jahren mit dem Aufbau einer Küstenverteidigung und der Kiellegung einer islamischen Mittelmeerflotte. Dabei wurde stark auf die vormals byzantinischen Ressourcen zurückgegriffen, und so setzte man z.B. in Ägypten anfangs gerade koptische Schiffsbaumeister und Schiffsbesatzungen ein. Um 650 wurde Zypern zum ersten Ziel der neuen muslimischen Flotte. Danach folgten in den frühen 650ern weitere Angriffe auf Kreta, Rhodos und selbst Sizilien. 655 gelang es der muslimischen Marine in der so genannten »Schlacht der Masten« in der Küstenzone vor Lykien und Kilikien eine starke byzantinische Flotte zu vernichten. Der junge oströmische Kaiser Konstans II. (641–668), der selbst an diesem Unternehmen beteiligt war, entkam dabei nur knapp einer Gefangennahme bzw. dem Tod.¹⁰ Danach sollte sich durch den Beginn der ersten *fitna* die Lage für das byzantinische Reich im Mittelmeerraum wieder ein wenig entspannen.

Wie waren diese raschen Erfolge unter den ersten vier Kalifen gegen die beiden Großreiche im Norden aber möglich gewesen? Eine ganze Reihe von Umständen wird dafür zumeist angeführt. So finden sich auf der einen Seite externe, also die jeweiligen Großreiche betreffende Faktoren: Ohne Zweifel hatten sich sowohl das sasanidische als auch das byzantinische Reich im frühen 7. Jahrhundert durch die schweren Kriege untereinander gehörig verausgabt. Das sasanidische Reichsgefüge war in Folge bis zur Eroberung durch den Islam von raschen Herrscherwechseln und permanenten inneren



Islamische Herrschaftsbereiche im 10. Jahrhundert n.Chr.

Unruhen geprägt. Auf byzantinischer Seite war man aus dem Konflikt zwar als Sieger hervorgegangen, aber nur unter äußerster Anstrengung und gehörigen Verlusten im Bereich der Armee. Darüber hinaus hatten mehrere Pestepidemien die östlichen Provinzen, speziell Syrien und Ägypten, wiederholt heimgesucht. Diese brachten sowohl in der Armee als auch unter der Zivilbevölkerung zahlreiche Opfer mit sich.

Auf der anderen Seite sind aber auch interne, also den Islam und gerade dessen Militärsystem betreffende Faktoren zu nennen: Das Entstehen einer neuen Religion und deren rasche Ausbreitung auf der Arabischen Halbinsel hatten wohl die Truppen Mohammeds und der nachfolgenden Kalifen beflügelt. Die ursprünglich aus stetig im Kampf erprobten und schnell beweglichen Beduinenkriegern zusammengestellten Verbände wurden im Zuge der Expansion zu einer schlagkräftigen Armee umgeformt. Diese verfügte nicht mehr nur, wie es oft die allgemeine Vorstellung suggeriert, über berittene Stammeskrieger, sondern ebenso über starke Infanterieverbände, wobei die Zahl der Infanteriekräfte, die vor allem aus der sesshaften Bevölkerung rekrutiert wurden, die Zahl der berittenen Beduinenkrieger sicher bei weitem überstieg. Manche dieser arabischen Krieger hatten schon zuvor militärische Erfahrungen in den byzantinisch-sasanidischen Kriegen als Auxiliartruppen gesammelt, und kannten somit ihre neuen Gegner. Darüber hinaus umfassten die islamischen Armeen bereits sehr früh auch nicht-arabische Truppenteile, zu denen unter anderem sasanidische Eliteverbände gehörten, die übergelaufen waren, und in Folge für ihre neuen Herren kämpften. Vom Stand der Bewaffnung und der Ausrüstung war man den byzantinischen und sasanidischen Armeen grundsätzlich nicht unähnlich, und man verfügte offensichtlich über keine technologischen Vor- oder Nachteile, außer dass man vielleicht partiell mobiler war. Erste geregelte Entlohnungssysteme, die möglicherweise bereits unter dem zweiten Kalifen, Umar ibn al-Chattab, eingeführt wurden, dürften die Stabilität der Armee verbessert haben. Dabei wurden öffentliche Einnahmen (*fay'*) aus den eroberten Provinzen zur Bezahlung der Truppen in Bargeld herangezogen, was in keinem Vergleich zu den proto-feudalen und feudalen Entlohnungsschemata in den Nachfolgereichen des weströmischen Reiches stand. Wer Anspruch auf Sold (*‘aṭā'*) hatte, wurde in einer speziellen Liste (*dīwān*) vermerkt, wobei die Höhe von der Bedeutung der Person und auch dem Zeitpunkt des Eintritts in die Armee abhing. Weiters ging man ebenso bald daran in den neuen Provinzen außerhalb der arabischen Halbinsel Garnisonsstädte (*amṣār*, sing. *miṣr*) zu schaffen, wobei man einerseits wie in Syrien auf bereits existierende Orte zurückgriff, und andererseits zum Beispiel mit Kufa und Basra im Irak oder auch Fustat – der Vorgängerstadt

Kairos – in Ägypten solche neu anlegte. Der Zweck dahinter lag vermutlich darin, dass man die Truppen nicht über das ganze Gebiet verstreuen wollte, was ihre militärische Schlagkraft verringern und auch zu einem Verlust ihrer religiösen und ethnischen Identität führen konnte.

Schlussendlich muss man aber auch feststellen, dass manche der lokalen Eliten gerade im vormals Byzantinischen Reich oftmals wenige Probleme damit hatten, die einst ›griechische‹ Herrschaft gegen eine neue, islamische, zu tauschen, während die einfache Bevölkerung durch einen Herrschaftswechsel zumeist unbeeindruckt blieb und sich gelegentlich vielleicht sogar Verbesserungen erwartete.¹¹

Expansion und Etablierung – Die Dynastie der Umayyaden

Mit dem Ende der ersten *fitna* gelang es dem ehemaligen Statthalter von Syrien, Mu'awiya ibn Abi Sufyan (661–680), die Macht im islamischen Reich zu übernehmen und zum fünften Kalifen aufzusteigen. Er sollte in Folge dieses Amt auch an seinen Sohn weitergeben und somit zum Begründer einer neuen islamischen Herrscher-Dynastie werden, die nach einem Vorfahren namens Umaiya auch unter der Bezeichnung Umayyaden zusammengefasst wird. Unter seiner Führung und der seiner Nachfolger wurde die islamische Expansion partiell im Osten, besonders aber im Mittelmeerraum weiter vorangetrieben. Ein Zeichen für die verstärkte mediterrane Ausrichtung der Umayyaden ist wohl auch darin zu sehen, dass der neue Kalif – und vormals syrische Statthalter – Damaskus, im ehemals byzantinischen Herrschaftsbereich und im Großraum des Mittelmeers gelegen, zu seiner Residenzstadt machte.¹²

Unter den rechtgeleiteten Kalifen waren ja Ägypten und die Kyrenaika bereits zu muslimischen Provinzen geworden. Gelegentliche Kriegszüge in den Raum des Maghreb folgten, brachten jedoch keine längerfristige Besetzung mit sich. In den 660er Jahren wurden die Angriffe auf dieses Gebiet scheinbar von Land und See her wieder aufgenommen. Dabei hatten die islamischen Armeen mit zwei Gegnern zu kämpfen. In den küstennahen Gebieten waren die größeren Städte noch immer unter byzantinischer Kontrolle, der küstenferne, ländliche Raum hingegen wurde von den indigenen Berberstämmen dieser Region kontrolliert. Ein erster Ausgangspunkt für eine weitere Expansion wurde im Jahr 670 mit der Gründung der Garnisonsstadt Kairuan im Gebiet des heutigen Tunesiens gelegt. Von dort aus wurden noch in den 670er und frühen 680er Jahren Feldzüge unternommen, die islamische Truppen bis an den Atlantik im heutigen Marokko brachten, jedoch noch zu keiner festen

Kontrolle über diese Gebiete führten. Die byzantinischen und berberischen Gegner fügten – gelegentlich im Verband – den muslimischen Invasoren teilweise schwere Verluste zu, und erst gegen Ende des 7. und am Beginn des 8. Jahrhunderts zeigten sich längerfristige Erfolge. Mit der Okkupation von Karthago 698, das aber bald der islamischen Neugründung Tunisi wick, und der Übernahme von Ceuta und Tanger hatte man wichtige Städte dieses Raumes unterworfen. Von diesen Zentren aus konnte man in Folge auch schrittweise das Hinterland und die Berberstämme an die islamische Herrschaft binden.¹³

Der nächste Schritt folgte relativ rasch, und bereits um das Jahr 710 begann man damit, militärische Sondierungen über die Straße von Gibraltar auf die Iberische Halbinsel vorzunehmen. 711 landeten muslimische Verbände bereits gemeinsam mit neu angeworbenen und konvertierten berberischen Truppen im Süden des heutigen Spanien und konnten den dort herrschenden Westgoten schwere Niederlagen zufügen. Die islamische Expansion auf der Iberischen Halbinsel erfolgte mit einer vergleichbar beispiellosen Schnelligkeit, wie die frühen Erfolge unter den ersten Kalifen gegen das sasanidische und byzantinische Reich. Dabei halfen den muslimischen Invasoren wiederum innere Konflikte im westgotischen Reich. In mehreren Wellen gelang es noch in den 710er Jahren die islamische Herrschaft über weite Teile der iberischen Halbinsel auszubreiten. Dabei wurde jedoch nicht immer nur kriegerrisch vorgegangen. So sind auch Berichte darüber erhalten, dass mit einigen der lokalen Würdenträger Verträge abgeschlossen werden konnten, und diese sich auf friedlichem Weg den neuen Herren unterstellten.¹⁴

Somit hatten die Umayyaden bis ins frühe 8. Jahrhundert das ursprünglich auf der Arabischen Halbinsel und im Raum des Nahen Ostens zentrierte islamische Reich bis weit in den mediterranen Westen ausgedehnt. Kämpfe zur See gegen Byzanz wurden unter den Umayyaden mit Nachdruck weitergeführt. Rhodos und Kreta konnten in den 670ern kurzfristig besetzt werden. Islamische Marineverbände drangen weiter in die Ägäis vor, und von 674 an wurde selbst Konstantinopel – wenn auch erfolglos – für mehrere Jahre belagert. Im frühen 8. Jahrhundert kamen auch die Inseln der westlichen Mediterranée, die noch immer – zumindest nominell – unter byzantinischer Herrschaft standen, zunehmend in Reichweite der muslimischen Marineverbände. Sowohl Sizilien, Sardinien als auch die Balearen wurden wiederholt von muslimischen Flottenverbänden attackiert. 717/718 schließlich konnte Konstantinopel zum zweiten Mal, wenn auch wieder erfolglos, von Land und Wasser aus belagert werden.¹⁵

Im Osten des Reiches war die Expansion ebenso stückweise voran geschritten, und nach der Festigung der islamischen Macht in Persien und

Chorasán konnten am Beginn des 8. Jahrhunderts die Grenzen bis nach Zentralasien und an den Indus vorgeschoben werden.¹⁶

Eine solche Reichsausdehnung bedurfte natürlich eines effizienten Militärsystems, dass nicht nur die Eroberungen vorantreiben konnte, sondern diese auch zu bewahren vermochte. Die Bildung einer islamischen Armee und der Aufbau von internen Verwaltungsstrukturen war dabei zum Teil schon unter der Herrschaft der ›rechtgeleiteten Kalifen‹, und hier speziell unter der Regierung des Kalifen Umar ibn al-Chattab, vorgenommen worden. Zu einer regelrechten Institutionalisierung und Professionalisierung der Armee, die in Folge zur wichtigsten Stütze der Herrschaft der Kalifen werden sollte, kam es aber erst unter den Umayyaden.

Grundsätzlich ist es eigentlich falsch von einer umayyadischen Armee zu sprechen, da es zahlreiche Armeen zu verschiedenen Zeiten während der umayyadischen Herrschaft gab. Aufgrund der vormaligen Position des Kalifen Mu'awiya als Statthalter von Syrien und der Verlegung der Hauptstadt des Reiches nach Damaskus war jedoch die syrische Armee (*ahl al-šām*) der wichtigste Rückhalt der umayyadischen Herrscher. Truppenteile dieser Armee wurden in den verschiedensten Regionen des Reiches eingesetzt, und waren selbst an den Kämpfen auf der Iberischen Halbinsel beteiligt. Daneben spielten jedoch auch die Armeen des Irak, die speziell in den großen Garnisonstädten Basra und Kufa stationiert waren, und vor allem für Kampagnen im Osten des Reiches eingesetzt wurden, sowie die Armeen des Iran und Chorasans, die sich gleichsam aus den irakischen Truppen, die ursprünglich in diese Regionen entsendet worden waren, entwickelt hatten, und in weiterer Folge in den östlichen Grenzregionen ihren Dienst versahen, eine nicht unwichtige Rolle. In Ägypten war die Lage wiederum ein wenig anders. Da diese Provinz grundsätzlich als ruhig zu bezeichnen war, setzte sich die lokale Armee zumeist aus den ursprünglichen Eroberern und ihren Nachkommen zusammen. Neue Soldaten wurden kaum angeworben, der Einsatzraum beschränkte sich grundsätzlich auf Ägypten und nur teilweise auf die Gebiete des Maghreb sowie die Iberische Halbinsel, was die Bedeutung der ägyptischen Armee im Gefüge des umayyadischen Militärapparats somit eher gering machte.

Neben diesen größeren Armeekomplexen gab es eine weitere regionale Unterteilung, die angeblich auch schon unter Kalif Umar eingeführt worden sein soll. So war Syrien, obwohl sich die syrische Armee scheinbar stark mit der Provinz als Gesamtheit identifizierte, wiederum in mehrere Militärbezirke (*aġnād*, sing. *ġund*) aufgeteilt, deren Anzahl sich im Laufe der Zeit, durch die Schaffung neuer wiederholt änderte. Die Soldaten aus diesen

Militärbezirken wurden ebenso als *aġnād* und ihre jeweilige Truppe als *ġund* bezeichnet. In den übrigen Teilen des Reiches dürfte diese Unterteilung in regionale Militärbezirke, die sich auf die lokalen Garnisonsstädte (*amṣār*) stützte, ebenso existiert haben. Informationen dazu sind aber eher spärlich gesät.¹⁷

Neben arabischen Muslimen spielten bereits ab ca. der Mitte des 7. Jahrhunderts immer stärker auch nicht-arabische sowie nicht-muslimische Elemente in der umayyadischen Armee eine bedeutende Rolle. Ursprünglich war es für nicht-arabische Konvertiten (*māwālī*) sowie Nicht-Muslime (*ḍimmīs*) so gut wie unmöglich gewesen, in die oftmals noch tribal gegliederten islamischen Armeen aufgenommen zu werden. Durch die Expansion des Islam und die inneren Machtkämpfe waren die Herrscher jedoch bald darauf angewiesen, einerseits größere Truppenkontingente ins Feld zu stellen, und andererseits auch verlässliche Soldaten zu haben. Dabei wurden *māwālī* oftmals als Klienteltruppen von arabisch-muslimischen Einheiten in der regulären Armee geführt. Sie konnten aber ebenso, wie auch *ḍimmīs*, in kleineren Einheiten oder Milizen zusammengefasst werden, die eigene ethnische Truppenkörper bildeten, und dem jeweiligen Herrscher oder Befehlshaber oft eine stärkere Loyalität entgegenbrachten, als arabische Muslime. Nicht-arabische bzw. nicht-muslimische Truppenteile konnten dabei einerseits freiwillig, oftmals aufgrund der Bezahlung oder der politischen Lage, gelegentlich auch im Rahmen von Aushebungen in den neu erworbenen Provinzen oder schließlich durch Gefangenschaft in islamische Dienste gelangen.

Zu den frühesten nicht-arabischen Elementen in den islamischen Armeen gehörten sicher persische Truppenteile, die nach den Niederlagen der Sasaniden die Seiten wechselten. Bekannt sind hier vorallem die *asāwira*, persische berittene Elitetruppen, von denen ein Teil bereits 638 auf die Seite der Muslime wechselte, sich zum Islam bekehrte, hohe Bezahlung erhielt und sogar über die Zuordnung und Ansiedlung erfolgreich verhandeln konnte. Die Bekehrung zum Islam war jedoch forthin, wie spätere Beispiele zeigen, nicht immer eine Grundvoraussetzung für die Übernahme in muslimische Dienste. Weitere Anwerbungen von oftmals ethnischen Gruppierungen aus dem Gefüge der sasanidischen Armee, wie den *zuṭṭ* und den *sayābiġa* folgten. Diese waren ursprünglich als Kriegsgefangene in muslimische Dienste gelangt, konvertierten ebenfalls und wurden bald mit Sonderaufgaben betraut. Unter den umayyadischen Herrschern siedelte man Teile dieser Gruppen in den Küstenregionen Syriens an, um gegen byzantinische Angriffe gerüstet zu sein. Andere wiederum nahmen am Beginn des 8. Jahrhunderts an Kampagnen im indischen Grenzraum teil, bei denen sie sich als ver-

lässliche Land- und Seesoldaten hervortaten. Im späten 7. Jahrhundert gelangten durch die islamischen Feldzüge im Raum von Transoxanien die *buhāriyya*, die wohl aus der Umgebung der Stadt Buhārā nördlich des Oxus stammten, und ausgezeichnete Bogenschützen stellten, zu den umaiyadischen Truppen. Ebenso aus diesem Gebiet nördlich des Oxus dürften die *šakiriyya* gekommen sein, die ursprünglich wohl eine Art von Leibgarde des lokalen Adels darstellten, und in Folge von der muslimischen Oberschicht ebenso – speziell als Eskorte auf dem Schlachtfeld – eingesetzt wurden. Jedoch nicht nur im Osten, sondern auch im Süden und Westen des Reiches wurden nicht-arabische und oftmals auch nicht-muslimische Gruppierungen zur Verstärkung der islamischen Armeen herangezogen. Durch Sklavenhandel und Kriegszüge kam eine beachtliche Zahl an schwarzafrikanischen Sklaven aus den Regionen des Sudan und Äthiopiens ins Islamische Reich. Der Großteil von ihnen wurde zur Feldarbeit oder für Hausdienste eingesetzt. Ein Teil dieser als *sūdān* bezeichneten Sklaven gelangte aber bald auch in verschiedene Milizen und Gardeeinheiten der muslimischen Oberschicht. Sie erlangten in Folge einen besonderen Ruf im Umgang mit dem Speer in offener Feldschlacht. Weiters befanden sich auch christliche Truppenteile in den muslimischen Armeen. Sie umfassten armenische Söldner, Hilfstruppen aus dem Raum Syriens und koptische Schiffsbauer und Schiffsbesatzungen aus Ägypten. Gerade die letztgenannten waren für den Aufbau der ersten muslimischen Mittelmeerflotten – wie bereits erwähnt – von großer Bedeutung gewesen. Aber auch noch unter den Umayyaden wurden Kopten im frühen 8. Jahrhundert aus Ägypten nach Tunis entsandt, um dort den Aufbau eines Marinearsenals und einer Flotte zu bewerkstelligen. Schließlich stellten auch noch die Berberstämme des Maghrebgebietes eine wichtige Stütze des umaiyadischen Militärapparates dar. Gerade im Rahmen der Invasion und Okkupation der Iberischen Halbinsel wurden konvertierte Berbertruppen in großem Umfang eingesetzt. Darüber hinaus fand man sie aber auch in beachtlicher Zahl im Osten des Reiches, nicht zuletzt deswegen, da während der Herrschaft der Umayyaden unter den nicht bekehrten Berbergruppen regelmäßige Aushebungen vorgenommen wurden.¹⁸

Neben den regulären Truppen und den zahlreichen Milizen, die zumeist als Feld- oder Grenzeinheiten ihren Dienst versahen, kannten die umaiyadischen Armeen aber auch Sondereinheiten, die für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren des Reiches zuständig waren. Zu den wichtigsten, die unter der Herrschaft des ersten umaiyadischen Kalifen Mu'awiya institutionalisiert wurden, zählten die *šurṭa* sowie die *ḥaras*. Beide entwickelten sich im Laufe der Zeit zu einer Art von Militärpolizei, die für Recht und Ordnung sorgten, innenpolitisch heikle Fälle übernahmen und auch als Garde und

Sicherheitspersonal des Herrschers fungierten. Die Kommandanten dieser beiden Truppenteile (*ṣāhib al-šurṭa* und *ṣāhib al-ḥaras*) waren zumeist Vertrauenspersonen des jeweiligen Herrschers, ihre Ämter gehörten zu den bedeutendsten im umayyadischen Staatsgefüge. Nebenbei existierte aber in den großen Provinzhauptstädten ebenfalls eine *šurṭa*, deren Kommandant wiederum aus der lokalen Oberschicht bestimmt wurde.¹⁹

Eine professionelle Armee musste natürlich auch dementsprechend entlohnt werden. Hier wurde unter den umayyadischen Herrschern auf dasselbe System zurückgegriffen, das angeblich bereits unter Kalif Umar eingeführt worden sein soll. Erst aus umayyadischer Zeit existieren aber klare Aufzeichnungen über dieses Entlohnungsschema. Die Truppen wurden grundsätzlich aus staatlichen Einnahmen der Provinzen (*fay'*) in Bargeld besoldet, wobei die Steuereintreibung nicht im Aufgabenbereich der Armeen lag. Bei der Auszahlung wurde dabei durchaus regional vorgegangen. Die Liste (*dīwān*) der Soldbezieher lag im jeweiligen Garnisonsort (*miṣr*) auf, wo auch die Auszahlungen vorgenommen wurden. Vor Kampagnen, wenn die Truppen mobilisiert wurden, mussten diese Listen auf den neuesten Stand gebracht werden. Dabei wurden in diese Listen scheinbar die eigentlichen arabischen Muslime, ihre erwachsenen Söhne, ihre *māwālī*-Verbündeten und auch ihre Sklaven eingetragen, die somit Militärdienst zu leisten und damit auch Anspruch auf Entlohnung hatten. Die Aufnahme gerade der *māwālī* und Sklaven in dieses Entlohnungssystem brachte vor allem im Irak heftige Kontroversen mit sich, da viele der arabischen Muslime den Sold (*‘aṭā*) nicht mit diesen Gruppen teilen wollten, und ihn vielmehr als eine Art Entlohnung oder Pension für die eigentlichen muslimischen Eroberer und ihre Nachfahren betrachteten. Unter der Herrschaft der Umayyaden war aber klar, dass *‘aṭā* nur für Kriegsdienstleistung bzw. der Bereitschaft zur Kriegsdienstleistung vergeben werden sollte, auch wenn dieses Prinzip nicht immer umgesetzt werden konnte. Ausgezahlt wurde der Sold im Normalfall einmal pro Jahr, gelegentliche Unterschiede von dieser Regelung kamen jedoch vor. Neben den Barzahlungen existierte aber in manchen Fällen auch eine Entlohnung in Lebensmitteln, Futtermitteln oder Gütern. Der Begriff *rizq* taucht dabei in den Quellen dieser Zeit wiederholt auf. Grundsätzlich ist aber nicht klar, ob mit *rizq* zwingend eine Entlohnung in Gütern gemeint sein musste, oder ob es sich dabei nicht auch um zusätzliche Bargeldzahlungen handeln konnte, da dieser Begriff ab dem frühen 9. Jahrhundert schließlich statt *‘aṭā* als Bezeichnung für bar ausgezahlten Sold verwendet wurde. Die *ma‘ūna* schlussendlich, übersetzbar mit Unterstützung, war eine Form der Barzahlung, die nicht von einer Registrierung im *dīwān* abhängig war. Sie konnte somit einerseits an nicht *‘aṭā* beziehende Truppen, wie diverse

Söldnergruppierungen, ausbezahlt werden, und andererseits auch eine Bonuszahlung für regulär besoldete Einheiten darstellen.²⁰

Die Fragmentierung des Islamischen Reiches

Die umaiyadische Herrschaft blieb in ihrem fast hundertjährigen Bestehen nicht unangetastet. Wiederholte Aufstände und Bürgerkriege richteten sich gegen die regierende Dynastie, konnten jedoch bis in die 740er immer wieder erfolgreich bekämpft werden. Knapp vor der Mitte des 8. Jahrhunderts gelang es den Aufständischen sich aber schließlich durchzusetzen. 749/750 wurden die umaiyadischen Truppen mehrfach geschlagen und der letzte umaiyadische Kalif Marwan II. (744–750) wurde auf der Flucht in Ägypten getötet. Die neue Dynastie, die in weiterer Folge auch die anderen aufständischen Parteien ausschalten sollte, wurde unter dem Namen Abbasiden bekannt. Unter den ersten abbasidischen Kalifen, speziell Abu l-Abbas al-Saffah (749–754), al-Mansur (754–775) und später auch Harun ar-Raschid (786–809) erlebte das islamische Staatsgefüge eine vorübergehende neue Blüte. Das Zentrum des abbasidischen Reiches wurde unter al-Mansur schließlich von Damaskus in die neu gegründete Hauptstadt Baghdad verlegt.²¹

Mit dem Ende der umaiyadischen Herrschaft war aber auch das Ende der Einheit des Islamischen Gesamtreiches gekommen. Die neuen abbasidischen Herrscher schafften es nicht mehr, die Entstehung von eigenständigen islamischen Reichen, die entweder gar nicht oder bestenfalls formal der Oberhoheit des Kalifats unterstanden, zu verhindern. Gerade im äußersten mediterranen Westen des islamischen Machtbereichs, der sich selbst schon von Damaskus aus schwer kontrollieren ließ, entstanden ab der Mitte des 8. und bis ins frühe 9. Jahrhundert hinein einige neue bedeutende Herrschaftsbereiche. Als erstes gelang es dem muslimischen Spanien, sich im Jahr 756 unter einer Seitenlinie der Umayyaden vom Kalifat abzuspalten.²² Danach folgte der Maghrebraum, der ab 788 schrittweise unter die Herrschaft der Dynastie der Idrisiden geriet.²³ Schließlich erlangten auch die aghlabidischen Statthalter der Provinz *Ifriqiya*, die ungefähr das Gebiet des heutigen Tunesiens umfasste, ab 800 eine zunehmend autonome Stellung im Reichsgefüge.²⁴

Der Mittelmeerraum kannte somit ab der Mitte des 8. Jahrhunderts nicht mehr nur ein islamisches Staatsgefüge, sondern mehrere. Die Expansion des Islam im Mittelmeerraum wurde zukünftig, wenn auch nicht mehr in dem Umfang wie unter den ›rechtgeleiteten Kalifen‹ oder den Umayyaden, gerade von diesen neuen Herrschaftsbereichen voran getragen. Während die abbasidischen Kalifen im späten 8. und 9. Jahrhundert gegen die byzantinische

Reichsgrenze in Kleinasien vorgingen, gelang es den Aghlabiden, zwischen 827 und 878 Sizilien zu erobern und ab der Mitte des 9. Jahrhunderts sich auch zumindest für einige Jahrzehnte in Kalabrien, Kampanien und Apulien festzusetzen. Die Balearengruppe wiederum gelangte 849 unter eine lose Oberhoheit des umayyadischen Spaniens und wurde sodann 902/903 endgültig erobert.²⁵ Den Aghlabiden folgte am Beginn des 10. Jahrhunderts die Dynastie der Fatimiden im Raum des östlichen und zentralen Maghreb nach. Diesen gelang es, ein bedeutendes muslimisches, mediterranes Reich zu schaffen, das bald seine Herrschaft über das 969 eroberte Ägypten bis nach Syrien ausdehnen konnte. Bereits der erste Herrscher dieser neuen Dynastie, Ubayd Allah, hatte 909/910 den Titel eines Kalifen angenommen, und damit einen Gegenpol zum Kalifat von Baghdad geschaffen.²⁶ Der große Konkurrent des mächtigen fatimidischen Reiches im westlichen Mittelmeerraum war gerade in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts das umayyadische Spanien, das ebenfalls versuchte, seine Macht über den Maghreb auszudehnen. Dem Beispiel der Fatimiden folgend, und wohl auch um diesen nicht nachzustehen, nahm der umayyadische Herrscher Abd ar-Rahman III. 929 ebenfalls den Kalifentitel an.²⁷

Die Macht, die die islamischen Reiche im Mittelmeerraum gerade im 9. und 10. Jahrhundert erlangten, war beeindruckend. Die abbasidischen Kalifen von Baghdad hatten damit jedoch nur mehr wenig zu tun. Nach einer Zeit immer wieder auftretender Krisen während des 9. Jahrhunderts und dem Abfall weiterer Provinzen von der Zentralmacht stand das Kalifat am Beginn des 10. Jahrhunderts, während der Regierungszeit des Kalifen al-Muqtadir (908–932), am Beginn der inneren Auflösung. 945 schließlich übernahmen die Buyiden, eine lokale Herrscherdynastie aus dem Raum Persiens, die Macht in Baghdad. Das abbasidische Kalifat wurde von ihnen jedoch nicht ausgelöscht und existierte unter ihrer Herrschaft und der nachfolgender Dynastien zumindest nominell und ohne politisches und militärisches Gewicht noch drei Jahrhunderte weiter.²⁸

Mit der Einheit des islamischen Staatsgefüges zerbrach natürlich auch die Einheit des islamischen Militärsystems. Jeder der Nachfolgestaaten baute eine eigene Armee – und gerade im Mittelmeerraum auch eine eigene Marine – auf. Dabei kam es wohl zu Änderungen in der Rekrutierung, der Zusammensetzung der Truppen, der Kommandostruktur, der Entlohnung und der Einteilung der Armeen, grundsätzlich blieben aber ein Großteil der Einrichtungen und Strukturen, die man bereits von den umayyadischen und später auch den frühen abbasidischen Armeen kannte, erhalten oder wurde den lokalen Bedürfnissen angepasst.

Im Zentralraum der islamischen Welt wurden bereits unter den Umayyaden begonnene Veränderungen im Militärwesen von den neuen abbasidischen Machthabern oft fortgeführt. Eine der auffälligsten Veränderungen im Militärapparat stellte aber die Ablösung der syrischen Armee (*ahl al-šām*) durch die Armee Chorasans (*ahl ḥurāsān*) dar, die die Abbasiden bereits für ihre Kämpfe gegen die letzten Umayyaden in Persien und Chorasān angeworben hatten. Dabei handelte es sich jedoch nicht um eine Armee, die hauptsächlich aus Persern bestand, sondern in ihr dienten zum Großteil arabische Soldaten, die schon lange in Persien und Chorasān ansässig waren. Die Armee Chorasans wurde schließlich unter den frühen Abbasiden-Herrschern zur zentralen Armee, auf die sich ihre Macht stützte. Die vormals den Umayyaden treu ergebene syrische Armee (*ahl al-šām*), wurde nach der Machtübernahme zwar nicht aufgelöst, verlor aber zunehmend an Bedeutung. Darüber hinaus gab es unter den frühen abbasidischen Kalifen auch ein beeindruckendes Spektrum an regionalen und ethnischen Truppenkörpern. Diese wurden dabei oftmals in den im 8. Jahrhundert reorganisierten Grenzregionen gegen das Byzantinische Reich eingesetzt, und versahen entweder in den *tuḡūr*, die die eigentlichen Militärbezirke direkt an der Grenze darstellten, oder auch in den neu errichteten *awasim*, die dahinter lagen und als Nachschubbasis dienten, ihren Dienst. Ebenso wurde aber eine große Zahl von Truppen verschiedenster Herkunft in der neu errichteten Hauptstadt Baghdad angesiedelt.

Im Bereich der Rekrutierung wurde die bereits unter den Umayyaden begonnene Abkehr von tribalen Strukturen weiter fortgesetzt. So mussten z.B. die für die Armee von Chorasān angeworbenen Soldaten nur mehr ihren Herkunftsort bei der Aufnahme in den *dīwān* nennen. Die Entlohnung erfolgte weiterhin in Bargeld, wobei der Sold nun aber in kürzeren Intervallen, teilweise vielleicht sogar monatlich, ausbezahlt wurde. Darüber hinaus erhielten manche Truppen, speziell um sie in der neuen Hauptstadt Baghdad oder in wichtigen Grenzgebieten anzusiedeln, Grundbesitz (*qaṭā'i*) geschenkt. Diese Grundvergaben ersetzten die eigentliche Besoldung aber nicht und dürfen somit mit der Vergabe von Lehen oder ähnlichem auf keinen Fall verglichen werden. Wichtig für die Professionalisierung der Armee war auch eine zunehmende Ausbildung einer rein militärischen Kommandoschicht. Gerade der *qā'id* (pl. *quwwād*), der für die Führung aber auch Rekrutierung größerer Truppenkörper zuständig war, löste hier Stammesführer und lokale Adelsschichten zunehmend ab.

Im frühen 9. Jahrhundert wurden schließlich, nach inneren Machtkämpfen im abbasidischen Staatsgefüge, vermehrt gerade turkstämmige, aber auch aus anderen Gebieten stammende Söldner- bzw. Sklaventruppen in die

Dienste der Kalifen aufgenommen. Der Status dieser neuen Soldaten ist dabei nicht immer klar. Manchmal werden sie als *māwālī*, also als nicht-arabische Konvertiten, bezeichnet, andererseits treten aber auch Begriffe wie *mamlūk* (pl. *mamālīk*) oder *ḡulām* (pl. *ḡilmān*) auf, die auf Sklaven bzw. auf ursprünglich aus Sklaven rekrutierte Soldaten hinweisen. Dabei konnten solche Sklaventruppen durch Kriegsgefangenschaft, viel häufiger aber einfach durch Verkauf von lokalen Machthabern in abbasidische Dienste gelangen. Nach ihrer Ausbildung, oder auch wenn ihr erster Besitzer starb, wurden diese Sklavensoldaten normalerweise frei. Im Laufe der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts und am Beginn des 10. Jahrhunderts wurden sie schließlich zur eigentlichen Stütze der schwindenden militärischen Macht der abbasidischen Kalifen. Als Eliteeinheiten versahen sie ihren Dienst und verdrängten schrittweise andere, ursprünglich bedeutende Armeeteile auf rein regionale Aufgaben. Gerade die Kosten, die die zwar kleine, aber hochbezahlte Armee von Söldner- und Sklaventruppen verursachte, brachten die abbasidischen Herrscher des späten 9. und frühen 10. Jahrhunderts in ihrem schwindenden Machtbereich schließlich aber in immer größere Schwierigkeiten. Es kam zu Plünderungen und selbst zur Ermordung von Kalifen durch die eigenen Truppen, wenn diese nicht den Sold bezahlen konnten. Eine partielle Auslagerung der Steuereintreibung auf die Sklaven- und Söldnertruppen selbst änderte kaum etwas an der prekären Situation, die schließlich um die Mitte des 9. Jahrhunderts zum Ende der abbasidischen Kalifen als eigentliche Autorität in Baghdad führte.²⁹

Über das Heerwesen in den islamischen Nachfolgereichen existieren Informationen in unterschiedlichem Umfang und stark divergierender Qualität. So sind die Kenntnisse über die aghlabidischen Armeen eher gering, obwohl sie im 9. Jahrhundert im zentralen Mittelmeerraum offensichtlich eine bedeutende Rolle spielten. Scheinbar brachten die frühen aghlabidischen Herrscher den regionalen *ḡund*-Truppen umayyadischer und früh-abbasidischer Prägung jedoch wenig Vertrauen entgegen, was dazu führte, dass von ihnen gerade Berber und auch schwarzafrikanische Sklaventruppen in zunehmendem Maße eingesetzt wurden. Die Eroberung Siziliens dürfte somit auch hauptsächlich von Berberkontingenten, einer geringeren Zahl an schwarzafrikanischen sowie anderen Sklaventruppen und nur einer bescheidenen arabischen Führungsschicht erfolgt sein. Nach – beziehungsweise noch während – der Invasion Siziliens wechselten dann auch Griechisch sprechende Einwohner dieser Insel zu den aghlabidischen Armeen. Interessant ist auch, dass vorallem der Westen Siziliens nach der Eroberung scheinbar in Militärbezirke aufgeteilt wurde, und hier wiederum *ḡund*-Truppen geschaffen wurden. Möglicherweise

wurde auch verstärkt auf ein Entlohnungssystem in nicht vererbbarem Grundbesitz, bekannt als *iqṭāʿ*, gesetzt, dass in diesem Fall vielleicht auf byzantinischen Strukturen aufbaute.³⁰

Im umayyadischen Spanien – oder auch *al-Andalus* – waren im Zuge der Eroberung und der nachfolgenden Befriedung neben den Berberkontingenten auch eine große Zahl an syrischen und teilweise ägyptischen *ḡund*-Truppen stationiert worden. Gerade die loyalen syrischen Truppen dürften in den 750ern bei der Machtergreifung der Umayyaden auf der iberischen Halbinsel nach deren Niederlage gegen die Abbasiden im Nahen Osten eine entscheidende Rolle gespielt haben. Al-Andalus selbst war grundsätzlich auch in Militärbezirke aufgeteilt, die hier als *kūra* (pl. *kuwar*) oder *kūra muḡannada* bezeichnet wurden. Aus ihnen wurden die regionalen *ḡund*-Truppen rekrutiert. Darüber hinaus existierten aber im Norden zu den christlichen Königreichen hin *tuḡūr*, also militärische Grenzbezirke, die im kleinen Rahmen die abbasidische Reichsverteidigung gegen Byzanz widerspiegeln. Die Truppen aus al-Andalus setzten sich sowohl aus Einheimischen, zu denen neben den Nachkommen der berberischen und arabischen Invasionstruppen auch bekehrte Christen gehörten, und fremden Söldnern zusammen, die laut manchen Quellen zum ersten Mal unter Emir al-Hakam I. (796–822) ins Land geholt wurden. Die Söldnertruppen – egal welcher Herkunft – wurden dabei allgemein als *ḥašām* bezeichnet, während die einheimischen Soldaten eben die *aḡnād* waren. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts – und besonders unter den Kalifen von Cordoba im 10. Jahrhundert – wurden die Söldner- bzw. Sklavensoldaten (*mamālīk*) immer wichtiger. Bezogen auf ihre Herkunft fanden sich unter diesen Truppen sowohl Kriegsgefangene aus den nördlichen christlichen Königreichen und dem Fränkischen Reich, berberische Anwerbungen sowie slawische (*ṣaqālība*) als auch schwarzafrikanische Sklaventruppen. Neben diesen Garnisons- und Feldtruppen konnten die Emire und späteren Kalifen bei ihren Feldzügen auch oftmals auf Kurzzeitanwerbungen und Freiwilligenkontingente zurückgreifen; ebenso existierten in al-Andalus zahlreiche spezialisierte Einheiten, wie z.B. die Militärpolizeieinheiten der *ṣurṭa*. Die Ausbildung einer militärischen Kommandoschicht erfolgte ähnlich wie in den abbasidischen Armeen mit dem *qāʿid* als einem der höchsten Ränge, dem *ʿarif* als untergebenem Offizier, weiteren Abstufungen darunter sowie Sonderposten, deren Bezeichnungen im Laufe der Zeit – laut den Quellen – jedoch stark variieren konnten. Die Entlohnung der Armeen wurde grundsätzlich auch über Bargeldzahlungen an die im *dīwān* eingetragenen Truppen organisiert, später dürfte aber gerade im Bereich der Kavallerie die Vergabe von *iqṭāʿ*, also Grundbesitz, an Bedeutung gewonnen haben.³¹

Ein letzter kurzer Blick soll auch noch den frühen fatimidischen Armeen gelten. Diese hatten sich am Beginn der Bildung des fatimidischen Staatsgefüges überwiegend aus Berberkontingenten verschiedener Herkunft rekrutiert, und war anfangs noch stark nach Stammesgruppen gegliedert. Strukturelle und personelle Übernahmen von den aghlabidischen Armeen dürften zwar vorgenommen worden sein, die diesbezüglichen Informationen sind aber spärlich. Gerade im Bereich der Marine griff man speziell auf aus *Ifriqiya*, der Kyrenaika und Sizilien stammende Kontingente zurück; auch von schwarzafrikanischen Seeleuten, die bei den Gegnern besonders gefürchtet waren, hört man. Mit der Okkupation von Ägypten und dem Ausgreifen nach Syrien wurde sodann immer stärker auf die abbasidische Militärorganisation zurückgegriffen. Die Bedeutung der *gilmān*, also der Söldner oder Sklavensoldaten, war bereits vor der Okkupation Ägyptens beachtlich, stieg aber dann noch stärker an. Im Bezug auf die Herkunft der *gilmān* kam es im fatimidischen Ägypten schlussendlich zu einer beeindruckenden Vermischung: Schwarzafrikanische, aus dem Raum südlich des Maghreb, und slawische Sklavensoldaten waren oftmals noch mit den Invasionsarmeen nach Ägypten gekommen, dort wurden dann aber auch turkstämmige, weitere schwarzafrikanische, besonders aus Nubien, Äthiopien oder Somalia, und auch anatolisch-byzantinische *gilmān* in die Dienste der Fatimiden übernommen. Aus dem nördlichen Arabien, Palästina und Syrien kamen später noch Gruppen von Beduinenkriegern, die sowohl als reguläre Einheiten als auch Hilfstruppen in die Armeen aufgenommen wurden. Gerade in Syrien konnten die fatimidischen Machthaber in Krisenzeiten zusätzlich auf lokale Stadtmilizen (*aḥdāt*) und gelegentliche Freiwilligenkontingente zurückgreifen. Die Entlohnung dieser großen, vielschichtigen und multi-ethnischen Armee, die nach umayyadischen bzw. abbasidischen Vorgaben in Bargeldzahlung erfolgte, sollte die Staatsfinanzen gehörig strapazieren und auch zunehmend verkomplizieren. Das hatte zur Folge, dass schließlich im 11. Jahrhundert die Steuereintreibung oftmals direkt an Truppenbefehlshaber ausgelagert wurde, die ihrerseits für die Erhaltung und Entlohnung der Soldaten zu sorgen hatten.³²

Ein Überblick – Islamische Expansion und die Ausformung der muslimischen Armeen

Die Entstehung des Islam und seine Ausbreitung von der Arabischen Halbinsel über den Raum des Nahen Ostens in die östlichen und südlichen Gebiete des Mittelmeerraums hatten das spätantike Gefüge dieser Zone

nachhaltig verändert. Ein Großreich war unter den frühen Kalifen und ihren umayyadischen Nachfolgern geschaffen worden, das sich nicht nur im religiösen Bereich vom Römischen Reich, seinem byzantinischen Nachfolger und den übrigen Herrschaftsgebilden im Mittelmeerraum unterschied. Als brauchbar empfundene spätantike Strukturen konnten regional übernommen werden, und wurden mit den neuen islamischen geschickt verbunden. Die Fragmentierung des islamischen Gesamtstaates um die Mitte des 8. Jahrhunderts brachte noch lange kein Ende der Expansion mit sich, und gerade im Mittelmeerraum konnten die verschiedenen muslimischen Nachfolgereiche, wie die der iberischen Umayyaden, der nordafrikanischen Aghlabiden und Fatimiden, ihren Machtbereich bis weit herauf ins 10. und frühe 11. Jahrhundert weiter ausdehnen. Nicht ohne Wehmut merkt der große muslimische Historiker und Philosoph Ibn Chaldun in seiner *Muqaddimah*, die die Einleitung und das erste Buch seines Ende des 14. Jahrhunderts fertiggestellten *Kitāb al-ʿIbar* umfasst, über diese Zeit folgendes an: »[...] die Muslime gewannen die Kontrolle über das gesamte Mittelmeer. Ihre Macht und Herrschaft darüber war gewaltig. Die christlichen Völker konnten nichts gegen die muslimischen Flotten im Mittelmeer ausrichten. Ununterbrochen befuhren sie dessen Wellen zur Eroberung. Dabei geschahen zu dieser Zeit viele der wohl bekannten Episoden von Eroberung und Plünderung.«³³ (Ibn Chaldun, *Muqaddimah*, Buch I, Kap. III, 2:35)

Die islamischen Armeen, die diese Expansion ermöglicht hatten, waren dabei zuerst aus tribal gegliederten Kontingenten der westlichen Arabischen Halbinsel hervorgegangen. Im Laufe der Eroberungen kam es aber zu tiefgreifenden Veränderungen im Militärapparat, die das Entstehen von Kommandostrukturen, den Aufbau einer geregelten Entlohnung, einer verstärkten Spezialisierung in der Armee und auch eine zunehmend multi-ethnische Zusammensetzung mit sich brachten. In Folge wurden die Truppen zu einer der grundlegenden Stützen der Herrschaft in den islamischen Reichsgefügen und stellten weiterhin eine potentielle Bedrohung für ihre Gegner dar. Gerade die im Frühmittelalter ständig zunehmende Professionalisierung der islamischen Armeen steht dabei in starkem Gegensatz zum westeuropäischen und teils auch zum byzantinischen Heerwesen. Die hohen Kosten, die so eine Armee von »reinen Soldaten« verschlang, war aber umgekehrt auch ein zunehmendes Problem für die Staatsfinanzen und die Verwaltung. Das hatte zur Folge, dass am Übergang zum Hochmittelalter sich auch im Bereich der muslimischen Armeen in verschiedenen Regionen oftmals ein langsamer Übergang zu einer Art von proto-feudalem oder feudalem Lehenssystem abzeichnete, und manche Reiche mitunter an ihrem eigenen Heerwesen zu Grunde gingen.

Anmerkungen:

Bei der Nennung von arabischen oder persischen Personennamen, Orten und Regionen wurde auf eine vereinfachende, oftmals im deutschen Sprachraum geradezu allgemein verwendete Schreibweise zurückgegriffen. Bei speziellen arabischen Fachbegriffen – im Text kursiviert – wurde den Vorgaben der jeweiligen Fachliteratur gefolgt, wobei die Umschrift grundsätzlich den Regeln der *Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* angepasst wurde.

¹ Ducellier 1990, 34-40; Pryor 2003, 155-158.

² Felix 2006, 128-134.

³ Hodgson 1974, Bd. 1, 151-153; Hourani 2003, 30-32; Khella 1994, 53; Nicolle 2004, 16-31.

⁴ Ducellier 1990, 125; Hodgson 1974, Bd. 1, 153; Hourani 2003, 32, 46; Khella 1994, 59-61, 67-68; Kister 1999, 81-107; Nicolle 1996, Bd. 2, 18-19, 23; Nicolle 2004, 19, 28.

⁵ Donner 1999, 21-33; Hodgson 1974, Bd. 1, 147-151; Hourani 2003, 31-33; Nicolle 2004, 10-13, 22-27.

⁶ Hodgson 1974, Bd. 1, 158-195; Hourani 2003, 35-43; Nicolle 2004, 32-35; Noth 2004, 11-58.

⁷ Hodgson 1974, Bd. 1, 197-199; Hourani 2003, 44-45; Nicolle 2004, 36-39; Noth 2004, 58-59.

⁸ Ducellier 1990, 126-127; Haldon 1999, 71-74; Hodgson 1974, Bd. 1, 200-206; Nicolle 2004, 37, 40-41.

⁹ Hodgson 1974, Bd. 1, 212-217; Hourani 2003, 47-50; Kennedy 2001, 7-12; Nicolle 2004, 50-51.

¹⁰ Hourani 1995, 53-61; Lewis/Runyan 1990, 24, 41-42; Lirola Delgado 1993, 60; Pryor 2003, 159.

¹¹ Ducellier 1990, 123-128; Hodgson 1974, Bd. 1, 206-208; Hourani 2003, 45-47; Kennedy 2001, 1-7, 60-65; Nicolle 1996, Bd. 2, 16, 18-19, 23-24.

¹² Hourani 2003, 50; Nicolle 2004, 52-53.

¹³ Julien 1952, 11-27; Pryor 2003, 159-160; Tāha 1990, 55-76.

¹⁴ Collins 1989, 16-51; Kennedy 1996, 10-12; Lévi-Provençal 1950-1967, Bd. 1, 8-34; Pryor 2003, 160-161; Thompson 1969, 248-250.

¹⁵ Ducellier 1990, 152-154; Lewis/Runyan 1990, 27-28, 42-43; Pryor 2003, 159, 162.

¹⁶ Hourani 2003, 50-51; Nicolle 2004, 60-61.

¹⁷ Kennedy 2001, 18-47; Nicolle 1996, Bd. 2, 16-17, 24-25; Nicolle 2004, 60-61.

¹⁸ Athamina 1998, 347-375; Nicolle 1996, Bd. 2, 16-17; Nicolle 2004, 60-61.

¹⁹ Kennedy 2001, 13-14; Nicolle 1996, Bd. 2, 24.

²⁰ Kennedy 2001, 59-78; Nicolle 1996, Bd. 2, 24.

²¹ Kennedy 1981, 35-133; Nagl 2004, 101-140.

²² Lévi-Provençal 1950-1967, Bd. 1, 91-108.

²³ Julien 1952, 42-45; Singer 2004, 268-269.

²⁴ Julien 1952, 45-53; Singer 2004, 272-275.

²⁵ Pryor 2003, 166-169.

²⁶ Brett 2001, 135-316; Halm 2004, 166-175.

- ²⁷ Lévi-Provençal 1950–1967, Bd. 2, 78–117; Singer 2004, 283–285.
- ²⁸ Hourani 2003, 58–71; Nagl 2004, 120–165.
- ²⁹ Kennedy 2001, 78–164; Nagl 2004, 118–120, 130–133; Nicolle 1996, Bd. 2, 54–56, 61–63; Nicolle 2004, 74–75.
- ³⁰ Nicolle 1996, Bd. 2, 58, 65.
- ³¹ Lévi-Provençal 1950–1967, Bd. 3, 55–112, 153–158; Nicolle 1996, Bd. 2, 58–59, 66.
- ³² Brett 2001, 342–347; Nicolle 1996, Bd. 2, 58, 65.
- ³³ Frei nach der englischen Übersetzung von Franz Rosenthal: »[...]the Muslims gained control over the whole Mediterranean. Their power and domination over it was vast. The Christian nations could do nothing against the Muslim fleets, anywhere in the Mediterranean. All the time, the Muslims rode its wave for conquest. There occurred then many well known episodes of conquest and plunder. [...]« Ibn Chaldun 1958, Bd. 2, 41.

Literatur

- «Athamina 1998 = «Athamina, Khalil: Non-arab Regiments and Private Militias during the Umayyad Period, in: Arabica 45 (1998), 347–378.
- Brett 2001 = Brett, Michael: The Rise of the Fatimids, Leiden/Boston/Köln 2001.
- Collins 1989 = Collin, George: The Arab Conquest of Spain, London 1989.
- Donner 1999 = Donner, Fred M.: The Role of the Nomads in the Near East in Late Antiquity 400–800 C. E., in: Peters, F. E. (Hg.): The Arabs and Arabia on the Eve of Islam, Aldershot 1999, 21–33.
- Ducellier 1990 = Ducellier, Alain: Byzanz – Das Reich und die Stadt, Frankfurt am Main/New York/Paris 1990.
- Felix 2006 = Felix, Wolfgang: Pompeius bis Herakleios – Der Nahe Osten zwischen Rom und Persien, in: Steffebauer, Ilja/Hakami, Khaled (Hg.): Vom Alten Orient zum Nahen Osten, Essen 2006, 106–135.
- Haldon 1999 = Haldon, John: Warfare, State and Society in the Byzantine World 565–1204, London/New York 1999.
- Halm 2004 = Halm, Heinz: Die Fatimiden, in: Haarmann, Ulrich (Hg.): Geschichte der arabischen Welt, München 2004⁵, 166–199.
- Hodgson 1974 = Hodgson, Marshall G. S.: The Venture of Islam, 3 Bde., Chicago 1974.
- Hourani 2003 = Hourani, Albert: Die Geschichte der arabischen Völker, Frankfurt am Main 2003⁴.
- Hourani 1995 = Hourani, George F.: Arab Seafaring in the Indian Ocean in Ancient and Early Medieval Times, Princeton 1995.
- Ibn Chaldun 1958 = Khaldun, Ibn: The Muqaddimah – An Introduction to History, translated from the Arabic by Franz Rosenthal, 3 Bde., London 1958.
- Julien 1952 = Julien, Ch.-André: Histoire de l'Afrique du Nord, Tunisie – Algérie – Maroc, De la Conquête Arabe à 1830, Paris 1952².
- Kennedy 1981 = Kennedy, Hugh: The Early Abbasid Caliphate, London 1981.
- Kennedy 1996 = Kennedy, Hugh: Muslim Spain and Portugal – A Political History of al-Andalus, London/New York 1996.

- Kennedy 2001 = Kennedy, Hugh: *The Armies of the Caliphs – Military and Society in the Early Islamic State*, London/New York 2001.
- Kister 1999 = Kister, M. J.: *Al-Hegra: Some Notes on its relations with Arabia*, in: Peters, F. E. (Hg.): *The Arabs and Arabia on the Eve of Islam*, Aldershot 1999, 81-107.
- Khella 1994 = Khella, Karam: *Geschichte der arabischen Völker*, Hamburg 1994⁴.
- Lewis/Runyan 1990 = Lewis, Archibald R./Runyan, Timothy J.: *European Naval and Maritime History, 300–1500*, Bloomington 1990.
- Lévi-Provençal 1950–1967 = Lévi-Provençal, Évariste: *Histoire de l'Espagne musulmane*, 3 Bde., Paris 1950–1967.
- Lirola Delgado 1993 = Delgado, Jorge Lirola: *El poder naval de Al-Andalus en la época del Califato Omeya*, Granada 1993.
- Nagl 2004 = Nagl, Tilmann: *Das Kalifat der Abbasiden*, in: Haarmann, Ulrich (Hg.): *Geschichte der arabischen Welt*, München 2004⁵, 101-165.
- Nicolle 1995–1996 = Nicolle, David: *Medieval Warfare Source Book*, 2. Bde., London/New York 1995–1996.
- Nicolle 2004 = Nicolle, David: *Historical Atlas of the Islamic World*, London 2004.
- Noth 2004 = Noth, Albrecht: *Früher Islam*, in: Haarmann, Ulrich (Hg.): *Geschichte der arabischen Welt*, München 2004⁵, 11-57.
- Pryor 2003 = Pryor, John: *Zerfall der mediterranen Welt: 500–1000*, in: Abulafia, David (Hg.): *Mittelmeer: Kultur und Geschichte*, London/Stuttgart 2003, 155-181.
- Singer 2004 = Singer, Hans-Rudolf: *Der Maghreb und die Pyrenäenhalbinsel bis zum Ausgang des Mittelalters*, in: Haarmann, Ulrich (Hg.): *Geschichte der arabischen Welt*, München 2004⁵, 264-322.
- Ṭāha 1990 = Ṭāha, ʿAbdulwāhid Dhanūn: *The Muslim Conquest and Settlement of North Africa and Spain*, London 1990.
- Thompson 1969 = Thompson, E. A.: *The Goths in Spain*, Oxford 1969.

Mittelalterliches Kriegswesen im Zeichen des Rittertums

LEOPOLD AUER

Die Geschichtswissenschaft geht bei der Darstellung der Entwicklung des Kriegswesens im Mittelalter häufig von einem Dreiphasenmodell aus, das jeweils durch das Vorherrschen eines bestimmten militärischen Systems gekennzeichnet ist. Während für das frühe Mittelalter vielfach die weitgehende Gleichsetzung der militärischen Macht mit der gesamten freien männlichen Bevölkerung als charakteristisch gilt, und das Spätmittelalter vom Einsatz besoldeter Truppen geprägt wird, ist für die mittlere Phase des hohen Mittelalters eine Übereinstimmung herrschaftlicher und kriegerischer Funktionen festzustellen, die im Rittertum ihren klassischen Ausdruck findet.¹ Herrschaft, Waffendienst und sozialer Rang gehen eine Verbindung miteinander ein, die Krieg vorrangig zur Aufgabe einer sozialen Gruppe macht. Ihre zeitgenössische theoretische Begründung findet diese Verbindung in der von Autoren wie Adalbero von Laon oder Gerald von Cambrai gleichermaßen idealtypisch beschriebenen Dreiteilung der mittelalterlichen Gesellschaft in *oratores*, *bellatores* und *agricultores*.² Die Deutung der gesellschaftlichen Ordnung geht dabei von streng voneinander getrennten Funktionen aus, die ihrerseits jeweils einer sozialen Gruppe – Klerus, Bauern oder eben Rittertum – zugeordnet werden können. In der Praxis werden die dadurch postulierten Grenzen allerdings verschiedentlich überschritten: Mitglieder des hohen Klerus nehmen als Herrschaftsträger vielfach am Kriegsgeschehen teil,³ bäuerliche Kämpfer können auch in der Blütezeit des Rittertums unter gewissen Bedingungen zum Einsatz kommen, ebenso wie Möglichkeiten sozialen Aufstiegs durch Kriegsdienst das ganze Hochmittelalter hindurch gewahrt bleiben.

Die zeitliche Ausdehnung der unter dem Einfluß des Rittertums stehenden Phase des mittelalterlichen Kriegswesens hat man unterschiedlich, bald vom 10. bis zum 14. Jahrhundert, bald von 1100–1250 angesetzt. Die französische Forschung grenzt unter dem Einfluß der Lehre von den beiden Feudalzeitaltern häufig eine Entwicklungsphase zwischen 900–1150 von der Blütezeit um 1150–1300 ab.⁴ Als Epoche des Rittertums gilt somit jene Zeit zwischen 1100 und 1250 oder auch 900 und 1300, in der sich die europäische Adelsgesellschaft auf der Basis christlicher Werte durch feste

Regeln in Lebensführung und Verhaltensweise ein gemeinsames Standesethos gab, das im Rittertum einen geeigneten Überbau fand, um sowohl hohen wie niederen Adel darunter zu erfassen, und in dem Liebe und Spiel ebenso ihren festen Platz hatten wie Kampf und Krieg. Kampf ist dabei vielfach und jedenfalls für den Ritter Kampfsport und Abenteuer – *aventure* –, bei dem es primär auf persönliche Bewährung durch Tapferkeit, Heldenmut, aber auch *mâze* ankommt.

Das Rittertum ist das Ergebnis äußerst komplexer Wechselwirkungen und nach wie vor in der historischen Forschung Gegenstand kontroverser Diskussionen.⁵ Seine Ausbreitung fällt in eine Zeit grundlegender Veränderungen in Wirtschaft, Herrschaft und Gesellschaft, die durch Bevölkerungszunahme, Landesausbau sowie die Entwicklung von Städtewesen und Geldwirtschaft gekennzeichnet sind.⁶ Je nach Standpunkt und Forschungsinteresse fällt dabei das Urteil über seine zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Brutalität und Spiritualität schwebende Existenz⁷ bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung hin aus, wird der Ritter bald als rücksichtsloser Draufgänger, bald als Held einer Idealkultur vorgestellt. Nicht selten haben gerade wichtige Leitfiguren des Rittertums in ihrer Person auch beides verkörpert. So hat der aus dem Périgord stammende Bertrand de Born, einer der berühmtesten Troubadours seiner Zeit, gleichzeitig eine wichtige aktive Rolle in den Kämpfen zwischen Heinrich II. von England und Ludwig VII. von Frankreich gespielt. Dazu kommt die Realität von regional sehr unterschiedlichen Erscheinungsformen und Entwicklungen von Spanien bis Skandinavien und Osteuropa,⁸ die trotzdem unter dem Postulat gemeinsamer Ideale stehen und das Rittertum zu einem gemeinsamen Phänomen europäischer Kultur des Mittelalters machen. Kampf und Krieg gehörten jedenfalls zu seinen konstitutiven Elementen und spielten bei seiner Entwicklung eine entscheidende Rolle. Dabei wirft die Beziehung zwischen Krieg und Rittertum eine Reihe von Fragen auf, die sich einer abschließenden Beurteilung entziehen. Sowohl Krieg im Mittelalter wie Rittertum stellen Begriffe dar, deren Inhalt und Umfang nicht ohne weiteres eindeutig bestimmt werden können, sondern von verschiedenen Bedingungen abhängig sind.

Formen und Dimensionen kriegerischer Gewalt

Das Rittertum verdankte seine Geburt ganz wesentlich Bedürfnissen der Kriegführung. Eine Grundbedingung war jedenfalls das Vorhandensein eines Potentials an kriegerischen bzw. gewaltbereiten Gruppen. Was man gelegentlich als *anarchie féodale* bezeichnet hat – das zeitweilige Fehlen einer

starken Zentralgewalt vor allem in Frankreich – wie auch die Traditionen der auf Abenteuer, Kampf und Beutemachen eingestellten Wikinger/Normannen⁹ haben zur Ausbildung dieses Potentials wesentlich beigetragen. Die große Masse der übrigen Bevölkerung wurde demgegenüber nach Möglichkeit von aktiver Teilnahme am Krieg ferngehalten, um so das Monopol bewaffneter Macht und Kriegführung einer sich neu entwickelnden Oberschicht zu sichern.¹⁰

Die Vorstellung, die sich das Mittelalter vom Krieg gemacht hat, stimmt nicht mit unserer Vorstellung von Krieg überein, der Begriff selbst hat sich im Mittelalter neu entwickelt.¹¹ Man hat die Bezeichnung *bellum* aus der antiken Literatur übernommen, aber sie gab die Realität kriegerischer Gewaltanwendung, wie sie im Mittelalter praktiziert wurde, bestenfalls teilweise wieder, sofern sie nicht überhaupt unspezifisch für jede Form militärischer Gewalt verwendet wurde. Im Gegensatz zur Antike war militärische Gewalt nicht durch die oberste Ebene der obrigkeitlichen Hierarchie monopolisiert, sondern auf eine Vielzahl von Herrschaftsträgern aufgeteilt, eine Entwicklung, die sich allerdings schon an den *buccellarii* der Spätantike ablesen lässt. Besonderen Ausdruck fand diese Dezentralisierung militärischer Gewalt im Fehdewesen, das als Folge der Feudalisierung in der Ritterfehde zu voller Entfaltung gelangte und in Zeiten schwacher Zentralgewalt zu einer Situation führte, die man wie erwähnt auch als *anarchie féodale* bezeichnet hat; vor einigen Jahren wurde diese Sichtweise unter dem Schlagwort der *feudal revolution* von dem amerikanischen Mediävisten Thomas N. Bisson erneut aufgegriffen und hat zu einer lebhaften Diskussion geführt.¹²

In der Fehde manifestierte sich eine gleichsam völkerrechtliche Qualität des Adels, die es ihm ermöglichte, sogar über Landesgrenzen hinweg gegen eigene wie fremde Herrscher mit Waffengewalt aufzutreten. Forscher wie Otto Brunner haben unter diesen Umständen überhaupt eine Trennung von Krieg und Fehde für das Mittelalter in Frage stellen wollen. Die Zeitgenossen haben jedoch sehr wohl differenziert, was nicht nur in einer entsprechenden Begrifflichkeit, sondern auch in der Forderung zum Ausdruck kommt, dass das *bellum publicum* an die *auctoritas principis* gebunden und die Fehde bei Ausrufung des Heerfriedens auszusetzen sei.¹³ Mit Elmar Wadle und Hans-Henning Kortüm sei daher in diesem Punkt die Gegenposition zu Otto Brunner vertreten, dass nämlich Fehde, Krieg und Heerfahrt im Mittelalter nicht nur in der Dimension sondern auch in ihrer rechtlichen Qualität voneinander unterschieden werden müssen, auch wenn diese Unterscheidung nicht in jedem einzelnen Fall durchführbar ist.¹⁴ Es kommt darin die Komplexität des Phänomens Krieg zum Ausdruck, für das nicht leicht eine Definition

gefunden werden kann, die für alle Zeiten und Gesellschaftsformen Gültigkeit besitzt.¹⁵ Insofern bestehen zwischen der Gegenwart und dem Mittelalter manchmal überraschende Parallelen.

Der häufig sozusagen private Charakter in der Anwendung militärischer Gewalt steht in unmittelbarer Wechselwirkung mit der in mehrfacher Hinsicht zu beobachtenden Begrenztheit kriegerischer Ereignisse.¹⁶ Vor allem im europäischen Hochmittelalter sind große Kriege vergleichsweise selten gewesen; was dominierte war die begrenzte lokale Auseinandersetzung, der kleine Krieg, der sozusagen von Ort zu Ort wanderte. Wenige Kilometer von Landstrichen entfernt, die unter seinen Auswirkungen schwer zu leiden hatten, war unter Umständen nichts von ihm zu merken. Die Kriege dieser Zeit erforderten, wie Arno Borst feststellte, »keine Massenheere, nur ein paar hundert Mann, sie dauern nicht lang, meist ein paar Wochen; sie entscheiden sich nicht in dramatischen Schlachten, sondern in zähem Verhandeln«.¹⁷ Diese Form kriegerischer Gewaltanwendung, bei der es sich im Grunde um keinen echten Krieg handelte, den es daneben natürlich auch gab, begünstigte ihrerseits die Entwicklung des Rittertums, weil sie Raum für die Entfaltung des Einzelnen wie kleiner Gruppen ließ und somit den Vorstellungen persönlichen Heldentums und persönlicher Herausforderung entgegenkam.

Reiterkrieg

Als Lebens- und Ausdrucksform einer kriegerischen Elite beruhte das Rittertum auf Voraussetzungen wie Reiterkrieg, Lehenswesen, christlich geprägtem Standesethos, die ihrerseits jeweils eine lange Vorgeschichte besitzen und die nicht zuletzt in den zeitgenössischen Bezeichnungen deutlich werden. Der Ausdruck »ritter« selbst wie die Ausdrücke »eques« oder »caballarius/chevalier« bezeichnen den Ritter als Reiterkrieger¹⁸ und deuten auf den seit dem Frühmittelalter zunehmend reiterlichen Stil des Krieges, der bis zum verstärkten Aufkommen der Fußtruppen im Spätmittelalter vorherrschend blieb. Der für das Hochmittelalter vielfach dominierende reiterliche Stil des Krieges hat seine Wurzeln im Wandel der Herrschaftsformen nach dem Ende des Imperium Romanum im Westen und in der Konfrontation mit den Reitervölkern des 5. bis 10. Jahrhunderts. Als Reaktion auf die Einfälle von Hunnen, Awaren und Ungarn, aber auch der Araber, wurde der Reiterkrieg immer stärker zur vorherrschenden Form kriegerischer Auseinandersetzung. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Aufstellung von Reiterheeren nicht automatisch auch einen Kampf

zu Pferd bedeuten musste. Signifikantes und viel diskutiertes Beispiel dafür sind die Maßnahmen Karl Martells zur Aufstellung eines Heeres gegen die Araber, das vielleicht beritten war, aber bei Poitiers wahrscheinlich zu Fuß kämpfte.¹⁹ Bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts gibt es Beispiele für das Absitzen von Rittern in der Schlacht, ehe derlei durch das zunehmende Gewicht der Rüstungen unmöglich gemacht wurde.²⁰ Zahl und Anforderung der Kriege führten unter den Rahmenbedingungen frühmittelalterlicher Herrschaft und Wirtschaft tendenziell zu einer zunehmenden Beschränkung des Kriegsdienstes auf die vermögenden Schichten der Gesellschaft, ohne dass die grundsätzliche Verpflichtung für alle Freien deswegen aufgegeben wurde, auch wenn deren Zahl im Rückgang begriffen war. Die Sicherung der materiellen Grundlage der Kriegführung wurde mit dem Rückgang der Geldwirtschaft durch die Bindung an einen bestimmten Landbesitz und in weiterer Folge durch den Einbau des Lehnswesens in die Wehrverfassung gewährleistet.

Feudalismus

Der Reiterkrieg förderte somit die Entwicklung hin zum Feudalismus, der ein weiteres äußerst komplexes Gebiet historischer Forschung darstellt. Die rechtliche Verpflichtung zum Kriegsdienst wurde durch die Übertragung von Landbesitz gegen Verpflichtung zum Kriegsdienst zunehmend vom Lehnrecht bestimmt. Schon unter den Karolingern erging auch ein Aufgebot an die Großen (*seniores*), denen die Stellung einer bestimmten Zahl ihrer Vasallen vorgeschrieben wurde; daneben blieb aber auch die landrechtliche Verpflichtung aller Freien (und gelegentlich sogar Unfreien) bestehen, was in der Praxis des Kriegswesens de facto zu einem fast untrennbaren Gemenge land- und lehnrechtlicher Elemente führte. Diese Entwicklung hat sich über einen langen Zeitraum hinweg allmählich vollzogen, ihre entscheidenden Phasen werden von der Forschung unterschiedlich beurteilt. Die auf Heinrich Brunner zurückgehende und von Louis François Ganshof ausgebaute These von der zentralen Rolle Karl Martells, der durch die Vergabe von säkularisiertem Kirchenbesitz an seine Gefolgsleute ein Reiterheer gegen die Araber aufgestellt hätte und so zum Vater des Feudalismus geworden wäre, ist in dieser Zugespitztheit nicht aufrechtzuerhalten. Allerdings lassen sich für alle ihre Komponenten Argumente ins Treffen führen. Zwar gab es Reiterei bei den Franken auch schon vor Karl Martell, aber seine zahlreichen Feldzüge, bei denen häufig in relativ kurzer Zeit große Strecken zurückgelegt wurden, legen eine zunehmende Rolle von berittenen Truppen nahe. Enteignungen

von Landbesitz und dessen Übertragung an eigene Anhänger sind für Karl Martell belegt, und hinsichtlich der Form der Verleihungen hat man von einem präfeudalen Benefizialwesen der karolingischen Hausmeier gesprochen.²¹ Vielleicht wird es der Sache am ehesten gerecht, Karl Martell als einen der Exponenten und zugleich Nutznießer einer Entwicklung zu sehen, die vor ihm einsetzte und nach ihm verstärkt weiterging.²² Für das hochmittelalterliche Imperium hat die mediävistische Forschung gelegentlich den Übergang von der stärker landrechtlich bestimmten Herrschaft der Sachsenkaiser zu jener stärker lehnrechtlich bestimmten der Staufer festzustellen gemeint.²³ Der Ausdruck »miles« betonte dabei einerseits die militärische, andererseits die lehnrechtliche Komponente; durch die Gleichsetzung von »miles« mit »vassus/vasallus« weist er auf den, wenn auch nicht ausschließlich, feudalen Charakter des Rittertums hin.

Die Wechselwirkung zwischen Kriegführung und sozialer Entwicklung machte Krieg im Hochmittelalter vorrangig zur Aufgabe einer verhältnismäßig kleinen sozialen Gruppe und gipfelte schließlich durch die nobilitierende Wirkung des Reiterkrieges in der Entstehung des Rittertums als einer durch entsprechende Lebensweise und Standesehre verbundenen Gemeinschaft, zu der bis zur ständischen Abschließung nach unten immer wieder auch militärische Gefolgsleute großer Herren einfacher – gelegentlich sogar unadeliger – Herkunft gehören konnten. So blieb es in Frankreich im 11./12. Jahrhundert vielfach den adeligen Grundherren überlassen, ob sie ihren unfreien Knechten oder Meiern durch den Ritterschlag zum Aufstieg in den Adel verhelfen wollten. Die Ritterschaft umfasste somit einen Personenkreis unterschiedlichen sozialen Ranges, auch unfreier Herkunft wie die Dienstmannen (Hartmann von Aue!). Möglicherweise waren der unfreie Dienstadel und die jungen Söhne kleinerer Adelsfamilien sogar das konstitutive Element bei ihrer Entstehung. Das Paradebeispiel eines Ritters wie Guillaume le Maréchal etwa war der vierte Sohn eines kleinen englischen Adligen.²⁴ Dabei sind allerdings durchaus regionale Unterschiede zu beobachten. Während in Frankreich der alte karolingische Adel mit dem Berufskriegertum zu einer neuen einheitlichen Aristokratie zusammenwuchs, die sich eher durch Lebensweise und Besitz als durch Geburt ausweisen musste und gegenüber sozialen Aufsteigern relativ offen blieb, traten in Deutschland *ministeriales* und *milites* als eigene soziale Gruppen neben die *nobiles*.²⁵ Da das Rittertum somit auch den Dienstadel (Ministerialität) miteinbezieht, ist es zwar nicht ausschließlich feudal bestimmt, trotzdem hat man verschiedentlich die von ihm praktizierten Formen der Kriegführung als feudale Kriegskunst bezeichnet.²⁶

Ideologie

Zum Rittertum wurde dieses feudale Reiterkriegerum schließlich durch die Ausbildung einer Ideologie, die von der Kirche vermittelt wurde und zur Entstehung eines ritterlichen Verhaltenskodex führte, der ein wesentliches Merkmal der höfischen Kultur ausmachte und im Wort ritterlich bis heute nachlebt. Die Kirche musste dazu ihr eigenes Verhältnis zum Krieg weiterentwickeln²⁷ und versuchen, ihn, wenn sie ihn schon nicht verhindern konnte, zumindest an bestimmte mit der kirchlichen Lehre einigermaßen vereinbare Regeln zu binden. Dazu gehörte die Weiterentwicklung der Lehre vom gerechten Krieg und die Begleitung und Legitimation kriegerischer Aktionen durch liturgische Handlungen wie Gebete für den Sieg, Segnungen von Fahnen und Waffen oder die Mitnahme von Reliquien in den Kampf.

Erleichtert wurde diese Entwicklung einer positiven Einstellung zum Krieg durch den Umstand, dass die Kirche auch selbst eine Adelskirche war, in der der hohe Klerus mit wenigen Ausnahmen dem Adel angehörte, daher mit dessen Standesethos vertraut war und darüber hinaus aufgrund seiner Herrschaftsfunktionen auch selbst über ein zum Teil beachtliches militärisches Potential verfügte.²⁸ Entscheidend für die Ausbildung einer kirchlichen Kriegsethik war die Gottesfriedensbewegung, die als Reaktion auf die starke Zunahme des Fehdewesens vor allem im westfränkischen Reich des 10. Jahrhunderts entstand und in weiterer Folge wesentlich zur Ausbildung der Vorstellung vom *miles christianus* beitrug, wie sie uns im Traktat *De laude novae militiae* Bernhards von Clairvaux entgegentritt. Nicht zuletzt die Kreuzzugsbewegung, die mit dem Bild des Rittertums untrennbar verbunden ist, hat von hier bedeutsame Anstöße empfangen. Die Kreuzzüge haben dann ihrerseits zur Entstehung von Ritterorden wie Templern, Johannitern oder Deutschordensrittern geführt, in denen die früher als gegensätzlich empfundenen Ideale von Rittertum und Mönchstum eine Verbindung eingingen. Das Rittertum wurde damit auch – zumindest teilweise – zu einem Vertreter der Idee des heiligen Krieges,²⁹ obwohl gegen diese Konzeption schon von den Zeitgenossen Bedenken geltend gemacht wurden. Dabei konnten die Forderung nach Tötung der Gefangenen und das Bewusstsein der Schuldhaftigkeit auch des gerechtesten Krieges oft unmittelbar aufeinander treffen. Dieser Zwiespalt kommt auch in der höfischen Epik, etwa in Wolfram von Eschenbachs *Willehalm* deutlich zum Ausdruck. Seine Unlösbarkeit stellte ebenso wie das Scheitern der Kreuzzüge den Sinn der ritterlichen Kultur selbst in Frage.³⁰

Auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung erscheint das Rittertum als Verkörperung und Inbegriff der mittelalterlichen Adelsgesellschaft, deren Mit-

glieder durch gemeinsame Lebensformen und ein gemeinsames Standesethos verbunden sind, wie sie uns in den höfischen Epen der Zeit entgegentreten. Die Idee des Rittertums gewinnt dabei eine die rangmäßigen Abstufungen in der Adelsgesellschaft übergreifende Funktion. Zu den von der Idee des Rittertums propagierten Lebensformen gehören Tanz und Spiel ebenso wie Kampf und Krieg, Liebe ebenso wie Furchtlosigkeit, wobei alle Äußerungen des Lebens im Rahmen festgelegter Regeln unter dem Überbegriff der *maze* oder *mesure* ablaufen sollen und sich unter dem Einfluß des Christentums die Suche nach dem Abenteuer als Selbstzweck zum Kampf für die Gerechtigkeit und das Gute schlechthin wandelt.³¹ Auch für Kampf und Krieg bedeutet das die Einhaltung von Regeln, die auf eine Hegung des Krieges hinausliefen, die die Schonung des Gegners mit einschloß. So besehen handelt es sich um einen Idealtypus, der für die Wirklichkeit Vorbildcharakter besessen hat, ohne mit ihr notwendigerweise immer überein zu stimmen.

Ritterliche Kampfweise, Erscheinungsbild des Krieges

Alle diese hier angesprochenen Faktoren bestimmten auch die Kampfweise der Ritter, die oft mehr einen Kampfsport entsprach, wie er in den Turnieren gepflegt wurde, als für einen Einsatz im Krieg geeignet war. Die Ritter wollten primär zu Pferd kämpfen, die Zusammengehörigkeit von Ritter und Pferd stellt ein wesentliches und auch in der zeitgenössischen Literatur wie der höfischen Epik immer wieder betontes Merkmal ritterlichen Kampfes dar.³² Ganz spezifisch war auch die Bewaffnung des Ritters mit Schild, Helm, Lanze und Schwert, während Bogen oder Armbrust als nichtritterliche Waffen verpönt waren. Vor allem unterschied sich der Ritter durch seine Rüstung, den Ketten- und später den Plattenpanzer von den übrigen Kämpfenden. Die Panzerung bedeutete auf der einen Seite einen erhöhten Schutz und damit erheblichen Vorteil im Kampf, zog aber auch den Nachteil eingeschränkter Bewegungsfähigkeit nach sich.³³ Mit dem zunehmenden Gewicht der Rüstungen konnten die Ritter, wie der englische Chronist Radulfus Niger berichtet, nicht mehr ohne Hilfe vom Pferd absteigen bzw. nach einem Absteigen nicht wieder allein aufsitzen.³⁴

Die Ideale des Rittertums waren auf heldenhafte Leistungen des einzelnen, die große Tat hin ausgerichtet. Man hat daraus oft den falschen Schluß gezogen, Krieg im Zeichen des Rittertums habe aus einer Vielzahl von Einzelkämpfen bestanden. Die Quellen berichten zwar immer wieder von solchen Taten einzelner, die sich aber häufig im Vorfeld oder am Rande der eigentlichen kriegerischen Auseinandersetzung abspielten. Durch ihre

Ausbildung wie durch die kontinuierliche Übung im Rahmen der Turniere³⁵ waren Ritter durchaus darauf vorbereitet, auch im Verband zu kämpfen. Auf der in dichter Formation mit eingelegter Lanze³⁶ angreifenden Reitertruppe beruhte im Gegenteil ganz wesentlich die Schlagkraft eines Ritterheeres. Selbst die *chansons de geste*, die zur Hervorhebung der Heldentaten einzelner neigen, berichten immer wieder davon, dass zwischen den eng nebeneinander reitenden Rittern nicht einmal ein Handschuh zu Boden fallen konnte.³⁷ Wichtig war auch das Wenden der Pferde, das bei der Ausbildung gleichfalls geübt wurde. Trotzdem konnte die Kampftechnik der Ritter sehr leicht an ihre Grenzen gelangen, sobald sich ein Gegner nicht an bestimmte Spielregeln hielt. Meist war das beim Einsatz nichtritterlicher Truppen zu Fuß oder auch berittener Armbrust- und Bogenschützen der Fall. Dazu kam dann die ungleiche soziale Qualität, die den Kampf oft zu einer Angelegenheit auf Leben und Tod werden ließ, bei der kein Pardon gegeben wurde.³⁸ Nichtritterliche Elemente der Kriegführung (Bauern, Söldner, städtische Fußtruppen) existierten neben den ritterlichen das ganze Hochmittelalter hindurch, so dass das Rittertum selbst zu seiner Blütezeit kein Monopol der Kriegführung besaß.

Das gilt nicht zuletzt für den Belagerungskrieg.³⁹ In unserer Vorstellung von Rittertum stellt die Burg eines seiner konstitutiven Elemente dar, Auseinandersetzungen um Burgen gehören zum Erscheinungsbild von Krieg und Fehde im Mittelalter, wobei sich das Paradoxon ergibt, dass die Ritter für den Belagerungskrieg in keiner Weise prädestiniert waren. Belagerungskrieg und Belagerungstechnik waren vielmehr Aufgaben jenseits des Rittertums und führten zu einer zunehmenden Bedeutung der Kriegstechnik und des zu ihrem Einsatz erforderlichen Personals.⁴⁰ Mit dem Einsatz von Feuerwaffen, der vom Belagerungskrieg seinen Ausgang nahm, wurde das Kriegswesen schließlich von Grund auf revolutioniert.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Krieg im Zeichen des Rittertums überwiegend wenn auch nicht ausschließlich ein Reiterkrieg war, ein feudaler Krieg, in dem das militärische Gefolge, also im Grunde ›Privatarmeen‹ der großen adeligen Grundeigentümer und damit Herrschaftsinhaber zum Einsatz kamen. Die rechtliche Bindung an den Herrn konnte allerdings ebenso lehn- wie dienstrechtlicher Natur sein. Kriegführung im Zeichen des Rittertums bedeutete den Einsatz einer (zumindest potentiell) adeligen Kriegerkaste, deren Mitglieder untereinander durch gemeinsames Standesethos verbunden waren. Daraus ergab sich vielfach auch bei der kriegerischen Auseinandersetzung die Einhaltung bestimmter Regeln, die im Sinne einer Humanisierung des Kriegsgeschehens wirken konnten aber nicht mussten. In der Regel ging es jedoch mehr um Beute und Lösegeld als um Tötung des Gegners. Daher wird

in der Literatur vielfach das Bild von der Schonung der Gegner und geringen Verlustzahlen tradiert, obwohl es sich häufig auf nur wenige Quellenstellen (u.a. bei Ordericus Vitalis) stützt.⁴¹ Selbst die höfische Epik kannte aber auch das Ziel der Tötung des Gegners und berichtet kommentarlos und gleichsam als Selbstverständlichkeit davon, wie große Teile eines Heeres gleichfalls ritterlicher Kämpfer erschlagen werden.⁴² Darüber hinaus konnten zu allen Zeiten Umstände eintreten – etwa eine panikartige Flucht oder ungehemmte Aggressionen der Sieger –, die dann zu einer großen Zahl von Toten führten. Insgesamt gab es aber doch eine Reihe von Regeln, an die sich die Ritter zumindest untereinander halten sollten, auch wenn man ihnen nicht immer gerecht wurde: Ablehnung des Hinterhalts und der Fernwaffen, gelegentlich des Schwertkampfes zu Fuß als *dörperlich*.

In der Realität des Krieges waren diese Regeln nicht immer oder vielleicht auch nur selten anwendbar, wobei es auch eine Rolle spielte, ob die Kämpfenden der selben sozialen Gruppe angehörten oder nicht. Die Ritter waren vielfach eher für sozusagen private Unternehmungen, eben die *aventiure*, als für den großen Krieg geschaffen, für den man oft zusätzlich Söldner zu Pferd und zu Fuß einsetzte. Besonders der Gegensatz zwischen Rittern und Fußvolk in Kampfweise und Standesethik muß in Rechnung gestellt werden. Die Dichtung suggeriert vielfach besondere Tapferkeit und Kampfeslust der Ritter, die auch von anderen, etwa byzantinischen oder arabischen Quellen bestätigt werden.⁴³ Dazu kommt, dass Feigheit als besondere Schande galt, die dem Ritter im Kampf nur die Wahl zwischen Sieg, Tod oder ehrenvoller Gefangenschaft ließ. Trotzdem geben viele Quellen der Schilderung von Angst und Massenflucht breiten Raum. Gerade die panikartige Flucht führte oft zu hohen Verlusten.

Stets hoch war naturgemäß die Zahl der Verletzungen, wie sich auch an der anthropologischen Untersuchung von Skeletten dieser Zeit gezeigt hat.⁴⁴

Nichtritterliche Formen des Krieges

Auch zu seiner Blütezeit war das Rittertum nie der alleinige und ausschließliche Faktor des Kriegswesens. Nicht vom Rittertum bestimmte Komponenten des Kriegswesens bestanden unabhängig davon weiter und übten einen erheblichen Einfluß auf die Kriegführung aus, der umso größer wurde, je mehr sich die Dimension des Krieges ausweitete. So wurden bei Einfällen von Außen wie Slawen- oder Ungarnkriegen, aber auch bei inneren Auseinandersetzungen größeren Ausmaßes, zumindest bis ins 11. Jahrhundert auch bäuerliche Truppen zu Fuß verwendet.⁴⁵ Zu eben dieser

Zeit beginnt auch der Einsatz städtischer Fußtruppen sowie von Söldnern, die ein Jahrhundert später – wie das Beispiel der Brabanzonen zeigt – das kriegerische Geschehen schon wesentlich beeinflussten.⁴⁶ Der Aufstieg der Fernwaffen wie Armbrust oder Bogen, aber auch der Belagerungskrieg setzten den Ritterheeren deutliche Grenzen. Ritterheere kamen vor allem bei den Italien- und Kreuzzügen zum Einsatz. Die Italienzüge waren dabei häufig eher eine Machtdemonstration als ein wirklicher Feldzug, obwohl es in ihrem Verlauf natürlich auch zu Kampfhandlungen gekommen ist. Dabei zeigt sich oft die Problematik des Einsatzes von Ritterheeren, sei es bei der Niederlage Ottos II. bei Cotrone oder den Auseinandersetzungen Friedrich Barbarossas mit den lombardischen Städten, ganz zu schweigen von den Italienfahrten des Spätmittelalters. Auch bei den Kreuzzügen kamen Fußtruppen zum Einsatz, wenn auch oft nur zum Schutz des Lagers oder bei Belagerungen. Bei Schlachten in Europa stellten die Ritter oft nur einen zahlenmäßig kleinen Teil des Heeres.⁴⁷

Mit dem 14. Jahrhundert wurde das Rittertum als entscheidender militärischer Faktor im Wesentlichen durch Fußtruppen und berittene Bogenschützen abgelöst.⁴⁸ Die in dicht geschlossener Formation zu Fuß kämpfenden Flamen oder Schweizer mit ihren Langspießen oder die englischen Truppen mit ihren Langbögen wurden zu Angstgegnern der Ritterheere.

Die Kriegführung lag immer mehr und in manchen Regionen wie Italien ausschließlich in den Händen von Söldnerkompagnien, die sich geschlossen verdingten und für die Ideale des Rittertums nur wenig Verwendung hatten. Vorstufe dazu war ein versöldnertes Lehnkriegertum, das sich aus dem vasallitischen Kriegsdienst der Ritter entwickelt hatte. Der Wiederaufstieg der Infanterie, der im 14. Jahrhundert in ganz Europa zu beobachten ist, beendete das Übergewicht der Ritterheere, auch wenn die schwere Reiterei speziell in Frankreich im 15. Jahrhundert noch einmal kurzfristig eine Zeit des Aufschwungs erlebte. Der Abschied vom Rittertum war mit entsprechenden Auswirkungen auf die Art der Kriegführung verbunden und leitete zu den stehenden Heeren als Teil des staatlichen Machtapparats über. Auf eine Formel gebracht könnte man sagen, dass der Ritter bzw. Krieger überhaupt allmählich zum Soldaten wurde.

Anmerkungen

¹ Contamine 1989, 1990.

² Dazu Rösener 2000, 40 und Duby 1986, jeweils mit Hinweisen auf weitere Literatur.

- ³ Zuletzt Arnold 1989 und Hehl 2000. Neben dem hohen Klerus finden sich gelegentlich auch Angehörige des niederen Klerus – etwa als Fahmenträger – in mittelalterlichen Heeren. Ihre Teilnahme zur Erfüllung geistlicher Funktionen versteht sich von selbst.
- ⁴ Contamine 1994, 108 und 157 unterscheidet »Les temps féodaux (début Xe–milieu XIIe siècle)« und »L'apogée médiéval (milieu XIIe–début XIVe siècle)«.
- ⁵ Adam 1988, 41-89.
- ⁶ Rösener 2000, 46f.
- ⁷ So Borst 1976, 215 und 242.
- ⁸ Die vergleichende Erforschung von Phänomenen des Rittertums an konkret umschriebenen Regionen ist vielfach noch zu leisten und wäre die Voraussetzung für die Erarbeitung allgemeiner Entwicklungslinien aus gesamteuropäischer Perspektive. Ansätze dazu bei Beeler 1971 und Contamine 1994.
- ⁹ Strickland 2001, 95 und 106ff.
- ¹⁰ Contamine 1994, 110.
- ¹¹ Auer 1991a, 19-23 und Kortüm 2001, 20.
- ¹² Bisson 1994 und die Diskussionsbeiträge von Reuter 1997, Wickham 1997 und Bisson 1997; vgl. auch Althoff 1999, 3 Anm. 5.
- ¹³ Auer 1991a, 22f. und Auer 1991b, 234.
- ¹⁴ Wadle 1999, 75f. und Kortüm 2007, 90-94.
- ¹⁵ Kortüm 2001, 19 und Kortüm 2007, 71f. unter Hinweis auf die einschlägigen Definitionsversuche von Margaret Mead.
- ¹⁶ Auer 1991a, 31ff.
- ¹⁷ Borst 1979, 432.
- ¹⁸ Duby 1976 und Auer 1982, 454f.
- ¹⁹ Vgl. zur Diskussion um Karl Martell und seine militärischen Reformen Bachrach 2001, 352/46 und 354; Beeler 1971, 13 und Wolfram 1994.
- ²⁰ Auer 1991a, 28f. und Beeler 1971, 49f.
- ²¹ Wolfram 1994, 72.
- ²² Contamine 1994, 319f. und Fouracre 2000, 3 und 146f.
- ²³ Droege 1969, 220.
- ²⁴ Keen 1984, 20-22.
- ²⁵ Auer 1982, 455.
- ²⁶ Sproemberg 1959. Möglicherweise spielt dabei bei Sproemberg aber auch der Einfluss der marxistischen Geschichtstheorie eine Rolle.
- ²⁷ Hehl 2000, mit Hinweisen auf weitere Literatur.
- ²⁸ Arnold 1989 und Mor/Schmidinger 1979. Einzelne Hinweise zu Frankreich und Italien bei Guyotjeannin 1987, 49ff. und 65f. und Auer 1986, 178f.
- ²⁹ Hehl 1980, 109ff. und Keen 1984, 48f.
- ³⁰ Auer 1974, 187 und Hehl 1980, 144ff. und 236ff. Zum Hinweis auf Wolfram von Eschenbach vgl. Knapp 1970, 10-47.
- ³¹ Das ist etwa die Schlussfolgerung die von Hartmann von Aue im *Iwein*, einem der beliebtesten Stoffe des höfischen Romans gezogen wird.
- ³² Keen 1984, 103 und 225 und Contamine 1994, 241f.
- ³³ Keen 1984, 220f. und Contamine 1994, 320ff.
- ³⁴ Schmugge 1977, 222f.

- ³⁵ Fleckenstein 1985 und Barber/Barker 1989.
- ³⁶ Zur Rolle von Steigbügel und Stoßlanze Keen 1984, 23-25; Contamine 1994, 315ff.
- ³⁷ Verbruggen 1977, 72ff.
- ³⁸ Contamine 1994, 414f.
- ³⁹ Auer 1991a, 29f. und Contamine 1994, 207ff.
- ⁴⁰ Prietzel 2006, 26.
- ⁴¹ Gaier 1995, 307 und Prietzel 2006, 86.
- ⁴² Iwein Verse 3745-47: *die der vluht vergâzen, / die wurden âne zagen / alle meistel erslagen.*
- ⁴³ Verbruggen 1977, 41ff.
- ⁴⁴ Jungwirth 1971.
- ⁴⁵ Scherff 1985, 93 und 173f. und Contamine 1994, 117 und 135.
- ⁴⁶ Verbruggen 1977, 117ff. und 133ff.
- ⁴⁷ Beispiele bei Verbruggen 1977, 141ff.
- ⁴⁸ Auer 1991a, 33ff.

Literatur

- Adam 1988 = Adam, J.: Modern Views of Medieval Chivalry 1884–1984, in: Chickering, Howell (Hg.): The Study of Chivalry, Kalamazoo, Mich. 1988, 41-89.
- Althoff 1999 = Althoff, Gerhard: Schranken der Gewalt. Wie gewalttätig war das »finstere Mittelalter?«, in: Brunner, Horst (Hg.): Der Krieg im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit: Gründe, Begründungen, Bilder, Bräuche, Recht, Wiesbaden 1999, 1-23.
- Arnold 1989 = Arnold, Benjamin: German Bishops and the Military Retinues in the Medieval Empire, in: German History 7/2 (1989), 161-183.
- Auer 1974 = Auer, Leopold: Kirche und Krieg im Wandel der Geschichte, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 82 (1974), 181-188.
- Auer 1982 = Auer, Leopold: Mittelalterliche Kriegsgeschichte als Forschungsproblem, in: Francia 10 (1982), 449-463.
- Auer 1986 = Auer, Leopold: Zur ottonischen Herrschaftspraxis in Italien. Bemerkungen zu Roland Paulers »Regnum Italiae«, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 94 (1986), 175-181.
- Auer 1991a = Auer, Leopold: Formen des Krieges im abendländischen Mittelalter, in: Rauchensteiner, Manfred/Schmidl, Erwin A. (Hg.): Formen des Krieges. Vom Mittelalter zum »Low-Intensity-Conflict« (Forschungen zur Militärgeschichte 1), Graz/Wien/Köln 1991, 17-43.
- Auer 1991b = Auer, Leopold: Krieg und Fehde als Mittel der Konfliktlösung im Mittelalter, in: Veröffentlichungen des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine 27 (1991), 231-238.
- Bachrach 2001 = Bachrach, Bernard S.: Early Carolingian Warfare. Prelude to Empire, Philadelphia 2001.
- Barber/Barker 1989 = Barber, Richard/Barker, Juliet: Tournaments. Joasts, chivalry and pageants in the middle ages, Woodbridge 1989.

- Beeler 1971 = Beeler, John: Warfare in Feudal Europe 750–1200, Ithaca/London 1971.
- Bisson 1994 = Bisson, Thomas N.: The »Feudal Revolution«, in: Past&Present 142 (1994), 6–42.
- Bisson 1997 = Bisson, Thomas N.: The »Feudal Revolution«, in: Past&Present 155 (1997), 208–225.
- Borst 1976 = Borst, Arno: Das Rittertum im Hochmittelalter. Idee und Wirklichkeit, in: Borst, Arno (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt 1976, 212–246.
- Borst 1979 = Borst, Arno: Lebensformen im Mittelalter, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1979.
- Contamine 1989 = Contamine, Philippe: Heer, Heerwesen, in: Lexikon des Mittelalters Bd. 4, München/Zürich 1989, Sp. 1990.
- Contamine 1994 = Contamine, Philippe: La guerre au moyen age, Paris 1994 (mit umfangreicher Bibliographie).
- Droege 1969 = Droege, Georg: Landrecht und Lehnrecht im hohen Mittelalter, Bonn 1969.
- Duby 1976 = Duby, Georges: Die Ursprünge des Rittertums, in: Borst, Arno (Hg.): Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt 1976, 349–369.
- Duby 1986 = Duby, Georges: Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus, Frankfurt am Main 1986.
- Fleckenstein 1985 = Fleckenstein, Josef (Hg.): Das ritterliche Turnier im Mittelalter, Göttingen 1985.
- Fouracre 2000 = Fouracre, Paul: The Age of Charles Martel, London 2000.
- Gaier 1995 = Gaier, Claude: Armes et combats dans l'univers medieval, Brüssel 1995.
- Guyotjeannin 1987 = Guyotjeannin, Olivier: Episcopus et comes. Affirmation et decline de la seigneurie épiscopale au nord du royaume de France, Genf/Paris 1987.
- Hehl 1980 = Hehl, Ernst-Dieter: Kirche und Krieg im 12. Jahrhundert (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 19), Stuttgart 1980.
- Hehl 2000 = Hehl, Ernst-Dieter: Kirche, Krieg und Staatlichkeit im hohen Mittelalter, in: Rösener, Werner (Hg.): Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne, Göttingen 2000, 37–63.
- Jungwirth 1971 = Jungwirth, Johann: Die Babenberger-Skelette in Stift Melk und ihre Identifizierung, in: Annalen des Naturhistorischen Museums 75 (1971), 661–666.
- Keen 1984 = Keen, Maurice Hugh: Chivalry, New Haven/London 1984.
- Knapp 1970 = Knapp, Fritz Peter: Rennewart. Studien zu Gehalt und Gestalt des »Willehalm« Wolframs von Eschenbach, Wien 1970.
- Kortüm 2001 = Kortüm, Hans-Henning: Der Krieg im Mittelalter als Gegenstand der Historischen Kulturwissenschaften. Versuch einer Annäherung, in: Kortüm, Hans-Henning (Hg.): Krieg im Mittelalter, Berlin 2001, 13–43.
- Kortüm 2007 = Kortüm, Hans-Henning: Kriegstypus und Kriegstypologie. Über Möglichkeiten und Grenzen einer Typusbildung von »Krieg« im Allgemeinen und von »mittelalterlichem Krieg« im Besonderen, in: Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.): Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn/München/Wien/Zürich 2007, 71–98.
- Mor/Schmidinger 1979 = Mor, Carlo Guido Mor/Schmidinger, Heinrich (Hg.): I poteri temporali dei vescovi in Italia e in Germania nel Medioevo (Annali dell'Istituto italo-germanico 3, 1979).

- Prietzl 2006 = Prietzl, Malte: Krieg im Mittelalter, Darmstadt 2006.
- Reuter 1997 = Reuter, Timothy: Debate: The »Feudal Revolution« III, in: *Past&Present* 155 (1997), 177-195.
- Rösener 2000 = Rösener, Werner: Rittertum und Krieg im Stauferreich, in: Rösener, Werner (Hg.): *Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne*, Göttingen 2000, 37-63.
- Scherff 1985 = Scherff, Bruno: *Studien zum Heer der Ottonen und der ersten Salier (919–1056)*, phil. Diss. Bonn 1985.
- Strickland 2001 = Strickland, Matthew J.: Killing in Clemency? Ransom, Chivalry and Changing Attitudes to Defeated Opponents in Britain and Northern France, 7-12th centuries, in: Kortüm, Hans-Henning (Hg.): *Krieg im Mittelalter*, Berlin 2001, 93-122.
- Verbruggen 1977 = Verbruggen, J(an) F(rans): *The art of warfare in western Europe during the Middle Ages*, Amsterdam/New York/Oxford 1977.
- Wadle 1999 = Wadle, Elmar: Zur Delegitimierung der Fehde durch die mittelalterliche Friedensbewegung, in: Brunner, Horst (Hg.): *Der Krieg im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit: Gründe, Begründungen, Bilder, Bräuche, Recht*, Wiesbaden 1999, 73-91.
- Wickham 1997 = Wickham, Chris: Debate: The »Feudal Revolution« IV, in: *Past&Present* 155 (1997), 196-208.
- Wolfram 1994 = Wolfram, Herwig: Karl Martell und das fränkische Lehenswesen. Aufnahme eines Nichtbestandes, in: Jarnut, Jörg/Nonn, Ulrich/Richter Michael (Hg.): *Karl Martell in seiner Zeit (Beihefte der Francia 97, 1994)*, 61-78.

Im Zeichen des *Matamoros*

Die letzten Ritter Spaniens

GERALD WEIGL

»Wieder anzugreifen gehen wir – es ist gar
nicht anders möglich – in des Himmelvaters
Namen und im Namen von Santiago.«
Cantar de mio Cid

Im 15. und 16. Jahrhundert schwingt sich ein Kulturkreis am Rande des Eurasischen Kontinents auf, die Welt zu erobern. Während portugiesische Karavellen sich den Weg nach Indien freischießen, stürzen wenig später einige Schaf- oder Schweinehirten mit zerkrachten, kleinadeligen Existenzen an der Spitze die Imperien der Azteken und Inka. So ließe sich der Ausgangspunkt des ›europäischen Sonderwegs‹, des Zugs zu weltweiter militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Dominanz etwas polemisch beschreiben. Woher kommen diese *Conquistadores*, an welchem Ort wurde ihr ›Geist der Gewalt‹ kultiviert und geschult? Rasch engt sich der Focus auf den Westen, die Iberische Halbinsel des Spätmittelalters ein. Einen Ort, an dem durch einen jahrhundertelangen *clash of civilizations* militärtechnische Innovation ihren Ausgang nahm, wo an der Bruchlinie der Zivilisationen aus der Verklärung mittelalterlicher Ideale, dem Einsatz modernster, oft vom Feind übernommener Waffen, und dem ungezügelten Aufstiegs willen einer ganzen Kaste, ein besonderer Menschenschlag entsteht. Man erkennt hier, wie nirgendwo sonst, im Waffenhandwerk den Inhalt der Geschichte einer Nation, den ›Willen zur Macht‹, aber zugleich auch den ›Willen zum Wissen‹, die »eigenartige Verschränkung von Vernichtungsdrang und Interesse [...] grundlegend und typisch für Europa und seine historische Sendung«.¹

Mangelgesellschaft

Auf den ersten Blick erscheinen die christlichen Reiche der Iberischen Halbinsel allerdings wenig prädestiniert für die Rolle des Pioniers europäischer Überseeexpansion – ist es doch über weite Strecken des Mittelalters eine

von Krisen geschüttelte Gesellschaft. Die Selbstwahrnehmung als ärmliche Gesellschaft spiegelt sich in der Geographie. Die Pyrenäen mit ihren zerklüfteten Tälern und hohen, im Winter oft unpassierbaren Pässen, grenzen Spanien vom Rest Europas ab. Die Ost-West Orientierung der fünf großen Flüsse sowie der iberischen Gebirge, wirkt als weitere Barriere gegen Norden. Ein Großteil der Halbinsel liegt weit über Meeresniveau. Das Kantabrische Gebirge, das *Meseta* genannte Zentralplateau sowie die südlichen Sierras machen Spanien nach der Schweiz zum durchschnittlich höchsten Land Europas. Bis auf die fruchtbaren Bergregionen Galiciens, die baskischen Provinzen und Navarra ist das Klima semiarid, mit unter 500 Millimetern Niederschlag pro Jahr. Hitze und harte Winter lösen einander ab – von Kastilien wurde behauptet, es herrsche »neun Monate Winter und drei Monate Hölle.«² Steppenartige, kaum nutzbare, menschenleere Regionen standen allerdings in drastischen Kontrast zu den äußerst fruchtbaren Flusstälern Andalusiens. Doch selbst dort führten geringe klimatische Schwankungen zu Missernten, die etwa in den Jahren 1503–1507 größere Versorgungskrisen auslösten. In dieser Zeit gingen Pest und Hunger Hand in Hand.³

Als Problem des Exports von Rohmaterialien und Agrarprodukten, welche die Wirtschaft der christlichen Reiche dominierten,⁴ erwies sich die durch geographische Gegebenheiten erschwerte Kommunikation mit dem prosperierenden mittelalterlichen Mittelmeerraum. Im mittelalterlichen Europa stellten Flüsse die vitalen Verkehrsadern dar. Jedoch war keiner der fünf Flüsse der Halbinsel leicht schiffbar – reißend im Winter sowie während der herbstlichen Regenfälle und wenig Wasser führend in der sommerlichen Hitze. Bis auf den im Mittelmeer mündenden Ebro wirkten sie zudem eher als Barrieren denn als mögliche Transport- und Kommunikationswege. Während der immer wieder aufflammenden Aufstände und Bürgerkriege waren die Brücken meist zerstört, doch auch im 17. Jahrhundert mangelte es noch an zur Hochwasserzeit sicheren Brücken. So konnte im 16. Jahrhundert der Guadalquivir nicht auf dem kürzesten Weg zwischen Cordoba und Sevilla überquert werden. Erschwerend wirkte zunächst weiters, dass sich die meisten natürlichen Seehäfen an der atlantischen Küste befanden. Mangel bestand auch an einem anderen wesentlichen Transportmittel, dem Pferd. Nachdem saftiges Gras in weiten Landstrichen nur saisonabhängig zur Verfügung stand, erwies sich die Pferdehaltung oder gar Reisen zu Pferde als erschwert. Das genügsame Maultier, literarisch verewigt als Don Quijotes Rosinante, konnte, vor allem hinsichtlich der Reisegeschwindigkeit, das Pferd nicht voll ersetzen. Selbst zwischen Städten wie Madrid und Sevilla nahm eine Reise noch im frühen 17. Jahrhundert bis zu zehn Tagen in Anspruch. Die Straßen orientierten sich nicht an der kürzesten Verbindung, sondern wurden entlang

von Notunterkünften oder Befestigungen gebaut. So folgte die belebte Straße zwischen Valencia und Katalonien nicht dem Küstenverlauf, sondern führte ins Landesinnere am Sitz des Montesa Ritterordens vorbei. Gerade im 15. Jahrhundert konnte eine nahe Befestigung angesichts der zahlreichen räuberischen Banden lebensrettend sein. Das Fazit eines um 1613 zwischen den Atlantikhäfen und Madrid Reisenden: »Durch Spanien zu reisen ist wegen des Mangels an Unterkünften und Verpflegung schmerzhafter und unkomfortabler als [das Reisen] durch irgendeine andere verlassene Gegend Europas.«⁵

Latenter Krieg

Ein verhaltensprägendes Moment christlich-spanischer Mentalität stellt ohne Zweifel der achthundert Jahre andauernde Kriegszustand im Rahmen der Reconquista dar. In sich selbst ist diese Zeit fragmentiert, akuter Kriegszustand und relativ friedliches Nebeneinander lösten einander ab. Es ist also sicherlich leichter, die historischen Eckdaten festzumachen, als den Begriff *Reconquista* zu definieren. Die arabische Invasion unter Tariq, dessen Sieg gegen den Westgotenkönig Roderich 711 und der folgende Zusammenbruch des Westgotenreiches, kann sowohl im Sinne einer Zäsur wie auch struktureller Kontinuität gesehen werden. Mit der Gründung des Reiches von *Al-Andalus* wurde Cordoba, einst auch römischer Verwaltungssitz, zur Residenz des Kalifen. Die arabische Elite erwies sich als urbaner orientiert als ihre germanischen Vorgänger, auch andere ursprünglich von den Römern gegründete Städte erlebten so eine neue Blüte. Der Zustrom an Invasoren, meist Berber, hielt sich in Grenzen, und wie schon die Westgoten in der hispano-romanischen Kultur aufgegangen waren, trat nun ein Großteil der ansässigen Bevölkerung zum Islam über und wurde zum Träger einer islamisch-hispanisch-jüdischen Mischkultur, die sich zunehmend wieder auf ihr antikes Erbe besann. Dieses Besinnen war jedoch kein bloßes Weitergeben der Ideen eines Euklid oder Ptolemäus, sondern angereichert mit Wissen aus dem fernöstlichem Raum, wie persischer Astronomie oder mathematischer Konzepte des Hindustales. Arabische wie jüdische Gelehrte in Al-Andalus kommentierten gemeinsam klassische griechische Philosophen. Die Toleranz und Offenheit des iberischen Islams ist sowohl auf die Entfernung von anderen islamischen Zentren wie auch auf die politische Isolation nach dem Sturz des *Umayyaden*-Kalifats in Damaskus zurückzuführen. Der Zusammenprall zwischen romanischer und arabischer Kultur belebte auch das christliche Geistesleben bis zu dem was manche Autoren als »spanische Renaissance«

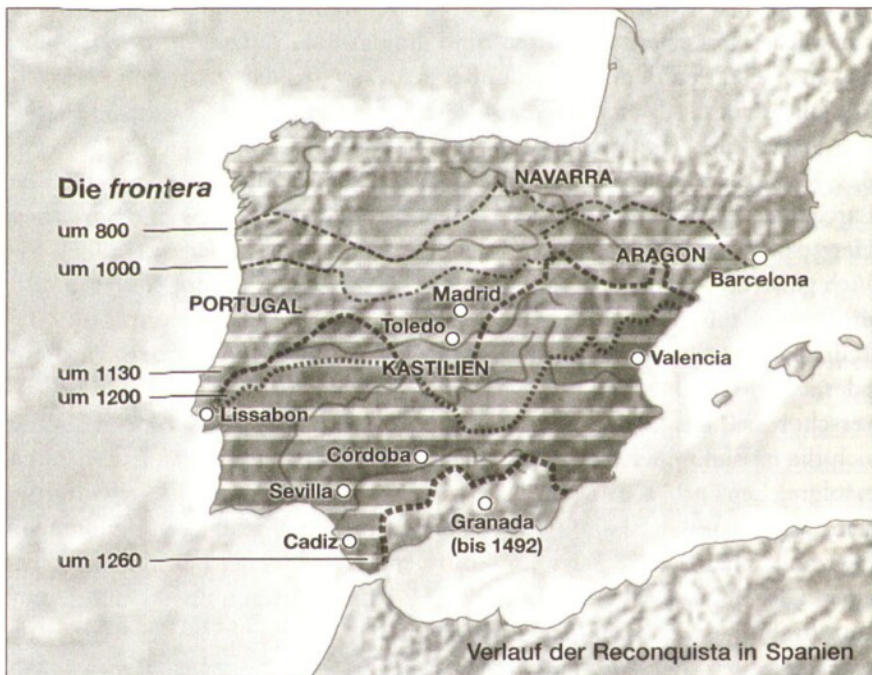
bezeichnen.⁶ Selbst Universitätsgründungen wie Oxford im fernen England waren von arabischen Vorbildern inspiriert.⁷ Maurische Architekten, im Dienste christlicher Herren oder als Kriegsgefangene, prägten den Baustil in ganz Spanien. Zahlreiche kastilische Bauwerke sind geprägt vom *Mudejar* Stil, der sich später mit gotischen Stilelementen vermischte und auf beiden Seiten der *frontera* Niederschlag fand.

Dennoch nahmen christliche Herrscher westgotischer Abstammung sehr schnell nach der Niederlage den Kampf gegen die Invasoren auf. In der ersten Phase, der Reconquista des oberen Ebrotals, dominierten noch wehrpflichtige, freie Bauern und starke Dorfgemeinschaften, die durch Kriegszüge entvölkertes Land in Besitz nahmen (*presura*). War das Land kultiviert, konnten die zuständigen Autoritäten das Eigentumsrecht verleihen. So effizient diese Wehrbauern auch waren, dass sie dabei ein einheitliches (hi)spanisches Reich vor Augen hatten, darf stark bezweifelt werden – zu illusorisch wäre eine solche Idee angesichts der Überlegenheit von Al-Andalus gewesen. Dementsprechend verläuft diese Phase, in der sich Gebietsgewinne und Verluste lange Zeit die Waage halten. Während christliche Quellen dieser Zeit erste Siege des Helden Pelayo feiern, spricht man auf muslimischer Seite lediglich von zu vernachlässigenden Scharmützeln.⁸

Von noch durch karolingische Truppen eroberten Ausfallsgebieten in den Pyrenäen aus wurden dennoch bis zur Jahrtausendwende einige größere christliche Herrschaftsterritorien rund um das Tal des Duero erobert: León, das auch Asturien und Galicien umfasste, Kastilien, das sich gegen Ende des 10. Jahrhunderts als unabhängige Grafschaft von León gelöst hatte und 1035 den Status eines Königreiches erlangte, das baskische Königreich Navarra, das Königreich Aragon und die Grafschaften in Katalonien, von denen Barcelona die bedeutendste war. Zwischen christlichen und maurischen Herrschaftszonen lagen in der Regel Wüstungen, in denen vor allem das Vieh geweidet wurde. Für den Fall eines gegnerischen Vorstoßes konnten so die Verluste minimiert werden. Mit dem Zerfall von Al-Andalus in autonome Teilreiche (*taifas*), die je nach Bevölkerungsstruktur von Berbern, Arabern oder islamisierten ›Spaniern‹ von größeren Städten aus geführt wurden, verschob sich das Gleichgewicht zugunsten der Christen. Anfangs wähten sich die muslimischen Herrscher noch den unzivilisierten, militärisch selten erfolgreichen Barbaren im Norden überlegen. Weshalb sollten sie auch in Sorge sein, war doch der Islam im gesamten mediterranen Raum im Vormarsch? Die zahlreichen Scharmützeln und Intrigen gegeneinander banden allerdings einen Gutteil der Kräfte der Taifastaaten. Die kleineren unter ihnen, oft nur einzelne Städte umfassend, mussten schon bald den Frieden mit den Christen teuer erkaufen. Die Alternative, das Anheuern von Söldnern, kam ebenso

teuer und schwächte die Reiche nachhaltig. Nicht wenige Emire paktierten vorübergehend mit christlichen Herrschern um Konkurrenten auszusteichen. Kastilische und katalanische Ritter drangen so als Verbündete von Muslimen bis nach Cordoba vor.⁹

Zwischendem 11. und frühen 13. Jahrhundert kam es zu einer Feudalisierung der christlichen Gesellschaft. Gleichzeitig konnte sich die Königsmacht durch die muslimischen Tribute stabilisieren – in Kastilien deutlicher als in Aragon. Allmählich begannen Militärorden, Großgrundbesitzer sowie der Adel auch die Kriegsführung zu beherrschen, da sie die teure Ausrüstung für den nun dominierenden Kampf zu Pferde stellen konnten. Stoßrichtung war dabei das Tal des Tajo mit der ehemaligen Hauptstadt des Westgotenreiches Toledo, welche 1085 fiel. Hatte im Gebiet des oberen Duero noch das System der Landnahme durch Einzelne oder Siedlergruppen (*presura*) dominiert, wies nun die Krone Stadtgemeinschaften (*concejos*) ein bestimmtes Gebiet mit eigener Gerichtsbarkeit zu. Je weiter sich allerdings die oft diffuse maurisch-christliche Grenze (*frontera*) von den kastilischen Dorfgemeinschaften entfernte, desto weniger war man auf ihre Verteidigungsfähigkeit angewiesen. Ihre sehr weitgehenden Rechte an Grund und Boden wurden Schritt für Schritt beschränkt. Bäuerliche Siedlungen in Kastilien konnten



zwar feudalen Ansprüchen unter Verweis auf alte Privilegien durchaus Widerstand entgegensetzen, zu schärferen Abhängigkeitsformen kam es selten. Statt der Pflicht zur Fronarbeit, wie sie für feudale Gesellschaften typisch ist, hatten selbst abhängige Bauern (*solariegos*) lediglich Tribut zu leisten. Sie hatten das Recht auf Beschwerde beim königlichen Gericht gegen willkürliche Abgabenerhöhungen und konnten vielfach eine Überlassung des Landes auf unbestimmte Zeit erreichen.¹⁰

Südlich von Toledo wurde mit den *grandes concejos*, befestigten Großdörfern, neuerlich eine Militärgrenze eingerichtet. Ursprünglich kooperativ verwaltet, mit Miliz und Magistrat ausgestattet, nutzten die Siedler auch das Weideland gemeinsam – oft in Zusammenspiel mit anderen *concejos*. Nunmehr wurden jedoch nicht alle Siedler mit Privilegien ausgestattet, was die soziale Differenzierung förderte. *Hidalgos* und *caballeros villanos*, Dorfritter, die sich Rüstung und Pferd leisten konnten, waren mit dem Schutz der Weiden betraut und erreichten so zunächst Privilegien und später die Erblichkeit ihres Status. Im Laufe der Zeit wandelte sich die kooperative Struktur der *concejos* zu einer Art »kollektiver Feudalherrschaft« der *caballeros*, die für ihren Schutz Abgaben von Bauern und Handwerkern beanspruchten.¹¹

Der Sieg bei Las Navas de Tolosa (1212) eröffnete die auch »große Reconquista« genannte Phase, in der Kastilien innerhalb von fünfzig Jahren das gesamte Tal des Guadalquivir und einen Großteil Andalusiens unter seine Herrschaft bringen konnte. Mit dem Fall von Cordoba (1236), Jaén (1246) und Sevilla (1248) gelangten enorme Reichtümer in den Besitz von Kirche, Adel und Militärorden Kastiliens, deren »Investition« in die Eroberung arabischen Territoriums sich mehr als bezahlt gemacht hatte. Das Verhältnis zu den Muslimen war dabei durchaus ambivalent – so lobte Alfons X. die Weisheit arabischer Kommentatoren und sein Neffe Juan Manuel zögerte nicht zu behaupten, dass »wenn sie Gott nicht gegen sich hätten wegen ihres falschen Glaubens, [...] es auf der ganzen Welt keine tüchtigeren Krieger, keine größeren Militärexperten gäbe – und auch niemanden, der ihnen an Eroberungskunst gleich käme.«¹² Die Wertschätzung bezog sich allerdings mehr auf das ritterliche Gegenüber, weniger auf jene Handwerker und Bauern, die unter christliche Herrschaft kamen. Waren die Mauren vorerst nur aus den großen Städten verbannt, setzte Mitte des 13. Jahrhunderts nach maurischen Unruhen eine erste Vertreibungswelle ein. Die Auswanderung von maurischen Handwerkern und Bauern nach Granada oder Nordafrika ließ die ehemals hohe Bevölkerungsdichte weiter schwinden.¹³

Die Krone verteilte das verlassene Land (*repartimientos*). Zwar dominierten vorerst kleinere Landzuteilungen, maurische Einfälle gegen Ende des

13. Jahrhunderts ließen allerdings die bäuerliche Bevölkerung Andalusiens kleinere Anwesen verlassen und in befestigten Enklaven Schutz suchen. Diese Landflucht führte zu weiterer Besitzkonzentration in Händen des Adels, der in diesem Gebiet extensive Weidewirtschaft forcierte und so den traditionellen maurischen Bewässerungsfeldbau verdrängte. Ohne dieses *know-how* versteppte das Land und immer mehr neu ankommende Siedler mussten sich eher als Tagelöhner denn als Bauern verdingen.¹⁴ Auch die Vererbung von Adelsgütern zu ungeteilter Hand förderte diese Entwicklung. Die hierfür notwendige königliche Zustimmung wurde gerade in Zeiten in denen der Herrscher auf loyale Adelige setzen musste, großzügig erteilt. Dieses immer öfter angewendete Erbprivileg verschärfte allerdings die Situation der jüngeren Söhne von Adeligen. Sie waren es nun, die Kampagnen organisierten – meist gegen nahe liegende maurische Siedlungen. Die Teilnehmer mussten ihre eigene Ausrüstung stellen und konnten im Gegenzug Land, Weiderechte oder Titel erhoffen. Der lokale Feudalherr finanzierte meist einen Teil des Feldzugs, während sich die Krone zurückhielt. Ein Mechanismus, der beim Ausgriff auf die Kanarischen Inseln und die Neue Welt wieder zum Tragen kommen sollte.¹⁵

Nachdem Kastilien die Stadt Murcia genommen hatte und der Weg nach Süden damit versperrt war, lenkte die Krone von Aragon ihre Expansion in Richtung der Balearen, Sardinien, Siziliens und, jedoch nur mit kurzem Erfolg, Griechenlands. Aragon konnte mit dieser Umlenkung des Siedlungsdrucks gegenüber den Mauren wesentlich flexibler als Kastilien agieren, obwohl es auch in Valencia zu muslimischen Erhebungen und Vertreibungen kam. Während auf den Inseln Vertreibung die Regel war, kann man dennoch von einer größeren maurischen Siedlungskontinuität auf dem aragonesischen Festland sprechen. Abseits der Städte blieben traditionelle maurische Landwirtschaftsformen intakter als in Kastilien.¹⁶ So wurde die Fruchtbarkeit der Gegend um Valencia durch von Mauren errichtete und gewartete Bewässerungssysteme sichergestellt.

Krisenhafte Erscheinungen

Nach 1250 stagnierte die Reconquista bis in das 15. Jahrhundert, das Land schien noch zerrissener als zuvor unter der Herrschaft der Taifastaaten. Kastilien, Portugal und Aragon rangen in wechselnden Allianzen mit Navarra und Granada um die Dominanz auf der Iberischen Halbinsel. Der Hundertjährige Krieg der Großmächte England und Frankreich griff auch

nach Spanien über, wobei Peter I. von England unterstützt wurde, während Frankreich in diesem kastilischen Thronstreit Heinrich von Trastámara den Vorzug gab. Bereits zu dieser Zeit zeigte sich das maritime Potential Kastiliens. Seit der Eingliederung der baskischen Provinzen etablierte sich Kastilien zunehmend als Seemacht – so trug die Flotte schon 1248 zu der Einnahme Sevillas entscheidend bei. Ein Jahrhundert später errang man allmählich auch gegenüber der islamischen Flotte die Vorherrschaft auf See – vor allem durch die Kontrolle der Meerenge von Gibraltar – um während des Hundertjährigen Krieges mehrmals englische Schiffe anzugreifen und die Küste zu plündern.¹⁷

Mit dem Zusammenbruch maurischer Anbauformen in Andalusien ging auch die Getreideproduktion zurück. Darüber hinaus führte die im 14. Jahrhundert hereinbrechende Kälteperiode zu Missernten, Epidemien und Abwanderung von wenig ertragreichen Gütern. Den Höhepunkt der krisenhaften Entwicklung bildeten die Pestjahre um 1350, im Zuge derer ganze Landstriche entvölkert wurden. In den Küstengebieten aber auch in Barcelona fiel fast die Hälfte der Bevölkerung der Pest oder den folgenden Ernteaussfällen zum Opfer.¹⁸ Die sozioökonomischen Strukturen der mittelalterlichen Gesellschaft wurden dadurch nachhaltig zertrümmert. Auch in den Köpfen muss es zu einer Zeitenwende gekommen sein. Zinn kritisiert, dass der psychische Impact, den die Katastrophe Pest hinterließ, kaum in der Historiographie erwähnt werde. Lediglich eine Minderheit vertritt die Umbruch-These, die Egon Friedell so griffig auf den Punkt bringt: »das Konzeptionsjahr des Menschen der Neuzeit war das Jahr 1348, das Jahr des schwarzen Todes«. ¹⁹ Erhöhte Gewaltbereitschaft und zunehmender Vernichtungswille Minderheiten gegenüber stehen demnach an der Wiege der Moderne: »Die gesellschaftlichen Mechanismen, Konflikte ohne Gewalt zu lösen, werden sukzessive zerstört. [...] Wenn die Kräfte des Rechts und der friedlichen Ordnung dahinsiechen, gewinnt die waffengestützte Macht mehr Handlungsspielraum und ideologische Legitimation.«²⁰

Nachdem der kastilische Herrscher Alfons XI. der Pest zum Opfer gefallen war, folgten die langen Jahre der Feudalanarchie. Bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen zwischen Adelsfamilien, aber auch zwischen Klöstern, Städten und Adel banden die Schlagkraft der Militärorden. Die Auseinandersetzungen wurden umso heftiger je schwächer die königliche Gewalt erschien. Eine Fortsetzung der Reconquista gegen das wirtschaftlich und militärisch potente Granada war damit unmöglich. Bis zur Schaffung der *Santa Hermandad*, einer Ordnungstruppe, 1476 durch die Katholischen Könige, kam das Land nicht zu Ruhe. Lokale Adelige waren den marodierenden Räuberbanden nicht gewachsen, was zu einer erneuten

Landflucht führte. Die landwirtschaftliche Nutzfläche verringerte sich dadurch erheblich, Getreidepreise und Löhne stiegen. Als krisenfester erwies sich die Weidewirtschaft, die nun einmal mehr forciert wurde. Jene Adelige, die keine Viehhaltung betrieben, sahen sich mit stark fallenden Abgaben konfrontiert, manch ein Dorfritter stand vor dem Ruin.²¹

Trotz politischer und kriegesischer Wirren war im 15. Jahrhundert ein Aufschwung im Mittelmeerhandel zu verzeichnen. Italienische Banken mit ihrem hoch entwickelten Kreditwesen sorgten für eine zunehmende Verklammerung des Mittelmeeres mit den atlantischen Küsten. Nach muslimischen Niederlagen zur See übernahmen italienische Stadtstaaten den westlichen Mittelmeerhandel. Nachfrage nach erfahrenen Seeleuten und baskisch-kastilischen Schifffahrts-*know-how* stieg. Die, noch unter arabischer Herrschaft gegründeten andalusischen Niederlassungen genuesischer Handelsfaktoreien erwiesen sich durch Export von Öl, Wein und Südfrüchten profitträchtig. Kastiliens Hauptexportgüter blieben dennoch die Wolle der Merinoschafe und, in ungleich bescheideneren Umfang, Textilprodukte.

Das bevölkerungsreiche Granada konnte sich dagegen in Handelsallianz mit Genua als Produzent und Umschlagplatz hochwertiger Güter etablieren. Aber auch Seide, Zucker, Trockenfrüchte und vor allem sudanesisches Getreide und Gold wechselten hier den Besitzer. Von der europäischen Rezession kaum betroffen, konnte der so erzielte Gewinn in die Aufstellung einer modernen Armee investiert werden, mit deren Hilfe Kastilien noch im 15. Jahrhundert mehrmals geschlagen wurde.²² Der Chronist berichtet ehrfurchtsvoll von einem noch nie da gewesenen Machtpotential »sowohl hinsichtlich der Anzahl der Soldaten, ihres Ausbildungsstandes und ihrer militärischen Geübtheit, als auch hinsichtlich der finanziellen Ressourcen, um sie zu bezahlen.« Besonderen Respekt äußert er der granadinischen Finanzpolitik gegenüber, die durch hohe Zolleinnahmen, Erbschaftssteuern und Strafgebühren weit mehr Ertrag brächte als ihre christlichen Gegenstücke.²³

Hidalgo-Habitus

Adelige waren von den krisenhaften Erscheinungen des 14. Jahrhunderts schwer betroffen. In Kastilien reduzierte sich die Zahl hochadeliger Familien zwischen 1335 und 1375 um zwei Drittel.²⁴ Ihre beträchtliche Anzahl – in den baskischen Provinzen zählte dazu fast die gesamte Bevölkerung, in Kastilien immerhin noch zehn Prozent – erklärt sich durch ihre Herkunft. Ihr Stand hatte sich aus den freien Siedlern der ersten Reconquistaphase

entwickelt, wobei sie in vielen Fällen lediglich der Besitz von Rüstung und Pferd von den einfachen Bauern unterschied. Die Differenzierung zwischen Kleinadeligen mit und Rittern ohne Titel erweist sich gerade in der im Umbruch begriffenen Gesellschaft des frühneuzeitlichen Spaniens als schwierig bis unmöglich. Völlig verarmte Kleinadelige fand man ebenso, wie wohlhabende Großbauern und Ritter mit Ambitionen auf einen (niederen) Adelstitel. Gerade zur Zeit der Reconquista herrschte hohe soziale Mobilität. Schon die nächste Generation konnte dem Adelsstand angehören, was immerhin mit Privilegien wie der Steuerbefreiung oder Erleichterungen im Strafrecht verbunden war.²⁵ Wenn in der Folge von *Hidalgos* die Rede ist, so soll dieser Begriff weniger auf den konkreten kleinadeligen Titel verweisen, als auf das gesamte soziale Spektrum einer Feudalklasse zwischen reichem Adel und einfachen Bauern oder Handwerkern.

Abgesehen von der Tätigkeit als Bediensteter oder Vasall eines reichen Adligen, lag die große Aufstiegschance eines *Hidalgos* im Profit eines erfolgreichen Eroberungsfeldzugs. Jeder Feldzug gegen die Mauren verhielt Beute in Form von Gefangenen. Ihnen bot man die Möglichkeit, sich freizukaufen, während der bedauernswerte Rest in die Sklaverei verkauft wurde. Nach Abzug des Fünftels für den König wurde unter den Feldzugsteilnehmern und jenen, die Hof oder Burg geschützt hatten, geteilt. Doch es mussten nicht immer Gold oder Sklaven sein. Nachdem Merinowolle ein wertvolles Exportgut darstellte und gute Winterweiden selten waren, ließen schon die Eroberung einiger Viehweiden einen Feldzug profitabel erscheinen.

Das (vorläufige) Ende der Reconquista nahm den *Hidalgos* nicht nur alle Chancen auf weiteren Landerwerb, sondern bedrohte sie auch mit dem sozialen Abstieg. Beruhten doch ihre Privilegien weniger auf feudalen Rechten als primär auf ihrer militärischen Funktion.²⁶ Schon das Fernbleiben von der jährlichen Stadtparade konnte einen niederen Adligen den Titel kosten. Generell zählten in einer Gesellschaft, in der uneheliche Kinder nicht selten waren, Habitus und Lebensweise mehr als der Hinweis auf edle Vorfahren. Selbst für die Aufnahme in einen Ritterorden entschied nicht nur die Blutlinie. Im Zweifelsfalle galt es Zeugen aufzutreiben, die eine »ritterliche Lebensführung« bestätigten.²⁷ Worttreue, Mut im Kampf, den Schutzbefohlenen mit Rat und Tat zur Seite stehen, Loyalität zum König und ein unerschütterlicher Gottesglaube wurden an Tugenden genannt. Die Werte der *Hidalgos* wurden durch eben diese hochadeligen Vorgaben geprägt. Uneheliche Geburt erwies sich in ihrer Schicht zwar nicht als soziales Stigma, Armut umso mehr. Von einem Adligen wurde erwartet, große Feste auszurichten und auch im Alltag mit seinem Reichtum nicht zu geizen. Jede

Annäherung an diesen Lebensstil von Seiten des niederen Adels musste in einer Zeit der sinkender Renten und steigender Preise zum Bankrott führen. Der venezianische Botschafter Tiepolo vermerkt noch 1563, dass kaum Kleinadelige zu finden seien, die nicht hoch verschuldet wären oder wissen würden, wie man sinnvoll wirtschaftet.²⁸ Familien wie die Pizzaros, die dem Historiker Oviedo zufolge »ebenso stolz wie arm« waren,²⁹ mussten sich als Gefolgsleute reicher Adelsfamilien verdingen. In dieser prekären Situation waren viele Hidalgos offen für eine Teilnahme an abenteuerlichen Projekten, die Reichtum und Ansehen versprachen.

Ein solches Unternehmen war der Ausgriff auf die Kanarischen Inseln. Bereits um 1340 hatten erste Expeditionen auf der Suche nach Gold und Sklaven die Inseln erreicht. Sklavenjagden waren das Hauptziel einiger folgender Unternehmungen. Anfang des 15. Jahrhunderts sollte jedoch eine Landnahme gewagt werden, um nach Gold schürfen zu können. Chronischer Geldmangel zwang die Krone, private »Unternehmer« mit der Eroberung zu betrauen und ihnen im Gegenzug Rechte, Privilegien und Titel zuzugestehen. Wollte umgekehrt ein Abenteurer die Krone hinter sich wissen, bestand das Lockmittel stets in der Aussicht auf Goldfunde oder Goldeinnahmen. Die lukrativsten Rechte sowie der Titel »Gouverneur« des eroberten Gebietes konnten jedoch bis zur Vollendung der Eroberung nicht genützt werden. Die *Capitulaciones*, Vereinbarungen zwischen Krone und Expeditionsleiter, sicherten auch die Erblichkeit der Titel und Rechte. Freiwillige, lediglich durch die Hoffnung auf reiche Beute motiviert, stellten einen Großteil der Soldaten. Viele von ihnen stammten aus respektierten, doch verarmten Familien.³⁰ Die psychische Grundkomposition dürfte jener der Kreuzzüge entsprochen haben, die Ahlers so eindrücklich schildert: »Wenn ich bereit bin als Ritter und Krieger mein Leben aufs Spiel zu setzen, um meinem Ziel, Grundherr, Seigneur, zu werden, näherzukommen, dann kann mich nichts von diesem Vorhaben abhalten und dann ist auch alles zu seiner Erlangung erlaubt. Das, was mir zu Hause versagt ward, werde ich nun in der Ferne und Fremde suchen. Königreiche, Fürstentümer, Baronien, Grafschaften, also Grund und Boden mit den dazugehörigen Leibeigenen (einschließlich schöner Frauen) also Land mit Menschen, dazu viel Beute, sowie Ehre und Ruhm. Und wer sich mir bei der Verwirklichung meines seigneurialen Lebenstraumes in den Weg stellt, wer mein feudales Lebensglück verhindern will, dem werde ich den Tod bringen: Ich erobere, also bin ich.«³¹

Durch den hartnäckigen Widerstand der Guanchen, der Urbevölkerung der Kanarischen Inseln, mussten immer wieder neue Expeditionen lanciert werden, da der jeweilige Unternehmer tief verschuldet Bankrott erlitten hatte. War die Eroberung abgeschlossen, erhielten nicht nur die spanischen

Freiwilligen ihren Teil der Beute, sondern auch Einheimische, die zu Diensten gewesen waren. Eine Bekehrung der Einheimischen hatte geringe Priorität, die Ausbeutung der Ressourcen zählte. In der Folge etablierten genuesische Unternehmer den Zuckeranbau und errichteten Zuckermühlen auf den Kanaren. Das gesamte Schema entsprach dem der Spanier in der Karibik einige Jahrzehnte später, setzt sich dann auch beim Fußfassen auf dem Festland fort.³² Die Tatsache, dass Kolumbus auf seiner Reise zuerst die Inseln der Karibik erreichte, und dort in der Folge ohne größeren militärischen Widerstand Stützpunkte geschaffen werden konnten, muss man allerdings angesichts der Schwierigkeiten bei der Eroberung der Kanaren – aus der Perspektive der Spanier – als einen außerordentlichen strategischen Glücksfall werten.

Die aus den sozialen Zwängen geborene Risikobereitschaft wurde durch die bevorzugte Lektüre und die populären Balladen der Hidalgo-Gesellschaft noch verstärkt. Gleichzeitig kann man von einer sehnsuchtsvollen Rückwärtsgewandtheit der Topoi sprechen. Etliche Balladen handeln vom harten Dasein der *Caballeros* an der permanent umkämpften *frontera* zwischen Sevilla und Ronda, von ihrem heldenhaften Ringen mit reichen oder berühmten maurischen Widersachern. Das Epos »*Cantar del mio Cid*« besingt den Helden Rodrigo Diaz de Bivar, der von den Mauren ehrfurchtsvoll mit *Cid*, also »Herr«, titulierte wurde. Den historischen Ausgangspunkt der Legende bildet die Zeit um 1085, als Alfons VI. über Kastilien und León herrschte und Toledo fiel. Im Mittelpunkt der Ballade steht El Cids Kampf gegen maurische wie christliche Rivalen, seine überragenden ritterlichen Tugenden, aber auch stark religiöse Bezüge. Diese überblenden seine Position als Figur zwischen den Kulturen, die auch einem Pakt mit Muslimen nicht abgeneigt war und vom Hof des kastilischen Herrschers zur Gefolgschaft des muslimischen Herrschers von Zaragoza wechselte.³³ Die ritterlichen Ehrvorstellungen standen dem jedenfalls nicht im Weg, kann doch Rodrigo Diaz als durchaus prototypisch für eine im Adel der damaligen Zeit weit verbreitete Mentalität angesehen werden, bei der die auf den eigenen Vorteil bedachte Realpolitik wenig Spielraum für große Ideologie oder religiöse Animositäten ließ. Es herrschte Flexibilität: ein auf die Kreuzzugsideologie zurückgreifender Maurenfeind war man – mit der Ausnahme einiger Fanatiker – vor allem wenn die politischen Umstände gerade passten, also etwa ein Lehnsherr, der mit mehr Land oder Titel lockte, überzeugt werden musste. Konkret heißt es allerdings im Epos: »Jeder von den Christenrittern wirft dort einen Mauren nieder. [...] Viele Schilde sah man brechen dort, durchstoßen und durchlöchern, und so vielen Kettenhemden wurde das Geflecht zerrissen. Viele weiße Fahnen färbten sich

scharlachrot vom Blute. Und Mahoma und Santiago rief man an in heißem Ringen. Hingestreckt aufs Schlachtfeld fielen tausend und dreihundert Mauren. [...] Wieder anzugreifen gehen wir – es ist gar nicht anders möglich – in des Himmelvaters Namen und im Namen von Santiago.«³⁴

Auch Karl der Große, Julius Caesar oder Hannibal, jeweils in einer mythologisch verklärten Form, dienten als Motive. Ihre kriegerischen Leistungen galt es hervorzuheben: »Welch eine Wonne den Rubikon zu überschreiten! Wie edel, gleich Alexander dem Großen auf zwei Kontinenten zu kämpfen«, so eine populäre, zeitgenössische Ballade.³⁵ Damit kontrastieren diese Heldenlieder das Bild, das der aktuelle Forschungsstand vom Zusammenleben an der *frontera* liefert. Nicht der eher friedliche Alltag, die langen Phasen, in denen selbst eine grenzübergreifende, interreligiöse Gerichtsbarkeit zu Werke ging, sind das Motiv, nein, der Kampf wurde als eigentlicher Seinszweck porträtiert.

Noch besser dokumentiert ist die Literatur der Conquistadoren einige Generationen später. Es handelte sich bei ihnen um die erste Generation, die den Luxus besaß, Bücher zur Unterhaltung in größeren Auflagen zur Verfügung zu haben. Die Themen dieser Werke waren jedoch alles andere als modern, sind zum Teil lediglich Druckfassungen der »Fronteralieder«. Andere Werke griffen auf antike Texte zurück, die über arabische Gelehrte ins christliche Spanien gelangt waren. So erinnert sich der Conquistador Francisco de Aquilar: »Schon als Kind und Knabe las und studierte ich zahlreiche Geschichten und alte Berichte über Perser, Griechen und Römer.«³⁶ Die Abenteuer der Griechen und Perser, vor allem aber römische Schriftsteller beeindruckten so sehr, dass förmliche Schreiben nun gespickt mit Anspielung und Zitaten eines Caesar oder Ovid waren. Im beliebtesten Werk, *Amadís de Gaula*, werden die Reisen eines idealtypischen Ritters zu Ehren seiner Geliebten beschrieben. Dutzende Ritterromane, die stets außerordentliche Abenteuer eines Helden fern von zu Hause zum Thema hatten, folgten. Miguel de Cervantes macht sich in seinem *Don Quijote* über diese Ideale lustig, bei den künftigen Eroberern der Neuen Welt stießen sie jedoch auf enorme Resonanz. Die relative Isolation Spaniens vom Rest Europas, die Präsenz der tiefen, unbekannten Gewässer des Atlantiks und die Vermischung mit der arabischen Kultur mögen Gründe für diesen Hang zum Mysterium sein. Wesentlicher jedoch, mythische Goldfunde nach entbehrungsreichem Abenteuer waren zentrales Thema der Werke. So findet El Cid nach dem harten Kampf um Valencia unfassbare Mengen Goldes. Auch der Schild von Gasquilan, des schwedischen König in *Amadís de Gaula*, ist über und über mit Gold besetzt.³⁷

Vom Standpunkt einer durch und durch visuellen Gesellschaft aus ist es schwer abzuschätzen, wie sehr die Vorstellungswelt der Hídalgos durch

diese Romane geprägt wurde. Betrachtet man ihr Verhalten in der Neuen Welt, ihre fast manische Suche nach Gold, die in Stil und Termini den Ritterromanen stark ähnelnden Beschreibungen, so muss man zumindest annehmen, dass das Motiv des märchenhaften Aufstiegs und enormen Reichtums nach langem Kampf durchaus in den Köpfen jener Zeit ihren Niederschlag fand. Jedenfalls machte sich in der Neuen Welt mehr als eine Expedition auf zur Suche nach den ›Quellen der ewigen Jugend‹ oder dem sagenhaften Goldland Eldorado. Padgen untermauert dies: »Generationen spanischer Forscher behaupteten, sie hätten Beweise für die Existenz von Riesen zu Tage gefördert, und sogar der sonst ziemlich nüchterne Hernán Cortés fand beinahe das Reich der Amazonen.«³⁸

So wichtig das ökonomische Moment auch sein mag, religiöse Motive sind gerade in der Gesellschaft der frühen Neuzeit nicht zu unterschätzen. Am Beginn der Reconquista steht der Fund des Jakobus-Grabes. Im Volk rasch als die Gebeine des Jesus-Jüngers Jakobus verehrt, war die Kirche der Auffassung, es handle sich hier um die Überreste des Apostels Jakobus. In der später entstandenen offiziellen Grundlage für den Jakobus-Kult, dem *Codex Calixtinus*, auch Jakobusbuch genannt, wird gar Karl der Große selbst als Entdecker des Grabes des Santiago (Sankt Jakob) bezeichnet. Santiago galt als der Schlachtenhelfer, ikonographisch dargestellt zu Pferd mit dem erhobenen Schwert als *Matamoros*, der Maurentöter. Aus der alten heidnischen Vorstellung der Zwillingsgottheiten entstand ein Volksglaube, der in Jesus dem zum Himmel aufgefahrenen Teil sah, während Santiago auf der Erde blieb, um Christen im Kampf gegen Ungläubige beizustehen. Aus einzelnen Scharmützeln um Land wurde – unter Berufung auf Santiago – in den Köpfen ein Kampf für ein christliches Spanien. Man sollte hier jedoch nicht den Fehler machen, Wunschdenken bzw. Ideologie mit der Realität zu verwechseln. Der Begriff Kreuzzug wird gerne mit dem Zug ganzer Heerscharen unter dem Kommando Hochadeliger bis hin zu Kaisern in ferne Länder assoziiert. In der Realität waren groß angelegte, kreuzzugsartige Unternehmungen mit ausgefeilter Logistik die absolute Ausnahme. An der *frontera* blieb der Großteil der Kriegsführung bis in das 15. Jahrhundert in den Händen einzelner Adelliger. Dennoch beflügelte Santiagos Schlachtruf noch im 16. Jahrhundert die Conquistadoren der Neuen Welt: »Die Anrufung von Maria und Jakobus im Kampf war bei den Spaniern allgemein so verbreitet, dass beide für die Indianer zum göttlichen Paar schlechthin wurden.«³⁹

Die Kreuzzugsmentalität hängt ebenfalls eng mit dem Santiagomythos zusammen. Noch vor der Amtszeit Papst Urbans II. flammt die Kreuzzugsidee 1063 erstmals an der aragonesischen *frontera* auf. Muslimische Heerscharen töteten damals in einem Scharmützel um die Stadt Graus den aragonesischen

Herrscher Ramiro. Dies hatte eine außerordentliche, fast schon »internationale« Strafexpedition von Aquitaniern, Burgundern und selbst normannischen Kriegerern zur Folge. Von da an war – zumindest in der Ideologie der Kirche – die Iberische Halbinsel »Westfront« der Christenheit.⁴⁰

Seit dem Zweiten Kreuzzug (1147–1149) machten nunmehr die auf dem Seeweg von Nordeuropa ziehenden Kreuzfahrer fast ausnahmslos Station im neuen Erzbistum Santiago de Compostela. Papst Urban II. und auch die ihm folgenden Päpste erkannten den Krieg gegen die Mauren als Kreuzzug an und versprachen Ablass für jeden Teilnehmer. Der Dominikanerpater und Professor zu Valladolid, Matias de Paz, entwickelte den Kreuzzugsgedanken im Sinne eines Exodus-Landnahme Paradigmas weiter, das die Christen, als Nachfolger der Israeliten, im Kampf gegen Ungläubige rechtfertigte. Spanien betrachtete sich als von Gott ausersehen, das Evangelium zu verbreiten und ein Reich göttlichen Friedens herbeizuführen. Für diesen Frieden mussten auch die »inneren Feinde« eliminiert werden. Schon vor den großen Pogromen verstärkte sich die Agitation gegen die »jüdische Unterwanderung«. Auch jene Juden, die zum katholischen Glauben konvertiert waren, erweckten das Misstrauen der Kirche. Die Beschlüsse des vierten Laterankonzils 1215 machten deutlich, dass die Kirche Juden und Muslime als Feinde des »wahren Glaubens«, ja der gesamten christlichen Gesellschaft, sah. In der chaotischen Zeit nach dem Tod König Johanns I. griff die Gewalt 1391 auch auf Juden über, was in der Niedermetzlung von 70 jüdischen Gemeinden endete. Mit der Vertreibung der Juden (1492) und wenig später der Muslime aus Kastilien und Aragon wurde schließlich jeder Rest einer gewissen religiösen Toleranz beseitigt. Der Sieg über Granada festigte Züge eines religiösen und kulturellen »Autismus«, der sich auf den Weg in die Neue Welt machte.⁴¹ Abweichungen von der reinen, katholischen Lehre wurden fortan von der Inquisition verfolgt – in Spanien, wie auch wenig später in der Neuen Welt, wo die Götter der Ureinwohner für Verkörperungen eben desselben Satans, der den rechten Glauben in Europa bedrohte, gehalten wurden.⁴² Rom hatte schon 1478 Isabella und Ferdinand das Recht zugestanden, Inquisitoren ausschließlich selbst zu ernennen. Die Spanische Inquisition agierte als verlängerter Arm der Herrscher, die damit über eine sich über alle einzelnen Königreiche erstreckende institutionelle Klammer verfügten.

Unter den Katholischen Königen hatte die Kreuzzugs-idee auch den erwünschten und durchaus weltlichen Nebeneffekt, dass die Kirche bereit war, eine Kreuzzugssteuer an den Staat zu bezahlen. Neben den Einnahmen aus den Besitztümern der Militärorden, die Ferdinand als ihr Administrator erhielt, sicherten auch Geldbewilligungen der Ständeversammlung (*cortes*) die wachsende Unabhängigkeit der Krone vom Adel.⁴³ Für Hochadelige, wie

den Herzog von Medinaceli oder den Herzog von Medina Sidona, wiederum bedeutete das Ende des Judentums eine Beseitigung der mächtigsten Konkurrenten, der Speerspitze des nach Aufstieg lechzenden Mittelstandes. Die Vertreibung der Juden ist vor allem eine Rebellion des feudalistischen Adels gegen jene mittelständischen Gruppen, die aufgrund ihrer Vorherrschaft in Handel und Geldverkehr zunehmenden Einfluss gewannen. So schwer die Aufhebung der städtischen Autonomie, die schrittweise Entmachtung der *cortes* durch die Krone auch wog, erst mit dem Vorgehen gegen die Juden erwies sich das Bürgertum als nachhaltig geschwächt. Damit wurden im Hochadel beträchtliches Kapital und mindestens ebenso hohe Ambitionen für den Ausgriff in die Neue Welt frei.

Ein weiterer Faktor dürfte mindestens ebenso prägend für die Mentalität der *Hidalgos* gewesen sein, nämlich der technologische wie organisatorische Übergang vom Ritterheer zur verwissenschaftlichen, rein erfolgsorientierten neuzeitlichen Kriegsführung. Erwiesen sich auch die Einnahmen von Städten wie Toledo oder Zaragoza als spektakuläre Erfolge, dominierten doch Jahrhunderte lang kleinere Scharmützel die *frontera*. Größere Unternehmungen riskierte man kaum, sie hätten sich wohl auch schnell an den Befestigungsanlagen der jeweiligen Gegenseite festgefahren. Eroberungen von befestigten Städten oder Burgen erstreckten sich meist über einen längeren Zeitraum. Kurze Vorstöße hatten das Vernichten der Ernte zum Ziel, danach musste man kleinere Befestigungen in der Nähe der Stadt nehmen, um vor heranrückenden Entsatzheeren geschützt zu sein. Schließlich, wenn der Nachschub zum Erliegen gekommen war, wagte man sich an die eigentliche Belagerung.

Einzelne christliche ›Unternehmer‹ konnten nicht die Ressourcen für derartige Kampagnen zur Verfügung stellen. Die einzelnen, verfeindeten Adelsfraktionen waren kaum in einer Aktion zu bündeln. Der Mehrzahl der Herrscher gelang es daher, mit päpstlicher oder französischer Unterstützung, während ihrer Regierungszeit gerade einmal eine größere Armee aufzustellen. Diese wurde dann entweder als Entsatzheer oder zu Belagerungszwecken eingesetzt, denn einerseits erwies sich eine größere Armee, auf längeren Märschen durch das gebirgige Spanien, als zu verwundbar für Hinterhalte, andererseits endeten nicht wenige offene Feldschlachten in einem Desaster für das christliche Heer. Die muslimischen Feldherren erwiesen sich in Taktik und ›Psychologie der Kriegsliste‹ bestens geschult: »Das voraussichtliche Verhalten des Gegners, die Gegebenheiten des Geländes und die eigenen Stärken oder Schwächen zueinander in Beziehung zu setzen. [...] für den ritterlichen Krieger war es fast unmöglich sich darauf einzustellen.«⁴⁴

Die Ursache für diese Unflexibilität ist in der Schwäche der althergebrachten, feudalen Kavallerie, die im Rest Europas die Schlachtfelder dominierte, zu suchen. Ohne permanenten, langjährigen und damit kostspieligen Drill war die Infanterie des Mittelalters nicht in der Lage, offensiv zu agieren und gegen schwere Reiterei zu bestehen. Seit dem Zerfall des *Imperium Romanum* stützte sich militärische Macht nicht mehr auf Massenheere von Fußsoldaten, sondern auf lokale »warlords«, welche sich eigene Pferde leisten konnten und den Kampf zu Pferd von Kindesbeinen an trainierten. Eine negative Konsequenz hatte das Zusammenspiel von vielen, oftmals miteinander verfeindeten Individualisten jedoch: eine Führung durch den Befehlshaber während der Schlacht erwies sich als so gut wie unmöglich. Von Taktik hielt man auf christlicher Seite nicht allzuviel. Hatte der Ritter und sein Gefolge den Feind gesichtet, gab er dem Pferd die Sporen, legte die Lanze ein – und war kaum noch zu bremsen. Schon unübersichtliches Gelände oder eine Finte des Gegners konnten ohne Koordination der Truppen sehr schnell zur Niederlage führen. Die maurische Seite experimentierte nur kurz mit schweren Panzern. Auch hier wiesen die Muslime mit ihrer, in Guerillataktik agierenden und mit Armbrüsten bewaffneten, leichten Kavallerie den Weg. Zudem setzte Granada bereits im 11. Jahrhundert auf gut gedrillte nordafrikanische Fußsoldaten. Das wohl anschaulichste Beispiel für ein Treffen dieser Truppengattungen ist die »Erste Schlacht in der Vega« des Jahres 1319. Die kastilischen Infanten Pedro und Juan erhofften sich, mit einem finalen Vorstoß gegen Granada die Reconquista zu vollenden. In die mit Gräben und Mauern durchzogenen Vorgärten Granadas gelockt, konnte die kastilische Reiterei jedoch ihre Schlagkraft nicht entfalten. Der Sturmangriff scheiterte nicht nur, die disziplinierten granadinischen Infanteristen gingen zur Gegenoffensive über, die in einer Zangenbewegung der leichten Kavallerie, der *Zenetes*, mündete. Völlig aus dem Konzept geworfen, blieb den Kastiliern nur der chaotische Rückzug.

Um mit den Mauren gleichzuziehen, war nun auch die christliche Seite vermehrt auf kleine, schnell bewegliche und gut zu kommandierende Kavallerietruppen angewiesen. Die schwere Kavallerie behielt zwar ihre Rolle als »Rammbock« und psychologische Waffe, Infanterie und leichte Kavallerie gewannen jedoch vermehrt an Bedeutung. Zuerst auf christlicher Seite primär zum Schutz der schweren Reiterei eingesetzt, löste sie der neue Reitstil bald ab. Leichtere Pferde erwiesen sich, durch maurisches Zaumzeug, das Druck auf das Genick des Pferdes anstatt auf die Mundwinkel ausübte, als schneller zu dirigieren. Auch der hohe Sattel, auf dem der Reiter – einem modernen Jockey nicht unähnlich – mit nach hinten gebogenen Knien sitzt, entsprang der maurischen Reiterei. Das neue Potential schlug sich auch in der Taktik

nieder. Nun ergingen sich auch die Christen in Scheinfluchten und raschen Konters. Konnte man den Gegner auf offenes Gelände locken, sicherte die schwere Panzerreiterei den Sieg. Hier zeigt sich sehr deutlich, was Gottfried Liedl als frühes »Wettrüsten« oder »Lernen am Gegner« bezeichnet.⁴⁵

Untrennbar mit der Aufwertung der Infanterie verbunden ist der Einzug der Schusswaffen. Die Armbrust muss hier, sowohl was die Bedienung, wie auch was die panzerdurchschlagende Wirkung betrifft, als Vorgänger der Schusswaffen gesehen werden. Im zweiten Laterankonzil des Jahres 1129 verboten, war die Armbrust im Rest Europas die Waffe geächteter Einheiten, die in der Regel bei Gefangennahme sofort niedergemacht wurden. Die einzige Alternative dazu, der englische Langbogen, erforderte eine langjährige Ausbildung, ja Lebensweise, die unter den Bedingungen des »Wettrüstens« an der *frontera* nicht zu bewältigen war. Wie Distanzwaffen, ob Armbrust oder Arkebuse, es ermöglichten, große Infanterieeinheiten kostengünstig und rasch aufzustellen, führten schon im 14. Jahrhundert die Milizen der granadinischen Vorstädte vor.

Mit dem Einsatz von Kanonen auf europäischen Boden im Jahre 1317 läuteten spanische Araber das waffentechnische Ende des Mittelalters ein. Obwohl sich die Chinesen schon geraume Zeit als Feuerwerker betätigten, wird China erst vierzig Jahre später vom ersten Kanonendonner erschüttert. Nicht den Chinesen, sondern den Arabern ist also die Erfindung des Schießpulvers, als ein für großkalibrige Schusswaffen brauchbares Treibmittel, zuzurechnen.⁴⁶ Die Neugier trieb zwei englische Grafen 1340 dazu, der Schlacht von Tarifa beizuwohnen, in der Muslime die christliche Seite mit Kanonen unter Beschuss nahmen. Heimgekehrt machten sie sich dafür stark, auch in der englischen Armee Kanonen einzusetzen. Bereits wenige Jahre später lassen sich Kanonen in England und, dank muslimischer Waffenmeister aus Navarra, auch in Nordfrankreich nachweisen.⁴⁷ Es ist nicht die sagenhafte Figur Bertold Schwarz, des angeblich europäischen Erfinders des Schwarzpulvers, die am Ausgangspunkt europäischer Schusswaffeninnovation steht, sondern aus dem Arabischen übersetzte alchemistische Literatur. Weitere waffentechnische Innovationen auf dem Gebiet der Artillerie fanden jedoch nicht auf muslimischem Gebiet, sondern durch Christen statt. Offensichtlich ließen sich die tonnenschweren Geschütze nicht so recht in das von raschen Vorstößen und Rückzügen geprägte »Blitzkrieg-Konzept« Granadas einbauen: »die geringe Schussfolge und der hohe Pulverbedarf [...] standen einem rationellen Einsatz ebenfalls entgegen. Eine Ladung Blei aus einer relativ kleinen Büchse mit konischem Lauf [...] entsprachen aber der kriegstechnischen Ökonomie weit mehr.«⁴⁸

Die christliche Seite hatte dagegen ein handfestes Motiv – dutzende granadinische Trutzburgen. Der radikale Wandel der Belagerungstechnik durch den Einsatz von Kanonen sollte diesen letztendlich zum Verhängnis werden. Auch die mächtigsten Festungen konnten dem direkten Beschuss schwerer Artillerie nur kurze Zeit standhalten. Nach den Hussitenkriegen war die Schusswaffeninnovation der europäischen Mächte nicht mehr aufzuhalten. Frankreich führte damit die Wende im Hundertjährigen Krieg herbei – innerhalb von 16 Monaten mussten die Engländer aus 60 Festungen weichen. Zwar waren es wieder muslimische Baumeister, welche mit der Verbreiterung und Abstützung des Mauerwerks die geniale architektonische Antwort auf das Problem Kanone entwickelten. Doch um sämtliche Burgen nachzurüsten, fehlt die Zeit. Innerhalb zweier Jahre fielen 1485/86 nicht nur die Jaén bedrohenden Burgen Cambil und Alhabar, sondern mit Illora, Moclin, Colomera und Montefrio auch die wichtigsten granadinischen Festungen in der Vega. Die Zeitenwende im Festungskrieg erscheint dem Chronisten spektakulär: »Zu anderen Zeiten mussten solche Plätze, selbst der kleinste von ihnen, ein Jahr lang belagert werden und konnten nur durch Aushungern genommen werden.«⁴⁹ Ohne befestigte Rückzugsburgen verloren auch die mobilen Kräfte Granadas an Offensivkraft – das Ende war damit nur eine Frage der Zeit.

Die rasche Durchsetzung neuer Technologien und Taktiken machte allerdings erst eine von der ständigen Kriegserfahrung an der *frontera* geprägte Mentalität möglich. Anderswo sträubten sich professionelle Kriegerkassen gegen den »unehrenhaften« Kampf auf Distanz mit Hilfe von Geschossen. Diese Kampfweise schien feige, entsprach dem neuen Trend zur Kriegslust, war darüber hinaus laut und schmutzig. Die Kontrahenten an der *frontera* befanden sich jedoch in einer Phase stetigen militärischen Experimentierens, einer Zähmung des Adels, aber auch – ebenfalls eine maurische Innovation – einer Einbindung des Bürgertums in die Armeen. Während das städtische Handwerk ein faktisches Monopol hinsichtlich der Waffenproduktion entfaltete, waren es bürgerliche Milizen und Militärbauern, welche bereitwillig die neue Feuerwaffentechnik akzeptierten. Bis zur Einrichtung von Artillerieschulen im 16. Jahrhundert rekrutierte sich die Masse der Arkebusiere, Kanoniere, Artilleristen und Feuerwerker weder aus dem Adel noch aus bäuerlichen Schichten, sondern aus dem städtischen Milieu. Diese Soldaten lernten ihr Kriegshandwerk in den städtischen Milizen, fern von den Ehrbegriffen und den Ressentiments der Rittergesellschaft.

Dem spanischen Königshaus kam diese Mentalität gerade recht – war es doch nach der Niederwerfung Granadas um seine von einer französischen Invasion bedrohten Ansprüche in Italien besorgt. Aragon hatte ja 1442 das

Königreich Neapel erworben, nachdem die dortigen Anjous im Mannesstamm ausgestorben waren. Spanische Söldner hatten keinerlei Hemmungen, hochadelige französische Ritter mit der Pike in den Dreck zu zerren, um ihnen dann den Musketenschuss anzusetzen. Nicht französische Kavallerie bedrohte in der Folge die spanische Streitmacht, sondern Schweizer »Reisläufer«. Mutig und bestens gedrillt, in einer drei Reihen tiefen Formation auf den Feind einstürmend, fügten sie mit ihren sechs Meter langen Spießen den Spaniern schwerste Verluste zu. Es bedurfte der Innovationen eines Gonzalo Fernandez de Cordoba, um das Kriegsglück zu wenden. Von enormer Körperkraft und hoher Intelligenz – so die ehrfürchtigen Zeitzeugen – verstand es Cordoba schon im Feldzug gegen Granada, seine Kämpfer zu fast übermenschlichen Anstrengungen zu motivieren. Anders als der Gegner verstand der »große Kapitän«, wie ihn seine Männer betitelten, die Konzepte unüblicher Gnade und brutalsten Terrors zu vereinen. Die Lektionen in Taktik, Diplomatie und Menschenführung sollten die *Conquistadores*, darunter viele Veteranen der Italienkampagne, schon bald in die Neue Welt tragen. Cordobas Antwort auf die »schweizer Formationen« stellte sich als ungemein effektiv heraus. Beim Anrücken der Spießer konzentrierten spanische Schützen ihr Feuer auf eine Stelle. In die so entstehende Bresche drangen geschlossene Haufen schwer gepanzerter Schwertkämpfer ein. Durch die eigenen Lanzen behindert, wurde der Gegner im Nahkampf in Stücke gehackt.⁵⁰ Die Erfahrungen in Italien schmiedeten die spanische Söldner-Armee zur effizientesten Vernichtungsmaschinerie seit den römischen Legionen. Mit der Organisationsform der *tercios*, einer schlagkräftigen Kombination der vier Waffengattungen Piketiere, Arkebusiere, Musketiere und leichter Kavallerie, machte Cordoba die schwer gepanzerten Ritterheere endgültig obsolet und die Spanier fast ein Jahrhundert lang in offener Feldschlacht kaum besiegbare.

Die Entwicklungen auf der iberischen Halbinsel nehmen zum Großteil vorweg, was als »militärische Revolution« bezeichnet wird. Gerade dieser Vorgang der Professionalisierung brachte viele *Hidalgos* noch näher an das soziale Aus. Die Hieb- und Stichwaffen der Ritterheere waren noch von den einzelnen Kämpfern selbst hergestellt oder in Auftrag gegeben worden, Feuerwaffen setzen jedoch aufwändigere Produktionsverfahren und Expertise voraus. Die Ausrüstung wurde nunmehr von der Zentralgewalt gestellt, Milizen, oder wenig später auch stehende Heere, traten an Stelle der von Fall zu Fall mobilisierten Feudalheere. Zentralisierung, Staatenkonsolidierung und bürokratische Verwaltung waren Folge wie Voraussetzung des ungeheuren (ökonomischen) Aufwands, der die neue Kriegsführung auszeichnete. Abgesehen davon, dass es mit der Eroberung Granadas an noch

zu erobernden Gebiet mangelte, wurde es für den einzelnen Heeresführer zunehmend schwieriger, »positiv zu bilanzieren«. Wenn die Krone sich zwar nicht an den drastisch gestiegenen Expeditionskosten beteiligte, jedoch erhebliche Abgaben verlangte, war zur Zeit des ersten Ausgreifens in die Neue Welt die Eroberung einiger Schafswiden jedenfalls definitiv zu wenig. Die nach wenigen Jahren Zurückkehrenden führten den mobilen kleinadeligen Schichten vor, dass es durchaus möglich war, nur kurze Zeit in der Ferne zu verweilen und als angesehener, reicher Mann heimzukehren. Die große Zahl derjenigen, die auf Hispaniola oder Kuba bankrott gingen oder umkamen, blieb für sie unsichtbar. Für jene, die sich nicht mit dem Gedanken anfreunden konnten entweder Bauern oder Beamte, bestenfalls Gutsherren oder höfische Bedienstete zu werden, bot die Neue Welt die einzige Chance ihr Rittersum zu prolongieren.

Anmerkungen

- ¹ Liedl 1989, 49; Liedl 2001, 111.
- ² Edwards 2000, 142.
- ³ Ladero 1992, 78; Edelmayer 2002, 162.
- ⁴ Ladero 1992, 82f.; Edelmayer 2002, 138, 162.
- ⁵ Casey 1999, 10-14.
- ⁶ Liedl 1989, 49-54.
- ⁷ Edwards 1992, 13.
- ⁸ Martín Martín 2002, 45f.
- ⁹ Nicolle 1988, 12.
- ¹⁰ Gschwendtner 2001, 190-195; Martín Martín 2002, 54f.
- ¹¹ Gschwendtner 2001, 192.
- ¹² Juan Manuel, *Libro de los Estados*, LXXVI, zit. nach Liedl 2003.
- ¹³ Liedl 2001, 112.
- ¹⁴ Gschwendtner 2001, 194.
- ¹⁵ Frey 1992, 56f; Kicza 1992, 232f.
- ¹⁶ Liedl 2001, 112.
- ¹⁷ Gschwendtner 2001, 196.; Martín Martín 2002, 66f.
- ¹⁸ Martín Martín 2002, 66.
- ¹⁹ Zit. nach Zinn 1989, 154.
- ²⁰ Ebd., 115.
- ²¹ Lomax 1980, 251-253.
- ²² Liedl 2001, 122-125.
- ²³ Elio Antonio de Nebrija, *Guerra de Granda* (Madrid 1990), 28f.; zit. nach Liedl 2003.
- ²⁴ Moreta Velayos, *Malhechores feudales*, zit. nach Gschwendtner 2001, 198.
- ²⁵ Gschwendtner 2001, 197. Am deutlichsten arbeitet Lindorfer die Unterschiede zwischen Hochadel, niederem Adel und Rittern heraus; Lindorfer 2003, 24-61.

- ²⁶ Edelmayer 1996, 50; Gschwendtner 2001, 206.
²⁷ Thomas 1998, 176f.
²⁸ Casey 1999, 141-149.
²⁹ Zit. nach Thomas 1998, 178.
³⁰ Edelmayer 1996, 49; Osterhammel 1995, 17.
³¹ Ahlers 2001, 50f.
³² Kicza 1992, 233-243.
³³ Martín Martín 2002, 44.
³⁴ Zit. nach: Otto 1992, 15.
³⁵ Zit. nach: Thomas 1998, 98.
³⁶ Zit. nach: Todorov 1985, 133.
³⁷ Thomas 1998, 99-101.
³⁸ Padgen 1996, 23.
³⁹ Otto 1992, 9-11.
⁴⁰ Edwards 1992, 14.
⁴¹ Ebd., 15.
⁴² Prien 1995, 73-75.
⁴³ Edelmayer 2002, 141-143.
⁴⁴ Liedl 2002, 69.
⁴⁵ Liedl 2002, 73.
⁴⁶ Zinn beruft sich hierbei auf den englischen Experten für die Geschichte der Chemie, J.R. Partington; Zinn 1989, 122. Die meisten Experten sind anderer Ansicht; so auch McNeill, der schießende Bambusrohre, welche von den Mongolen gegen chinesische Festungen eingesetzt wurden, als Urväter der Kanone sieht. McNeill 1989, 3-6; Arnold bestätigt dies, betont aber ebenso den konservativen Charakter des chinesischen Establishments, das nicht an umwälzenden Entwicklungen interessiert war, diese sogar behinderte. Die Kanone hätte daher leicht den Weg antiker Dampfmaschinen nehmen können, welche vorwiegend für Spielzeuge oder zur Unterhaltung diente. Arnold 2002, 24f.
⁴⁷ Liedl 1989, 51.
⁴⁸ Zinn 1989, 134.
⁴⁹ Ladero 1992, 242.
⁵⁰ Pohl 2001, 17f.

Literatur

- Ahlers 2001 = Ahlers, Ingolf: Die Kreuzzüge. Feudale Kolonialexpansion als kriegerische Pilgerschaft, in: Feldbauer, Peter/Liedl, Gottfried/Morrissey, John (Hg.): Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte. Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 6), Wien 2001, 37-61.
 Arnold 2002 = Arnold, Thomas: The Renaissance at War (Cassell History of Warfare), London 2002.
 Casey 1999 = Casey, James: Early Modern Spain. A Social History (A Social History of Europe 1), London/New York 1999.

- Edelmayer 1996 = Edelmayer, Friedrich: Spanien und die Neue Welt, in: Edelmayer, Friedrich/Hausberger, Bernd/Weinzierl, Michael (Hg.): Die beiden Amerikas. Die Neue Welt unter kolonialer Herrschaft (Beihefte zur historischen Sozialkunde 7), Wien 1996.
- Edelmayer 2002 = Edelmayer, Friedrich: Die spanische Monarchie der Katholischen Könige und der Habsburger (1474–1700), in: Schmidt, Peer (Hg.): Kleine Geschichte Spaniens, Stuttgart 2002, 123–207.
- Edwards 2000 = Edwards, John: The Spain of the Catholic Monarchs, 1474–1520 (A History of Spain), Oxford 2000.
- Edwards 1992 = Edwards, John: A Konquistador Society? The Spain Columbus left, in: History Today 42 (1992), 10–16.
- Frey 1992 = Frey, Herbert: Kastilischer Feudalismus und spanisches Kolonialsystem, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 22 (1992), 55–60.
- Gschwendtner 2001 = Gschwendtner, Ferdinand: Reconquista und Conquista: Kastilien und der Ausgriff nach Amerika, in: Feldbauer, Peter/Liedl, Gottfried/Morrissey, John (Hg.): Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte. Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 6), Wien 2001, 189–211.
- Kicza 1992 = Kicza, John E.: Patterns in Early Overseas Expansion, in: The William and Mary Quarterly 49/2 (1992), 229–253.
- Ladero 1992 = Ladero, Miguel Angel: Das Spanien der Katholischen Könige. Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien (1469–1516), Innsbruck 1992.
- Liedl 1989 = Liedl, Gottfried: Die Geburt der Moderne aus dem Geist der Gewalt: Kulturphilosophische Überlegungen zur Reconquista, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 1 (1989), 49.
- Liedl 2001 = Liedl, Gottfried: Die andere Seite der Reconquista. Islamisch Spanien im Wirtschaftsraum des Spätmittelalters, in: Feldbauer, Peter/Liedl, Gottfried/Morrissey, John (Hg.): Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte. Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 6), Wien 2001, 103–139.
- Liedl 2002 = Gottfried Liedl: Wettrüsten oder Der Weg der Kanone, in: Gottfried Liedl/Manfred Pittioni/Thomas Kolnberger (Hg.): Im Zeichen der Kanone. Islamisch-christlicher Kulturtransfer am Beginn der Neuzeit (Expansion, Interaktion, Akkulturation 2), Wien 2002.
- Liedl 2003 = Liedl, Gottfried: Der Andere. Urteile, Zitate, Aussprüche aus dem christlich-spanisch/islamisch-spanischen Spätmittelalter und frühe Neuzeit. Unveröffentlichter Auszug des Vortrags »Wege der Kanone« vom 20.11.2003 im Rahmen des Vereins zur Förderung von Studien zur interkulturellen Geschichte.
- Lindorfer 2003 = Lindorfer, Bianca Maria: Kampf gegen Windmühlen. Der niedere Adel Kastiliens in der frühen Neuzeit, Wien 2003.
- Lomax 1980 = Lomax, Derek W.: Die Reconquista. Die Wiedereroberung Spaniens durch das Christentum, München 1980.
- Martín Martín 2002 = Martín Martín, José L.: Die christlichen Königreiche des Mittelalters (711–1474), in: Schmidt, Peer (Hg.): Kleine Geschichte Spaniens, Stuttgart 2002, 43–76.
- McNeil 1989 = McNeil, William H.: The Age of Gunpower Empires. 1450–1800, Washington 1989.

- Nicolle 1988 = Nicolle, David: *El Cid and the Reconquista 1050–1492* (Osprey, Men at Arms 200), Oxford 1988.
- Osterhammel 1995 = Osterhammel, Jürgen: *Kolonialismus. Geschichte-Formen-Folgen*, München 1995.
- Otto 1992 = Otto, Wolfgang: *Conquista, Kultur u. Ketzerwahn. Spanien im Jahrhundert seiner Weltherrschaft*, Göttingen 1992.
- Padgen 1996 = Padgen, Anthony: *Das erfundene Amerika. Der Aufbruch des europäischen Denkens in die neue Welt*, München 1996.
- Prien 1995 = Prien, Hans Jürgen: *Hernan Cortes Rechtfertigung seiner Eroberung Mexikos und der spanischen Conquista Amerikas*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 22 (1995), 71–93.
- Pohl 2001 = Pohl, John/Hook, Adam: *The Konquistador. 1492–1550* (Osprey, Warrior 40), Oxford 2001.
- Thomas 1998 = Thomas, Hugh: *Die Eroberung Mexicos. Cortés und Montezuma*, Frankfurt am Main 1998.
- Todorov 1985 = Todorov, Tzvetan: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen* (Suhrkamp Taschenbuch 1213), Frankfurt am Main 1985.
- Zinn 1989 = Zinn, Karl Georg: *Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jahrhundert*, Opladen 1989.

RAUM

Militärische Expansion und Geografie

Im militärischen Bereich bezeichnet Raum einen Geländeabschnitt; Raumgewinn, Expansion, ist der Maßstab des Erfolges. Dieses Prinzip sehen wir in geradezu idealer Form demonstriert im chinesischen *go*-Spiel, wo es gilt, durch Besetzen von Raum und geschicktes Umschließen des Gegners den Sieg zu erringen. Nicht umsonst soll *go* von chinesischen Kriegsherren zur Übung ihrer strategischen Fähigkeiten gespielt worden sein.

Doch der Raum ist immer auch Landschaft, ist Kulturraum, hat Wege, Grenzen und Ressourcen, ist ein klimatischer und sozialer Raum. Manche Räume verschließen sich der militärischen Ausbreitung. Expansion und Exklusion definieren also die Rolle des Raumes in der Militärgeschichte. In Militärzonen entwickelt sich ein bestimmter Militärapparat, dessen Ausbreitung durch kulturelle Besonderheiten gekennzeichnet ist. Charakteristisch für das Feudalsystem ist die Besetzung des Raumes durch die systematische Errichtung von festen Plätzen, wie es in England in den Jahren nach der normannischen Eroberung geschehen ist. Städte, deren Aufschwung im 12. Jahrhundert mit der Hochblüte des Rittertums zusammenfällt, dominierten Landschaft und Verkehrswege. Sie standen zu den auf Burgen im Umland sitzenden Adeligen in komplexen Beziehungen, bedienten sich ihrer oft als Söldner, lagen aber ebenso oft in Fehde mit ihnen. In kleinräumigen Landschaften wie Wales oder der Schweiz konnten sich der ritterliche Reiterkampf und damit der klassische Feudalismus nicht durchsetzen; dort entwickelten sich andere militärische Kulturen, die dem Reiterkrieger gerade auf ihrem eigenen Gebiet heftig zusetzten.

Nomadische Reitervölker wiederum bedienten sich in ihrer Expansion einer gänzlich anderen Strategie; statt feste Plätze zu besetzen, drangen sie schnell vor, wo ausreichend Wasser und Nahrung für ihre Pferde vorhanden war. Auch ihre Kampftechnik bestand in schnellen Vorstößen, Rückzügen und Umgehungsbewegungen. Ihren sesshaften Gegnern waren sie im direkten Aufeinandertreffen zweier grundverschiedener militärischer Systeme meist überlegen.

Ritter, Burgen, Schlachten

Das abendländische Kriegswesen

WERNER MEYER

Adelsherrschaft, Ritterkultur und Kriegertum

In karolingischer Zeit entstand im Abendland, genauer im Machtbereich des Frankenreiches, ein Kriegerstand, dessen materielle Grundlage der landwirtschaftlich ausgerichtete Gutsbetrieb bildete und dessen Kampfweise sich auf den Gebrauch von Pferd, Lanze, Schwert, Panzer, Helm und Schild stützte. Auch wenn in den folgenden Jahrhunderten sowohl die wirtschaftliche Basis als auch die Ausrüstung mancherlei Veränderungen und Differenzierungen erleben sollten und seit der Zeit um 1100 ein soziokulturelle Faktor – die Kultur des Rittertums – die Entwicklung nachhaltig mitprägen sollte, blieben Landbesitz und gepanzerte Erscheinung zu Pferd die charakteristischen Kennzeichen dieser vornehmen Kriegerschicht. Diese hob sich mit ihrer Bindung an herrschaftlich strukturierten Grundbesitz, der auch die Schirmgewalt über unfreie, bäuerliche Untertanen einschloss, deutlich von den innerasiatischen Steppenvölkern ab, deren Kampfkraft sich ebenfalls auf Panzerreiter stützte. Deren wirtschaftliche Grundlage aber war durch ein Nomadentum geprägt, das in Stammesverbände gegliedert war und eine großräumig mobile Viehzucht betrieb.

Ausgelöst wurde die Entwicklung zum berittenen und gepanzerten Kriegertum des Abendlandes wohl durch die Heeresreform Karls d. Großen von 807, in der festgelegt wurde, dass dem Aufgebot nur noch die Freien mit einem Besitz von wenigstens drei Hufen sowie die Inhaber eines Lehens zu folgen hätten. Das bedeutete eine klare Konzentration des Kriegerstandes auf Wohlhabende, die sich für den Kriegsdienst eine erforderliche Zahl von Pferden sowie die kostspielige Ausrüstung eines Panzerreiters leisten konnten.

Das berittene Heer stand unter der Leitung des Herrschers und seiner Stellvertreter. Es wurde hauptsächlich in Eroberungs- und Unterwerfungszügen eingesetzt. Der zunehmende Bedarf an Truppen führte zu einer immer weiteren Vergabe von Lehen, deren Inhaber, die Vasallen, zum Kriegsdienst verpflichtet wurden. Das Lehen, *beneficium* oder *feudum* genannt, bildete so immer mehr die wirtschaftliche Grundlage der *militia*, des Kriegerstandes.

Seit dem Ende der Karolingerzeit begann diese kriegerische Oberschicht, sich von der breiten Bevölkerung immer mehr abzugrenzen. Die Lehnshaber zogen aus ihren Herrenhöfen aus und errichteten feste Burgen, die sich abgesetzt von den bäuerlichen Siedlungen auf Anhöhen oder in schwer zugänglichem Sumpfland erhoben. Diese Entwicklung scheint nach dem Ausweis archäologischer Befunde um 900 in Nordfrankreich, Burgund und im süddeutschen Raum, vielleicht auch in Oberitalien, eingesetzt zu haben. Bis ins 13./14. Jahrhundert breitete sich der Burgenbau bis nach Irland, Südsandinavien und ins Baltikum aus.

Auf der Grundlage des Feudalismus und des Burgenbaues entwickelte sich die kriegerische Oberschicht zu einem standesbewussten Erbadel, dessen Machtstellung sich nicht mehr nur auf das Waffenrecht bzw. die Waffenpflicht stützte, sondern immer mehr auf der Ausübung herrschaftlicher Rechte in der Grundherrschaft, einem Güter- und Personenverband, der den erblichen Familienbesitz ausmachte. Als Institution reicht die Grundherrschaft bis ins Frühmittelalter zurück. Im Hochmittelalter, als die Burg zu ihrem Mittelpunkt wurde, erlangte sie ihre zentrale Bedeutung als ökonomische Basis der adligen Gesellschaft. Ein grundherrlicher Güterverband bestand aus nutzbarem, abgabepflichtigem Land, aus der Vogteigewalt über unfreie Untertanen, aus Gerichtsbefugnissen sowie sonstigen Rechten wie Zoll und Geleit, Kirchensatz, Jagd- und Fischrechten, Waldnutzung, gelegentlich auch aus Bergbaurechten. Mehrheitlich waren all diese Güter und Rechte als königliche, gräflich-dynastische oder bischöfliche Lehen an Vasallen vergeben. Einzelne Lehen konnten als sog. Afterlehen weitergereicht werden. Das *beneficium* oder *feudum* wurde über die männliche, seltener – als sog. »Kunkellehen« – über die weibliche Linie vererbt. Wenn gar keine Erben mehr vorhanden waren, zog der Lehnsherr das Lehen als »erledigt« oder »erloschen« ein.

Für den Vasallen hatte herrschaftlicher Besitz in Form eines Lehens den Vorteil, dass dieses unter dem Schutz und Schirm des Lehnsherrn stand, was eine rechtliche Absicherung bedeutete, vor allem wenn es sich beim Lehnsherrn um einen Bischof oder Abt handelte. Dann bildete das Lehen unantastbares Kirchengut. Adlige Herren hatten deshalb ein Interesse daran, Eigengüter, sog. Allodien, an einen mächtigen Schirmherrn zu übertragen und von diesem als Lehen zurück zu empfangen.

Dieser Vorgang spielte im Zuge des mittelalterlichen Landesausbaues eine wichtige Rolle. Vor dem Hintergrund einer stetigen Bevölkerungszunahme entwickelte sich im Abendland seit dem Ausgang der Karolingerzeit ein ungeheurer »Landhunger«. Dieser löste nicht nur die bekannte deutsche Ostsiedlung aus, sondern auch die sog. Binnenkolonisation, die Erschließung

unbewohnter Wald- und Sumpfgebiete durch Rodung, Melioration und Besiedlung im mitteleuropäischen Raum. Dieser Vorgang – er sollte erst im 14. Jahrhundert abklingen – war begleitet von landesherrlichen Stadtgründungen und der Bildung von Burgen-gestützten Grundherrschaften im Rodungsland. An dem Prozess waren Königtum, dynastische und kirchliche Landesherren und Klöster bzw. deren Kastvögte beteiligt, aber auch selbständig vorgehende Familien aus dem Kleinadel.

Grundsätzlich gehörte das unkultivierte Land dem König bzw. dessen gräflichen Stellvertretern. Ob diese Ansprüche im Einzelfall durchzusetzen waren, hing von den realen Machtverhältnissen ab, und da zeigte sich, dass die Rodungsherren das unter ihrer Leitung erschlossene Land gerne als ihren freien Besitz betrachteten, als Eigengut, und sich nur unter Druck in einen Lehnverband eingliedern ließen. Vor allem in Marginalzonen, die wegen ihrer Kargheit außerhalb landesherrlicher Interessen lagen, konnten sich Burgen-gestützte, allodiale Grundherrschaften bis zum Ausgang des Mittelalters behaupten. Deren Inhaber rühmten sich, »nur von Gott und ihrem guten Schwert abhängig zu sein«.

Für die adligen Inhaber grundherrschaftlicher Lehen wurde wie für die Besitzer von »Burgen auf Eigen« die Betreuung des Familienbesitzes zur Hauptaufgabe. An grundherrliche Amtleute wie Meier oder Kellner, die in den Dörfern auf Fronhöfen saßen, konnten zwar bestimmten Aufgaben – Einzug der Steuern, Vorsitz im Gericht – delegiert werden, doch lag die Verantwortung für den Schutz und Schirm über die Untertanen, namentlich die Abwehr von Überfällen, letztlich beim Herrschaftsinhaber. Diese Aufgabe stand aber im Widerspruch zur alten Vasallenpflicht des Kriegsdienstes für den Lehnsherrn. Wenn ein adliger Grundherr den Aufruf zur Heerfolge ignorierte, weil er diesen beispielsweise nicht an jüngere Verwandte delegieren konnte, geriet er in einen Interessenkonflikt, der ihn der Feindschaft des Lehnsherrn aussetzte. Der durchschnittliche, bursässige Grundherr war seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr in erster Linie berittener Berufskrieger, sondern wehrhafter Verwalter eines heterogenen Lehns- oder Eigengutes.

Seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts entwickelte sich von Frankreich aus unter dem Einfluss der Kirche für die adlige *militia* ein neues Leitbild, das nicht mehr nur kriegerische Tugenden, sondern auch christliche Werte und kulturelle sowie soziale Verpflichtungen einschloss. Der *miles* wurde zum Angehörigen einer abgehobenen Führungsschicht, die allerdings nicht mehr bloß den alten Lehnsadel und die höher gestellten Edelfreien umfasste, sondern auch unfreie, herrschaftliche Dienstleute (Ministerialen) sowie Vertreter der ländlichen und später auch der städtischen Oberschicht, die es sich leisten konnten, einen standesgemäßen Lebensstil zu führen und sich

eine Burg oder wenigstens einen festen Wohnturm zu bauen. Mindestens in der Fiktion galt noch immer das alte Ideal des berittenen Kriegers, weshalb sich in Frankreich für die Angehörigen dieses auf alten Wurzeln beruhenden, im Wesen aber neuartigen Standes die Bezeichnung *chevalier* durchsetzte. Als Lehnübersetzung geriet im Mittelhochdeutschen der Begriff »Ritter« in Gebrauch. Die lateinische Bezeichnung *miles* ist indessen beibehalten worden.

Als Ritter wurde man nicht geboren, man musste diesen Titel erwerben. Er wurde in einem feierlichen Ritual verliehen, sofern bestimmte Voraussetzungen erfüllt waren: Nachweis einer vornehmen Verwandtschaft und Geburt, d.h. der »Ritterbürtigkeit«, das Führen eines standesgemäßen Lebensstils und die Bereitschaft, die Ideale des Rittertums zu pflegen.

Das vor allem von der Kirche verkündete neue Kriegerbild des Rittertums entsprach, sicher unter dem Einfluss der Kreuzzüge, der Vorstellung vom *miles christianus*, der sich nicht mehr den ungezügelten Fehden hingab, sondern der Bekämpfung der Heiden, dem Schutz der Schwachen, namentlich der Frauen, Waisen, Kinder und Armen. Zur Ritterpflicht gehörte nicht nur der fromme Kampf, sondern auch die Barmherzigkeit. So stellte sich als Vorbild in der ritterlichen Gesellschaft neben den Drachentöter St. Georg, die Verkörperung der *virtus*, der Heilige Martin, der seinen Mantel mit dem als Bettler verkleideten Christus teilt, als Symbol der *clementia*. Neben den Kampf für Christus und ganz allgemein für das Gute und das Recht traten die Werke der Barmherzigkeit, die sich in Stiftungen für Arme, Kranke und Bedrängte äußerten. Bei der Erfüllung all dieser Ritterpflichten waren aber auch Eigeninteressen im Spiel. So sollte etwa mit der Gründung von Spitälern und der Stiftung von Armenspeisungen auch das Ewige Seelenheil des Stifters und seiner Familie gesichert werden.

Die Ausübung der religiös begründeten Ritterpflichten verband sich mit weiteren, profanen Phänomenen zur mittelalterlichen Ritterkultur, die vom 12. Jahrhundert an bis nach 1500 die Lebensform und die Standesideale des Adels prägte und auch den gehobenen Schichten auf dem Land und in der Stadt zum Leitbild wurde. Dies zeigte sich, um nur ein Beispiel zu nennen, an der Rezeption des Wappenwesens durch das Bauern- und Stadtbürgertum des Spätmittelalters.

Auf alle Erscheinungen der Ritterkultur kann hier nicht eingegangen werden. Erinnert sei an den Frauendienst und dessen literarische Frucht, den Minnesang, an das Wappenwesen, das keineswegs auf die Kennzeichnung des Kriegers im Kampf beschränkt blieb, sondern auch in der Standesrepräsentation, in der Funeralkunst und im Rechtsleben eine wichtige Rolle spielte. Gewisse Verflechtungen bestanden zwischen dem adligen Kriegswesen und dem

Turnier, dem ritterlichen Kampfspiel, das in festlichem Rahmen ausgetragen wurde. Die ritterlichen Turniere, gelten allerdings zu Unrecht als ›Vorübungen‹ oder gar ›Manöver‹ für den Reiterkampf. Das Turnier bildete einen wichtigen Bestandteil der ritterlichen Kultur, namentlich des Frauendienstes, und diente der öffentlichen Selbstdarstellung des Adels, im Spätmittelalter auch der sozialen Abgrenzung des Ritterstandes gegen unten. Für die kriegerische Ertüchtigung brachte das Turnier den Teilnehmern wenig Gewinn.

Gepflegt wurde die ritterliche Kultur nicht auf den Burgen, auch wenn deren Innenräume gelegentlich mit heraldischen Motiven oder Szenen aus Ritterromanen ausgemalt waren. Die ritterliche Kultur spielte sich an den Höfen der Herrscher oder der geistlichen und weltlichen Fürsten ab, deren Residenzstädte, die für das ganze festliche und feierliche Treiben erforderliche Infrastruktur anbieten konnten. Auch die Turniere fanden nicht auf den Burgen statt, sondern in städtischen Zentren.

Aus der Sicht der mittelalterlichen Militärgeschichte interessiert vor allem die Frage, ob und inwiefern das Gedankengut des Rittertums das Kriegswesen beeinflusst und geprägt hat. In literarischen Quellen, namentlich in den Grals- und Artusepen, aber auch in der sozialkritischen Dichtung sowie in normativen Texten werden Idealvorstellungen einer edlen und fairen Kampfweise sichtbar. Es werden Vorbilder für ritterliches Verhalten aus grauer Vorzeit genannt. So galten noch im späten 15. Jahrhundert Judas Makkabäus, Josua, David, Alexander der Große, Julius Caesar, Hektor, Karl der Große, König Artus und Gottfried von Bouillon als die neun größten Helden unter den Juden, Heiden und Christen.

Gefordert wurde vom Ritter im Krieg sicher die Erfüllung der von der Kirche dem *miles christianus* auferlegten Pflichten. Darüber hinaus hatte der Ritter die Gebote der Standesehre zu befolgen, also Tapferkeit und Großmut zu zeigen, dem Lehnsherrn in Treue zu folgen, sich fairer Kampfmittel zu bedienen und dem Gegner Achtung zu erweisen. Zudem verlangte es die Ritterethik, die Schlacht zu eröffnen und im Kampf die Hauptlast zu tragen. »Ritterlich zu kämpfen« oder »Ritterschaft zu pflegen« bedeutete ehrenhaftes, tapferes und faires Verhalten und galt – mindestens als Fiktion – als oberstes Gebot der Kriegführung seit dem 12./13. Jahrhundert. Noch um 1500 rühmten sich nichtadlige Fußtruppen nach geschlagener Schlacht, ›ritterlich‹ gekämpft zu haben.

Dem Ideal des ritterlichen Kampfes ist, wie historische Quellen bezeugen, mindestens in Ansätzen nachgelebt worden. Der von der Kirche vom *miles christianus* verlangte Verzicht auf die Adelsfehde ist freilich ein frommer Wunsch geblieben. Ritterlicher Edelmut im Sinne des von der Standesehre gebotenen Verhaltens ist aber wiederholt gezeigt worden, etwa als Gestus

gegenüber dem Gegner. Das Rittertum hat mit seinem Ehrenkodex und Standesbewusstsein das Kriegswesen im Abendland zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert nachhaltig beeinflusst, auch wenn am Kriegsgeschehen keineswegs nur Ritter beteiligt waren.

Mit der Aufnahme von Ministerialen, grundherrlichen Amtleuten und Angehörigen der ländlichen und städtischen Oberschicht in den burgsässigen und lehnsfähigen Ritterstand seit etwa 1200 begann eine Abwertung der Ritterwürde. Es bildete sich der »niedere Adel« heraus, dessen Angehörige auf ihren Burgen saßen und auf ihren Gütern – teils Lehen, teils Eigen – einen gehobenen, aber nicht üppigen Lebensstil pflegten. An großen Festen und Turnieren nahmen sie nicht regelmäßig teil. Viele verzichteten darauf, sich dem aufwändigen Ritual des Ritterschlages zu unterziehen, und begnügten sich mit dem Titel eines »Edelknechts«. Wie die lateinische Bezeichnung *armiger* verrät, galt der Edelknecht – im Spätmittelalter kam die Bezeichnung »Junker« auf – als waffenfähig und waffenpflichtig. In den Ritterheeren kämpften auch Edelknechte, die sich weder im kriegerischen Outfit noch im Kampfverhalten von den Rittern unterschieden. Nicht selten empfingen Edelknechte vor oder nach einer Schlacht den Ritterschlag.

Da ein Vasall, wie schon angedeutet, seinem Lehnsherrn nur 60 oder noch weniger Tage pro Jahr Kriegsdienst zu leisten hatte, war es praktisch unmöglich, für eine größere und längere Unternehmung eine Armee nur aus Lehnssrittern zu bilden. Viele hielten ihre Dienstzeit schon für beendet, bevor sich das Heer vollständig versammelt hatte. Herrscher und andere Kriegsherren mussten für ihre Feldzüge die Ritter, die den Kern ihrer Truppe bildeten, in Sold nehmen oder ihre Leistungen anders abgelten, etwa durch die Verleihung von Ämtern und Titeln. Seit dem 13. Jahrhundert spielten in den abendländischen Kriegen die Soldritter eine immer größere Rolle, vor allem in Italien. Manche Adlige schlossen sich einem Heer an, weil sie sich dem Herrscher oder Fürsten in Treue und Dankbarkeit verbunden fühlten oder weil sie eigene Interessen verfolgten, etwa die Erfüllung einer alten Rachepflicht.

Das Rittertum im Sinne einer kriegerischen Standeskultur und der Feudalismus im Sinne eines Herrschafts- und Verwaltungssystems hatten ihren Ursprung im fränkischen bzw. französischen Machtbereich. Die Ausbreitung der beiden miteinander verwobenen Phänomene spielte sich zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert innerhalb der katholischen Christenheit ab, deren Machtapparat, Papsttum und Kirche, sich in den Randzonen des Abendlandes im Gleichschritt mit Feudalismus und Rittertum erweiterte. Außerhalb der katholischen Welt gab es Herrschaftsstrukturen und Adelskulturen, die mit dem abendländischen Rittertum und Lehnswesen



Ähnlichkeiten zeigten. In den Kontaktzonen, die stets auch Konfliktzonen waren, etwa in *Outremer* oder auf der Iberischen Halbinsel, lassen sich gegenseitige Einflüsse beobachten, letztlich aber blieb man sich fremd – vor allem aus religiösen Gründen –, und die Berührungen führten nur zur Verdrängung, nie zur Verschmelzung.

Die Verbreitung von Ritterkultur und Feudalismus zielte in alle Himmelsrichtungen, erfolgte aber stets unter verschiedenen Voraussetzungen und erbrachte unterschiedliche Ergebnisse von ungleicher Dauerhaftigkeit.

Lehnrechtlich aufgebaut waren die nach 1100 gegründeten Kreuzfahrerstaaten in *Outremer*. Für die Behauptung des eroberten Landes erwies sich das Feudalsystem indessen als untauglich. Das Idealbild des *miles christianus* fand in dieser Region seine reinste Verkörperung in den geistlichen Ritterorden, vor allem nach deren Militarisierung. Die autonomen, durch Festungen gestützten Herrschaftsbereiche der Templer und Johanniter konnten zusammen mit den gut verteidigten Handelsstädten an der Mittelmeerküste dem Druck der islamischen Mächte am längsten widerstehen.

Inwieweit das Rittertum des Abendlandes – die Rede ist nicht von kriegstechnischen Innovationen – im bald friedlichen, bald feindseligen Kontakt mit der arabischen Oberschicht von deren verfeinerter Kultur beeinflusst worden ist, bleibt einstweilen umstritten.

Diejenigen Mittelmeerländer, in denen sich bis ins Hochmittelalter Reste römischer bzw. byzantinischer Verwaltungsstrukturen erhalten hatten wie in Unteritalien und Sizilien oder auf der Iberischen Halbinsel konnte sich das Feudalsystem nach fränkischem Muster nur zögernd durchsetzen. Zudem bestand, geübt und gestählt durch einen dauerhaften Konfliktzustand, ein Kriegerum, das – wie am Beispiel der Katalanischen Kompanie und der arabischen Verbände in Unteritalien und Sizilien ersichtlich ist – seine Eigengesetzlichkeit behauptete und vom jeweiligen Königtum nur schwer unter Kontrolle zu bringen war. Die Kultur des Rittertums hat sich aber in diesen Mittelmeerländern noch im Laufe des 12. Jahrhunderts ausgebreitet und regionale Substrate beibehalten. So gehörten auf der Iberischen Halbinsel zum Programm der Turniere auch die traditionellen Stierkämpfe.

Während sich in Ungarn, Böhmen und Polen Feudalismus und Rittertum vor allem dank der Annäherung an den Herrscher und die Fürsten des Heiligen Römischen Reiches ausbreiteten, entstand im Baltikum aus der Kreuzzugsbewegung des Schwertbrüderordens im 13. und 14. Jahrhundert der Territorialstaat des Deutschen Ordens. Dieser war straff hierarchisch aufgebaut und verwaltet und nicht in Lehen aufgeteilt. Der Ordensstaat war demnach kein feudales Gebilde, aber dennoch ein Hort ritterlicher Kultur, wo sich das Ideal des *miles christianus* zur vollen Blüte entfaltete.

In den skandinavischen Königreichen, vorab in Dänemark, wurden ritterliche Kultur und Feudalismus rezipiert, aber in begrenztem Ausmaß und in starker Retardierung, vor allem was den Burgenbau betrifft.

Einen Sonderfall haben wir in Irland vor uns. Hier hatte sich eine spät-keltische Kultur und Sozialstruktur, gestützt durch ein von Rom unabhängiges Christentum, ungebrochen bis ins 12. Jahrhundert erhalten. Die Eroberung der Insel durch das englische Königshaus Anjou-Plantagenet brachte innerhalb kurzer Zeit dem Land eine neue, feudalisierte Oberschicht, die ganz dem Geist des Rittertums verpflichtet war.

Je vielschichtiger und zersplitterter sich im Abendland das Feudalsystem gestaltete, desto mehr nahm die Bedeutung des Lehnsaufgebotes im Kriegswesen ab. Die Ideale und Wertvorstellungen des Rittertums haben aber die Kampfweise bis ins Spätmittelalter hinein nachhaltig geprägt und selbst nach dem Verschwinden der Ritterheere von den Schlachtfeldern Europas in vorbildhafter Erinnerung weitergelebt.

Die umkämpfte Burg

Bei der Adelsburg des Hochmittelalters handelte es sich um einen multifunktionalen Baukomplex von unterschiedlicher Größe und Gestalt. In der älteren Literatur wird die militärische Bedeutung der Burgen gewaltig überschätzt, man unterstellt ihnen taktische Aufgaben im Sinne der Sperrung eines Durchganges oder der Beherrschung einer Landschaft. Wenn man an die bescheidenen Besatzungszahlen – durchschnittlich 5 bis 40 Mann – und an den geringen Wirkungsbereich der mittelalterlichen Fernwaffen denkt, erscheinen solche Vorstellungen von taktischen oder gar strategischen Funktionen geradezu absurd. Eine Sonderrolle spielten die von Herrschern und Landesfürsten errichteten festen Plätze, die man als Vorläufer der frühneuzeitlichen Festungen, als Garnisonsburgen, bezeichnen könnte. Diese großen Befestigungsanlagen besaßen weitläufige Innenflächen und Gebäudekomplexe, in denen Reiter- oder Fußtruppen von 2 bis 3000 Mann samt Ausrüstung untergebracht werden konnten. Diese waren aber nicht zur Verteidigung des Platzes bestimmt, sondern zur beweglichen Kriegsführung im offenen Gelände, häufiger in den Kreuzfahrerstaaten, wo sie sich in die byzantinische Festungsbautradition einordnen lassen. Im Abendland treten sie eher selten auf, am häufigsten noch in Spanien und Unteritalien.

Eine durchschnittliche Adelsburg hatte folgende Funktionen zu erfüllen:

- Behausung für eine, seltener mehrere Familien aus der adligen Oberschicht samt deren Gesinde.
- Sichtbares Wahrzeichen von Macht, Herrschaft und Stand.
- Bezugsmittelpunkt eines herrschaftlich organisierten Güter- und Rechtsverbandes.
- Zentrum eines Landwirtschafts- und Gewerbebetriebes.
- Wehrhaftigkeit im Sinne der Standes- und Machtrepräsentation sowie der praktischen Verteidigungsfähigkeit im Kriegsfall.

Wenn es zu gewaltsamen Angriffen auf Burgen kam, ging es nicht um das Erzielen eines militärischen Vorteils in taktischem Sinne wie etwa bei der Ausschaltung eines Artilleriewerkes im Ersten Weltkrieg, sondern um die Besitzergreifung der an die Burg gebundenen Güter und Rechte, oft auch um die Unterwerfung des Burgherrn unter die Lehns- oder Territorialgewalt eines Herrschers oder Landesherrn. Vom 13. Jahrhundert an kam es immer häufiger zu Unternehmungen gegen Burgen zwecks anschließender Zerstörung als Strafmaßnahme für Landfriedensbruch. Erinnert werden kann in diesem Zusammenhang an den Blutrachekrieg der Habsburger von 1309 gegen die Mörder König Albrechts I., in dessen Verlauf die Burgen der Täter gebrochen worden sind.

Angriff und Verteidigung waren seit dem 11. Jahrhundert einer stetigen Entwicklung unterworfen, an welcher die Erfahrungen aus den Kreuzzügen sowohl in der Belagerungstechnik als auch in der Befestigungsarchitektur nicht geringen Anteil hatten. Da die zur Verteidigung bestimmten Baukörper einer Burg aus naheliegenden Gründen besonders massiv gebaut waren, vermochten sie dem Zerfall am längsten zu widerstehen, während andere Bauten – Werkstätten, Scheunen, Stallungen – viel rascher verschwanden und die Wohntrakte am häufigsten den steigenden Ansprüchen an zeitgemäßen Komfort angepasst wurden. Die optische Dominanz des wehrhaften Mauerwerks mag mit ein Grund für die Überschätzung der militärischen Bedeutung von Burgen gewesen sein.

Ausgesprochene Wehrelemente der Burgenarchitektur wie Zinnen, Gussanker, Eck- und Flankierungstürme, Torbauten, Wälle und Gräben hatten auch Repräsentationsfunktion und waren im Kriegsfall kaum vollständig mit Mannschaften besetzt. Während die Wasservorräte, gespeichert in Zisternen und Sodschächten, meistens für längere Zeit ausreichten, war es um die Versorgung mit Verpflegung und Waffen, namentlich mit Pfeilen und Armbrustbolzen, im 15. Jahrhundert auch mit Büchsenmunition, eher mittelmäßig bis schlecht bestellt. Der Vertikalverteidigung mit Steinwürfen, heißen

Flüssigkeiten, gelegentlich mit Bienenkörben, kam deshalb bis um 1500 große Bedeutung zu. Einer längeren Belagerung von mehreren Wochen oder gar Monaten hätte ohne Entsatz eine durchschnittliche Adelsburg kaum standhalten können.

Wie uns der Bildteppich von Bayeux (um 1070) verrät, war die Belagerungstechnik im Abendland vor den Kreuzzügen noch reichlich primitiv. Umgekehrt eigneten sich die ältesten massiven Steinbauten auf Burgen, die Donjons im nordfranzösisch-normannischen Raum, nur schlecht für eine aktive Verteidigung. Ein entscheidender kriegstechnischer Entwicklungsschub erfolgte um 1200 mit dem Aufkommen der Blide. Diese Wurfmaschine, im 11. Jahrhundert von den Byzantinern entwickelt, vereinigte in sich das Prinzip des doppelten Hebelarms und der Schleuderschlinge und konnte Steine von über 100 kg Gewicht gut 500 m weit in rasanter Flugbahn verschießen. Das Gerät, mhd. *blide* oder *triboc* genannt, mlat. *trabuccum*, ital. *trabucco*, franz./engl. *trébuchet*, gelangte im späten 12. Jahrhundert in Italien zur Anwendung, ab ca. 1200 nördlich der Alpen. Es beeinflusste sofort den Burgenbau, denn jetzt kamen runde oder halbrunde Türme auf, und die feindseitigen Mauern wurden auf Stärken von 3 bis 5 m ausgelegt.

Wenn gelegentlich behauptet wird, das Aufkommen der Feuerwaffen im 14. Jahrhundert hätte den Verteidigungswert der Burgen wesentlich vermindert, handelt es sich um einen krassen Irrtum. Pulvergeschütze erreichten erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen Wirkungsgrad, der denjenigen der Blide übertraf, weshalb diese bis weit in das 15. hinein immer wieder eingesetzt wurde. Auf ›blidensicheren‹ Burgen bestand vor der Mitte des 15. Jahrhunderts keine Veranlassung, Verstärkungen am Mauerwerk vorzunehmen.

Mit dem Einsatz starker Sturmtruppen städtischer und landesherrlicher Belagerungskontingente seit dem 13. Jahrhundert mussten die Burgen jedoch besser vor den Angriffen zahlreichen Fußvolkes geschützt werden. Deshalb begann man, unter Anpassung an das Gelände die Kernburgen mit vorgeschobenen Befestigungen und Zwingeranlagen zu umgeben.

Dank den Kreuzzügen hatte man im Abendland gelernt, systematische Belagerungen mit aufwändiger Technik durchzuführen. Nicht nur Wurfmaschinen wie die Blide gelangten zum Einsatz, auch fahrbare Belagerungstürme, Rammböcke oder Minengänge. Mauern wurden – oft mit Hilfe von Bergleuten – untergraben und durch Verbrennen der hölzernen Stützpfeiler zum Einsturz gebracht. Auffallenderweise haben aber nicht alle im ostmediterranen Raum bekannten Kampfmittel im Abendland Anwendung gefunden. So gibt es beispielsweise keine Belege für den Gebrauch flüssiger

Brennstoffe, wie sie im Orient mittels Pumpen und Handgranaten eingesetzt worden sind.

Eine archaisch anmutende Form des Kampfes um eine Burg ist im Abendland bis ins späte 13. Jahrhundert bezeugt: Die Angreifer errichteten in respektvollem Abstand vom Angriffsziel einen festen Platz, eine »Belagerungsburg«, von der aus sie die Umgebung verwüsteten und im Freien vor der bekämpften Burg Gefechte mit den Verteidigern austrugen. Literarische Zeugnisse belegen, dass diese Form des Kampfes dem ritterlichen Ehrenkodex eher entsprochen hat als die Verteidigung von schützenden Mauern und Türmen aus. Chronikalische Aufzeichnungen und archäologische Befunde beweisen, dass es diese wenig effiziente Form der Belagerung, die an den Mythos von Troja erinnert, tatsächlich gegeben hat.

Längst nicht jeder Angriff auf eine Burg spielte sich als umständliche Belagerung ab. Gerade in den kleinen Kriegen unter benachbarten Burgherren kam es vor allem zu nächtlichen Handstreichen und listigen Überrumpelungen. Oft reichten Drohungen aus, um von einer Burgbesatzung die Übergabe zu erwirken. Gelang es einem Angreifer, auf welche Weise auch immer, von einer Burg Besitz zu ergreifen, erfolgte in den meisten Fällen zuerst eine gründliche Ausplünderung. Was nachher geschah, lag im Ermessen des Eroberers. Er konnte die Burg abfackeln und schleifen oder aber besetzen und für eigene Zwecke verwenden. Das Schicksal der Besatzung hing bald von den ausgehandelten Übergabebedingungen ab, bald von der Willkür der Sieger. Die Möglichkeiten reichten vom freien Abzug, den man vor allem Frauen und Kindern gewährte, über die Ergebung auf Gnade und Ungnade im Büßergewand und die Gefangennahme mit Lösegeldforderung bis zur standrechtlichen Hinrichtung. Letztere wurde, soweit ersichtlich, nur bei Rebellion und Landfriedensbruch strafweise vorgenommen.

Unüberwindliche Hindernisse sind die Adelsburgen des Mittelalters zu keiner Zeit gewesen. Als Herrschafts- und Wirtschaftszentren sind sie aber bis in die Zeit nach 1500 lohnende Angriffsziele geblieben, was sie immer wieder in den Mittelpunkt kriegereischer Ereignisse gerückt hat. Insgesamt darf aber die Häufigkeit von Belagerungen, Handstreichen und sonstigen Angriffen auf Burgen nicht überschätzt werden. Den Alltag des Lebens auf einer Burg begleitete nicht der Waffenlärm, sondern das Geräusch friedlicher Beschäftigungen.

Waffen und deren Gebrauch (vor Aufkommen der Feuerwaffen)

Im Laufe des Mittelalters sind im Abendland Schutz- und Trutzwaffen von erstaunlicher Vielfalt und unterschiedlichsten Anwendungsmöglichkeiten entwickelt worden. Es ist allerdings nicht immer möglich, schlüssig nachzuweisen, wann und in welcher Region welche Waffen von wem benutzt worden sind.

Gemessen an der Gesamtmenge der einst vorhandenen Waffenstücke, sind archäologische Funde – abgesehen von Pfeilspitzen – ausgesprochen selten, was nicht zu erstaunen vermag, da Schutz- und Trutzwaffen selbst in defektem Zustand einen erheblichen Wert darstellten und nicht wie zerbrochenes Geschirr im Siedlungsmüll gelandet sind. An archäologische Untersuchungen von Schlachtfeldern dürfen keine großen Erwartungen geknüpft werden. Offenbar ist eine Walstatt zunächst von den Siegern und später von Leuten aus der Umgebung so gründlich nach Waffen und kriegerischem Schrott abgesucht worden, dass nur noch die nackten Leichen übrig blieben. Eine Ausnahme bildet die Schlacht von Visby auf Gotland 1361, wo im Massengrab zahlreiche Harnische und sonstige Waffenteile zum Vorschein gekommen sind.

Spätestens in der Karolingerzeit brach die Sitte ab, den Toten Waffen ins Grab mitzugeben. Man zog es vor, die Waffen über dem Grab, etwa an der Kirchenwand, aufzuhängen, wo sie sich aber, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, kaum *in situ* erhalten haben. Länger, d.h. bis ins 10./13. Jahrhundert, ist die Sitte der Waffenbestattung in Skandinavien gepflegt worden.

Originalstücke finden sich in fürstlichen Rüstkammern. Es handelt sich zumeist um Prunkwaffen, vor allem Harnische, die von ganz bestimmten Anlässen herrühren. Sie spiegeln den kriegerischen Alltag nur bedingt und reichen überdies kaum vor das 15. Jahrhundert zurück. Letzteres gilt auch für die musealen Bestände aus städtischen Zeughäusern.

Bei spontanen Schlägereien und Tumulten mussten nicht unbedingt eigentliche Waffen wie Schwerter oder Dolche eingesetzt werden. Viele Gegenstände des täglichen Lebens – Knüppel, Kannen, Schemel, Zimmermannsäxte, Flaschen oder Steine – ließen sich wirkungsvoll als Waffen verwenden. In obrigkeitlichen Friedensordnungen wird deshalb auch der zweckentfremdete Gebrauch solcher Objekte unter Strafe gestellt. Sehr gut als Waffe eignete sich auch ein massiver, 1,5 bis 2 Meter langer Stock, wie er von Wanderern getragen wurde, aber auch bei gerichtlichen Zweikämpfen Anwendung fand.

Wichtige Informationen zur Geschichte der mittelalterlichen Bewaffnung liefern uns die Bildquellen, angefangen bei den Buchillustrationen und der Bauplastik mit der Darstellung biblischer Kampfszenen bis hin zur Funeralkunst mit dem Abbild des Verstorbenen in kriegertischer Rüstung. Für das 11. Jahrhundert erweist sich als besonders ergiebig der Bildteppich von Bayeux, für das späte 12. Jahrhundert Ebulos' »Carmen de bello Siculo«, für die Mitte des 13. Jahrhunderts die Kreuzritterbibel Ludwigs des Heiligen, für das frühe 14. Jahrhundert die Große Heidelberger Liederhandschrift und für das späte 15. Jahrhundert u.a. die Berner Bilderchronik des Bendicht Tschachtlan. Ebenfalls spannende Angaben, namentlich über die Anwendung von Griff- und Stangenwaffen, enthalten die illustrierten Fechtbücher des Spätmittelalters.

Unterschiedlich aufschlussreich sind die Schriftquellen. Die wertvollen Waffeninventare von Arsenalen setzen erst im 14. und 15. Jahrhundert ein, etwas früher die obrigkeitlichen Einschränkungen des Waffentragens. Andere normative Quellen wie etwa die kirchlichen Armbrustverbote des späten 12. Jahrhunderts oder die königlichen Weisungen des 14. Jahrhunderts an das englische Volk, sich im Bogenschießen zu üben, besagen wenig über die Entwicklung der einzelnen Waffen. Auch bei den Geschichtsschreibern sind Nachrichten über das Aufkommen neuer oder die Verbesserung altbekannter Waffen eher selten, und in der Dichtung, namentlich in der Epik, ist stets zu prüfen, ob es sich bei ausführlichen Beschreibungen einzelner Waffen um die Darstellung der Realität oder um ans Märchenhafte grenzende Übertreibungen handelt.

Das Gesamtbild der mittelalterlichen Bewaffnung und ihrer Entwicklung stützt sich somit auf ein vielseitiges, aber doch recht lückenhaftes Quellenmaterial von unterschiedlichem Aussagewert. In den groben Zügen und in zentralen Einzelbereichen scheint ein klares Bild vorzuliegen, für die Beantwortung der vielen offenen Fragen fehlen teils die einschlägigen Quellen, teils die gezielten Forschungen.

In der waffenhistorischen Systematik unterscheidet man zwischen Schutz- und Trutz- oder Angriffswaffen, bei letzteren zwischen Fern- und Nahkampfwaffen, und dann weiter zwischen Griff- und Stangenwaffen usw. In der hier vorgelegten, knappen Übersicht soll diese starre und abstrakte Ordnung durch die Einbeziehung von Hinweisen auf Anwendung und Handhabung, auf Wirksamkeit, auf soziale Zuordnung und auf nicht kriegertische Funktionen aufgelockert werden.

Zunächst ein Blick auf das generelle Verbreitungsgebiet der im mittelalterlichen Abendland verwendeten Waffen. Das Kriegswesen des Abendlandes wurde in starkem Maße von adligen Reiterkriegern geprägt, ferner

von Fußtruppen herrschaftlicher und städtischer Aufgebote sowie von Söldnertruppen, die sowohl zu Fuß als auch zu Pferd in Erscheinung traten. Welche Fern- und Nahkampfwaffen von all diesen Kriegerscharen auch geführt wurden, sie unterschieden sich grundlegend von der Bewaffnung und Kampfweise der weiter ostwärts lebenden Völker. Die Grenzzone verlief ungefähr vom heutigen Polen zum Schwarzen Meer und von da in den Vorderen Orient. Östlich dieser Grenzregion begann der Kulturraum der »bogenspannenden Völker«, deren Hauptwaffe der vom Pferd aus eingesetzte Reflex- oder Kompositbogen war. Diese Grenzzone fällt nicht zufälligerweise mit der östlichen Verbreitungsgrenze des Hufbeschlages zusammen, der im Abendland seit der Zeit um 900 archäologisch bezeugt ist und funktionell eng mit der Technik des abendländischen Reiterkampfes verbunden ist. In *Outremer* ist der Hufbeschlag erst nach 1100 durch die Kreuzzüge verbreitet worden. Die frühen Hufeisen hatten noch keine Stollen, aber Nägel mit vorstehenden Köpfen, die wie Spikes wirkten und eine schnelleres Wenden des Pferdes auf engstem Raum ermöglichten, was in dem auf Schwert und Lanze ausgerichteten Reiterkampf einen wesentlichen Vorteil brachte.

Einer unscheinbaren, aber sehr wirkungsvollen Waffe, die archäologisch seit dem 11. Jahrhundert belegt ist, wird in der Fachliteratur meist wenig Beachtung geschenkt: Die Fußangel, auch »Krähenfuß« genannt, bildete mit ihren vier Zacken, deren Enden einen Tetraeder beschrieben, so dass eine Spitze immer nach oben ragte, so etwas wie ein Vorläufer der modernen Tretmine. Sie wurde im offenen Kampf und im Belagerungskrieg eingesetzt. In reichlichen Mengen ausgestreut, konnten die Fußangeln den Schwung sowohl einer Reiterattacke als auch eines Sturmangriffs auf eine Befestigung brechen.

Für das frühe Hochmittelalter des 9. bis 11. Jahrhunderts wird das Hauptaugenmerk oft zu sehr auf die Entwicklung der Reiterausstattung gelegt, die mit schwerer Panzerung, Schwert und Lanze zum Wurf oder Stoß als unmittelbare Vorstufe zur »Ritterausrüstung« des 12. und 13. Jahrhunderts gilt. Es darf aber nicht übersehen werden, dass auch in dieser Zeit Fußtruppen, sei es im Verband mit Reiterei, sei es – wie beim Kampf um Befestigungen – als selbständige Einheiten eine wichtige Rolle gespielt haben. Dies gilt vor allem für die Verbände der Bogen- und später der Armbrustschützen, die bei Belagerungen und in größeren Schlachten oft eine wichtige Rolle gespielt haben. Der abendländische, lange Eibenbogen konnte vom Pferd aus kaum eingesetzt werden, anders als die seit etwa 1200 immer häufiger auftretende Armbrust.

Im Gegensatz zu den »bogenspannenden Völkern« des Ostens war im mittelalterlichen Abendland das Schwert die Hauptwaffe. Es bestand bis um

1300 aus einer geraden, zweischneidigen Klinge zu Hieb und Stoß, einem kurzen, für eine Hand bestimmten Griff mit mächtigem Knauf und einfacher Parierstange. Die Waffe war schlecht ausbalanciert und erlaubte kein flinkes, kunstvolles Fechten. Bis ins 14. Jahrhundert hinein gehörte deshalb beim Adel zum Schwertkampf in der Schlacht und im Duell der Schild, mit dem die gegnerischen Hiebe aufgefangen wurden.

Die herausragende Bedeutung des Schwertes beruhte nicht allein auf dessen häufigen Verwendung in allen Arten von Kämpfen, sondern auch auf seiner vielseitigen Rolle als Symbolträger und Zeremonialgerät. Das Schwert galt als Verkörperung des Krieges schlechthin, namentlich auch – wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Kreuz Christi – des *bellum christianum*, des Krieges gegen die »Heiden«. Das Schwert war Symbol von Herrschaft, Stand und Macht, auch Zeichen der Gerichtshoheit und der Lehnsgewalt. Es zählte deshalb auch – in besonders prunkvoller Ausfertigung – zusammen mit Krone, Zepter und Reichsapfel zu den Herrscherinsignien. Zeremonialschwerter – die indessen keine Attrappen waren – wurden bei rituellen Anlässen wie Krönungen, Belehnungen, Audienzen oder Begräbnissen feierlich zur Schau gestellt. Schwertern schrieb man überdies animistische Kräfte zu, weshalb sie – vor allem bekannt aus der Heldenepik – Eigennamen trugen.

Das Führen des Schwertes im Alltag blieb – gemäß normativen Quellen – auf den Adel beschränkt, was sich aber in der Praxis kaum durchsetzen ließ. Immerhin stand das Schwert im Mittelpunkt von Initiationsriten, die dem Adel vorbehalten waren, so bei der Zeremonie der Schwertleite, in welcher der junge, etwa 14 bis 15-jährige Adlige durch Umgürtung mit dem Schwertgehänge und dem Anlegen der Sporen in den Kreis der Erwachsenen, d.h. der Waffenfähigen, aufgenommen wurde. Und der Ritterschlag, die Erhebung des Adligen zum Ritter, erfolgte durch Berühren der Schultern mit einem Schwert.

Den praktischen Umgang mit Schild und Schwert erlernte der junge Adlige bei einem Fechtlehrer, dem so genannten »Schirmmeister«, sei es auf der väterlichen Burg, sei es an einem Fürstenhof. Im Spätmittelalter nahmen auch Städte Fechtmeister in ihren Dienst. Im 15. Jahrhundert setzte überdies die Fachliteratur über die Fechttechnik ein, vor allem für den Zweikampf. Diesen Fechtbüchern folgten nach 1500 auch Anweisungen über waffenloses Kämpfen, die so genannten »Kampfkünste«. Die darin empfohlenen Griffe und Schläge erinnern teilweise stark an ostasiatische Kampftechniken. Gerne verließ man sich im Kampf nicht nur auf die eigene Kraft und Gewandtheit oder die Qualität der Waffen, sondern man bediente sich auch magischer Mittel. Zaubersprüche und Amulette sind mannigfach belegt. An den Waffen wurden oft apotropäische Zeichen angebracht, mit Vorliebe Kreuze und Pentagramme.

Das ganze Arsenal der Griffwaffen, der Schwerter und Dolche, wurde nicht nur im Krieg, sondern auch im Alltag getragen. Im Hochmittelalter galt das Schwert beim Adel als Statussymbol, im Spätmittelalter gehörten die Griffwaffen ganz einfach zur Männertracht. Stangenwaffen wie Spieße, Streitäxte und dergleichen zählten dagegen zur Kriegsausrüstung und durften nur im Kriegsfall oder auf Anordnung der Obrigkeit zur Wahrung der inneren Sicherheit getragen werden. Für den Adel bestand eine Ausnahmeregelung für die Reise an ein Turnier. Söldnern auf dem Durchmarsch konnte das Tragen von Speisen oder Halbarten (auch Hellebarden oder Helmbarten) ohnehin nicht verwehrt werden. Auch städtische Ordnungskräfte führten Stangenwaffen mit sich, desgleichen die Leibwächter und Begleiter von Fürsten. Diese erfüllten an öffentlichen Auftritten auch Repräsentationsfunktionen, weshalb ihre Kleidung und ihre Waffen, die so genannten »Trabantenwaffen« oft besonders prunkvoll gefertigt waren. Aber abgesehen von solchen Ausnahmefällen galt das Tragen von Stangenwaffen zu Friedenszeiten – wie auch das Mitführen einer gespannten Armbrust – als Landfriedensbruch und zog entsprechende Strafen nach sich.

Die im Abendland am weitesten verbreitete und in zahlreichen Varianten auftretende Stangenwaffe war die Lanze, bestehend aus eiserner Spitze, hölzernem Schaft und – allerdings nicht immer – einer eisernen Fassung des Schaftendes, dem so genannten Lanzenschuh. War die Waffe zum Wurf geeignet, bezeichnet man sie in der modernen Terminologie als Speer, diente sie ausschließlich zum Stoß, haben wir einen Speiß vor uns. Bis um 1100 waren die Lanzen für Reiter und Fußtruppen gleichermaßen zum Wurf und Stoß bestimmt. Im Laufe des 12. Jahrhunderts verschwand der Speer aus dem abendländischen Waffenarsenal. An seine Stelle trat bei den Fußtruppen ein kurzer Speiß, der einhändig geführt werden konnte, während sich die adligen Reiterkrieger einer immer schwereren »Stoßlanze« bedienten. Unter den Arm geklemmt, entwickelte diese vom galoppierenden Pferd aus eine beträchtliche Wucht, verfügte aber über eine beschränkte und schwerfällige Schwenkfähigkeit. Zur heraldischen Ausstattung des adligen Reiterkriegers gehörte auch der Wimpel an der Lanze, die »Speerfahne«. Im Laufe des Spätmittelalters entwuchsen der Lanze verschiedene Sonderformen und Spezialfunktionen, so der Turnierspeiß mit einer aus drei stumpfen Zacken gebildeten Spitze, dem »Krönlein«, ferner der kurz geschäftete Jagdspieß mit einer Querstange, »Saufeder« genannt, schließlich auch Speiß mit vergrößerter, oft repräsentativ ausgestalteter Spitze, die zu den Trabantenwaffen gezählt werden. Den Abschluss der Entwicklung im Mittelalter bildete der nach der Mitte des 15. Jahrhunderts bei den Fußtruppen immer wichtiger werdende

Langspieß. Da sein Schaft, um die 5 m lang, stark federte, erforderte die Handhabung der Waffe große Übung.

Kürzere Stangenwaffen waren auf den wuchtigen Hieb angelegt, eigneten sich aber weniger zur Abwehr bzw. zum Auffangen gegnerischer Schläge oder Stöße. Bekannt für die Zeit des 10. bis 12. Jahrhunderts ist die so genannte Wikingeraxt oder nordische Breitaxt. Sie wurde beidhändig geführt und weiträumig in Europa durch Söldner aus Skandinavien bekannt gemacht. Vom 12. Jahrhundert an wurde die »Barte«, die Schlagpartie, mondsichelförmig vergrößert. Diese Waffe war als »Dänische Axt« bei Fußtruppen in Europa bis um 1300 in Gebrauch. Die Halbarte, deren Ursprung und Entwicklung andernorts behandelt wird, begann ihren Siegeszug um 1300 im schweizerischen und süddeutschen Raum.

Auf die vielen, zum Teil nur regional verbreiteten Sonderformen von kurz geschäfteten Hieb Waffen des Spätmittelalters kann hier aus Raumgründen nicht eingegangen werden.

Auf eine spezielle Schlagwaffe soll aber doch noch hingewiesen werden, auf den Streitkolben. Sein Ursprung liegt in der urtümlichen, wohl weltweit bekannten Keule, weshalb wir ihm auch in außereuropäischen Kulturen begegnen. Im 11. Jahrhundert bestand der abendländische Streitkolben aus einem bis 1 Meter langen Holzstiel, auf den als Schlagteil ein plastisch ausgeformter Bronzekopf gesteckt war. Die einhändig geführte Waffe konnte auch als Wurfgeschloß verwendet werden. Seit dem 13. Jahrhundert entwickelte sich der Streitkolben weiter, sein Schlagkopf teilte sich in gezackte, profilierte Schlagblätter auf. Neben dem Schwert erlangte seit dem 14./15. Jahrhundert der Streitkolben (»Kürissbengel«) große Beliebtheit beim Adel. Eine harmlosere Variante fand Verwendung im ritterlichen Kampfspiel des »Kolbenturniers«.

An Fernwaffen stand dem Kriegerum des Abendlandes zunächst der wegen seiner Länge nur für den Einsatz zu Fuß geeignete Bogen aus Eibenholz zur Verfügung. Er verschoss Pfeile von 80 bis 100 cm Länge und dreifacher Befiederung auf eine Wirkungsdistanz von maximal 200 Metern. Im mediterranen Raum waren bis um 1200 auch die einfache Schlingenschleuder und die Stocksleuder in Gebrauch. Im westlichen Europa, namentlich in England, wurde das Bogenschießen von der breiten Bevölkerung intensiv gepflegt, so dass bis ins 16. Jahrhundert hinein Bogenschützen zu Fuß in den großen Schlachten des Hundertjährigen Krieges oder den Auseinandersetzungen zwischen Engländern und Schotten eine wichtige Rolle spielten.

Beim Adel scheint der Kampf auf Distanz mit dem Bogen nicht sonderlich beliebt gewesen zu sein, auch wenn auf ihn bei Belagerungen nicht verzichtet

werden konnte. Seit dem 11. Jahrhundert verdrängte auf dem Kontinent die Armbrust den Bogen immer mehr. Die Behauptung, die Armbrust sei über die Kreuzzüge nach Europa vermittelt worden, wird durch archäologische Armbrustfunde aus dem frühen 11. Jahrhundert definitiv widerlegt, auch wenn am asiatisch-orientalischen Ursprung der Waffe nicht gezweifelt werden muss. Technische Verbesserungen machten im Laufe des 12. Jahrhunderts den Bogen in weiten Teilen Europas obsolet, obwohl der Vorteil des Bogens, die schnelle Schussabgabe, durch die Armbrust nicht aufgewogen werden konnte. Deren Überlegenheit ergab sich aus der Möglichkeit, die Waffe längere Zeit gespannt und schussbereit zu halten, sowie aus ihrer allmählich immer größeren Durchschlagskraft, die auf der Verbesserung des Bogenmaterials – Wechsel von Holz auf Horn, gegen 1500 sogar auf Stahl – beruhte. Die Waffe konnte auch vom Pferd aus eingesetzt werden, mit dem Aufkommen mechanischer Spannvorrichtungen im 15. Jahrhundert ließ sie sich von geübten Schützen sogar vom Pferd aus spannen. Dennoch wurde die Armbrust vornehmlich von Fußtruppen geführt, sowohl im offenen Feld als auch beim Kampf um feste Plätze. Die Armbrustbolzen waren um die 40 cm lang und trugen zwei lederne oder pergamentene Flügel. Diese waren auf dem Schaft leicht schräg aufgesetzt, wodurch der Bolzen im Flug einen stabilisierenden Drall erhielt. Die praktische Schussdistanz lag bei ca. 100 Metern.

Noch deutlicher als bei den Trutzwaffen zeigten sich die Standesunterschiede des Mittelalters bei der Schutzbewaffnung. Am weitesten verbreitet und in allen Schichten gebräuchlich war der Schild, anfänglich bei Reiter- und Fußtruppen. Verfertigt aus Holz, überzogen mit Leder und bei adligen Trägern mit heraldischen Symbolen ausgestattet, sollte er gleichermaßen vor Geschoßen aus der Ferne und vor Hieben oder Stößen im Nahkampf schützen. Mit dem Aufkommen zweihändig geführter Stangenwaffen verlor der Schild seit dem 14. Jahrhundert seine Bedeutung für das Fußvolk.

Beim beritten kämpfenden Adel gehörte der Schild bis zum Ausgang des Mittelalters zur standesgemäßen Schutzbewaffnung, wobei sich aber vom 11. bis zum 15. Jahrhundert seine Größe und Form wiederholt veränderte. Vom 11. bis ins 13. Jahrhundert hinein herrschte der mandelförmige Langschild vor. Dieser wurde um 1250 durch den Dreieckschild abgelöst, der sowohl im Krieg als auch im Turnier Verwendung fand. Seit dem 14. Jahrhundert kamen kleinere Schilde auf, die unterschiedlich geformten »Tartschen«, die zum Teil nicht mehr aus Holz, sondern aus Metall gefertigt waren.

Seit karolingischer Zeit war der vornehme Reiterkrieger in einen schweren Panzer gehüllt, der seine lebenswichtigen Körperteile vor Verletzungen schützen sollte. Anfänglich herrschte der Schuppenpanzer vor, ihm folgte

um 1000 der Harnisch aus Kettengeflecht, der im 11. Jahrhundert den Rumpf und die Extremitäten bis unter die Ellenbogen bzw. bis zum Knie bedeckte. Panzerhosen, die bis zum Knöchel reichten, bildeten anfänglich die Ausnahme, wurden aber im Laufe des 12. Jahrhunderts zur Regel. Dazu kam eine Kopf, Hals und Schulter bedeckende Haube, die »Brünne« oder »Halsberge«. Im 13. Jahrhundert erfasste das Kettengeflecht auch die Hände und Füße, und über dem Ganzen trug man einen ärmellosen, von einem Gurt zusammengehaltenen Überwurf mit heraldischen Zeichen, das »Wappenkleid«.

Den Kopf schützte im 11. und 12. Jahrhundert ein spitzer, aus einem Stück getriebener Helm mit Nasenschutz, fälschlicherweise »Normannenhelm« genannt. Im südlichen Europa herrschte eine halbkugelige Helmform vor. Aus diesen Helmen entwickelte sich im 13. Jahrhundert die *Beggelhübe* (Beckenhaube). Über diese wurde ein aus mehreren Teilen zusammengenieteter, kübelförmiger »Topfhelm« getragen, der hohe Schutzwirkung versprach, aber eine sehr beschränkte Sicht erlaubte. Dennoch wurde er im 13. und 14. Jahrhundert nicht nur im ritualisierten Turnier, sondern auch in der Schlacht getragen.

Mit dem Aufkommen wirkungsvoller Schlagwaffen und stärkerer Armbrüste im 14. Jahrhundert musste der Kettenpanzer ergänzt oder gar ersetzt werden. An seine Stelle trat nach und nach der Spangen- und schließlich der Plattenharnisch, der den Träger vollkommen in Eisen hüllte, wegen seines Gewichtes aber in seiner Beweglichkeit einschränkte. Der Topfhelm verschwand und lebte nur noch im Turnier als »Stechhelm« weiter. Dafür wurde die Beckenhaube am unteren Rand mit der Halsberge verbunden und die offene Gesichtspartie mit einem beweglichen Steck- oder Klappvisier geschlossen, das oft fratzenhafte, maskenartige Züge trug. Im 15. Jahrhundert entwickelten sich weitere Helmformen, die den Kopf und den Hals vollständig umhüllten.

Fußtruppen trugen – wenn überhaupt – leichtere Schutzbewaffnung, etwa ein Panzerhemd aus Kettengeflecht oder einen Brustharnisch, am häufigsten einen Helm oder Eisenhut, der die Gesichtspartie frei ließ. Des Adels schwere Vollharnische des 14. und noch mehr des 15. Jahrhunderts erlaubten nur mit gleich ausgestatteten Gegnern einen ebenbürtigen Kampf, also ein Gefecht unter Rittern zu Pferd oder einen ritualisierten Zweikampf mit engen Regeln. Gegen die beweglichen, mit schweren Hieb- und durchschlagskräftigen Schusswaffen ausgerüsteten Fußtruppen hatten die adligen Herren in ihren schweren Harnischen keine Chance. Militärische Schlagkraft beruht zu allen Zeiten nicht nur auf der Wirksamkeit der Bewaffnung, sondern auch auf der Beweglichkeit.

Kleinkrieg, Schlacht und Belagerung

Über den Verlauf von größeren Kampfhandlungen wie Schlachten oder Belagerungen sind wir bis ins 13. Jahrhundert hinein nur lückenhaft informiert. Die historiographischen Quellen liefern uns zwar außer knappen Meldungen über den Ausgang von Kämpfen auch detaillierte Schilderungen, deren Aussagewert ist allerdings wegen der vielen Zitate aus dem Alten Testament und aus antiken Autoren in der Regel gering. Realistische Beschreibungen setzen im 13. Jahrhundert ein, doch lassen auch diese manch wichtige Frage offen. Nur summarisch wird im Allgemeinen der Kleinkrieg abgehandelt, indem meist lediglich pauschal von Verwüstungen und Plünderungen bestimmter Landstriche die Rede ist.

Der hier angesprochene Kleinkrieg darf nicht mit dem »kleinen Krieg« verwechselt werden, der unter einzelnen Adligen oder Familien in begrenztem Rahmen und mit bescheidenen Mitteln ausgetragen wurde und beim Fehlen einer königlichen, landesherrlichen oder städtischen Ordnungsmacht zeitweise fast zum Alltag gehörte. Auf die Ursachen, die Abläufe und die Auswirkungen dieses anarchischen Fehdewesens ist hier nicht einzugehen. Zur Behandlung stehen vielmehr die Kampfhandlungen in den großen und weiträumigen Auseinandersetzungen der Herrscher und landesherrlichen Machthaber, die bedeutende Verbände von Hunderten, ja von Tausenden ins Feld führen konnten.

Nicht zu erörtern sind in diesem Zusammenhang die politischen und sonstigen Hindergründe dieser großen Konflikte. Allerdings gilt es festzuhalten, dass in weiträumige Auseinandersetzungen zwischen Herrschern oft auch Feindschaften unter lokalen und regionalen Machthabern eingeflossen sind, was zur Entstehung eigenständiger Kampfzonen führen konnte. So ging es etwa bei den Auseinandersetzungen am Oberrhein während des Investiturstreites nicht in erster Linie um den Kampf zwischen Kaiser und Papst, sondern um alte Machtkonflikte zwischen weltlichen und geistlichen Herren.

Im Überblick sollen hier die unterschiedlichen Arten der Kriegführung dargestellt werden, die sich in die drei Hauptkategorien Klein- oder Verwüstungskrieg, Schlacht und Belagerung unterteilen lassen. (Der Seekrieg bleibt außerhalb der Betrachtung.) In der Realität des Kriegsgeschehens haben sich diese drei typologischen Kategorien des Öfteren überschritten und vermischt.

Schlachten und Belagerungen – letztere namentlich im Falle einer Eroberung – finden bis heute große Beachtung und werden deshalb als Fixpunkte des historischen Datengerüsts in den Geschichtsbüchern konse-

quent aufgeführt. Schlachten gelten deshalb im landläufigen Geschichtsbewusstsein oft als Ereignisse von schicksalhafter Bedeutung, als Augenblicke historischer Weichenstellung, die nachhaltig über die Zukunft eines Landes, eines Volkes oder einer Dynastie entschieden hätten. Die Folgen gewisser Entscheidungen – man denke etwa an die Schlachten von Hastings 1066 oder auf dem Marchfeld 1278 – scheinen eine solche Gewichtung zu rechtfertigen. Nun sollte aber beachtet werden, dass in diesen beiden Fällen, und nicht nur in diesen, nicht der Ausgang des Kampfes, sondern der Tod des einen Kontrahenten, d. h. Haralds bzw. Ottokars, den Gang der weiteren Ereignisse, genauer des Herrscherwechsels, bestimmt hat. Und umgekehrt lässt sich zeigen, dass selbst spektakuläre Schlachtensiege wie etwa diejenigen von Cortenuova 1237 oder Crécy 1346 keineswegs das sofortige Ende des bestehenden Konfliktes herbeigeführt haben.

Anders verhielt es sich beim so genannten Kleinkrieg. Diese Bezeichnung rührt daher, dass es zu keinen Zusammenstößen größerer Truppenverbände kam und sich der Konflikt zur Hauptsache in Form von Plünderungen, Verwüstungen und Handstreichen, kurz von Kleinaktionen, abspielte. Diese allerdings konnten jahrelang andauern und sich über weitläufige Landstriche erstrecken. Vielleicht wäre es zutreffender, statt von Kleinkrieg von Verwüstungskrieg zu sprechen, denn bei dieser Form der Kriegführung ging es letztlich um nichts anderes.

Gerichtet war der Klein- oder Verwüstungskrieg unmittelbar gegen die breite Bevölkerung, die sich – wenn überhaupt – nur unzureichend zur Wehr setzen konnte und versuchen musste, sich in Wälder, befestigte Fluchtplätze und – vor allem im Spätmittelalter – in größere Städte zu retten. Die Verwüstung des Landes durch Niederbrennen der Behausungen, den Raub von Vieh, Lebensmitteln und Wertsachen, die Zerstörung von Kulturland und die Misshandlung oder Vertreibung der Menschen, all das ließ sich kaum verhindern, sondern konnte allenfalls gerächt werden, indem man ins Gebiet des Gegners eindrang und dort Vergeltung mit gleichen Aktionen übte. So wurden ganze Landstriche auf Jahre hinaus verwüstet.

Zwischen den Parteien gab es keine Frontlinien, die von Truppen bewacht worden wären. Das Land lag beidseitig für kriegerische Einfälle offen, die das Einbringen von Beute und die Verwüstung des Landes bezweckten. An Engpässen legte man gelegentlich Sperrbefestigungen an, die allerdings leicht zu überwinden waren. Wenn sich ein Konflikt um territoriale Ansprüche drehte, wurden von den Angreifern auch Burgen, die meist schwach verteidigten Herrschaftszentren, eingenommen und mit einer kleinen Besatzung versehen. Ferner trieb man die Untertanen zusammen und ließ sie einen Huldigungseid schwören, was einer Besitzergreifung *manu militari* entsprach. Ob eine

solche in den Friedensverhandlungen anerkannt würde, blieb in jedem Fall unsicher. Waren am Kleinkrieg Städte beteiligt, pflegte man diese durch eine Handelsblockade in Form von Überfällen auf Transporte zu bekämpfen.

Zu leiden hatte im Verwüstungskrieg die breite, auf dem Land und in den Kleinstädten lebende Bevölkerung, die durch Zerstörungen und Plünderungen in ihrer Existenz bedroht wurde. Getroffen werden sollten aber die jeweiligen Inhaber der Herrschafts- und Hoheitsrechte, die Herrscher, die Landesherren, die Städte und ihre Verbündeten. Gewiss bereicherte sich das Kriegsvolk im Kleinkrieg durch Plünderungen und die Erpressung von Lösegeld, und oft diente der Raub von Vieh und Lebensmitteln vor allem zur Versorgung der eigenen Truppe. Manche Vandalenakte mögen im Machtrausch des Überlegenen zur Einschüchterung des Wehrlosen verübt worden sein. Letztlich aber waren die kriegführenden Machthaber die Angegriffenen, denn mit der Zerstörung der materiellen Ressourcen – Ausfall der Steuern und sonstigen Einnahmen, Autoritätsverlust wegen Verletzung der Schutz- und Schirmpflicht, Entfremdung der Untertanen – konnte die Weiterführung des Krieges verunmöglicht und der Abschluss eines Friedens- oder wenigstens Waffenstillstandsvertrages erzwungen werden. Bei größeren Konflikten, deren Kontrahenten ungefähr über das gleiche Potential verfügten und deren Aktionen etwa die gleiche Wirkung erzielten, zeigten sich nach einem längeren Schlagabtausch oft beide Parteien zu Verhandlungen bereit, wenn das Land erschöpft, die Bevölkerung verarmt, die Verbündeten ausgestiegen und die Hoffnungen auf einen Endsieg in weite Ferne gerückt waren. Insgesamt war es also eher die durch die Verheerungen des Kleinkrieges herbeigeführte Notlage, welche die Gegner an den Verhandlungstisch zwang, während durch Schlachten nur in Ausnahmefällen ein Krieg beendet worden ist.

Wie schon erwähnt, konnte der Tod des Anführers bzw. des Herrschers – übrigens auch die Gefangennahme – das Ende der Kampfhandlungen herbeiführen. Denn mit dessen Ausschaltung, die als Gottesurteil gedeutet wurde, galt die Streitsache als entschieden und des Siegers Forderungen als rechtmäßig. In der Regel war aber die Kampfkraft eines besiegtten Heeres nicht endgültig gebrochen, und der Krieg ging weiter, sobald sich die zersprengten Truppen gesammelt und durch frische Kontingente verstärkt hatten. Die vergleichsweise geringe Auswirkung einer Schlacht auf den weiteren Kriegsverlauf beruhte auf dem Umstand, dass im Mittelalter eigentliche Vernichtungsschlachten, die zur weitgehenden Ausschaltung eines Heeres geführt hätten, kaum je geschlagen und wahrscheinlich auch gar nicht angestrebt worden sind. Überspitzt formuliert, eine Schlacht (*strît*) bezweckte nicht die Vernichtung des Gegners, sondern die Behauptung

des Kampfplatzes, die Eroberung der feindlichen Feldzeichen und die Anerkennung ehrenhaften und tapferen Verhaltens.

Damit eröffnen sich neue Perspektiven zum Verständnis der Schlacht und des Kampfverhaltens im Mittelalter. Irrationales Denken und Handeln, zum Teil eingebunden in religiöse Rituale, prägten den Ablauf einer Schlacht, vor allem auch die im ritterlichen Ehrenkodex enthaltenen Wertvorstellungen, die das faire Verhalten über den militärischen Erfolg stellten. So galten etwa Überraschungsangriffe, das Legen eines Hinterhaltes oder das Niedermetzeln flüchtiger Besiegter als verpönt. Freilich bleibt unsicher, inwieweit all diese edlen Spielregeln in der harten, lebensbedrohlichen Realität des Kampfes tatsächlich eingehalten worden sind. Im Spätmittelalter ist im Krieg der Söldnerheere von der ritterlichen Fairness jedenfalls nicht mehr viel übrig geblieben. Für den Adel gab es nur noch die Turniere, um Ritterlichkeit im Kampf zu pflegen.

Die Ritualisierung des Kampfgeschehens setzte bereits auf dem Anmarsch ein. Häufig wurde vereinbart, wann und wo die Schlacht stattfinden solle, indem man sich Herausforderungen oder Botschaften zustellte. Taktische oder gar strategische Überlegungen waren bei der Wahl des Kampfplatzes kaum im Spiel, allenfalls numinose Überlieferungen oder Erinnerungen an frühere Ereignisse. Nichterscheinen auf dem Schlachtfeld galt als Feigheit und kam selten vor.

Vor der Schlacht spielten sich allerlei religiöse Szenen ab. Junge Adlige erhielten den Ritterschlag, was sie im Kampf zu todesmutigem Verhalten befähigen sollte. Unter der Leitung von Geistlichen und Anführern wurden Gebete verrichtet, Gott und die Heiligen um Hilfe angerufen, namentlich St. Georg und St. Mauritius oder regionale Schutzpatrone. Bisweilen wurden auch die Sterbesakramente gespendet. Der Angriff erfolgte unter dem Absingen von Liedern und dem Skandieren von Schlachtrufen.

Der Schlachtreihe voraus ritt ein Vorstreiter mit der Sturmflagge. In den hochmittelalterlichen Heeren beanspruchten die adligen Reiterkrieger, mochten sie den Ritterschlag führen oder nicht, den Einsatz im Hauptkampf. Gerne stritt man sich um die Ehre, wer zuerst auf den Feind losstürmen dürfe. Fußtruppen blieben oft in der Reserve und hatten an der Entscheidung keinen Anteil. Das änderte sich erst seit dem 13. Jahrhundert mit dem vermehrten Auftreten städtischer Einheiten auf den italienischen Kriegsschauplätzen und dem Einsatz von englischen Bogenschützen im Hundertjährigen Krieg.

Die Schlacht selber spielte sich als eine wilde Prügelei mit Nahkampfwaffen ab, wobei sich die vor Beginn erstellte Ordnung mit der Einteilung in einzelne »Haufen« nach und nach auflöste. Je nach dem Druck, den die eine Partei

auf die andere auszuüben vermochte, dauerten die Schlachten unterschiedlich lange, aber kaum länger als bis zum Einbruch der Dunkelheit. Erschöpft konnten den Kampfplatz verlassen und eine Pause einlegen, um neu gestärkt wieder ins Geschehen einzugreifen. Verwundete blieben liegen oder wurden von Helfern vom Kampfplatz getragen. Das ganze Getümmel war akustisch von Feldgeschrei und Getöse von Hörnern, Dudelsäcken, Trommeln und anderen zur Ekstase treibenden Instrumenten erfüllt.

Die Schlacht galt als entschieden, wenn sich eine Partei zur Flucht wandte, wenn der Anführer gefangen oder getötet oder wenn das Hauptbanner erobert war. In Italien führten die städtischen Truppen ihre Fahnen auf einem Wagen mit sich, dem *Carroccio*, dessen Verlust eine besonders schmerzliche Niederlage bedeutete. Wenn es keiner Partei gelang, auch nicht nach langem Ringen, einen eindeutigen Vorteil zu erzielen, und die allgemeine Erschöpfung oder der Einbruch der Nacht eine Fortsetzung des Kampfes verhinderten, zogen beide Heere ab, und die Schlacht galt als unentschieden.

Nach der Schlacht behauptete der Sieger mindestens drei Tage lang die Walstatt. Bezeugt sind Dankgottesdienste sowie Erhebungen in den Ritterstand für besonders tapferes Verhalten. Versuche, die Verwundeten ärztlich zu versorgen, hatten wohl nur bei Leichtverletzten Erfolg. Die Toten wurden meistens ihrer Rüstung und Kleidung beraubt und in Gruben beigesetzt. Vornehme Gefallene transportierte man, auch über weite Distanzen, zu den Grabstätten ihrer Familien. Es gehörte zu den ritterlichen Gesten der Sieger, die Leichen der Gegner zur standesgemäßen Bestattung herauszugeben. Für das Seelenheil der Gefallenen wurden kollektive Totenmessen gestiftet, die sogenannten »Schlachtjahrzeiten«.

Die Behandlung der Gefangenen verlief nach sehr unterschiedlichen Grundsätzen. Manchmal setzte man sie gegen Urfehde auf freien Fuß. Viele hielt man bis zum Abschluss eines Waffenstillstands- oder Friedensvertrages in Kerkerhaft. Von zahlungskräftigen Gefangenen erpresste man Lösegeld. Grausamkeiten wie Hinrichtung, Blendung und Verstümmelung wurden verübt, wenn die Besiegten des Meineides, des Verrates oder der Rebellion bezichtigt wurden. Vielleicht entlud sich beim Sieger auch bloß der aufgestaute Hass. Jedenfalls ist die grausame Behandlung von Kriegsgefangenen auch von Herrschern wie Richard Löwenherz oder Friedrich I. Barbarossa überliefert, die in der Geschichte allgemein als edel und großmütig gelten.

Mit der Schlacht war der Belagerungskrieg insofern eng verbunden als sich Schlachten des Öfteren aus der Verteidigung einer Stadt heraus entwickelten, sei es durch Ausfälle der Belagerten, sei es durch das Eingreifen eines Entsatzheeres. Im 11. und 12. Jahrhundert befand sich im Abendland die Belagerungstechnik noch auf einer primitiven Stufe. Eine Ausnahme bildete

der mediterrane Raum – Italien und Spanien – wo sich antike Traditionen der Kriegskunst erhalten hatten. So bekundeten die römisch-deutschen Herrscher auf ihren Italienzügen mit ihren Versuchen, sich volkreicher und gut befestigter Städte zu bemächtigen, bis in die Zeit Friedrichs I. immer große Mühe, und zwar nicht nur wegen des Mangels an technischen Kenntnissen im Umgang mit Belagerungsgerät, sondern auch wegen der Unfähigkeit, eine im Feld liegende Truppe ausreichend zu versorgen und vor Seuchen zu schützen.

Die Erfahrungen aus den Kreuzzügen, in denen der Kampf um feste Plätze und das Wechselspiel von Verteidigung, Ausfall und Entsatz zu den häufigsten Formen der Kriegführung zählte, ließen allmählich im Abendland die Kenntnisse im Belagerungskrieg anwachsen. Der grundherrliche Adel konnte mit der Entwicklung allerdings nicht Schritt halten. Es blieb den Herrschern, Landesfürsten und Städten vorbehalten, technisches Personal, die »Werkmeister« und ihre Gesellen, in Dienst zu nehmen, Belagerungsgerät anzuschaffen und die Befestigungsanlagen auf die neuen Kampfmittel umzurüsten, insbesondere auf den Beschuss mit dem Tribock.

Die Bedeutung des Belagerungskrieges für den Verlauf größerer Konflikte sollte allerdings – abgesehen von der Reconquista in Spanien und den Kriegen der römisch-deutschen Herrscher in Italien – nicht überschätzt werden. Große Kriege sind selten durch die Eroberung einer Stadt oder das Fehlschlagen einer Belagerung entschieden worden. Oft hatte eine Belagerung einfach den Zweck, ein Entsatzheer herbeizulocken und in eine Schlacht zu verwickeln. Dazu kam, dass im Abendland die Belagerer in ihrem Vorgehen oft eine gewisse Zurückhaltung übten, weil sie die angegriffene Stadt oder Festung nicht zerstören, sondern möglichst unversehrt in die Hand bekommen wollten. Belagerungen wurden deshalb häufig nicht bis zum bitteren Ende durchgezogen, sondern am Verhandlungstisch beendet, wobei den Verteidigern je nach dem Zustand der Verteidigungseinrichtungen und dem Ermessen des Angreifers unterschiedliche Übergabebedingungen auferlegt wurden. Diese bewegten sich zwischen dem freien Abzug der verteidigenden Truppe, der Ergebung auf Gnade und Ungnade, der Freigabe zur Plünderung und der Auslieferung bestimmter prominenter Personen. Erst ganz am Ende des Mittelalters, d.h. gegen 1500, ist das Gesicht des Belagerungskrieges durch die Feuerwaffen grundlegend verändert worden.

Der Kampf um den Frieden

In der heutigen Zeit sind es weniger die Armeen völkerrechtlich anerkannter Staaten, die untereinander Kriege austragen. Weltweit existieren so genannte

Terroristenorganisationen, die mit Waffengewalt für oder gegen irgendwelche Überzeugungen, Systeme oder Machthaber kämpfen, ferner Truppenverbände von Drogenkartellen, Piratengruppen, Mafiabanden oder offen auftretende Formationen von privaten Kriegsherren und Oppositionsgruppen, die untereinander oder gegen den Staat Krieg führen, ohne dass ein Ende solcher Auseinandersetzungen abzusehen wäre. Die Zahl derartiger Konfliktherde ist so groß und so weit verbreitet, dass ernsthaft die Frage gestellt werden muss, ob die Kriege der Zukunft überhaupt noch zwischen regulären Staatsarmeen ausgetragen würden und nicht eher unter solchen unstaatlichen Interessengemeinschaften bzw. zwischen solchen und staatlichen Aufgeboten. Die Thematik dieser spekulativen Frage kann hier nicht weiter vertieft werden. Es leuchtet aber angesichts der Realität gegenwärtiger Konfliktzustände ein, dass die berühmte These von Clausewitz, die Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln (und dürfe erst begonnen werden, wenn er diplomatisch bereits gewonnen sei), in Zukunft kaum mehr gültig sein dürfte.

Carl von Clausewitz ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts davon ausgegangen, dass die Kompetenz, Krieg zu führen, einzig und allein beim Staat liege, woraus folgt, dass auch die Wahrung von Recht und Ordnung im Innern nur ein staatliches Monopol sein könne. Heute werden diese Kompetenzen des Staates zunehmend in Frage gestellt, was uns den Zugang zum Verständnis des mittelalterlichen Kriegswesens erleichtert. Denn dieses entsprach auch nicht den Grundsätzen eines Clausewitz; allein schon deshalb nicht, weil es im Mittelalter einen Staat, der das Monopol der Kriegführung oder der Rechtshoheit für sich allein hätte beanspruchen können, gar nicht gegeben hat. Der Krieg im weitesten Sinne des Wortes – »bewaffnete Auseinandersetzung zwischen zwei Parteien« – hatte nur zum Teil politische Ursachen, selbst wenn man Familienzwise oder die Verfolgung religiöser Gruppen dem Bereich der mittelalterlichen Politik zuweist. Krieg konnte um alles Erdenkliche geführt werden, um Erbsprüche, um landwirtschaftliche Nutzungsrechte, um Schuldforderungen, um Ehrverletzungen, um Rachepflichten. Die meisten Auseinandersetzungen waren privater Natur und gingen von Einzelpersonen aus, von Familien oder von Interessengruppen. Diese galten als »Ursächer«, d.h. als Vertreter der Streitsache. Sie konnten sich »Helfer« zulegen, Freunde, Söldner und Abenteurer, die sich nicht in eigener Sache, sondern gegen Bezahlung oder aus einer Verpflichtung heraus am Konflikt beteiligten. Große Herren wie Herrscher und geistliche oder weltliche Landesherren boten ihre adligen Dienstleute und Vasallen auf. Im Spätmittelalter waren auch die Aufgebote der Städte an Kriegen beteiligt, auch sie bald als Ursächer, bald als Verbündete. Die Stadtbewohner selbst, insbesondere die in Zünften organisierten Handwerker, standen primär für

die Verteidigung zur Verfügung, während für Feldzüge gerne Söldner zu Fuß oder zu Pferd eingesetzt wurden. Diese standen namentlich in Italien unter der Leitung eines Unternehmers (*condottiere*), der seine Leute an kriegführende Machthaber vermietete. Zu Friedenszeiten bildeten solche Verbände wegen ihrer Eigengesetzlichkeit eine stete Gefahr für den Landfrieden.

Die Dimensionen des mittelalterlichen Krieges bewegten sich je nach Anlass und Ursäher zwischen Aktionen auf engem Raum mit kleinen Gruppen von Bewaffneten und weitläufigen Feldzügen mit Verbänden, die mehr als 10.000 Mann umfassen konnten. Eine Sonderstellung nahm der Reichskrieg ein, das *bellum imperii*, der vom Kaiser ausgerufen wurde und gegen die inneren oder äußeren Feinde des Reiches zielte. Analog verhielt es sich mit dem von der Kirche verkündeten *bellum christianum*, der gegen die Heiden, bzw. die Feinde der Christenheit gerichtet war.

Kriege des Reiches und der Christenheit galten von vornherein als gerecht, als *bella iusta*, während die Rechtmäßigkeit aller anderen Auseinandersetzungen, selbst des Hundertjährigen Krieges zwischen den Königen von Frankreich und von England, eines besonderen Nachweises bedurfte. Der Kriegsgrund selbst, ein Erb- oder Rechtsanspruch und dergleichen, spielte bei der Rechtfertigung eine auffallend geringe Rolle, was insofern verständlich erscheint, als Kriegsgründe – nicht nur im Mittelalter – leicht zu konstruieren waren und eine Unterscheidung zwischen berechtigtem Anspruch und fiktivem Begehren oft schwer zu treffen war.

Als »Fehde« (*inimicitia*, *ultio*) bezeichnete man ursprünglich das rächerische Vorgehen gegen Rechtsbrecher, insbesondere Totschläger. Im Hochmittelalter erweiterte sich der Begriff zum Privatkrieg (*bellum privatum*), wie er besonders unter Adligen ausgetragen wurde (»Ritterfehde«). Als Fehde galt nun jede Art der gewaltsamen Durchsetzung bzw. Abwehr irgendwelcher Forderungen und Rechtsansprüche, wobei der Rachedanke aber seine Bedeutung beibehielt. Die Unterschiede zwischen Krieg und Fehde begannen so zu zerfließen. Die Definition der Fehde als Privatkrieg ist aber insofern missverständlich, als der Adel, der unter sich oder gegen Städte und Landesherren Fehden führte, aus der Ausübung seiner herrschaftlichen Rechte eine gleichsam obrigkeitliche Legitimation für den Einsatz von Gewaltmitteln ableitete. Im Spätmittelalter entsprach für den grundherrlichen Adel die Fehde der rechtmäßigen, herrschaftlichen *potestas*, für Städte und Landesherren galt sie als *per vim et iniuriam* begangenes Unrecht.

Als wesentliches Kriterium für die Rechtmäßigkeit einer Fehde galt die Einhaltung von Regeln. Es handelte sich weniger um Gesetze, schon gar nicht um geschriebene, sondern um Vereinbarungen und Brauchtümliche Verhaltensweisen. Dies ist etwa am Beispiel der Kriegseröffnung ersichtlich.

Als geflügeltes Wort ist noch heute der »Fehdehandschuh« bekannt, den man dem Gegner als Kriegserklärung, als »Absage«, vor die Füße wirft. Hierbei handelte es sich indessen bloß um die besondere Form einer ganzen Gruppe von Gesten, mit denen im Mittelalter einem Gegner Feindschaft angesagt werden sollte. Mit der allgemeinen Zunahme der Schriftlichkeit seit dem 13. Jahrhundert trat an die Stelle des Absagegestus immer häufiger die schriftliche Kriegserklärung, der Absage- oder Fehdebrief.

Das Losschlagen ohne vorherige Absage, *ungewarnter* oder *unwiderseiter sach*, setzte den Angreifer dem Vorwurf aus, seine Fehde unrechtmäßig zu führen, was ihn unter Umständen auf die Stufe eines gemeinen Straßenräubers stellte. Es gab aber zeitliche und räumliche Bereiche, in denen die Forderung nach einer korrekten Absage keine oder nur eingeschränkte Gültigkeit hatte. So herrschte auf gewissen Landstraßen das Recht des »freien Niederwurfs«, und an bestimmten Terminen im Jahreslauf galten die üblichen Friedensgebote als aufgehoben oder wenigstens stark gelockert, so etwa während der »Zwölf Nächte« zwischen Weihnachten und Dreikönigstag oder zur Fastnachtszeit. Auf die im vormittelalterlichen Brauchtum wurzelnden Ursprünge dieser partiellen und befristeten Aufhebung der Rechtsordnung ist hier nicht einzugehen. Fest steht, dass viele Fehden unterschiedlichster Art, die ohne Absage begonnen wurden, an den Zwölften oder zur Karnevalszeit ausgelöst worden sind. Dies trifft, wenn auch keineswegs ausschließlich, häufig auf Rachekriege und Aufstände zu. Im Zuge der zunehmend schärfer gehandhabten Stadt- und Landfriedensordnungen im Spätmittelalter sind diese brauchtümlichen Freiräume für Gewaltausbrüche immer weniger toleriert worden.

Die Regeln, welche zur Wahrung der Rechtmäßigkeit einer Fehde einzuhalten waren, erstreckten sich ganz besonders auf die Formen der Kampfführung, auf die eingesetzten Mittel und die Beachtung bestimmter Tabus. Wir stoßen zwischen dem 10. und 15. Jahrhundert auf eine Vielzahl von Einschränkungen im Vorgehen – etwa die Verschonung von Kirchen und Klöstern, Frauen und Kindern – von Ritualen und von Gepflogenheiten, in denen beispielsweise die Achtung vor dem Gegner, auch vor dem besiegten, zelebriert werden sollten. Ein eigentliches Kriegerrecht im modernen Sinne des Wortes gab es allerdings nicht. Das Verhalten im Feindesland und der Umgang mit dem Gegner und mit Unterlegenen hingen von der Willkür des Siegers ab. Diese war freilich nicht zwingend von Rachsucht, Grausamkeit und Beutegier geprägt, sie konnte auch von Großmut, Barmherzigkeit, »Ritterlichkeit« im Sinne von Fairness oder berechnender Zurückhaltung bestimmt sein. Die in normativen Texten festgehaltenen Gebote waren jedoch im Einzelfall, in der emotional aufgeladenen Stimmung der Gefahr, des Kampfes und

des Sieges nicht immer durchzusetzen. In großräumigen Konflikten stießen unter Umständen unterschiedliche Vorstellungen über den kriegesischen Ehrenkodex oder über reguläres Verhalten aufeinander, so dass im Laufe des Spätmittelalters, auch als Folge neuartiger Waffensysteme, das durch Spielregeln und Fairnessdenken gebändigte Kampfverhalten des Rittertums immer mehr von einem Effizienzdenken durchdrungen wurde, in dem der Erfolg – der Sieg über den Gegner oder noch mehr dessen Vernichtung – ungeachtet der eingesetzten Mittel höher eingestuft wurde als das ehrenhafte Verhalten. Rechtmäßigkeit ergab sich nicht mehr aus der Ehrenhaftigkeit der Kampfweise, sondern aus dem Triumph über den Feind. Das bedeutete den ersten Schritt auf dem Weg zum totalen Krieg der Moderne.

Sowohl kleinere Fehden als auch große Kriege dauerten unter Umständen jahrelang, ja jahrzehntelang. Sie konnten vorübergehend dank beidseitiger Einstellung der Kampfhandlungen »einschlafen« oder durch den Abschluss eines befristeten, aber verlängerbaren Waffenstillstandsabkommens (*fride*) unterbrochen werden. Zur Beilegung eines Krieges aber bedurfte es eines Friedensvertrages (Sühne), der nicht nur das Schweigen der Waffen gebot, sondern auch die Schlichtung der Streitsache und friedenssichernde Maßnahmen beinhaltete. Unterlegene mussten in der Regel »Urfehde« schwören, d.h. sich eidlich verpflichten, für die erlittene Niederlage keine Rache zu üben. Oft waren die Streithähne nicht willens oder nicht fähig, aus eigener Kraft eine Einigung zu erzielen, und bedurften eines Vermittlers, etwa eines mächtigen weltlichen oder geistlichen Fürsten, vielleicht auch eines Schiedsgerichtes, um eine akzeptable Lösung zu finden. Als bekanntes Beispiel könnte das Wormser Konkordat von 1122 genannt werden, das den seit 1075 wütenden Krieg zwischen Kaiser und Papst mit einem von französischen Juristen ausgearbeiteten Kompromiss beendete, auf den man sich schon beim Ausbruch des Konfliktes hätte einigen können. Diese etwas ironische Feststellung trifft übrigens auf eine ganze Reihe mittelalterlicher Friedensschlüsse zu.

Von den Sühne- oder Friedensverträgen, die das Ende einer einzelnen Auseinandersetzung bedeuteten, sind jene Vereinbarungen zu unterscheiden, die einen generellen Friedenszustand herbeiführen bzw. das Lostreten von Kriegen verhindern sollten. Am Anfang der Reihe solcher Friedensregelungen stand die kirchliche Bewegung des »Gottesfriedens« oder *treuga dei*. Entstanden im späten 10. Jahrhundert im südlichen Frankreich, erfasste die Bewegung im Laufe des 11. Jahrhunderts auch den Norden Frankreichs sowie das Heilige Römische Reich, nicht aber England, Skandinavien und Osteuropa. Durch Friedensgelübde sollte sich der Adel verpflichten, seine Fehden und Kriege einzuschränken oder gar einzustellen. Kirchen und

Klöster sollten unbehelligt bleiben, desgleichen Geistliche, Bauern und Frauen, und die Kampfhandlungen sollten auf bestimmte Tage in der Woche und im Jahreslauf beschränkt bleiben. Um 1040 hätte man rechtmäßig nur noch an 80 Tagen pro Jahr Krieg führen dürfen.

Die Verbreitung der Bewegung erfolgte über Synoden und Konzilien, an denen die Grundsätze des Gottesfriedens verkündet und der Adel zur eidlich bekräftigten Einhaltung veranlasst wurden. Angeführt wurde die Bewegung von den Bischöfen, begleitet von Herzögen und Grafen und unterstützt von bewaffneten Volksgruppen, die sich – mit mäßigem Erfolg – um die Durchsetzung bemühten. Gerichtet war die Bewegung vornehmlich gegen die Edelfreien oder Barone, die das Fehderecht als Standesprivileg, ja als Standespflicht betrachteten. Im Zuge des Investiturstreites, als auch Bischöfe aktiv ins Kriegsgeschehen eingriffen, erwies sich die Gottesfriedensbewegung als gescheitert. Ihre Ideen lebten aber weiter und wurden mindestens teilweise in späteren, territorial umrissenen Friedensbemühungen aufgegriffen.

Der König als oberster Richter trug bei der Friedenswahrung nicht nur eine hohe Verantwortung, sondern er musste an ihr auch ein besonderes Interesse haben, denn die Erhaltung des inneren Friedens bzw. die Erledigung von Streitfällen nicht durch Gewalt, sondern durch ein Gerichtsverfahren diene letztlich der Stärkung der königlichen Machtstellung. Um 1100 setzten in Frankreich und im Römisch-deutschen Reich Bestrebungen des Königtums ein, Friedensordnungen einzurichten, die für den gesamten Herrschaftsbereich gelten und sämtliche Personengruppen umfassen sollten. 1103 verkündete Kaiser Heinrich IV. einen auf vier Jahre befristeten Reichslandfrieden. Friedrich I. setzte die Bemühungen fort. Einerseits sollten eidliche Verpflichtungen die Einhaltung der Friedensgebote gewährleisten, andererseits wurden »Friedbrechern« schwerste Körperstrafen angedroht. Im Mainzer Landfrieden Friedrichs II. von 1235 sollte die Stellung des Herrschers bei der Friedenswahrung durch die Einsetzung eines Hofrichters weiter gestärkt werden. Es zeigte sich aber, dass im Reich die Sicherung des Landfriedens auf die Dauer nicht vom Königtum, sondern von den Landesfürsten und den Städten wahrgenommen werden musste, um halbwegs erfolgreich zu sein. Seit dem 13. Jahrhundert entstanden im Reich regionale Landfriedensbündnisse, abgeschlossen von Landesfürsten, Städten und kleineren Territorialherren, die sich gegenseitige Unterstützung, auch Waffenhilfe, zur Wahrung des Landfriedens zusicherten. Jetzt kam es zu den bekannten Strafexpeditionen gegen fehdelustige Herren, die man als »Raubritter« diskriminierte und deren Burgen als Strafe für Landfriedensbruch zerstört wurden. Eine völlige Beseitigung des Fehdewesens hat aber nicht einmal der Ewige Reichslandfriede Maximilians I. von Worms 1495 erreichen können.

Den Friedensbemühungen des Mittelalters ist es also nicht gelungen, den auf eigene Faust geführten Krieg vollständig zu unterdrücken. Zudem ist die Gewalt an sich nie geächtet worden, denn die Friedensbewegungen – von der *treuga dei* bis zu den spätmittelalterlichen Landfriedensbündnissen – waren ihrem Wesen nach nicht pazifistisch, sondern monopolistisch. Es ging nie um die Aufrichtung einer friedlichen Weltordnung, sondern um die Eingrenzung der Gewaltkompetenz. Der Kleinadel, der Herrschaftsrechte ausübte, die Gerichtsbarkeit ausübte und gegenüber seinen Untertanen zu Schutz und Schirm verpflichtet war, konnte und wollte auf das Recht, seine herrschaftlichen Interessen und Aufgaben mit Waffengewalt zu verfolgen, nicht so leicht verzichten, zumal das Gerichtswesen bis über das Ende des Mittelalters hinaus keineswegs über jenes Maß an Autorität und Effizienz verfügte, das jedes gewaltsame Vorgehen obsolet gemacht hätte. Im Ehrenkodex und Standesbewusstsein des Adels hat die Verteidigung von Ehre, Leib und Leben, Hab und Gut bis in die frühe Neuzeit hinein einen hohen Stellenwert behalten und einerseits im Offiziersdienst und andererseits im Duell neue Formen der Verwirklichung gefunden.

Das Aufkommen der Feuerwaffen

Dass die Feuerwaffen das Kriegswesen im ausgehenden Mittelalter revolutioniert haben, steht außer Frage. Von den ersten sicheren Belegen für den Einsatz von Pulvergeschützen im frühen 14. Jahrhundert bis zu jenem technischen Entwicklungsstand, dank dem die Feuerwaffen im Kampf die Entscheidung herbeizuführen vermochten, vergingen indessen anderthalb Jahrhunderte.

Anhand von erhaltenen Originalstücken, Bildquellen und schriftlichen Zeugnissen von unterschiedlichem Aussagewert sind vor allem die technikgeschichtlichen Aspekte der Feuerwaffen erforscht worden, während ihre Rolle in der Kriegführung und ihr tatsächlicher Einfluss auf militärische Vorgänge und Entscheidungen noch keine umfassende oder gar abschließende Untersuchung erfahren hat. Dennoch scheint festzustehen, dass die häufig geäußerte Behauptung, der Niedergang des Rittertums – was man immer darunter verstehen will – und das Ende der Burgen seien durch das Aufkommen der Feuerwaffen ausgelöst worden, in dieser verkürzten Form nicht haltbar ist.

Die Frage nach der Erfindung des Schießpulvers und dem Ursprung der Feuerwaffen wird seit langem kontrovers diskutiert. Sicher ist, dass sich vom frühen 14. Jahrhundert an die stetige Weiterentwicklung der Pulverwaffen

bis hin zu treffsicheren, durchschlagskräftigen und handlichen Feuerwaffen aller Größen und Kaliber selbständig im Abendland abgespielt hat.

Die ältesten Originale und Abbildungen von »Feuertöpfen« stammen aus der Zeit um 1320–30. Es handelte sich gewissermaßen um Prototypen, die für einen Einsatz im Gefecht kaum geeignet waren. Schießversuche mit maß- und materialgetreuen Repliken früher Handrohre wiesen allerdings eine erhebliche Durchschlagskraft bei geringer Streuung nach. Doch entsprachen diese Versuche nicht der Gefechtswirklichkeit, in der die Handhabung, also das Laden, Zielen, Abfeuern und Nachladen unter erschwerten Bedingungen erfolgte, was den Kampfwert der Waffe stark herabsetzte. Ähnliches gilt wohl auch für die frühen Geschütze mit ihrer geringen Schusskadenz und ihrer umständlichen und unsicheren Fixierbarkeit. Kurz gesagt, Treffer früher Feuerwaffen hatten durchaus Wirkung, waren aber schwer zu erzielen. Der Sieg der Engländer über die Franzosen in der Schlacht von Crécy 1346 beruhte jedenfalls nicht auf dem Abfeuern einiger Pulverwaffen von unbekanntem Typus, sondern auf dem Einsatz der zahlreichen Bogenschützen, die sich den in französischem Sold kämpfenden Armbrustschützen aus Genua als überlegen erwiesen.

Die ältesten Feuertöpfe verschossen noch Pfeile, die in der Form den Armbrustbolzen ähnelten. Bleikugeln dienten zunächst zur Verdämmung, bis man entdeckte, dass diese mehr Wirkung erzielten als die Pfeile. So traten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts an die Stelle der »Pfeilbüchsen« Feuerrohre unterschiedlicher Größe und Kaliber, die Kugeln aus Metall, vorwiegend aus Blei, oder aus Stein versandten. Die Entwicklung der Feuerwaffen verlief nun in zwei Richtungen: einerseits hin zum Geschütz, andererseits hin zur Handfeuerwaffe. Im deutschsprachigen Raum war bis zum Ausgang des Mittelalters für beide Waffenkategorien die Bezeichnung »Büchse« in Gebrauch, weil die älteren, gedrungenen Modelle an einen im Mittelalter verbreiteten, aus Buchsholz gedrechselten Behälter erinnerten.

Um die Büchsen wirkungsvoll im Kampf einsetzen zu können, sei es in der Schlacht, bei der Belagerung oder im Kleinkrieg, musste man an den ersten Prototypen, den Feuertöpfen und Pfeilbüchsen, gewaltige Verbesserungen vornehmen. Diese technische Entwicklung der Geschütze und Handfeuerwaffen im 14. und 15. Jahrhundert ist hier nicht im Detail zu verfolgen. Sie verlief insgesamt langsam, verlor sich gelegentlich auch in Fehlkonstruktionen, führte aber gegen 1500 letztlich zum Erfolg.

Die Handfeuerwaffen erlebten seit dem späten 14. Jahrhundert wichtige Neuerungen, welche die Handhabung erleichterten und die Treffsicherheit sowie die Durchschlagskraft erhöhten. An die Stelle der unpraktischen Handrohre, bei denen man die brennende Lunte freihändig zum Zündloch

führen musste, wozu bei schwereren Modellen ein zweiter Mann nötig war, traten die Hakenbüchsen, die für die Lunte einen Zündmechanismus mit einem Abzug besaßen, was das Zielen erleichterte und eine ruhige Schussabgabe ermöglichte. Ihren Namen trug die Waffe nach einem auf der Unterseite des Laufes angebrachten Haken, der zum Auffangen des Rückschlages diente. Die erhöhte Genauigkeit erlaubte es, die Hakenbüchse auch für den Wettkampf einzusetzen. An den städtischen Schützenfesten maßen sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts neben den Armbrustschützen nun auch die Büchsenschützen, die von der Obrigkeit zum Üben Pulver und Blei (»Kraut und Lot«) bezogen.

Trotz diesen Verbesserungen blieb die Hakenbüchse eine schwere, unbequeme Waffe und war bei der Truppe nicht sehr beliebt. Städtische Aufgebote mussten von der Obrigkeit oft regelrecht gezwungen werden, ihre Büchsen ins Feld mitzuführen. Bis ins späte 15. Jahrhundert hat die Armbrust ihre führende Stellung als individuelle Fernwaffe behauptet. Auch im Belagerungskrieg kamen bis gegen 1500 Hakenbüchse und Armbrust gleichermaßen zum Einsatz. Prellhölzer, die sich in den Schießscharten von Burgen und Stadtbefestigungen finden und zum Einhängen des Hakens dienten, belegen die fortschreitende Umrüstung fester Plätze auf den Einsatz der Hakenbüchse. Generell ist aber festzuhalten, dass sich die Büchsenschützen erst im 16. Jahrhundert entscheidende Anteile am siegreichen Ausgang eines Kampfes zu sichern vermochten.

Der Adel hatte Mühe, sich der Entwicklung der Feuerwaffen anzupassen. Im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten war man durchaus bestrebt, für die Verteidigung einer Burg Handbüchsen und leichte Geschütze anzuschaffen, wie aus Abrechnungen, Inventaren und Bodenfunden hervorgeht. Auch bauliche Veränderungen, namentlich das nicht sehr kostspielige Umrüsten von Schießöffnungen auf den Gebrauch von Hakenbüchsen, ist häufig zu beobachten. Größere Bauinvestitionen wie die Errichtung von Geschützbastionen als Antwort auf die Einführung mauerbrechender Eisenkugeln um 1500, konnten sich freilich nur noch wenige Burgherren leisten.

Zusammenfassend könnte man – vielleicht etwas überspitzt – festhalten, das Aufkommen der Feuerwaffen habe erst ganz am Ende des Mittelalters den Verteidigungswert einer Burg entscheidend vermindert und die Errichtung von Baukörpern für den Artilleriekampf veranlasst. In der offenen Adelsfehde, an der nur kleine Kriegerverbände beteiligt waren, spielten die Feuerwaffen eine untergeordnete Rolle. Noch Götz von Berlichingen pflegte sich im 16. Jahrhundert in seinen Unternehmungen einer Armbrust zu bedienen. In der Feldschlacht schließlich fiel der zumeist aus Adligen bestehenden Reiterei die

neue Aufgabe zu, die gegnerischen Geschützstellungen in raschem Ansturm auszuschalten.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts haben aber die Feuerwaffen aller Kategorien das abendländische Heerwesen und das Gesicht des Krieges grundlegend verändert. Was im frühen 14. Jahrhundert begonnen hatte, stellte sich jetzt als Kriegstechnologie der Zukunft heraus, auch wenn auf Pike und Halbarte noch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein nicht verzichtet werden konnte. Die zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingetretene Dominanz der Feuerwaffen fiel auffallenderweise in jenen Zeitraum, der allgemein als Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit gilt.

Literatur

- Alexander, J./Binski, P.: *Age of Chivalry, Art in Plantagenet England 1200–1400*, London 1987.
- Althoff, G.: *Spielregeln der Politik im Mittelalter*, Darmstadt 1997.
- Asmus, H.: *Rechtsprobleme des mittelalterlichen Fehdewesens*, Diss. Göttingen 1951.
- Barber, R.: *The Knight and Chivalry*, Woodbridge 1995.
- Barber, R./Barker, J.: *Die Geschichte des Turniers*, Düsseldorf/Zürich 2001.
- Bartlett, R.: *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt*, München 1996.
- Boeheim, W.: *Handbuch der Waffenkunde*, Leipzig 1890, Reprint Graz 1966.
- Böhme, H.W. et al. (Hrsg.): *Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch*, 2 Bde. Stuttgart 1999.
- Borst, A. (Hrsg.): *Das Rittertum im Mittelalter*, Darmstadt 1976.
- Brachmann, H.J.: *Der frühmittelalterliche Befestigungsbau in Mitteleuropa (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 45)*, Berlin 1993.
- Braun, M./Herberichs C. (Hrsg.): *Gewalt im Mittelalter. Realitäten und Imaginationen*, München 2005.
- Brunner, O.: *Adeliges Landleben und europäischer Geist*, Salzburg 1949.
- Brunner, O.: *Land und Herrschaft*, Wien 1959.
- Duby, G.: *Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus*, Frankfurt am Main 1981.
- Ekdahl, S.: *Die »Banderia Prutenorum« des Jan Dlugosz*, Göttingen 1976.
- Ernst, V.: *Die Entstehung des niederen Adels*, Berlin/Leipzig/Stuttgart 1916.
- Fleckenstein, J. (Hrsg.): *Herrschaft und Stand (Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 51)*, Göttingen 1977.
- Fleckenstein J.: (Hrsg.): *Das ritterliche Turnier im Mittelalter*, in: *Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 80*, Göttingen 1985.
- Grosz, A./Thomas, B.: *Katalog der Waffensammlung in der Neuen Burg. Kunsthistorisches Museum*, Wien 1936.
- Huizinga, J.: *Herbst des Mittelalters*, 7. Aufl. Stuttgart 1953.
- Huizinga, J.: *Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, 4. Aufl. München 1961.
- Keen, M.: *Das Rittertum*, Düsseldorf/Zürich 1987/1999.

- Laing, L.: *The Archaeology of Late Celtic Britain and Ireland*, London 1975.
- Leonardy, H.J./Kersten H.: *Burgen in Spanien*, Darmstadt 2002.
- Mitteis, H.: *Der Staat des hohen Mittelalters*, 9. Aufl. Weimar 1974.
- Mitterauer, M.: *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges*, 4. Aufl. München 2203.
- Olsen, R. A.: *Borge i Danmark*, Kopenhagen 1996.
- Orth, E.: *Die Fehden der Reichsstadt Frankfurt am Main im Spätmittelalter* (Frankfurter Historische Abhandlungen 6), Wiesbaden 1979.
- Parker, G.: *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800*, Frankfurt am Main/New York 1990.
- Prestwich, M.: *Armies and Warfare in the Middle Ages. The English Experience*, New Haven 1996.
- Prickler, H. (Red.): *Die Ritter. Burgenländische Landesausstellung 1990* (Burgenländische Forschungen, Sonderband 7), Eisenstadt 1990.
- Randall, R.: *Latin Siege Warfare in the Twelfth Century*, Oxford 1997.
- Rill, B.: *Sizilien im Mittelalter*, Darmstadt 1995.
- Sablonier, R.: *Adel im Wandel* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 66), Göttingen 1979.
- Schlunk A./Giersch, R.: *Die Ritter*, Stuttgart 2003.
- Schmitthenner, P.: *Krieg und Kriegsführung im Wandel der Weltgeschichte*, Potsdam 1930.
- Schubert, E.: *Alltag im Mittelalter*, Darmstadt 2002.
- Schultz, A.: *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger*, 2 Bde. (Reprint von 1880) Essen 1991.
- Seitz, H.: *Blankwaffen*, Bd. 1, Braunschweig 1968.
- Taccola, M.: *De rebus militaribus* (hrsg. v. E. Knobloch), Baden-Baden 1984.
- Tuchmanns, B.: *Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jahrhundert*, Düsseldorf 1991.
- Verbruggen, J. F.: *The Art of Warfare in Western Europe during the Middle Ages, from the Eight Century to 1340*, Woodbridge 1997.
- Wagener, O./Lass, H. (Hrsg.): »wurfen hin in steine/größe und niht kleine.« *Belagerungen und Belagerungsanlagen im Mittelalter* (Beihefte zur Mediaevistik 7), Frankfurt am Main 2006.
- Van Winter, J. M.: *Rittertum, Ideal und Wirklichkeit*, München 1969.
- Zeune, J.: *Burgen, Symbole der Macht*, Regensburg 1996.

Land- und Herrschaften

Räumliche und soziale Kontrolle im europäischen Mittelalter

GERFRIED MANDL

Europa im Mittelalter bietet sich schon beim Betrachten historischer Atlanten als ein kaum überblickbares Durcheinander dar. Große Flächen – wie innerhalb des Heiligen Römischen Reiches – erscheinen oft überhaupt einfach mit einer durchgehenden Farbsignatur ausgefüllt, welche die Legende als »kleinere deutsche Staaten« ausweist. In den Abschnitten zur Antike geben dem Auge und ›Begreifen‹ noch große Farbflächen, Platzhalter für große Reiche und Imperien, Halt. Ist einmal Rom von der Bildfläche verschwunden, wird der Rumpf Europas von Seite zu Seite bunter. Das Neben- und Durcheinander der Farben nimmt zu, und Überblick und Verständnis fallen in zunehmendem Maß schwer. Dabei hatte die europäische ›Zwischenzeit‹, das Mittelalter, wie man es als Epoche und Konvention viel später in Zeiten großer Antikenbegeisterung – und versessen auf eine Abgrenzung gegenüber eben dieser – als ›finster‹ empfundenen Zeit so schön und übersichtlich mit dem karolingischen Großreich begonnen. Das Kartenbild spiegelt dabei anschaulich Karls Ideologie der Erneuerung und Fortsetzung des antiken Universalreiches wieder. Reich und Herrschaftsanspruch der Karolinger erscheinen im Atlas noch wie eine Entschädigung für die unruhigen und chaotisch ineinander verschlungenen Pfeile der Völkerwanderungszeit.

Was waren also die Ursachen, dass kurze Zeit später und auch noch länger danach in der europäischen Geschichte ein Geflecht von Herrschaften, von so auffällig kleinräumig-regional geordneten Verhältnissen, die räumliche und politische Erschließung des Abendlandes dominieren sollte?

Ein Zweikaiserproblem

Am Beginn macht am ehesten ein Vergleich die beiden Entwicklungslinien der nachrömischen Welt begreifbar, nämlich der zweier Kaiser-Herrschaften im frühen 9. Jahrhundert. Nikephoros I. sitzt zu dieser Zeit auf dem byzantinischen Thron in Konstantinopel und beansprucht, Kaiser zu sein (im Wortlaut zwar nur *basileüs* – also in der üblichen Übersetzung aus

dem Griechischen »König« – aber seit Alexander dem Großen und danach verstärkt durch die Übernahme in die römische Kaisertitulatur ein Titel mit Absolutheits- und Universalherrschaftsanspruch). In Nordwesteuropa zieht Karl, der später so genannt »Große«, von Pfalz zu Pfalz, residiert bevorzugt in Aachen und tritt ab dem Christtag des Jahres 800 als *imperator romanorum* – und folglich mit einem analog zweiten Anspruch auf oberste Herrschaft in dieser Welt – auf.

Beide beziehen sich auf gewesene Größe (Rom) und sehen sich als Sachwalter Gottes auf Erden. Ihr Titel bezeichnet eine gleichsam totale Oberherrschaft, welche eine andere auf gleicher Augenhöhe ausschließt. »Kaiser« markiert gewissermaßen die eine und einzige Spitze der irdischen Hierarchiepyramide. Und obwohl sich beide Ansprüche widersprechen, war die europäisch-mediterrane Welt damals offenbar groß genug für zwei »absolute Alleinherrscher«. Der jeweils andere Herrschaftsanspruch scheint aufgrund der großen Distanzen und des Lebens in zwei getrennten Weltsystemen wenig die jeweilige Realpolitik und die jeweilige herrschaftspolitische Propaganda gestört zu haben. Man war sogar in der Lage miteinander in die Pflege einer Geschenks- und Heiratsdiplomatie, der wir unter anderem die Kirchenorgel verdanken, einzutreten. Das »Zweikaiserproblem« wurde erst später virulent, heftiger diskutiert und doch keiner Lösung zugeführt. Es blieb beim Nebeneinander bei wachsender Indifferenz auf beiden Seiten.¹

Einen Kaiser gibt es also da wie dort, aber es handelt sich dabei nicht, wie man meinen könnte, um zwei parallele Ausprägungen ein und desselben Modells. Die Herrschaften des karolingischen Kaisers und diejenige des »romäischen« Kaisers unterscheiden sich wesentlich, man könnte in Anspielung auf die unterschiedlichen historischen Entwicklungsgänge sagen: von Grund auf.

Rom war bzw. das neue Rom, Byzanz, ist zu dieser Zeit ein zentralistisch verwalteter Staat, institutionell durchgestaltet, mit einer umfassenden Ämterordnung. Staats- und Militärapparat sind eng miteinander verschmolzen und die militärische Organisation ist eine umfassende. Das Militär verteidigt nicht nur nach außen, sondern organisiert auch im Inneren. Es trägt und hält die staatlichen Strukturen in Schuss, ist Polizei, Straßenbaugesellschaft, Post und Finanzamt. Soldaten erscheinen so, wenn ihre Aufgaben weit in das zivile Leben hineinreichen, deutlicher als das, was sie im Prinzip bis heute geblieben oder zu dem sie wieder geworden sind, nämlich als ein bestimmter Typ von staatlichem Beamten. Ein Heer aus garnisonierten Berufssoldaten hat im römischen bzw. romäischen (wenn man so will, »römischen Reich griechischer Nation«) Staat schon lange Tradition, und auch der »Zukauf« militärischer Stärke (Hilfstruppen, Söldner) ist althergebracht. Es hat

viele Wandlungen der römischen Truppen seit der Republik und früheren Kaiserzeit gegeben und ein Kommandant des augustäischen Prinzipats wäre kaum mit einer spätantiken Heereseinheit zurechtgekommen. Der Motor aber, der die römisch-romäische Kriegs- und Verteidigungsmaschinerie (in byzantinischer Zeit besonders der Marine – lange Zeit eine tragende Säule oströmischer Herrschaft) antrieb, war über Jahrhunderte hinweg gleich bleibend eine umfangreiche Steuer- und Geldwirtschaft – dieses System daher immer auch ein teures. Da der staatswirtschaftliche Motor Roms immer wieder stotterte, wurde im Laufe der Zeit aufgrund des Kostendrucks auch mit anderen Organisationsformen »experimentiert«. Etabliert wurden etwa mit der so genannten »Themenordnung« billigere Systeme, in welchen die (Selbst-)Versorgung der Soldaten durch Pfründe, d.h. den Bezug von Einkünften aus staatlichen Gütern, erfolgte.

Nun im Gegensatz dazu der Blick ins Reich Karls des Großen: Die staatlichherrschaftliche Ordnung dort, ist eine grundsätzlich andere. Seit dem Weihnachtstag des Jahres 800 (beim ›Event‹ in Rom wurde übrigens das byzantinische Ritual kopiert) hat auch der König der Franken den herrschaftlichen Sanctus zumindest des westlichen Teils der Christenheit. Trotz allen Nacheiferns des östlichen Modells; die tragende Struktur der Herrschaft ist hier nach einem anderen Prinzip gebildet. Was Karls Großreich organisiert und zusammenhält ist vornehmlich ein Netz von persönlichen Beziehungen. Ein durchgestaltetes Staatsgebäude wie in Byzanz gibt es nicht. Es gibt den Hof und Repräsentanten in den Regionen, die *comites*, welche eine der rund 300 Grafschaften des Reiches verwalteten. Als Ämter haben diese nur Teilaspekte mit dem gemein, was der moderne Leser der in einem Verfassungsstaat groß geworden ist, unter Ämtern zu verstehen gewohnt ist. Sie sind keine fest definierten und beliebig zu besetzenden Leerstellen in einer abstrakten Hierarchie. Sie bestehen durch Tradition und durch Investitur/Akzeptanz, sprich durch eine persönliche Beziehung des Inhabers zum Herrschaftszentrum. Karl war stets bemüht, dass Amtsinhaber ihm gegenüber in ein persönliches Vassallitätsverhältnis eintraten. Verwandtschaft und Clandenen spielten dabei eine wichtige Rolle: Unterkönigtümer (Aquitani, Italien) wurden nahen Verwandten zugeteilt; andere Verwandte und ›Stammesangehörige‹, den fränkischen Adel, finden wir im ganzen Reich mit wichtigen Posten betraut. Ja, alle freien Franken-Männer älter als zwölf Jahren sollten über einer Reliquie eine Art Vasalleneid schwören, in dem es unter anderem hieß: »Durch diesen Eid verspreche ich, meinem Herrn, dem sehr frommen Kaiser Karl [...] treu zu sein, wie von Rechts wegen ein Vasall seinem Herrn zur Erhaltung seines Reiches und zur Wahrung seines Rechts sein soll [...]«.² All das zusammengenommen zeigt, dass Karl unter

seinem römischen, purpurnen Kaisermantel seinen germanischen Vorfahren verpflichtet, ein Stammeshäuptling geblieben ist.

Im Fall von Byzanz verkörpert ein Geflecht von Institutionen den Staat und fungiert gleichzeitig als tragende Struktur. Trotz aller theokratischen Allüren hätte ein »l'État, c'est moi« aus dem Mund eines byzantinischen Kaisers oder Kaiserin wenig überzeugend geklungen. Die Abwandlung dieser ludovikischen Formel im Munde Karls hätte hingegen nur »l'État, c'est sont mes relations personnelles« lauten können. Seine Herrschaft entsprach in Grundzügen jener zentralen Organisationsform, welche das soziale Gefüge Europas während dieser Epoche prägen sollte: Den Kern der sozialen Akteure bestimmen dabei familiäre Bande oder durch unterschiedliche Arten pseudo-verwandtschaftlicher Bindungen erweiterte Familien und Haushalte. Feudale Herren und Gefolgsleute bedienen sich folglich auch der Terminologie der Verwandtschaft – »mein Sohn«, »mein Bruder« – um ihre Hierarchiebeziehungen im mündlichen oder schriftlichen Austausch in Worte zu kleiden. Der Hausherr, Patron, steht deshalb einer Vielzahl von Leuten gegenüber bzw., aufgrund der sich über alles legenden strengen Hierarchie, über jenen, die ihm auf die eine oder andere Art verpflichtet sind, ohne mit ihnen tatsächlich verwandt zu sein. Diese Pseudoverwandtschaften und Haushalte sind das zentrale Element mittelalterlicher Herrschaft.

Solche Netzwerke sind wichtige Einheiten sozialer Organisation. Durch sie werden die Ausbeutung der in erster Linie agrarischen Produktivkräfte und der gesellschaftliche Überbau in ein hierarchisches System gebracht und organisiert. Sie zeigen die enge Verbindung von Herrschaft, Gutwirtschaft, Pachtbeziehungen, Heirats- und Familienpolitik und Ähnlichem, umfassen aber auch die Ordnung militärischer Belange: Wer Waffen tragen darf und dabei wem zu welchen Diensten verpflichtet ist. Daraus resultieren herrschaftliche Strukturen, und zwar solche, die sich modulartig ineinander verschachteln lassen. Verpflichtet sich ein Herr einem anderen, so wird dadurch auch dessen breiteres Umfeld, die ihm auf unterschiedliche Art und Weisen verpflichtete Personen, was man ab dem Hochmittelalter gemeinhin als »Haus«³ bezeichnen würde, zu einem Baustein der übergeordneten Herrschaft. Dieses Modulsystem ermöglicht im Mittelalter Herrschaft, die in die Breite geht; überregionale, territoriale Herrschaft.

Herrschaftsordnungen

Die Entstehung und Etablierung dieser speziellen Ordnung der westeuropäischen Gesellschaften und die entsprechende Organisation von Territorien

entlang von Linien hierarchisch gegliederter personeller Beziehungen hat sicher sehr viel dem ökonomisch-verwaltungstechnischen Vorteil zu verdanken, dass sich durch die Verleihung von Rechten, die der Betroffene dann selbst wahrnehmen muss, leicht und billig eine Gefolgschaft von Waffenträgern organisieren lässt.⁴ Für das Grundrezept des Feudalismus sind lediglich zwei weitere Zutaten notwendig: die Behauptung eines Besitzanspruchs (in der Regel auf Land und Leute) durch eine Häuptlingsfigur und die Akzeptanz und Überzeugung genügend anderer, dass dieser Anspruch rechtmäßig sei. Der Rest ist eine Art Tauschgeschäft, Berufsfreundschaft und einem Geschäftsvertrag nicht unähnlich: Ich überlasse dir die Nutzung eines Teils meines Besitzes, beziehe daraus deine Einkünfte, bestreite damit deinen Lebensunterhalt, erwirtschafte Gewinn. Du besitzt dieses Nutzungsrecht bis auf Widerruf. Als Gegengabe verlange ich Loyalität und Heerfolge. Die Loyalität der Mehrheit bildet dabei den Zwang für den Einzelnen, seinem Herrn auch wirklich zu gehorchen.

Oberherrschaft erscheint so als Einrichtung, Pflege und/oder Bündelung kleinerer Herrschaften und richtige Handhabe von deren Abhängigkeit. Dass Oberherrschaft auf lokalen Mächten, auf der Mächtigkeit untergeordneter Herrschaften, aufbaut, ist über weite Strecken der Weltgeschichte, dort wo Gesellschaften in Stammesorganisation oder in Reichen, noch ohne ausgefeilten und fest etablierten Staatsapparat leben, eine *conditio sine qua non*. Solche Reiche weisen in der Regel eine fraktale Struktur auf. Die übergeordneten und großen Strukturen einer Herrschaft wiederholen sich – wenn auch nicht gleich, so doch auf eine andere Ebene transponiert und strukturell ähnlich – im Detail.

Diese Struktur, dieses Organisationsprinzip birgt zugleich den Kern des Zerfalls in sich: das potentielle Autonomiestreben der untergeordneten bzw. lokalen Herrscher, die, eben weil ihre eigenen Teilherrschaften für sich modular lebensfähig sind, im Unterschied zu den Funktionären einer echten Hierarchie, auch ohne die Ebenen darüber auskommen können. Der Oberherrscher nutzt die Macht der untergeordneten Herrscher, größere Territorien – Landschaften im Sinn von ›Land und Leuten‹ – zu organisieren. Gleichzeitig ist diese Macht, das, was ihm seine Herrschaft ermöglicht; etwas, das sich jederzeit gegen ihn wenden oder wirken kann. Das Startkapital der Sezession ist eine mehr oder weniger ausgeprägte lokale Mächtigkeit. Man könnte deshalb auch sagen: alles, was die Oberherrschaft voraussetzt, bedroht sie zugleich. Viele Umstände sind denkbar, welche ein Ober-Herrschafts-Gefüge abschnittsweise oder auch zur Gänze zur Auflösung bringen können. Zusammenhalt setzt das Vermögen der Oberherrschaft voraus, durch gebündelte Loyalität einer kritischen Zahl von Vasallen

die Unabhängigkeitsbestrebungen einzelner und/oder Verschwörungen mehrer bannen zu können, kurz: eine austarierte Machtbalance. Sobald aber die Gravitationskraft des Machtzentrums nachlässt, können sich partikuläre Interessen zu entfalten beginnen. Was gebündelt war, der Strauß an Herrschaften, fällt auseinander; neue Gefüge entstehen. So war schon Karls Großreich in gewisser Weise zu schön, um von langer Dauer zu sein. Sobald die Integrationsfigur des Kaisers, der »Leuchtturm Europas«, wie ihn ein zeitgenössischer Dichter apostrophierte,⁵ wieder von der Bühne der Weltgeschichte getreten war, begannen Zentrifugalkräfte zu wirken. Die Bilanz nach wenigen Jahren trotz vieler Bemühungen und Vorsichtsmaßnahmen, die Reichseinheit zu erhalten: drei Teilreiche nach dem Jahr 843, fünf ab dem Jahr 855.

Ein Zeitsprung um 500 Jahre nach vorne zeigt die weitere Entwicklung dieser systemimmanenten Tendenz: Das fränkische Königtum ist im Nordwesten »Rumpfeuropas« nun zu einem französischen geworden. Über Jahrzehnte hinweg hat man Herrschaften gesammelt,⁶ das eigene Reich in der Folge der Anti-Katharer-Kriegszüge bis an das Mittelmeer ausgedehnt, aber seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat, durch dynastische Erbfolge und wohl auch frühes geopolitisches Denken angeregt, der in England sitzende König begonnen, seinem »Bruder« auf dem Festland die atlantischen Landschaften streitig zu machen. Der Kampf um die Vormachtstellung in Aquitanien und den anderen Provinzen wird wegen seiner Langwierigkeit als »Hundertjähriger Krieg« in den Geschichtsbüchern verbucht. Diese Auseinandersetzung hat die Herrschaft der Könige von Frankreich an den Rand des Ruins getrieben. Vor allem auch deswegen, weil bisher schon untergeordnete Herrschaften wie etwa das Herzogtum Burgund, sich wieder aus dem Verband lösen konnten und zeitweise selbst ihre nominellen Oberherren aus der Île de France bekriegten.

Ein weiteres Beispiel, und diesmal auch ein geographischer Sprung: Das Königtum in Ungarn sah sich zeitlebens (gerade auch unter den späteren Habsburgern) einer starken Gruppe von Magnaten gegenüber, die das Regieren der Zentrale erschwerten. Regelmäßig erfolgte nach einem »starken Herrscher« wie Matthias Corvinus ein »Zerfleddern« des Reiches, eine Regionalisierung der Herrschaftsstrukturen.⁷ Dabei hatte man 500 Jahre zuvor, um das Jahr 1000, als die Ungarn sesshaft wurden und ihre Führer darangingen, ein Königreich nach »westlich-christlichem« Vorbild zu etablieren, besonderen Wert darauf gelegt, alte Stammesbande, sprich die herkömmlichen Machtstrukturen, zu zerschneiden und durch eine völlig neue und für das ursprüngliche »Wandervolk« ungewohnte territoriale Ordnung ein starkes Königtum zu errichten.

Es gab auch Regionen Europas, wo die vertikale Integration und Bündelung zu Häusern sich nie wirklich festigen konnte, ein eindeutiges Machtzentrum und dessen integrative Wirkung fehlten. Vor allem dort, wo Elemente einer Stammesorganisation und eine Gliederung in unterschiedliche Teilstämme wirksam blieben, lässt sich immer wieder feststellen, dass in sehr kurzer Zeit größere Verbände und reichsartige Gebilde entstehen, die oft nicht lange Bestand haben und rasch wieder in ihre ›Einzelteile‹ zerfallen. In einem Gebiet, wo eine Reihe in etwa gleich mächtiger Herrschaften nebeneinander liegen, kann ein solcher Schneeballeffekt eine besonders große Wirkung entfalten. Quasi aus dem Nichts eines Nebeneinanders etwa gleich mächtiger Stammesherrschaften entstehen binnen kurzer Zeit Großmächte (zumindest auf den Maßstab des jeweiligen Weltsystems bezogen). Sobald es in einer solchen Figuration irgendwem gelingt, mehrere Kräfte zu bündeln, ist keine der Nachbarmächte stark genug, dem etwas entgegen zu setzen. Schnell ist sie in dem größerem Machtgebilde aufgegangen und hat so selbst zu dessen Wachstum ein Scherflein beigetragen.

So ein rasches ›Aufgehen‹ von Reichen lässt sich etwa auf der Balkanhalbinsel, ohnehin durch ihre stark gegliedertes Relief prädestiniert für kleinräumige Herrschaften, beobachten. Zum Beispiel steigt Serbien binnen relativ kurzer Zeit während des 13. Jahrhunderts zu einer Großmacht am Balkan auf (Großserbische Reich); unter anderem auch auf Kosten der Bulgaren die noch um 1200 unter ähnlichen Voraussetzungen analog ein Großreich hatten aufbauen können, welches wiederum an die dreihundert Jahre zuvor durch Zar Symeon etablierte *Bulgaria* erinnerte, welche im frühen 10. Jahrhundert vom Schwarzen Meer bis zur Adria reichte, der aber auch kein langes Leben beschieden war. Es scheint, dass, sobald ein solcher Expansionsprozess seine Schwungkraft eingebüßt hat, wieder die Eigeninteressen obsiegen und die überregionale Klammer zerbricht. Und es war dann auch die Zersplittertheit der politischen Geographie der Balkanhalbinsel, die später das Vordringen der Osmanen wesentlich erleichterte. Weniger gute Nachbarn als liebste Feinde, ließen die Regionalmacht vom anderen Bosphorus-Ufer als wünschenswerten und brauchbaren Waffenbruder erscheinen, ermöglichte dieser, einmal auf europäischen Boden gewechselt, hier rasch – Reich um Reich sammelnd – zur Großmacht aufzusteigen.

Die Schwäche einer Ober- bzw. Zentralherrschaft stellt ihr grundlegendes Selbstverständnis infrage: das des universellen Anspruchs auf Land und Leute. Regelmäßig wird dort, wo die Gravitationskraft und Zugriffsfähigkeit des Machtzentrums nachlassen, versucht, Nutzungsrechte in Besitzrechte umzuwandeln, aus Lehen eigenen Grund und Boden zu machen, in solchen Situationen gänzlich sein eigener Herr in voller Unabhängigkeit zu werden

und die Besitzrechte auch auf seine Nachkommen zu übertragen. Dass die Lehen wie vorgesehen zurück an die Oberherrschaft fallen, funktioniert nur bei intakten Machtverhältnissen, bei entsprechender Durchgriffsstärke des Zentrums, etwa noch unter Karl dem Großen, aber unter seinen Nachfolgern schon nicht mehr. Der Trend hin zur Sicherung der Pfründe für den eigenen Clan wurde tendenziell immer stärker.⁸

Dieses Problem kannten auch zentralistisch und institutionell durchorganisierte Herrschaftsgebilde, ›Staaten‹ im eigentlichen Sinn des Wortes. Weiter oben wurde bereits angesprochen, dass auch Byzanz sein Heerwesen zu einem wesentlichen Teil mit Soldatengütern zu finanzieren und zu organisieren begann. Gab es hier aufgrund der zumindest regelmäßig wiederkehrenden Stärke der Zentralmacht und der Umsetzungskraft für Reformen kaum ein Aufkeimen von Vererbungstendenzen, so hatte der Haupterbe des Byzantinischen Reiches (gerade auch was zentralstaatliche Organisation betrifft), das Osmanische Reich, zeitweise damit seine liebe Not. Musterbeispiele für die Sezession an der Peripherie im großen Stil sind Herrscher wie Ali Pascha Tepedelenli (Epirus, Südalbanien) oder die Familie der Bushatlliu im Norden Albaniens – und auch wenn wir uns damit zeitlich weit weg vom europäischen Mittelalter begeben haben, der große Wert, der im Osmanischen Reich auf die Reproduktion bestimmter althergebrachter Formen sozialer und politischer Organisation gelegt wurde, rechtfertigt das Beispiel an dieser Stelle.

Alternative Netzwerke: Herrschaften, Kirche und Kommunen

Der Aspekt der Abhängigkeit der Oberherrschaften von Unterherrschaften als Grundbedingung jedweder Herrschaft, die in die Breite geht, spricht von überregionaler Machtentfaltung, liefert – ich füge hier die Einschränkung ›ansatzweise‹ hinzu – eine erste Erklärung für das bunte Flimmern der Mittelalterkarten in den Geschichtsatlanten, und sie verweist gleichzeitig auf ein Grundcharakteristikum jeder Monarchie (auch ihrer absolutistischen Spielart): Das griechische Wort, mit dem sie gemeinhin bezeichnet wird, darf nicht wörtlich übersetzt werden. Sie wurde immer lediglich ideell als Herrschaft einer Person hingestellt, in Wahrheit war die ›Herrschaft eines Einzigen‹ etwas, von dem Monarchen lange Zeit nur träumen konnten. So gut wie immer und überall hatten sie sich mit Gremien von *Potentes* zusammenzuraufen, die weniger den Kontrapunkt als die tragende Struktur ihrer eigenen Oberherrschaft darstellten (man denke etwa an die Ständevertretungen oder die Fürstengemeinschaft, welche dem Wahl-

kaisertum des Heiligen Römischen Reichs vornehmlich ›Deutscher Nationen‹ zugrunde lag). Ohnehin fand, zumindest in weiten Teilen Europas, monarchische Herrschaft in einem von anderen Organisationen als der unmittelbar monarchischen durchzogenen und gestalteten Raum statt. Wir kommen nicht umhin, die Situation durch zumindest zwei parallele Netzwerke zu verkomplizieren: nämlich um die Kirchenorganisation und das, was man kommunale Selbstorganisation nennen könnte.

Hatte die monarchische Herrschaft ›genetisch‹ viel mit direkter Gewalt (die Entwicklung des Adels aus einer Schicht privilegierter Waffenträger) zu tun, so lag die Stärke der Kirche im Spinnen eines paneuropäischen Netzwerks – die Kolonisation wilder Landstriche mit eingeschlossen. Im außerbyzantinischen Europa stellte die Kirchenorganisation mit Klöstern (als eine Mischung aus Kommune, antiker *villa rustica*, Tempel und Schule), Pfarreien und dem hier unbestrittenen Zentrum Rom über lange Zeit das beste überregionale Netzwerk überhaupt dar. Schon ihre relativ straffe Organisation war eine Form von infrastruktureller Macht. Es verwundert daher einerseits nicht, dass auch die ›weltlichen‹ Herrscher gerne auf diese Infrastruktur zurückgriffen. Das Riesenreich Karls des Großen wäre ohne die Stütze der Kirche und ihrer Organe vor allem der Bischöfe nicht denkbar,⁹ auch nicht das spätere ›deutsche‹ Kaisertum.¹⁰ Der ›Investiturstreit‹ oder auch das ›Exil der Päpste‹ in Avignon, unter den Fittichen des Königs von Frankreich, sind ohne diesen Hintergrund unverständlich.

Andererseits liegt auf der Hand, dass das große klerikale Netz an ›Stützpunkten‹ ohne Ressourcen und Kapital nicht aufgebaut werden hätte können. Es erforderte ebenso wie jede andere Machtbildung die Nutzung bzw. den Besitz von Land, Arbeitskräften und Einkünfte/Abgaben, um funktionieren zu können und stellte also eine Art eigener Herrschaft dar. So selbstverständlich die Sicherung der materiellen Grundlage auch erscheint, sie zu betonen ist deswegen wichtig, weil sie auf die grundherrschaftliche Tendenzen verweist, welche diesem System von Anfang an eingeschrieben sind, und so erst zu verstehen ist, warum die Kirche immer auch Herrschaften nach sehr weltlichem Modell, zuletzt ganz im Trend der Zeit in Gestalt eines geschlossenen Territoriums um das Machtzentrum – des Kirchenstaates um Rom – ausprägen sollte.

Dessen geographisches Umfeld in Italien eröffnet zugleich den Blick auf die dritte alternative Struktur, die Gemeindeorganisation: »Die Ausbreitung der Kommunen vollzog sich in Europa geradezu epidemisch. Italien ist von Rom bis zu den Alpen zwischen 1100 und 1300 herrschaftsorganisatorisch völlig umgegraben worden. In diesem 200 Jahre dauernden Prozess verschwand der Adel, verloren die Bischöfe ihre Herrschaftsrechte und der Kaiser seine

Oberhoheit. Stadtstaat reihte sich an Stadtstaat, und dessen Hinterland war nicht mehr feudal organisiert wie nördlich der Alpen, sondern kommunal. Als mächtige Welle bewegte sich die Kommunebewegung nach Westen, erfasste den Süden Frankreichs und bald auch die Iberische Halbinsel [...] Europa bildete Gemeinden aus, die aus reiner Pragmatik und ohne jeden theoretischen Vorlauf entstanden und politisch etwas Neues hervorbrachten – die autonome Verwaltung des Alltäglichen.«¹¹ Hintergrund dieser Entwicklung war ein starkes Bevölkerung- und Wirtschaftswachstum. Sie ist daher in gewisser Weise Abbild eines weiteren Netzwerks, nämlich des Handels. Augenfälliger Ausdruck dieses Aufschwungs bleiben bis heute die Städte aus Stein mit ihren Repräsentationsbauten, das »Europa der Kathedralen«.

Es liegt nahe, dass kommunale Organisation vielerorts und immer wieder in Konflikt mit monarchischen Herrschaften kam, besonders jener mit universellem Anspruch. Als sich etwa Kaiser Friedrich Barbarossa 1155 auf dem Weg nach Rom befand, kam ihm eine Abordnung der Bürger Roms entgegen. Dort hatte man gerade die antike Idee der Volkssouveränität neu entdeckt, republikanisches Gedankengut war en vogue und neueste Mode. Sie traten dem Kaiser gegenüber, boten ihm wie erwartet die Kaiserkrone an, schlugen aber auch vor, er möge dafür im Gegenzug die bürgerlichen Rechte und Privilegien der Römer bestätigen. Ein Tritt ins Fettnäpfchen. Dem obersten Vertreter der Ideologie des Gottesgnadentums musste dieser Republikanismus von Natur aus unpassend erscheinen. Dementsprechend auch die Antwort (nach Otto von Freising): »Ist nicht schon alles in meiner Macht, was ihr mir anbietet? Entreiß, wer kann, die Keule der Hand des neuen Herkules! Du armes Rom, was willst du mir geben? Als Elende hast du den Glückesegneten angerufen, als Schwache den Starken, als Kranke den Gesunden, als Angstgeplagte den, der dir Sicherheit geben kann. Ich bin bereits dein rechtmäßiger Herr.«¹²

In Norditalien waren für denselben Kaiser die Verhältnisse im Umgang mit kommunaler Autonomie ganz anders gelagert, die Situation um einiges heikler. Dort brauchte es Taten statt Worte, weil das Autonomiestreben der dortigen Kommunen handfeste Abschüttlungsversuche der kaiserlichen Herrschaft nach sich zog. Vielerorts waren die Bischöfe – hier einmal mehr die Bindeglieder im Netz kaiserlicher Herrschaft – abgesetzt worden und lokale Magnaten hatten die Führung übernommen. In der Po-Ebene strebte Mailand die Vorherrschaft an, bedrohte und unterwarf seine Nachbarstädte. 1162 wurde es vom Kaiser bestraft, zerstört. Aber statt mit diesem Schritt seine Herrschaft zu konsolidieren, schließen sich andere lombardische Kommunen zu einer Liga zusammen und beginnen den Kampf gegen die ultramontane Oberherrschaft, die nun zum ersten Mal auch expressis verbis als Fremdherrschaft gebrandmarkt wird. Und

auch als diese später nicht mehr wirklich greift, gehen die Kämpfe weiter – nun wieder zwischen den Kommunen. Wie schon im Städtesystem der griechischen *Poleis* wiederholt sich hier die Situation, dass in einem so kleinräumigen Staatensystem nächste Nachbarn ›liebste Feinde‹ und militärische Konflikte immer wieder schnell vom Zaun gebrochen sind.

Städtische Gemeinwesen konnten selten den Status unabhängiger Republiken bewahren. Zusammenschlüsse zu Städtebünden und die Lage in einer Frakturzone zwischen Großmächten, in welcher von keiner Seite dominanter Einfluss ausgeübt werden konnte (etwa in Siebenbürgen, in gewisser Weise auch den späteren Niederlanden), waren dabei förderlich. Die Kommunen-Landschaft im Languedoc-Roussillon, die in vielerlei Hinsicht (etwa was das Rechtsdenken anbelangt) noch an der Nabelschnur der Antike hing, wurde vom großen Nachbarn Frankreich in Anschluss an die Kartharerkreuzzüge geschluckt und hörte damit im herkömmlichen Sinn zu existieren auf. Seerepubliken, vor allem Venedig, konnten sich durch ihre Finanzkraft und ihre in fern gelegenen Weltsystemen verwurzelte Handelsmacht lange Autonomie bewahren. Die häufigste ›Todesursache‹ von Republiken war jedoch die Adaption monarchischer Herrschaftsweisen, die Etablierung von Dynastien (oft durch Akteure aus dem Inneren) und deren mehr oder weniger direkte Anknüpfung an die Großmacht in Reichweite.

Die erste Etappe des europäischen Sonderwegs – Vom Wachstum monarchischer Macht

Das Herauswachsen von Monarchien aus Stammesgesellschaften, den Aufbau von Herrschaften, Möglichkeiten und Schwächen territorialer Herrschaft deren ›Kitt‹ persönliche (verwandtschaftliche oder pseudo-verwandtschaftliche) Bindungen sind, die Organisation unterschiedlicher, kooperierender oder konkurrierender Netzwerke, diese Themen haben wir auf die eine oder andere Weise nun schon gestreift. Das bisher Gesagte hilft, die Vorgeschichte des modernen Europa als ein Zusammenspiel einer Vielzahl von Faktoren zu verstehen, die Entstehung einer politisch, relativ kleinräumigen territorialen Ordnung als Ausdruck mangelnder soziokultureller und technischer Möglichkeiten zu begreifen, erklärt das Fehlen von Großreichen *à la* Rom oder China (Imperien) und warum sich an mehreren Punkten Machtzentren herauskristallisieren konnten. Europa entwickelte sich dadurch zu einer polyzentrischen Weltregion.

Das neben-, mit- und gegeneinander Wirken unterschiedlicher Netzwerke und die Tatsache, dass vielerorts lokal organisierte soziale Systeme sich

entwickeln konnten, haben zu einem Mosaik unterschiedlichster Ordnungen geführt, in welchem Vereinheitlichungstendenzen Zeit brauchten, um greifen zu können. Das Leben in einem Territorium war in der Regel durch unterschiedliche Rechte, unterschiedliche, althergebrachte oder neue Privilegien oder Verpflichtungen geregelt. So gut wie überall finden wir ein Konglomerat von historisch gewachsenen Organisationsformen (unterschiedlichen Rechten, Privilegien, Abgaben, Bindungen etc.). Herrschaftliche Gebilde, die unseren modernen Verfassungsstaaten vergleichbar klar durchgestaltet wären, sind aufgrund fehlender Voraussetzungen undenkbar.

Durchgreifende Neuordnungen, Herrschaften aus einem Guss – nach einem ›Masterplan‹, – sind Sonder-, weniger Normalfälle und fielen zeitgenössischen Beobachtern daher auch besonders auf. Etwa wurde die Herrschaft der Deutschordensritter, welche diese in einem Bogen entlang der Ostsee bis weit hinauf ins Baltikum aufbauen konnten, für ihre klar geordneten Verhältnisse bewundert. »Die Bischöfe waren inkorporiert oder weitgehend abhängig, die Städte unterstanden dem Orden, freie weltliche Ritter in Burgen gab es kaum.«¹³ Eine Neuordnung gerade auch aus machtpolitischem Kalkül hat etwa auch im normannisch eroberten England stattgefunden. Ziel war eine starke Positionierung des Königtums, weswegen der einheimische Adel durch die normannische Gefolgschaft ersetzt und zusätzlich bei der Aufteilung der Lehen durch die Einsprengung von Königsland darauf geachtet wurde, keine geschlossenen Territorien entstehen zu lassen.¹⁴ Aber wir wissen, dass längerfristig diese Rechnung nur bedingt aufgegangen ist. Zwar gibt es englische Könige und –innen noch heute, aber mit der Magna Charta bekamen sie im Vergleich zu anderen Monarchen bereits sehr früh (1215) verbrieft, dass ihre Herrschaft keine unumschränkte ist und sie auf die Rechte anderer Rücksicht zu nehmen haben. Auch die Kolonisierungen im östlichen Mittelmeerraum, in den von den Kreuzzügen betroffenen Gebieten, egal ob in der Levante oder am Südbalkan, können zwar als Neuparzellierung bzw. Raumordnung auf einer *tabula rasa* im Geist des mittelalterlichen Gefolgschafts-/Herrschaftssystems angesehen werden, schufen allesamt aber keine dauerhaften Ordnungen (sowohl aufgrund interner Fehden wie Kriege von Außen).

Was aber weist nun darauf hin, dass im Mittelalter jener Staatenbildungsprozess begann, der mit vielen Brüchen und Kontinuität bis in die Gegenwart heraufreicht und welcher auch zu dem auf ethnische, religiöse, kulturelle etc. Homogenitäten innerhalb eines klar abgegrenzten Gebietes so Wert legenden Modell des Nationalstaats geführt hat? Byzanz hat sein Staatswesen durch eine Mischung aus Beharrlichkeit und Reformwillen aus der Antike herübergerettet. Da die Osmanen gewissermaßen in das

byzantinische Staatskostüm schlüpften, lebte das große zentralistische Staatengebilde mit Zentrum am Bosporus weiter, mit viel Kontinuität bis in das 19. Jahrhundert und mit einigen Abstrichen durch Reformen bis zum Ersten Weltkrieg. Im ›anderen‹ Europa, wo es bisher entweder überhaupt nur Stammeskulturen gegeben hatte oder die antiken Strukturen entweder grundlegend umgepflügt oder zumindest auf längere Sicht zerstört worden waren, gab es kein vergleichbares Erbe bzw. konnte es nicht erhalten werden. Im frühen westeuropäischen Mittelalter fehlten die Voraussetzungen für einen zentralistisch organisierten Staat. Das Potential zur Staatlichkeit musste man sich hier erst erarbeiten. Es war dies ein längerfristiger Prozess, im Zuge dessen ein politisches System, in dem Gesellschaften, die vornehmlich entlang der Linien personeller Netzwerke organisiert waren, durch Institutionalisierungen und die Errichtung von Ämterordnungen Staatsgebäude zu bewohnen begannen. Wichtiger Aspekt und wesentliches *movens* dieser Entwicklung war die Etablierung einer Exekutive, die Organisation von Leuten als zumindest halbwegs gehorsame Befehlsempfänger eines Zentralorgans, oder anders formuliert: die Schaffung eines tauglichen Instruments zentralstaatlicher Machtausübung.

Dies ist eine Entwicklung, die in ein bestimmtes Umfeld eingebettet stattgefunden hat, in einem Europa, das durch eine starke Bevölkerungszunahme (Stichworte: Binnenkolonisation, Entstehung einer europäischen Städtelandschaft) und der damit einhergehenden zunehmenden regionalen und interregionalen Verflechtung vor allem durch Handel geprägt war. Dort, wo die Heerfolge von Waffenträgern durch die Vergabe von Pfründen ›erkauft‹ wird, ergibt sich die oben erwähnte fraktale Struktur. Vielerorts in Europa fand sie darin Ausdruck, dass eine Vielzahl von Herren feste Häuser (Residenzen und Festungen in einem) von ihren Hörigen bauen ließen. Sie entsprachen dem Lebensstil dieses Adels. Fehden untereinander oder die Rebellion gegen die jeweilige zentrale Obrigkeit standen auf der Tagesordnung. Oberherrscher sahen sich in diesem System zusätzlich mit den Problemen konfrontiert, dass sie ihre Heere anlassbezogen ›zusammentrommeln‹ mussten und bei ihren Unternehmungen auf den guten Willen ihrer Unterherrscher angewiesen waren, deren Ergebenheit, Loyalität und Disziplin ihre Grenzen kannte. Die Machtstütze eines solchen auf seine *pares* angewiesenen *primus* stand insofern auf einer wackeligen Basis.

Eine ganz andere Herrschaftsgrundlage war ein stehendes Heer. In dem breiten Zeitraum, den die Überlappung von Mittelalter und Neuzeit bildet, können erste Großherrschaften, die über Generationen ihre Macht auf- und ausgebaut haben, diese neue Qualität des Regierens verwirklichen (*exemplum primum*: Frankreich). Der Faktor Zeit in Form von ›Kontinuität‹

und eines sich verstärkenden Prozesses waren dabei wichtig, wichtig aber auch das ständige Auf-und-Ab bzw. Hin-und-Her der europäischen Geschichte und der Umstand eines polyzentrischen Europas. Das post-antike Europa setzte sich beständig aus mehreren Blöcken zusammen, die sich jeweils gegenseitig eine sehr fordernde Umwelt waren. Ein Vorsprung hier, erforderte längerfristig eine Parierung auch da und dort, um Schritt halten zu können. Das war eine Entwicklungsschraube, die in Nordwesteuropa am stärksten angezogen war und in anderen Weltsystemen fehlte. Etwa war das übermächtige ›Reich der Mitte‹ ganz auf sich allein gestellt. Es war ein Überstaat, dessen gut funktionierende Organisation ein Erfolgsrezept wie auch Entwicklungshemmnis darstellte und der keinen Ansporn durch einen mächtigen Nachbarn kannte. Als vormoderner Superstaat kam es so später in der Geschichte zu dem unangenehmen Aufwachen in einer durch das moderne Europa (um)gestalteten Welt.

Und, wir kommen erneut auf die europäische Staatsfrühgeschichte zurück: Wichtig war vor allem auch die sozioökonomische Entwicklung (Märkte, Städte, Handel, Geld). Dadurch entstand ein Milieu, in dem das althergebrachte Pfründesystem in den Hintergrund treten konnte. Waffengewalt und Bereitschaft, in Kriege zu ziehen und Auseinandersetzungen einzugreifen, wurden nun auf eine billigere Art und Weise käuflich. In diese Entwicklungskontexte eingebettet, wurde Herrschen in zunehmendem Maße ein Investitionsgeschäft, wobei die Investition in militärische Absicherung gegen Feinde von außen wie im Inneren half. Dieser Aufbau einer Exekutive war eng mit einer Professionalisierung der Ressourcenausbeutung und Geldbeschaffung verbunden, ein Verwaltungsapparat für diese Aufgabe, die dessen Auf- und Ausbau zur gleichen Zeit ermöglichte, notwendig. Die Frühgeschichte des modernen Staates hatte also weniger mit Verfassungsfragen und Gewaltentrennung als mit deren Gegenteil, wie auch immer man das nennen möchte, und – *horribile dictu* – Finanzierungsproblemen und Steuerfragen zu tun.

Anmerkungen

- ¹ Ducellier 1990, 168ff.
- ² Riché 1991, 157ff; Zitat 161.
- ³ vgl. Blicke 2008, 20ff.
- ⁴ vgl. dazu Keen 1999, 104ff.
- ⁵ zit. n. Riché 1995, 175.
- ⁶ Riché 1994, 206ff.
- ⁷ Fügedi 1982, 28ff.
- ⁸ Riché 1994, 162.

- ⁹ Riché 1994, 162.
- ¹⁰ Keen 1999, 58.
- ¹¹ Blickle 2008, 64f.
- ¹² zit. n. Goez 1972, 219.
- ¹³ Holst 1997, 158f.
- ¹⁴ Rittstieg 1975, 12ff.

Literatur

- Blickle 2008 = Blickle, Peter: Das alte Europa, München 2008.
- Ducellier 1990 = Ducellier, Alain (Hg.): Byzanz – Das Reich und die Stadt, Frankfurt am Main/New York/Paris 1990.
- Fügedi 1982 = Fügedi, E.: Das Königreich Ungarn (1458–1541), in: Gründler, Johannes (Red.): Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn 1458–1541. Ausstellungskatalog Schallaburg, Wien 1982, 17–32.
- Goez 1972 = Goez, Werner: Von Pavia über Parma, Lucca, San Gimignano, Siena, Viterbo nach Rom, Köln 1972.
- Holst 1997 = Holst, Nils von: Der Deutsche Ritterorden und seine Bauten, Wiesbaden 1997.
- Keen 1999 = Keen, Maurice: Medieval Warfare. A History, Oxford 1999.
- Riché 1991 = Riché, Pierre: Die Karolinger, München 1991.
- Riché 1994 = Riché, Pierre: L'empire carolingien, Paris 1994.
- Rittstieg 1975 = Rittstieg, Helmut: Eigentum als Verfassungsproblem, Darmstadt 1975.

Das Ende des langen Rittes

Taktik, Strategie und Kampfweise mittelalterlicher Reitervölker im pannonischen Raum

NORBERT HOFER

Einführung

Reitervölker wie Hunnen, Awaren, Magyaren und andere kamen nicht nur als friedliche Nomaden auf der Suche nach Weideland sowie als Kulturträger zwischen Ost und West ins Karpatenbecken, sondern stellten besonders in ihrer Frühzeit eine reale militärische Bedrohung für das geschwächte Römische Reich und in weiterer Folge für Byzanz und die bereits in diesem Raume ansässigen Völkerschaften dar. Somit ist es angemessen, auf ihre Kampfweise, Bewaffnung und den kulturellen Hintergrund dieser meist nomadischen Völker näher einzugehen. Auch die militärischen Antworten der betroffenen sesshaften Völker auf diese Bedrohungen sollen uns hier interessieren, beleuchten sie doch schlaglichtartig die militärische Vorgehensweise dieser Zeit.

Definitionen

Die im nachfolgenden Artikel vorkommenden Bezeichnungen ›Steppennomaden, Reiternomaden, Reiterkrieger, Reitervölker, etc.‹ werden bewusst als Platzhalter verwendet, um die wiederholte Aufzählung folgender Völker zu umgehen: Hunnen, Awaren, zentralasiatische Türken, Magyaren, Bulgaren (an Donau und im Wolgagebiet), Kumanen, Petschenegen, Mongolen, Tartaren und Kalmücken. Werden Ethnien explizit erwähnt, so handelt es sich um Phänomene, die vorwiegend eben diese Völker betreffen. Da der Autor der Meinung ist, dass einige Aspekte osmanischer Kriegsführung oder zumindest des militärischen Verhaltens ihrer Hilfstruppen durchaus unter einem steppennomadischen Aspekt zu sehen sind, ist es wohl erlaubt, an entsprechender Stelle darauf hinzuweisen.

Es ist hier nicht Aufgabe und Absicht des Autors, die Begriffsdiskussion zum Wort »Nomade« auch nur ansatzweise weiter zu führen. Dieser The-

matik widmen sich zahlreiche Publikationen mit wechselnder Meinung und Aussagekraft. Als Nomaden werden hier Angehörige von Ethnien verstanden, deren ökonomische Grundlage hauptsächlich auf nomadisierender Viehwirtschaft mit Pferden, Rindern und Kleinwiederkäuern (Schafe, Ziegen), gepaart mit der Nutzung nicht permanenter oder nur semipermanenter Behausungen beruht. Das Verwenden und Vorkommen agrarischer Produkte, ob durch Selbstanbau sowie Handels- oder Raubwirtschaft beschafft, ist berücksichtigt. Ebenso kann zumindest in Krisenzeiten von einer hohen Mobilität des ganzen jeweiligen Volkes ausgegangen werden, die dann eben das Zurücklegen weiter Distanzen in relativ kurzer Zeit auf der Suche nach neuem Lebensraum ermöglichte.

Ein Überblick

Die in der zentralasiatischen Tradition des berittenen Bogenschützen stehende Kampfweise vieler Nomaden, die Schnelligkeit ihrer Vorstöße und gewisse technologische Vorsprünge ermöglichten die rasche Ausdehnung ihres Herrschaftsbereiches auf Kosten der im wahrsten Sinne des Wortes altingesessenen Völker. Durch archäologische Funde, historische und kunsthistorische Quellen und vorsichtig benutzte ethnographische Vergleiche können wir ein – wenn auch unscharfes – Bild zur vorliegenden Thematik entwerfen.

Die militärische Stärke aller Nomaden war ihre hohe Mobilität. In Friedenszeiten über weites Gebiet verstreut, in Stammeskleingruppen oder Familien unterteilt, gelang es nomadischen Heeren immer wieder, sich binnen kürzester Zeit an Orten, die für einen sesshaften Feind unvorhersehbar waren, zu konzentrieren. Nahrung – zumeist konservierte Fleisch- und Milchprodukte – und Versorgungsgüter wurden meist auf Pferden mitgeführt, ebenso Ersatzreitiere als Handpferde. Somit gab es selten die Notwendigkeit, einen Weg zur Etappe offen zu halten, da diese einfach nicht existierte. Ebenso war es für einen Angreifer sehr schwierig, dem nomadischen Gegner vernichtende Schläge zu erteilen, wie sie etwa die Einnahme einer Hauptstadt oder die Besetzung von Orten mit hoher Ressourcenballung darstellen. Die stark verstreut lebende Bevölkerung der Nomaden konnte die meist recht behäbig durchgeführte Annäherung gegnerischer Truppen bereits früh genug erkennen und ausweichen. Selbst die Nahrungsquelle der Nomaden war ja in direkter Weise mobil, bestand sie doch überwiegend aus Viehherden, die sich im selben Tempo wie die Menschen bewegen konnten.

Eine Ausnahme stellten nur die völkerwanderungszeitlichen Züge ganzer Ethnien und Stammesgruppen dar, die aber auch auf der Suche nach neuen

Siedlungsgebieten waren. Selbst bei diesen Unternehmungen war meist mit einer berittenen Vorhut zu rechnen, die lange vor Ankunft der Hauptmacht oder gar des ziehenden Volkes Wege ins und im Gebiet des Gegners bereits ausgekundschaftet oder gar besetzt hatte.

Gepaart mit dieser hohen Mobilität bei rein militärischen Bewegungen war allerdings das logistische Problem der Nahrungsversorgung für Reittiere und Vieh der Nomaden. Gab es im Zielgebiet zu wenige Weideflächen – oder fand ein Unternehmen im Winter statt – waren Aktionsradius und Stärke des Heeres stark beeinträchtigt. Bei missglückten militärischen Unternehmungen in Gegenden mit ungenügender Nahrungsversorgung für Mensch und Tier abgedrängt, konnte das den Untergang einer nomadischen Armee oder gar des ganzen Volkes bedeuten.

Auch Gebirge oder Waldgebiete erschwerten das Vordringen der zumeist ausschließlich berittenen Nomadenheere. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass gerade die Flachlandregionen östlich der Alpen und des Wienerwaldes oder östlich der Weichsel, die niedriger gelegenen Regionen am Balkan oder das Karpatenbecken eher von Angriffen bedroht und in Mitleidenschaft gezogen waren als der Alpenraum oder die Bergregionen des Balkans.

Bis zur Ankunft der Mongolen waren die Bewohner der sumpfigen und von zahlreichen Wasserläufen durchzogenen Waldgebiete Polens und Russlands nur in geringem Umfang Überfällen oder Eroberungszügen ausgesetzt. Obwohl viele der betreffenden Reitervölker ursprünglich aus den gebirgigen Waldgebieten des Altais oder des Urals stammten, war den meisten Reiternomaden eine Abneigung gegenüber den unübersichtlichen und unwegsamen Wäldern eigen. Nur selten hören wir von Vorstößen in jene Zonen, und nahezu nie kam es zu einer permanenten Ansiedlung außerhalb der weiten und grasreichen Steppenzonen oder Waldsteppen, die das mittelalterliche Europa noch reichhaltig aufzuweisen hatte. Ausnahmen im Bedrohungsbild stellten beispielsweise die Wolgabulgaren und in weitaus größerem Ausmaß die Mongolen dar. Entlang der großen Flussläufe Russlands unternahmen sie Eroberungszüge, deren Erfolge sich mit der Gründung des frühmittelalterlichen Wolgabulgarenstaates und der mongolischen Oberherrschaft über die Fürstentümer Russlands bis ans Ende des 15. Jahrhunderts deutlich manifestierten. Man mag dagegen argumentieren, dass die Präsenz der Mongolen in Osteuropa doch auch nur den Charakter ausgedehnter Streifzüge besaß; nicht abstreiten lässt sich hingegen die Tatsache, dass nach 1237 zahlreiche Städte auf dem Gebiet der Rus in Flammen aufgingen und von den Mongolen erobert wurden. Alleine dazu war ein Vordringen in den nördlich der südrussischen Steppen liegenden Waldgürtel notwendig, welches auch durchgeführt wurde. Eine

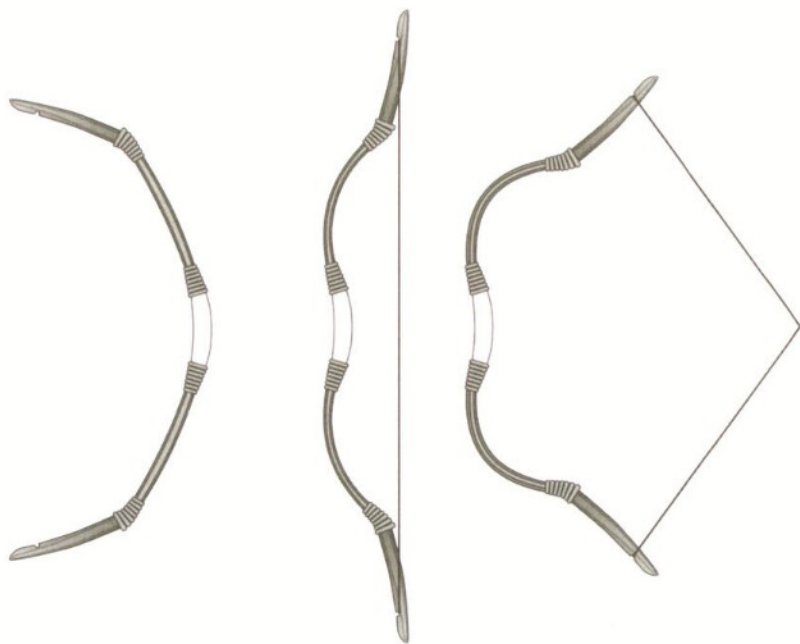
permanente Ansiedlung der Mongolen erfolgte aber in den weiten Steppen der Ukraine und besonders auf der Krim, wo sie das Khanat der Goldenen Horde gründeten.

Die Bewaffnung

Die Angriffswaffen der reiternomadischen Stämme bestanden aus Stoßlanzen, Wurfspeeren, Reflexbögen, Schwertern, Säbeln und Reiteräxten. Die Lanzenspitzen der Awaren zeigen dabei Analogien zu Typen, die auch in italienischen Gräbern der Langobardenzeit vorkommen; sie sind groß und blattförmig, mit erhabenem Mittelgrat und Tülle; ein zweiter Typ, der auch als Wurfspieß angesprochen wird, ist weidenblattförmig, schmal und deltaförmig im Querschnitt. Im *Strategikon* des Maurikios (ein byzantinisches Militärhandbuch, dem Feldherr und späterem Kaiser Maurikios zugeschrieben, das um die Wende des 6. zum 7. Jahrhunderts entstanden ist und sich ausgiebig mit den Möglichkeiten der Kriegsführung gegen die Awaren und andere »Barbaren« beschäftigt) wird zu den Lanzen der Awaren, (mit denen jeder Krieger ausgerüstet war), berichtet, dass sie am Handgriff Riemen besaßen, mittels derer sie während des Bogenschießens an der Schulter befestigt werden konnten. Ähnliche Vorrichtungen kannte man auch bei den Ghulams der Seldschukensultane und bei den Mamlucken, welche ja Sklavenkrieger zumeist kumanischer oder steppennomadischer Herkunft waren. In Manualen zur Kunst des Bogenschießens aus der Zeit der Mamlucken wird anschaulich die Verwahrung der Lanze während des Bogenschusses beschrieben.

Von den Magyaren an schien die Lanze eher keine Hauptwaffe der Stammesadeligen mehr gewesen zu sein, da sie weder in archäologischen noch in bildlichen oder schriftlichen Quellen allzu häufig präsent ist. Erst bei den Mongolen und weiter bei den Osmanen nahm die Lanze wieder einen dominanten Platz in der Bewaffnung nomadischer Gruppen ein; möglicherweise war es aufgrund der verbesserten Schutzrüstung westlicher Gegner wieder notwendig, die Entscheidung in der Schlacht in einer Attacke zu suchen. Dabei befand sich ein mit Lanze bewaffneter Reiter natürlich im Vorteil.

Häufigste und wahrscheinlich bedeutendste Waffe aller Nomadenkrieger war jedoch der zusammengesetzte Reflexbogen. Die etwa 110-140 cm großen Bögen gehörten im Frühmittelalter dem hunnischen Typus mit versteiften großen Enden an. Der archäologische Nachweis lässt sich durch die uns erhalten gebliebenen beinernen Endversteifungen und Griffplatten erbringen.



Sonstige Reste der Bögen, die wohl aus Horn, Holz und Sehnen bestanden, haben sich aus dieser Zeit in Mittel- und Osteuropa leider nicht erhalten. Funde aus dem Kaukasus und aus Zentralasien geben jedoch Hinweise zu Konstruktion und Aussehen der Bögen dieser Zeit.

Ab dem Hochmittelalter wurde der mongolische Einfluss im Bogenbau an Form und Aussehen der Bögen spürbar, bis zuletzt an Stücken aus dem 15. Jahrhundert deutliche Parallelen zu osmanischen und persischen Bögen erkennbar werden. Die Ohren wurden merklich kleiner, die Bogenenden erhielten Hornspitzen und die Gesamtlänge der Bögen nahm aufgrund verbesserter Verarbeitung und veränderter Konstruktionsweise ab.

Im ungespannten Zustand zeigten die steifen Ohren des Bogens nach vorne in die Schussrichtung, im gespannten Zustand bildeten sie in etwa eine Parallele mit der Sehne. Byzantinische und arabische Militärtraktate – wenn auch aus späterer Zeit – sowie ethnographische Vergleichsstücke mongolischer oder osmanischer Herkunft geben über Konstruktion und Wirkung Auskunft. Eine Schussweite von 450 m und mehr war im Bereich des Möglichen, doch handelte es sich hier um die maximale, nicht die gebräuchliche Einsatzreichweite, die etwa maximal 200 m betrug.

Die zur Bogenwaffe gehörenden Pfeilspitzen waren im Frühmittelalter bei Hunnen und Awaren dreiflügelig und wurden mit einem Dorn in den

Pfeilschaft aus Holz gedrückt. Die Pfeile waren etwa 85 cm lang und mit einer dreifachen Befiederung versehen, wie Funde aus Asien, die aus türkischem Kontext stammen, beweisen. Pfeilspitzen von Magyaren, Kumanen, Petschenegen und Mongolen waren zweiflügelig, häufig trapezförmig und ebenfalls mit einem Dorn versehen.

Bogen und Pfeile wurden in Köchern getragen, wobei sich archäologisch nur die Pfeilköcher und deren Verzierungs-elemente und Beschläge aus Bein oder Goldblech erhalten haben. Später, während der Zeit der Magyaren, ging man dazu über, auch Köcher für gespannte Bögen zu verwenden, die häufig reich verziert waren. Aus der Zeit der Osmanen haben sich solche Bogenköcher erhalten, in denen der gespannte Bogen im Kampf verwahrt werden konnte. Die Futterale für den ungespannten Bogen bestanden wahrscheinlich aus Stoff oder weichem Leder, können für das frühe Mittelalter aber nur aus bildlichen Quellen rekonstruiert werden. In den Händen eines geübten Schützen war der Reflexbogen eine tödliche Waffe, und viele der mittelalterlichen Traktate behandeln Schutz- und Verteidigungsmaßnahmen gegen den Pfeilhagel berittener Bogenschützen.

Im Frühmittelalter waren die Krieger der Reiternomaden für den Nahkampf nebst den allgegenwärtigen Messern mit 80–100 cm langen ein- und zweischneidigen Schwertern bewaffnet. Die Schwerter wurden in ihren oft reich mit Gold- oder Bronzeblech verzierten Holzscheiden an den geschmückten Gürteln getragen.

Ab der Mittelawarenzeit taucht im Ensemble der Nahkampfwaffen erstmals der einschneidige Säbel mit gerader Parierstange auf. Von diesem Moment an wurde der Säbel die typische Nahkampfwaffe aller eurasischen Reiterkrieger. Ferner verwandte man Streitäxte, die bereits die Skythen benutzt hatten, und an germanische Kurzsaxe erinnernde Kampfmesser. Ab der Zeit der Spätawaren fanden auch Flügellanzenspitzen und Schwerter vom karolingischen Typus Verwendung. Dieses ist uns aus Grabfunden bekannt.

Die Schutzwaffen der Reiterkrieger sind uns in nur wenigen Panzerfragmenten erhalten; diese bestanden im Frühmittelalter aus Eisenlamellen mit Lochung, die mit Schnüren untereinander verbunden waren. Ob sie auf einem Untergrund aus Leder oder Stoff aufgenäht wurden, wie es in der Literatur häufig vorgeschlagen wird, kann durch archäologische Funde kaum nachgewiesen werden. Diese Form der Schutzrüstung ist uns schon recht lange aus Zentralasien bekannt, sie ist aber wahrscheinlich erst im Zuge der awarischen Expansion nach Europa gelangt. Es gab Formen, die nur den Brust- und Bauchbereich bedeckten oder vom Hals bis zu den Oberschenkeln reichten, wie dies beim Panzer von Niederstotzingen der Fall ist. Diese Panzerform hatte den Vorteil, dass sie noch relativ flexibel war

und gegen Pfeilbeschuss besser schützte als ein Kettenpanzer aus vernieteten Ringen. Man findet diese Lamellenpanzer in Asien (Tibet!) noch in der Neuzeit.

Ab der Zeit der Magyaren gehörte auch der Kettenpanzer zur Schutzrüstung der reiternomadischen Krieger. Dabei scheint es, dass diese Ausstattung entweder durch Kulturkontakte zu West- und Osteuropäischen Völkern übernommen wurde oder infolge von Beziehungen zu den Kulturen Vorderasiens. Sowohl die iranischen Sasaniden wie auch Krieger im arabischen Raum bedienten sich seit langem dieser Schutzrüstung.

Mittelasiatische Darstellungen auf Fresken des 6. und 7. Jahrhunderts in Pendshikent zeigen sowohl Angreifer wie auch Verteidiger in kombinierten Ring- und Lamellenpanzern. Sowohl die ansässigen Sogder (ein sesshaftes iranisches Volk, das im Frühmittelalter im Gebiet des heutigen Usbekistan und Tadschikistan siedelte) als auch die Aggressoren, die wahrscheinlich türkischer Herkunft waren, bedienten sich dieser Schutzrüstungen. Es kann angenommen werden, dass das Wissen über Herstellung und Verwendung dieser gemischten Panzerformen mit der türkischen Expansion nach Westen gelangte.

Die eher geringe Anzahl archäologischer Panzerfunde im steppennomadischen Bereich kann einerseits durch die hohen Herstellungs- und Materialkosten, die eine Verwendung als Grabbeigabe nur bei sehr reichen und bedeutenden Personen zuließen, andererseits durch ihre Seltenheit als Schutzbewaffnung erklärt werden.

Recht häufig war allerdings die Beigabe einiger weniger Lamellen oder später Panzerglieder in apotropäischer (d.h. schützender oder Unheil abwendender) Funktion. Auch in Frauen oder Kindergräbern finden sich diese, denn sie scheinen in den Glaubensvorstellungen und in den Bestattungsgebräuchen dieser Menschen eine bedeutende Rolle gespielt zu haben.

Die einschlägige Literatur beschäftigt sich nur wenig mit alternativen Schutzmöglichkeiten aus Leder, Filz oder abgesteppten Kaftanen, wie wir sie aus zahlreichen ethnographischen oder kunsthistorischen Quellen kennen. So könnte sowohl der Gefangene auf dem Goldkrug von Nagyszentmiklós (Sinnicolaul Mare) einen gesteppten Panzer tragen, als auch der Bogenschütze auf den Mantelverschlusscheiben aus Grab 144 von Mödling. Die Verwendung dicker abgestepter Jacken und Kaftane war im Mittelalter bei den Tartaren und den Turkvölkern Sibiriens bekannt. Laut Missionarsberichten benutzten die Mongolen häufig Schutz Waffen aus gekochtem Leder. Diese Rüstungen sind archäologisch jedoch nur bei besonderen Bodenverhältnissen nachzuweisen. Möglich scheint es aber

auch, dass ihr potentiell geringerer Prestigewert sie von einer Verwendung als Grabbeigabe ausschloss.

Über die Verwendung von Helmen und Schilden bei frühmittelalterlichen Reiterkriegern ist wenig Sicheres bekannt. So befand sich beim bereits erwähnten Panzerfund von Niederstotzingen auch ein Helm aus einander überlappenden Lamellen, der mit einer Stirnplatte mit Nasal sowie einem Scheitelknauf versehen war. Als Nackenschutz diente hier ein Kettengeflecht. Auch bei diesen Helmen kann man sich die Verwendung von Materialien wie Leder, Horn oder Bein vorstellen. Diese Helmform fand sich in Abwandlungen das ganze Mittelalter hindurch, wenn auch eher im innerasiatischen und sibirischen Raum. Spätere Helme, wie sie von den Reiterkriegern Osteuropas verwendet wurden, waren eher aus einem Stück getrieben, von spitzkonischer Form oder mit runder Kalotte und häufig mit Nasenschutz versehen. Dieser Kopfschutz war stark mit Formen russischer oder byzantinischer Herkunft sowie Helmformen des Nahen Ostens und Vorderasiens verwandt.

Eine ebenfalls in den von Reiternomaden berührten Gebieten vorkommende Helmkonstruktion war die des Spangenhelms; hierbei wurden zumeist vier gebogene Platten, aus Eisen oder organischen Materialien bestehend, durch Eisenspangen mit einem Stirnreif sowie untereinander verbunden. Der Spangenhelm ist bereits aus dem mitteltiberzeitlichen und spätkaiserzeitlichen römischen Fundmaterial und von Darstellungen auf Reliefs bekannt. Er erschien auch bei den germanischen und slawischen Völkern Osteuropas, wurde aber ab etwa dem 10. Jahrhundert zusehends durch Helmtypen, die aus einem Stück geschmiedet waren, ersetzt.

Für die Frühzeit der Reiterkrieger ist bis jetzt der Gebrauch von Schilden weder durch archäologische Funde noch durch Quellenhinweise belegt, dennoch ist die Verwendung rein organischer Schildformen aus Leder-Holzkonstruktionen oder aus geflochtenem Schilf nicht ganz auszuschließen. In späteren Gräbern der Awaren fanden sich Schildbuckel, die auf eine Übernahme des in Westeuropa gebräuchlichen Rundschildes mit hohem Umbo (Schildbuckel) hinweisen. Dazu kam es allerdings erst zu einem Zeitpunkt, als die traditionelle Kampfweise zu Pferd von den Awaren wahrscheinlich bereits aufgegeben worden war. Bekannt ist die Verwendung von Schilden bei türkischen Völkern Zentralasiens. Diese wurden im Frühmittelalter häufig aus organischen Materialien wie etwa Leder oder Holz gefertigt. Die Mongolen bedienten sich teilweise kleiner Schilder aus Leder, welche auch aus dem Nahen Osten bekannt sind und dort von den Truppen der Turkmenen und Seldschuken wie auch der Mamlucken verwendet wurden. Eine Schildform, die erst in der Spätzeit des Mittelalters auftaucht, war der sowohl von ungarischen und osteuropäischen leichten und schweren Reitern als auch

von den Osmanen verwendete Flügelschild von annähernd trapezförmigem Aussehen; dieser Schild wurde aus laminiertem und gebogenem Holz, selten auch ganz aus Metall gefertigt.

Ein Aspekt der Schutzausrüstung im reiternomadischen Bereich ist nebst der persönlichen Panzerung der Reiter der Schutz des Reittieres. Immer wieder wird beispielsweise in der Literatur von den gepanzerten Pferden der awarischen Vornehmen gesprochen, obwohl es außer einer Stelle im *Strategikon* des Maurikios keinen anderen Beweis für ihre tatsächliche Existenz gibt. Wenn, wie diesbezüglich ebendort berichtet wird, die Pferdepanzer aus Filz bestanden haben, so wird sich der archäologische Nachweis aufgrund der Erhaltungsbedingungen im Boden nur schwer erbringen lassen; eiserne Lamellen oder Platten eines Pferdepanzers aus dieser Zeit wurden noch nicht gefunden. Bekannt war die Panzerung des Pferdes im iranischen und vorderasiatischen Raum, ebenso bei den zentralasiatischen Nomaden, von der Zeit des Persischen Reiches an. In unseren Gegenden von den Sarmaten und Roxolanen verwendet, wurde die Panzerung des Pferdes in die Ausrüstung des römischen Heeres übernommen. Mit der Völkerwanderungszeit verschwand dieser aufwendige und teure Schutz, um dann im Mittelalter in veränderter Form wieder aufzutauchen. Die Vornehmen der Mongolen und Tataren verwendeten laut Beschreibungen und Bilddarstellungen aus dieser Zeit eine Form des Pferdepanzers, der sich von den Lamellenpanzern herleitete, sich jedoch auch größerer Platten zum Schutz von Kopf, Brust, Kruppe und Flanke bediente. Dies hatte wohl den bewaffnungstechnischen Zweck, den Körper des kostbaren Pferdes vor Pfeilbeschuss und Verwundung im Nahkampf zu schützen. Nicht übersehen sollte man allerdings auch die Aufwertung im Prestige, die ein Krieger mittels dieser imposanten Ausrüstung seines Pferdes sicherlich erhielt. Diese Form der Pferdepanzerung war auch im mittelalterlichen Iran und in Nordindien bekannt. Gegen eine allzu weit reichende Verwendung dieser aufwändig gearbeiteten Panzer sprechen die hohe Gewichtsbelastung sowie die schlechten thermischen Eigenschaften von Metallpanzern, eine Erfahrung, die auch die gepanzerte Reiterei Westeuropas im späten Mittelalter machen musste. Bei großer Hitze funktionierte ein Panzer aus Metallplatten als Hitzespeicher, bei Kälte beschleunigte das Metall die Auskühlung des Pferdeleibes. Eventuell war dieser Effekt bei Panzern, die aus Lamellen, Kettenringen und kleineren Platten zusammengesetzt waren, nicht so stark vorhanden wie bei den Plattenpanzern, die in Westeuropa im 15. und 16. Jahrhundert in Verwendung waren. Um diese Effekte zu verringern sowie den Tragekomfort zu erhöhen, bediente man sich wohl einer Unterlage aus organischen Materialien.

Sehr wenig ist über die Verwendung organischer Materialien als Schutzpanzer für Pferde bekannt. Darstellungen auf Bildquellen des 14. und 15. Jahrhunderts aus dem iranischen Raum weisen uns darauf hin, dass diese Formen der Panzerung in diesem Kulturbereich zumindest bekannt waren. Die Möglichkeit der Verwendung von Filz, Leder, Horn oder gar Holz sollte aber nicht außer acht gelassen werden; diese Materialien finden sich im sibirischen, zentral – und ostasiatischen, indischen und afrikanischen Raum seit dem frühen Mittelalter.

Die Strategie

Die Strategie frühmittelalterlicher Reitervölker wurde ebenso von den Möglichkeiten berittener Kriegsführung dominiert wie auch von der Notwendigkeit, das Kampfmittel Pferd gebührend versorgen und einsetzen zu können. Wie bereits im Überblick erwähnt, bestimmte das Vorhandensein ausreichender Nahrungsquellen wie auch die gute Versorgung mit Wasser in großem Ausmaß die Marschrouten und Kampfräume. Genaue Erkundung der Gebiete des Gegners und der dort vorhandenen Ressourcen war unabdingbar für die Durchführung erfolgreicher Streif- und Feldzüge der Nomaden. Dies galt für alle der hier behandelten Völker.

Kleine Streiftrupps zogen der Hauptmacht des Heeres weit voraus und dienten als Kundschafter wie auch als »Sendboten des Schreckens«. Gerüchte über die Annäherung einer Armee von Reiterkriegern ließen nicht nur einmal Bevölkerung und Truppen des Gegners ihr Heil in der Flucht suchen. Ein in antiken Quellen häufig auftauchender Topos bezüglich der Kriegsführung der Steppennomaden war die ihnen zugesprochene Grausamkeit und die starke Tendenz zu Mord und Plünderung nach der Erlangung taktischer Siege oder der Eroberung fester Plätze. Natürlich kam es auch immer wieder zu Gräueltaten durch nomadische Heere, besonders nach der Eroberung von Städten. Infolge der oft schon vorher einsetzenden Landflucht der Bevölkerung aufgrund des Auftauchens eines Nomadenheeres ist der Historiker auch mit dem Phänomen ganzer entvölkerter Landstriche konfrontiert. Ebenso wurden oft ganze Volksgruppen von den Nomaden vertrieben, da diese den freigewordenen Raum entweder als Weidegebiete brauchten oder die ansässige Bevölkerung nicht kontrollieren konnten oder wollten.

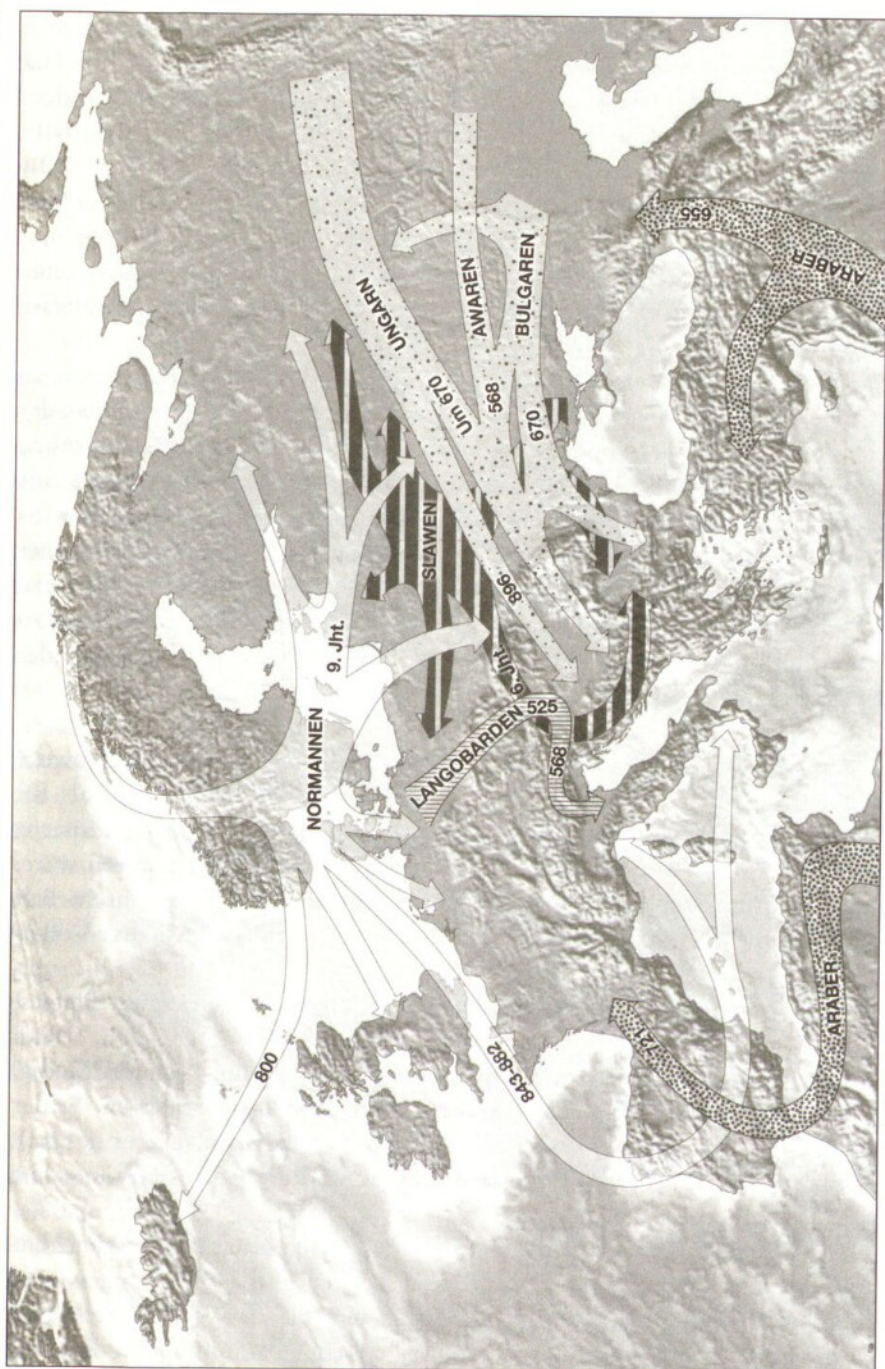
Dazu muss gesagt werden, dass sich auch die so genannten »zivilisierten« sesshaften Völker dieser Techniken bedienten, und dieses Vorgehen oft noch mit religiösen Motiven oder aus staatspolitischer Raison rechtfertigten. Gute Beispiele dafür sind sowohl die Eroberungen zur Zeit des Römischen Reiches

wie auch die Kriege Karls des Großen und die damit erfolgende erzwungene Christianisierung der eroberten Völker. Die Notwendigkeit, dem besiegten Gegner jeden Gedanken an weiteren Widerstand physisch und psychisch auszutreiben, ist ein altes Diktum der Kriegswissenschaften und war eben auch den Nomaden bekannt.

Es kann und soll hier auch keinerlei Erklärung für dieses Verhalten geliefert werden, da wir uns bewusst sein müssen, dass die meisten Berichte hierzu ja aus Quellen stammen, die meist aus der Sicht der Betroffenen erzählen oder aber überhaupt mit der propagandistischen Absicht der Verteufelung des Gegners erstellt wurden. Dies ist keine Rechtfertigung revisionistischer Natur; aus heutiger Sicht moralische Wertungen zur individuellen ›Grausamkeit‹ damaliger Kulturen zu erstellen, erschien dem Autor immer als ein (unnötiges) Unterfangen, das nach Ansicht des Verfassers seinen Ursprung im eurozentrischen Kulturchauvinismus und in der allgemeinen Hybris europäischer Geschichtsschreibung hat.

Besonders in den Grenzzonen zwischen den Reichen fest siedelnder Kulturen und den daran anschließenden Steppenzonen, die von nomadischen Kulturen bewohnt wurden, fand man häufig ein regelrechtes Niemandsland, das nur von wenigen Routen durchzogen wurde und in dem weder Rechtssicherheit der einen noch der anderen Seite existierte. Auf dem heutigen österreichischen Staatsgebiet kann diese Situation beispielsweise mit einiger Sicherheit im 7. und 8. Jahrhundert für das Land zwischen Ennsfluss und dem Wiener Becken angenommen werden. Auch im Karpatenbecken und in den Flachlandzonen des östlichen Balkans können wir uns in dieser Zeit eine ähnliche Lage vorstellen. War jedoch erst die Kontrolle über ein Gebiet sowohl militärisch als auch politisch gesichert, unterschied sich die Exekution der Herrschergewalt auch in den von nomadischen Staatswesen dominierten Gebieten nur unwesentlich von der Art der Machtausübung, wie sie indigene Funktionsträger vorher oder nachher ausübten.

Die weitere Strategie reiternomadischer Heere bestand zumeist im Vordringen mehrerer Abteilungen auf breiter Front, außer dort, wo Logistik und Wege es nicht zuließen. Aufgrund der hohen Mobilität berittener Truppen konnten sowohl Nachrichten relativ schnell übermittelt werden, als auch Sammelpunkte in kurzer Zeit für alle Abteilungen erreichbar sein. Dadurch war es möglich, relativ verstreut zu marschieren und dennoch konzentriert zu agieren. Die einzelnen Abteilungen bekamen Operationsgebiete zugewiesen, hatten sich aber für den Fall, dass sich der Gegner stellte und in einer Feldschlacht die Entscheidung suchte, bereitzuhalten. Diese Entscheidungsschlacht wurde nur auf für Reiter günstigem Gelände geschlagen. Wenn eine Konfrontation unausweichlich war, wenn etwa



Gebirgspässe oder eine Fluss zu überqueren waren, dann schlug man sich auch in ungünstigem Gelände. Dabei zeigten sich die berittenen Heere der Nomaden durchaus als geschickt im Überqueren von Wasserläufen, indem diese einfach durchschwommen wurden, oder binnen kurzer Zeit außerhalb der Flanken der Gegner eine Überquerungsmöglichkeit gefunden wurde. Oft bedienten sich die Steppenkrieger auch der Kenntnisse unterworfenen Völker, deren Angehörige dann entweder Boote bauten oder herbeischafften und die Überquerung erleichterten. Auch kam es häufig dazu, dass Flusssysteme im Winter überquert wurden, wenn sie entweder ganz oder stellenweise zugefroren waren.

Konnte das Heer der Gegner Übergänge erfolgreich halten und sperren, so fanden die Nomaden gar nichts dabei, es zu einem späteren Zeitpunkt wieder zu versuchen. Nicht gebunden an eigene Erntezeiten oder Aussaattermine schlugen sie erneut zu; zumeist dann, wenn der sesshafte Gegner aus wirtschaftlichen oder agrarischen Gründen nicht das gesamte Aufgebot ins Felde stellen konnte. Auch versuchten die Steppenreiter zumeist, den Gegner entweder weiträumig auszumanövrieren oder seine Rückzugsroute zu sperren. Ebenso versuchten Streifgruppen die feindlichen Nachschubwege zu stören und die Kommunikation gegnerischer Truppenkörper untereinander zu unterbinden.

Befestigte Plätze wurden oft umgangen, da eine nomadische Armee – außer wenn sie Zivilbevölkerung mitführte – selten auf Nachschubwege angewiesen war. Dies war für die Nomaden weniger ein Problem als für Heere, deren rückwärts gerichtete Kommunikation durch die Existenz eines festen Platzes in ihrem Rücken mit Sicherheit bedroht gewesen wäre. Auch führten Nomaden selten Belagerungsgeräte oder die zu ihrem Bau notwendigen Materialien mit, wie dies von einigen Armeen sesshafter Völker bekannt ist.

In einigen Fällen war jedoch die Belagerung eines befestigten Platzes, zumeist einer Stadt, aus verschiedenen Gründen unumgänglich. Dann erwiesen sich die Nomaden als durchaus der Belagerungstechnik kundig, oder versuchten die Zugänge zur betroffenen Siedlung zu sperren, Felder und Herden des Gegners zu vernichten und zu vertreiben. Dieses geschah solange, bis die eingeschlossene Bevölkerung und die Garnison von selbst den Widerstand aufgaben.

Aus der Sicht der Reiternomaden war der sesshafte Gegner vergleichbar mit einem jagdbaren Wild, das auf feste Bauten und Höhlen angewiesen und von daher der Gnade eines beweglichen Gegners auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Aller Fluchtmöglichkeiten beraubt und in die Enge getrieben, konnte dieser Gegner zwar gefährlich werden – darum eventuell

auch das oft vorsichtig erscheinende Vorgehen der Nomaden in Feldzug und Schlacht – musste sich aber, letztendlich mit der Zerstörung seiner Ressourcen konfrontiert, stellen und war dann zumeist bereits erschöpft und in weiterer Folge der Kampfeskraft der Steppenreiter unterlegen.

Das große Problem für sesshafte Völker im Krieg mit den eurasischen Steppenkriegern war die hohe Beweglichkeit der berittenen Heere und das Fehlen eines definierten Angriffsziels wie z.B. einer Festung oder einer wichtigen Stadt, durch deren Einnahme man die nomadische Armee zur Schlacht hätte zwingen können. Sowohl Armee als auch Tross und Lager der Reitervölker waren höchst beweglich und oft in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Nur ihre zumeist fixen Winterlager konnten als feste Ziele angegriffen werden, dies jedoch zu einer Jahreszeit, die für beide Heere ungünstig war und jeden General vor gewaltige Versorgungsprobleme stellte. Erst am Tage der Schlacht fanden sich die verschiedenen Stämme oder Abteilungen beim gewählten Schlachtfeld ein. Auch das Leben als Nomaden verlieh den an Anstrengungen, Hitze oder Kälte gewöhnten Hirtenkriegern einen Vorteil gegenüber den Truppen sesshafter Stämme und Völker. Der Krieg war für die nomadischen Völker nur ein Aspekt ihres Lebens: er diente der Gewinnung von Weideland, Beute und Prestige, der Behauptung gegenüber den Reichen fest siedelnder Völker oder der Abwehr feindlicher Angriffe. Nur selten kommt es zu einem Zusammenschluss mehrerer Interessensgruppen oder Stämme, meist unter einer wie auch immer herausragenden Herrschergestalt, die dann den notwendigen Druck oder die notwendige Motivation für eine expansive militärische Aktion erzeugen kann.

Die historischen Quellen lassen uns in Vielem darauf schließen, dass die Nomadenheere im taktischen oder strategischen Können ihren sesshaften Gegnern zumindest ebenbürtig, wenn nicht in ihrer frühen Expansionsphase sogar überlegen waren.

Die Taktik

Grabfunde, schriftliche und bildliche Quellen weisen auf einen Hauptfaktor der steppennomadischen Kriegsführung hin: den berittenen Bogenschützen. Seit dem Auftreten der Kimmerer und Skythen im Vorderen Orient waren die Heere sesshafter Völker mit dem Problem konfrontiert, wie der die schnelle Entscheidung im Nahkampf verweigernde Gegner, der beritten und mit dem Bogen bewaffnet den Kampf aus der Ferne führen konnte, zu stellen und zu besiegen sei. Es stellt sich hier die Frage, wie nun genau die Kampfweise der berittenen Bogenschützen zu verstehen ist. Zwei Varianten der taktischen

Kriegsführung der Steppenreiter sind uns bekannt; einerseits handelte es sich dabei um leichte Reiterei, die den Feind im Plänklergefecht zu zerstreuen und für den Angriff der schweren Reiterei vorzubereiten versuchte, andererseits um in eher geordneter Formation kämpfende Kavallerie – die, nicht unbedingt einheitlich gepanzert, – durch gezielten Pfeilbeschuss aus dem Stand, später dann zum Nahkampf übergehend, die Reihen des Gegners zu zerstören versuchte.

Während es sich im ersten Fall vielleicht um eine aus hoch mobilen und unterschiedlich bewaffneten Einzelkämpfern zusammengesetzte Armee handelte, die nur geringen organisatorischen Rückhalts bedurfte, benötigte die geordnete Kampfweise mit Massenbeschuss doch einer hierarchischen Organisation, die Ziele und das Verhalten der Gruppe bei Angriff und Verteidigung vorgab. Der Einzelkämpfer näherte sich auf die ihm genehme Distanz, die bei einem mit Fernwaffen nur ungenügend ausgerüsteten Gegner oft wenigen Metern Abstand entsprach, suchte seine Ziele selbst und konnte bei Bedrohung sehr rasch und nicht an Formationen gebunden den Rückzug antreten. Bei vorheriger Vereinbarung von Rückzugspunkten sowohl im Gefecht wie auch bei operativen Bewegungen war somit nur eine geringe Durchsetzung mit Offizieren und Funktionsträgern notwendig.

Die Reihen des Feindes wurden über einen längeren Zeitraum hindurch mittels gezielten Beschusses gelichtet, sein Vorrücken behindert, und allmählich wurden die Verluste spürbar. Weiträumig umfassende Manöver waren möglich, Flanken und Rücken der feindlichen Armee, so nicht durch natürliche Hindernisse gesichert, wurden ständig bedroht. Schnellen Vorstößen des Gegners konnte von Seiten der Reiterkrieger weiträumig ausgewichen werden. Mitunter dauerte eine Schlacht nach diesem Muster mehrere Tage. Zum Nahkampf kam es erst, wenn die Formationen des Gegners aufgesplittert, einzelne Gruppen isoliert waren oder sich bereits am Rückzug oder gar auf der Flucht befanden. Anhand des Aufbrechens der gegnerischen Front wurde die dann bereits vorhandene moralische Schwäche für die Reiterkrieger erkennbar, und ähnlich wie bei den großen Jagden, die zum Beispiel regelmäßig in der Armee der Mongolenkhane stattfanden, wurde der aufgeriebene Gegner alleine oder in Kleingruppen gehetzt und unschädlich gemacht.

Diese Methode bedurfte großer Geschicklichkeit und guter Ortskenntnis des einzelnen Kriegers. Infolge der weiten Verstreuung der einzelnen Truppen war es der Heeresführung auf Seiten der Reiternomaden wohl nur schwer möglich, die Kommunikation mit den einzelnen Gruppen von Reitern aufrecht zu erhalten. Zwar konnte mittels Fahnen oder Hornsignalen eine vorher besprochene Änderung der Taktik angekündigt werden, es ist aber

zweifelhaft, ob diese immer wahrgenommen wurde. Zentrale Sammelpunkte zur Versorgung der Reiter mit Geschossen waren notwendig, dazu musste sich der Reiter vom Gegner lösen und gab diesem damit Zeit, seine Formationen neu zu ordnen. Auch ist es ein altes Diktum der Kriegswissenschaften, dass vereinzelte Verluste durch Beschuss eher auszuhalten sind als das plötzliche Aufreißen und Entstehen von Lücken in geschlossenen Reihen, wie es ja zum Beispiel durch Massenbeschuss bewirkt wird.

Es ist uns aber bekannt, dass die steppennomadischen Heere dieser Zeit wohl organisiert waren, und sich wahrscheinlich in Familien und Stammesverbände gliederten. Die Vorgehensweise in der Schlacht wurde vorher unter den Anführern besprochen und geplant, und die Durchführung des Angriffs wurde großteils den Unterführern überlassen.

Bezüglich der Awaren deuten jedoch unter anderem viele Abschnitte im bereits erwähnten *Strategikon* des Maurikios eher auf das Existieren einer weiteren Variante der Kampfweise hin, denn die empfohlenen Abwehrmaßnahmen richten sich eher gegen einen in fester Formation kämpfenden Gegner als gegen leichte Reiterei. So wird das Tragen schwerer Rüstung sowohl für die byzantinische Kavallerie als auch für die mit Schild und Speer bewaffnete Infanterie empfohlen, ja sogar als notwendig dargestellt. Auch sollen Fußvolk und Berittene der Byzantiner durch in enger Formation kämpfende Bogenschützen unterstützt werden. Das alles weist eher auf die Abwehr von mittels Massenabschuss vorbereiteten Kavallerieangriffen, als auf die Verteidigung gegen ungeordneten Pfeilbeschuss durch anreitende und kehrtmachende leichte Kavallerie hin. Zwar wird es eigene Plänklergruppen auf awarischer Seite gegeben haben, doch wird ganz deutlich von allgemeiner Bewaffnung mit Bogen *und* Lanze gesprochen. Dagegen spräche wieder die erwähnte awarische Vorliebe für aufgelöste Formationen und Angriffe aus dem Hinterhalt, und dass als Kampfmethode das Handgemenge empfohlen wird. Es ist also die awarische Taktik in einer offenen Feldschlacht nicht eindeutig feststellbar.

So wird auch im *Strategikon* auf die Formierung in »Haufen« und »Regimentern« verwiesen; zusätzlich zu den in der Schlachtordnung stehenden Kriegern werden dann noch Truppen zum Plänklergefecht oder zur Unterstützung bedrängter Einheiten zurückgehalten. Wiederholte Male wird vor der Verschlagenheit der Awaren und ihren Kriegslisten wie Hinterhalt, Angriff in den Rücken oder die Flanke des Gegners oder vorgetäuschter Flucht gewarnt. Allgemein fiel dem Verfasser des *Strategikons* die gute Organisation und vorausschauende Planung der Awaren auf, und er warnte davor, dass sie in der Verfolgung eines geschlagenen Gegners gnadenlos und unerbittlich wären.

Über die tatsächlich angewandte Taktik andere Reitervölker wird in den heute noch erhaltenen schriftlichen Quellen leider nur wenig berichtet. Einige waren sich alle Chronisten über die den Himmel verdunkelnden Pfeilhagel, die Weigerung der Reiterkrieger, vorzeitig in den Nahkampf zu kommen, sowie ihre geschickte Ausnutzung des Geländes. Es ist anzunehmen, dass sich die Heere der Steppenkrieger der jeweils adäquaten Methoden bedienen konnten, um einen Gegner vernichtend zu schlagen. Bei beiden oben erläuterten Kampfesweisen spielten die gute Organisation ihrer Heere und die bereits angesprochene Mobilität sicherlich die Hauptrollen. Sehr auffallend ist auch, dass das ganze Mittelalter hindurch den Heeren der Nomaden eine große Überlegenheit aufgrund ihrer zahlenmäßigen Stärke zugesprochen wird. Bereits einige Historiker haben das bei antiken und mittelalterlichen Autoren auftretende Phänomen untersucht, dass bei der Angabe der Stärke des Gegners gerne etwas übertrieben wurde, um eigene Niederlagen oder Siege besser rechtfertigen zu können. So könnte es natürlich auch bei Berichten zu den Feldstärken nomadischer Heere sein. Es würde einer gesonderten Untersuchung bedürfen, um herauszufinden, ob die auf den ökonomischen Grundlagen des Nomadentums beruhenden Steppenvölker dieser Zeit überhaupt fähig waren, derart große Zahlen an Kriegern zu stellen. Oft haben eventuell auch die zahlreich mitgeführten Ersatzpferde und Viehherden und die von ihnen aufgewirbelten Staubwolken dazu geführt, dass von Hunderttausenden von Reitern gesprochen wurde.

Von den Mongolen ist uns bekannt, dass sie ihre Truppenkörper in der Feldschlacht dicht beieinander hielten und gruppenweise attackierten. Ihre nach Stämmen und Clans organisierten Heere waren einer strengen Felddisziplin unterworfen und im Dezimalsystem organisiert. Möglicherweise gab es eine Trennung in schwere und leichte Reiterei, wie sie uns auch von den Osmanen bekannt ist. In der Feldschlacht bestand ihre Taktik aus einem Wechselspiel zwischen den Angriffen und Scheinattacken leichter Kavallerie, die den Gegner mit einem Pfeilhagel überzog, und sich sodann durch die Reihen der bereitstehenden schwer gerüsteten Kavallerie zurückzog, während diese dann in weiterer Folge eine oder mehrere Attacken ritt, um die Front des Gegners zu durchbrechen. Ähnliche Taktiken waren auch für die Osmanen bezeichnend, die sich jedoch zusätzlich auf die Standhaftigkeit eines Infanteriezentrums verließen. Dieser oftmals befestigte lagerartige Ort wurde von den osmanischen Heerführern bereits im 15. Jahrhundert mit großen Mengen an Geschützen versehen, und an dieser festen Stellung verbiss sich so mancher Angriff des jeweiligen Gegners, nur um dann von den bereitstehenden Regimentern der Hoftruppen in die Zange genommen zu werden.

In einigen Quellen wird zum Beispiel den Awaren auch eine gewisse Geschicklichkeit in der Belagerungskunst attestiert. Es wird ihnen der Bau von Maschinen wie Türmen und Wurfgeräten zugeschrieben. Der Gebrauch von Befestigungswerken erschien ihnen jedoch allgemein als unnütz und entsprach überhaupt nicht ihrer mobilen und flexiblen Kampfweise. Bei späteren Reitervölkern hören wir nur wenig von Belagerungen. Erst die Mongolen bedienten sich wieder einer Vielzahl von Maschinen und Gerätschaften, die sie wahrscheinlich im Kontakt mit China und den Völkern Vorderasiens kennen lernen konnten. Letztendlich waren es auch die Osmanen als Abkömmlinge von Reiternomaden, die eine Belagerungsartillerie schufen, mit deren Hilfe sie sowohl die mittelalterlichen oder vielfach noch antiken Mauern der Städte und Festungen des Nahen Orients und des geschwächten byzantinischen Reichs zu Fall brachten.

Bei den Awaren und bei anderen Reitervölkern kam es immer wieder zum Einsatz von Fußtruppen, nicht nur bei Belagerungen, sondern auch in Feldschlachten. Bekannt ist, dass sich die hunnische Armee verschiedener germanischer Völker wie Goten, Heruler und Rugier bei ihrer Expansion nach Westen bediente. Bei diesen kämpfte ein großer Teil des Aufgebots zu Fuß, nur die Adelligen waren – vielleicht nach hunnischem Vorbild – beritten. Den Awaren und Bulgaren wird zugeschrieben, dass sie sich slawischer Fußtruppen bedienten; diese ermöglichten schlussendlich erst die epischen Belagerungen Sirmiums oder Konstantinopels. Magyarische Heere benutzten ebenfalls slawische Aufgebote zu Fuß, die dann bald ein fester Bestandteil ungarischer Heere wurden. Die Fußtruppen nomadischer Heere waren zumeist entweder mit Speeren und Schilden oder als Bogenschützen bewaffnet, und hatten entweder die Aufgabe, das Lager zu bewachen, oder in der Schlacht eine feste Front zu bilden, hinter der sich die Reitertruppen sammeln konnten.

Von den Hunnen wissen wir, dass sie zu Fuß kämpfende Truppenkörper oft als erste Angriffswelle einsetzten, um den Gegner zu ermüden und zu beschäftigen, oder wenn die Anzahl hunnischer Reiter nicht ausreichend war, um den Gegner zu überflügeln und einzukreisen. Dies war zum Beispiel bei der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 n. Chr. der Fall. Ähnliches wird auch von den Mongolen berichtet, die große Mengen von Fußtruppen unterlegener Gegner in ihre Armeen aufnahmen und sie vielseitig einsetzten. Selbst die bereits sesshaften Osmanen bedienten sich noch dieser Taktiken; dies manifestierte sich in den großen Mengen leichtbewaffneter Fußtruppen, den Azaben, die eine Feldschlacht von Seiten der Osmanen eröffneten, sodann in der Bildung des festen Infanteriezentruns der Janitscharen und den verschiedenen Reiterflügeln, deren Angriff letztendlich die endgültige Entscheidung bringen sollte.

Im Handgemenge, das zumeist erst nach dem Zerschlagen der gegnerischen Reihen und Formationen erfolgte, bedienten sich die Steppenkrieger einer Vielzahl von Waffen. Lanzen, Wurfspeere, Schwerter, Säbel, Kampfmesser, Äxte und auch Lasso finden sich bis in die jüngste Zeit im Waffeninventar nomadischer Völker. Auf die Geschichte dieser Waffen wurde bereits weiter oben eingegangen. Die Geschicklichkeit auch im Umgang mit Nahkampfwaffen wurde den Reiterkriegern von Seiten der Chronisten immer wieder attestiert. Bestand auch eventuell am Beginn einer Schlacht Zurückhaltung, sich in den Nahkampf zu begeben, so hatte das wohl meist eher taktische Gründe. Unverständlich gegenüber der Kriegskultur der Nomaden bezeichneten die schriftlichen Quellen sesshafter Völkern dieses Verhalten gerne als ausgesprochene »Feigheit«. Ein gutes Beispiel dafür sind die Berichte der Chronisten der Kreuzzugsperiode, die sich seitenlang über die mangelnde »Tapferkeit« ihrer seldschukischen oder mamluckischen Gegner ereiferten. Man war nicht bereit zu erkennen, dass die Krieger mit nomadischem Hintergrund einen anderen Weg zum Sieg über eine gegnerische Armee gefunden hatten, als sich in langen, erschöpfenden und blutigen Handgemengen zu versuchen. Dem Nahkampf gingen sie solange aus dem Weg wie es eben notwendig war, um dann dem eigentlich bereits geschlagenen Gegner den sprichwörtlichen Todesstoß zu versetzen.

Es ist anzunehmen, dass die Antwort auf all dieses Verhalten und die oben geschilderten Angriffstaktiken für eine Armee ohne nomadischen Hintergrund in einem Festhalten der Reihen, der Bevorzugung gesicherter Plätze in der Feldschlacht sowie – falls möglich – dem Einsatz eigener leichter Reiterei bestand. Hohe Disziplin und der stete Versuch, dem Gegner auf einem für ihn ungünstigen Gelände entgegen zu treten, waren wichtige Faktoren. Die eigene Armee musste dank starker Durchsetzung mit eigenen Bogenschützen fähig sein, die Gegner auf Distanz zu halten und sich gegen Rücken- und Flankenangriffe absichern zu können. Am Vormarsch gegen nomadische Gegner galt es, weit vor dem Hauptheer Kundschafter ausschwärmen zu lassen, um Hinterhalten und Überraschungsangriffen entgehen zu können.

Schlusswort

Das Ende der Bedrohung Europas durch Heere eurasischer Nomaden kam erst mit dem Aufkommen der mittelalterlichen Staaten Osteuropas. Diese Staaten integrierten die oftmals an ihren Grenzen lebenden Nomaden sowohl in politischer als auch in militärischer Hinsicht in ihr eigenes Staatswesen und Heer. Sie konnten es sich aufgrund der wirtschaftlichen Überlegenheit ihrer

Länder oft leisten, den noch weiter im Osten lebenden Nomaden ebenbürtige berittenen Heere entgegenzustellen, sodass eine eigentliche Bedrohung des Staatsgebietes oft nicht mehr gegeben war. Im Falle des mittelalterlichen Ungarn – übrigens der einzigen Staatsgründung eines nomadischen Volkes in Europa im Mittelalter, die von langer Dauer war – übernahmen die einstigen Reiterkrieger viel von der Militärtechnologie des Westens, und integrierten zum Beispiel das mit dem Lehnswesen verbundene System der ritterlichen schwer gerüsteten Reiter in ihr eigenes Kriegswesen. Auch schufen sie, an westlichen Vorbildern und dem Heer der Osmanen orientiert, im 15. Jahrhundert eine effektive Fußtruppe, die gut gerüstet und bezahlt wurde. Diese stehende Truppe zu Fuß wurde mit einer großen Anzahl leichter Reiter kombiniert, deren Vorhandensein aus der steppennomadischen Tradition der Magyaren stammte. Auch die Osmanen im 15. und 16. Jahrhundert bedienten sich tatarischer und anderer Hilfstruppen, um weiträumige Manöver in Flanke und Rücken des Gegners durchzuführen. In den Berichten dieser Zeit spiegelte sich auch ein wenig die Angst der Chronisten vor den Horden berittener Kriegern mit fremdländischem Aussehen wider; eine Angst, wie wir sie bereits aus den Quellen aus der Endzeit des Römischen Reichs hinsichtlich des Auftauchens der Hunnen kennen.

Selbst mit dem Aufkommen von Feuerwaffen änderte sich nur wenig an der Kampfweise der Reiternomaden. Die neuen Waffen wurden, so notwendig, in die Ausrüstung übernommen; schnell entwickelte sich eine hohe Geschicklichkeit im Umgang mit den dann oft schon veralteten Schusswaffen. Davon erzählen häufig die Berichte russischer Militärs aus den Kämpfen gegen sibirische Nomaden, gegen kaukasische Reiter oder gegen die Turkmenen. Noch heute können die alten Taktiken und das Schießen aus dem Sattel bei verschiedenen Reiterspielen mongolischer oder tibetischer Nomaden beobachtet werden; man muss sich nur einen Bogen statt der heute verwendeten alten Armeekarabiner oder gar Vorderlader in den Händen der heute friedlich und zurückgezogen lebenden Nomadenreiter vorstellen, um einen Eindruck von der gewaltigen Geschicklichkeit und bedrohlichen Kampfweise ihrer mittelalterlichen Vorgänger zu bekommen.

Literatur

- Amitai-Preiss, Reuven: *Mongols and Mamluks: The Mamluk-Ilkhanid War 1260–1281*, Cambridge 1995, hier besonders 214–235.
 Bálint, Csanád: *Die Archäologie der Steppe. Steppenvölker zwischen Volga und Donau vom 6. bis zum 10. Jahrhundert*, Wien 1989.

- Bivar, A. D. H.: Cavalry Tactics and Equipment on the Euphrates Frontier, in: *Dumbarton Oaks Papers*, Vol. 26, Harvard 1972, 271-291.
- Bracher, Andreas: Der Reflexbogen als Beispiel gentiler Bewaffnung, in: Wolfram, H./Pohl, W. (Hg.): *Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern*, Veröffentlichungen der Kommission für Frühmittelalterforschung, Bd. 12, Wien 1990, 137-146.
- Csallány, Dezső: Der awarische Brustpanzer von Hajdúdorog, in: *A Debrceeni Déri Múzeum Evkönyve 1958/59*, Debrecen 1960, 17-23.
- Le Coq, Albert von: *Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittel – Asiens*, Berlin 1925.
- Dennis, George T./Gamillschegg, Ernst: *Das Strategikon des Maurikios*, Wien 1981.
- Dienes, István: *Die Ungarn um die Zeit der Landnahme*, Budapest 1972.
- Garam, Eva: *Das awarenzeitliche Gräberfeld von Kisköre*, *Fontes Archeologici Hungariae* 1979.
- Hildinger, Erik: *Warriors of the Steppe. A Military History Of Central Asia, 500 B.C. To 1700 A.D.*, New York 1997.
- Horváth, András Pálóczi: *Petschenegen, Kumanen, Jassen*, Budapest 1989.
- Kolias, Taxiarchis G.: *Byzantinische Waffen*, Wien 1988.
- Madaras, László: *Das awarenzeitliche Gräberfeld von Jászapáti*, *Avar Corpus Füzetek*, Debrecen/Budapest 1994.
- May, Timothy: *Chormaqan and the Mongol Conquest of the Middle East*. MA Thesis, Department of Central Eurasian Studies, Indiana University 1996.
http://radar.ngcsu.edu/~tmmay/Chormaqan_thesis.pdf
- Pletnjowa, Swetlana A.: *Die Chasaren. Mittelalterliches Reich an Don und Wolga*, Leipzig 1978.
- Pohl, Walter: *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr.*, München 1988.
- Pohl, Walter: *Popoli delle steppe, Unni, Avari, Ungari*. 23-29 aprile 1987 (*Settimane di studioi del centro italiano die studi sull'alto ...*) 1988.
- Pohl, Walter: *Hunnen + Awaren. Reitervölker aus dem Osten*. Burgenländische Landesausstellung 1996, Schloss Halbturn, Eisenstadt 1996.
- Thordemann, Bengt: *Asiatic Splintarmour in Europe*, in: *Acta Archeologica* IV, Kopenhagen 1933, 116 ff.

Alteidgenössisches Kriegerum und Söldnerwesen

WERNER MEYER

Zwischen dem Beginn des 14. Jahrhunderts und der Zeit um 1500 galten im Abendland die Kriegerverbände der Schweizer Eidgenossenschaft als unbesiegbare und wurden wegen ihres barbarischen Draufgängertums gleichermaßen gefürchtet, bewundert, gehasst und verachtet. Ihren Ruf hatten sich die Schweizer Krieger durch ihre spektakulären Schlachtensiege und ihre Rücksichtslosigkeit auf Raub- und Verwüstungszügen redlich erworben. In der Publizistik, die im 15. Jahrhundert mit Flugblättern, Schmä- oder Lobschriften und tendenziösen Liedern einsetzte, sowie in der zeitgenössischen Historiographie gewann das Bild des eidgenössischen Kriegers unrealistische, überhöhte Züge, die von Eigenlob und literarischer Verklärung, aber auch von frommer Abscheu und dreisten Beschimpfungen geprägt waren, was zur Entstehung von widersprüchlichen Klischeevorstellungen führte. Diese sollten die Geschichtsschreibung noch lange Zeit belasten und das Selbstverständnis der Schweizer in der von patriotischem Überschwang erfüllten Zeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts einer publizistischen Spiegelfechtereier zwischen andächtiger Heldenverehrung und spöttischen Anwürfen aus dem Ausland aussetzen.

Die nach 1800 beginnende kritische Geschichtsforschung, getragen von wenigen, aber hervorragenden Persönlichkeiten, hatte bis nach dem Zweiten Weltkrieg Mühe, ihre Erkenntnisse in breitere Volksschichten und in den Schulunterricht zu tragen. Bahnbrechend für die Akzeptanz eines revidierten, auf authentischen Quellen beruhenden Bildes vom alteidgenössischen Kriegerum wirkten nach 1945 die Arbeiten von Hans Georg Wackernagel (Basel) und aus der Schule von Marcel Beck (Zürich).

Das eidgenössische Bündnisgeflecht

Die schweizerische Eidgenossenschaft ist zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert allmählich entstanden, und zwar als Folge von Bündnisverträgen, Erwerbungen von Ländern und Herrschaften, gelegentlich auch von Eroberungen.

Zu den ältesten Bündnissen gehört die so genannte »Burgundische Eidgenossenschaft« der Städte Bern, Fribourg, Payerne, Laupen, Murten, Biel

und Solothurn sowie der Grafen von Nidau und Neuenburg aus der Zeit um 1240. Erst 1291 schlossen sich die Länder Uri, Schwyz und Nidwalden zusammen, wobei für die Forschung heute feststeht, dass diesem Bund am Vierwaldstätter See kein antihabsburgischer Aufstand mit Burgenbruch, Vertreibung von Vögten, Tellenschuss und Rütlichschwur vorausgegangen ist. (Diese Erzählungen sind erst im Laufe des 15. Jahrhunderts entstanden.)

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es zur Bildung der so genannten achtörtigen Eidgenossenschaft, indem sich Luzern (1352), Zürich (1352), Zug und Glarus (1353) sowie Bern (1353) mit Uri, Schwyz und Unterwalden verbündeten. Im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert erweiterte sich dieser achteilige Bund durch die Beitritte von Fribourg und Solothurn (1481), Basel und Schaffhausen (1501) sowie Appenzell (1513) zur »Eidgenossenschaft der 13 Orte«. (Erst um 1800 wurde der Begriff »Ort« durch den aus dem Französischen stammenden Terminus »Kanton« ersetzt.)

Das gesamteidgenössische Bündnissystem umfasste überdies so genannte »Zugewandte Orte«, d.h. Städte, Länder sowie Adels- und Klosterherrschaften, die nur mit einzelnen Orten verbündet waren. Außerhalb des eidgenössischen Territoriums lagen als Zugewandte Orte die Städte Mulhouse und Rottweil. Mit der Eidgenossenschaft nur sehr lose liiert waren die drei Bünde in Rätien, aus denen nachmals der heutige Kanton Graubünden hervorgegangen ist.

Die Bündnisurkunden, die so genannten »Bundesbriefe«, regelten das Verhältnis der einzelnen Orte untereinander. Inhaltlich deckten sie sich nicht in allen Teilen, auch wenn sie in den Hauptartikeln die gleichen Ziele anstrebten: Sicherung des Landfriedens durch Regelung der Gerichtszuständigkeit und Schlichtung innerer Streitigkeiten, ferner Beratungen vor dem Abschluss von Bündnissen mit auswärtigen Mächten, Vorgehen und Verhalten im Kriegsfall, namentlich die Verpflichtung von gegenseitiger Waffenhilfe und die Teilung von Beute oder Eroberungen, schließlich den Vorbehalt bestehender Bündnisse und Verpflichtungen, etwa gegenüber dem Heiligen Römischen Reich. Die Bundesbriefe sollten »ewig« (*in perpetuum*) gelten, d.h. unbefristet in Kraft bleiben, was die Möglichkeit einer Revision oder eines Erlöschens (z. B. im Fall von Rottweil) nicht ausschloss.

Als einziges gemeineidgenössisches Organ gab es seit etwa 1400 eine Delegiertenversammlung der Orte, die »Tagsatzung«. Sie diente der gegenseitigen Information, der Kontrolle über die Verwaltung gemeinsam erobelter Gebiete, die man als »Gemeine Herrschaften« bezeichnete, ferner der Schlichtung innerer Zwiste und der Beratung und Beschlussfassung über Verträge mit dem Ausland und die Eröffnung oder Beilegung von Feindseligkeiten. Da die Abgeordneten mandatiert waren und die Beschlüsse

Einstimmigkeit voraussetzten, erwies sich die Tagsatzung als äußerst schwerfälliges Entscheidungsinstrument. Dies brachte fremde Gesandte oft fast zur Verzweiflung, so dass sie immer wieder zum Mittel der Bestechung, dem Ausschütten von »Gilgenöl« (Anspielung auf die Lilien auf französischen Münzen), greifen mussten, um die Verhandlungen voran zu treiben.

Erste Ansätze eines gesamteidgenössischen Nationalbewusstseins lassen sich frühestens im späteren 15. Jahrhundert fassen. (Übrigens stammte der Begriff »Schweizer« für die Gesamtheit der Eidgenossen aus dem Ausland und wurde von den Eidgenossen selbst zögerlich erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gebraucht. In amtlichen, rechtsverbindlichen Schriftstücken ist bis weit in die Neuzeit hinein nur von Eidgenossen bzw. Eidgenossenschaft die Rede.) Bezeichnerweise gab es keine Nationalflagge, sondern nur Banner der einzelnen Orte, der Talschaften, der Gerichtsbezirke und der privaten Vereinigungen. Für Unternehmungen außerhalb des Rahmens der obrigkeitlichen Ordnung sammelte man sich um spontan aufgeworfene Fahnen und sonstige Feldzeichen, namentlich auch bei Aufständen.

Bis zum Ausgang des Mittelalters hatte sich die Eidgenossenschaft zu einem kompakten Territorium, zwischen Alpen, Rhein und Jura entwickelt, das aber gesellschaftlich, wirtschaftlich und politisch sehr unterschiedlich strukturiert war. Die Obrigkeiten in den einzelnen Orten, zusammengesetzt aus aristokratischen und oligarchischen Verwandtschafts- und Interessensgruppen, welche die wichtigen Ämter und Machtpositionen unter sich aufteilten, kümmerten sich nicht allzu viel um das Wohl des breiten Volkes. Wenn es in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft so etwas wie persönliche Freiheit gab, dann beruhte diese auf keiner demokratischen Ordnung, sondern auf einer durch brauchtümliche Gewohnheiten gebändigten Anarchie.

Das Kriegertum in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft

Ausländische Urteile über die eidgenössischen Krieger des 15. und 16. Jahrhunderts suggerieren einen Idealtyp des Schweizer Söldners, als dessen Hauptmerkmale todesverachtende Tapferkeit, Geldgier, Zuverlässigkeit und barbarische Wildheit im Kampf hervorgehoben werden. So charakterisiert beispielsweise Thomas Morus in seiner *Utopia* die Eidgenossen in der Beschreibung der fiktiven Zapoleten wie folgt:

»Dieses Volk ist ungesittet, derb und wild und liebt seine Berge und Wälder, in denen es aufgewachsen ist, über alles. Es ist ein zäher, kräftiger Menschenschlag, unempfindlich gegen Hitze, Kälte und Strapazen, unbekannt mit allen Lebensgenüssen, ohne besonderen

Eifer für den Ackerbau; auch auf schöne Wohnung und Kleidung legen sie wenig Wert, nur für die Viehzucht haben sie Interesse. Großenteils leben sie von Jagd und Raub. Nur zum Kriege geboren, suchen sie eifrig nach Gelegenheit dazu.«

In gleichem Sinne äußerten sich um 1500 italienische Autoren und süddeutsche Humanisten, die wie Willibald Pirckheimer das wilde Wesen der Schweizer Kriegsknechte persönlich kennen gelernt hatten.

Für eine generelle Beurteilung ist freilich Vorsicht geboten. Das Bild des Schweizer Kriegers, das uns aus in der Schilderung des Thomas Morus entgegen tritt, trifft – so einseitig und überspitzt es formuliert sein mag – in großen Zügen auf einen bestimmten Kriegertypus zu, der in den eidgenössischen Truppen und in den Söldnerverbänden zwar eine dominante Rolle gespielt, aber keineswegs der Gesamtheit der eidgenössischen Aufgebote entsprochen hat.

In der Zusammensetzung größerer Truppenverbände gab es stets große Unterschiede, nicht nur bezüglich Ausrüstung, sondern auch in der Schlagkraft und Zuverlässigkeit. Wenn größere Städte wie Bern oder Luzern Aufgebote ins Feld führten, die für ihre Tapferkeit bekannt waren, handelte es sich in der Regel nicht um Kontingente von Stadtbewohnern, sondern um Scharen von Bundesgenossen und Untertanen aus dem Alpen- und Voralpenraum. Die nach Zünften eingeteilten Städter mussten von den Bauern und Berglern manche Spottworte hinnehmen, wenn sie sich im Angriff hinten anstellten oder wenn sie auf dem Marsch überanstrengt zu ersticken drohten. Hemmend auf die Schlagkraft städtischer Verbände wirkte sich wie in Basel die Bestimmung aus, dass man sich durch die bloße Teilnahme an einem Feldzug das Bürgerrecht erwerben konnte. Denn die Zugezogenen wollten nicht den Heldentod sterben, sondern heil nach Hause kommen, um sich des Bürgerrechts zu erfreuen.

Städtische Formationen erwiesen sich des Öfteren als körperlich ungeübt und den Strapazen des Waffendienstes nicht gewachsen. Die nach Zünften eingeteilten Kontingente der größeren Städte waren vor allem für die Verteidigung der Stadtmauern bestimmt. Bei großen Unternehmungen mussten auch sie ins Feld ziehen, doch konnte man als Stellvertreter den Lehrlingen oder Gesellen schicken oder sich durch eine Geldsumme von der Dienstpflicht loskaufen.

Wegen der Sorge um die Stadtverteidigung förderten die städtischen Obrigkeiten das Schieß- und Pionierwesen. Reiche Städte wie Basel oder Zürich verfügten überdies über eine starke Artillerie. Als Werk- oder Büchsenmeister nahm man oft auswärtige Spezialisten in Dienst, etwa aus Strassburg oder Nürnberg.

Für den beweglichen Kleinkrieg unterhielten die Städte kleine, meist berittene Söldnertrupps. Mit deren Anführern, kleinadligen Herren aus der Umgebung, wurden befristete Dienstverträge abgeschlossen. Deren Untergebene oft dahergelaufenes Gesindel, erscheinen in den Quellen – vor allem in Strafurteilen – oft unter seltsamen Beinamen wie *Speckesser*, *Nyemantzfründ*, *Böshans* oder *Schirdenbart*. Es waren unstete Gesellen, den Randgruppen nahe stehend. Bald begegnet man ihnen als Söldner, bald als Banditen, bald in der einen und kurz darauf in der gegnerischen Partei.

Die behäbigen städtischen Aufgebote erwecken – vor allem auf dem Papier bzw. Pergament – den Anschein einer wohl organisierten Truppe. Die Obrigkeit veranstaltete Musterungen und Schießübungen, verteilte Waffen und erließ schriftlich festgehaltene Kriegsartikel über das Verhalten im Feld. Dazu notierte ein Basler Schreiber ahnungsvoll: »Gott weiß, wie si gehalten wurdent«. Wie wenig diese städtischen Milizen im Felde taugten, zeigte sich 1531 im eidgenössischen Konfessionskrieg, als die reformierten Stadtzürcher von den katholischen »Berglern« aus der Innerschweiz eine klägliche Niederlage bezogen.

Man kann die Dinge drehen und wenden, wie man will: Der Schweizer Kriebsruhm beruhte nicht auf den Leistungen der städtischen Kontingente, sondern auf der elementaren Kriegslust und Kampfstärke der ländlichen Bevölkerung im Alpen- und Voralpenraum, wo die Viehhaltung vorherrschte und gewalttätige Auseinandersetzungen um alles Mögliche, auch um Nichtigkeiten, zum Alltag gehörten. Ob in diesen Bergregionen der regelmäßige Genuss von eiweißreicher Nahrung wie Milch, Käse, Zieger und Fleisch, den Wuchs und die Körperkraft gefördert haben, wie man schon im 16. Jahrhundert vermutet hat, soll dahin gestellt bleiben. Fest steht, dass man in Italien die Schweizer wegen ihres Riesenwuchses bewundert und gefürchtet hat. Das ging sogar so weit, dass man auf den Schlachtfeldern in der Lombardei aus den Körpern gefallener Schweizer Fett zur Herstellung von Potenzmitteln gewonnen hat.

Die Bergler aus der Innerschweiz und aus den übrigen Teilen des Alpen- und Voralpenraumes waren es also, welche die großen Schlachtensiege erkämpften und die Eidgenossen zu begehrten Söldnern machten. Sie zeichneten sich nicht nur durch ihr Draufgängertum im Kampf und ihr Können im Umgang mit Nahkampfwaffen aus, sondern auch durch eine aus heutiger Sicht fast unglaublich anmutende Marschtüchtigkeit.

Der Krieger fühlte sich seinem Feldzeichen verpflichtet. Im Kampf musste es unter allen Umständen behauptet werden. Der Bannerherr genoss deshalb eine hohe Autorität und stammte in der Regel aus der vornehmen Oberschicht. In der Gruppe, gebildet durch Freunde und Verwandte, Waffenbrüder,

Talleute und Altersgenossen, fühlte sich der einzelne Krieger aufgehoben. Die Dynamik der Gruppe mit ihrem Ehrenkodex und ihrem Streben nach Kriegerschlacht war es, die den Einzelnen zur todesmutigen Waghalsigkeit antrieb.

Im Durchschnitt bestanden die eidgenössischen Kontingente aus jungen, unverheirateten »Knaben« zwischen 14 und 25 Jahren. In Söldnereinheiten mögen auch Veteranen, die den Weg zurück in ein Zivilleben nicht gefunden hatten, mitgezogen sein. Die Jugendlichen waren – wie vermutlich zu allen Zeiten – leicht zu begeistern und zu beeinflussen. Nicht nur das oft geradezu blindwütige Draufgängertum, auch der gruppenspezifische Ehrenkodex und der Hochmut gegenüber Wehrlosen und Besiegten könnten als Phänomene jugendlicher Unreife gedeutet werden. Es fällt jedenfalls auf, dass der durch Gräueltaten und Grausamkeit verbreitete Schrecken die Krieger nicht etwa nachdenklich gestimmt, sondern mit Stolz erfüllt hat: »Alle welt flucht und fürchtet ir vor uns. Gott si des gelopt«, heisst es in einem Bericht von 1499 aus dem Feld.

Je höher der Stolz, desto größer die Empfindlichkeit. Die eidgenössischen Krieger galten als »kitzlig«, sie reagierten auf die kleinsten Spottworte mit übermässiger Heftigkeit. Als besonders beleidigend empfanden sie es, wenn ihre Tapferkeit in Zweifel gezogen wurde oder wenn man sie wegen ihrer Viehwirtschaft verhöhnte. Vorwürfe des sodomitischen Umgangs mit Kühen konnten einen blutigen Rachefeldzug auslösen. Verletzter Stolz, Streit über die Frage, wer der Tapferste sei, Schlägereien beim Glücksspiel und andere banale Auseinandersetzungen machten aus einer eidgenössischen Kriegerschar einen schwer kontrollierbaren Haufen, den die Hauptleute am besten so rasch wie möglich ins Feindesland führten, wo sich die Truppe ungehindert der Plünderung hingeben oder mit dem Gegner schlagen konnte.

Gewaltbereitschaft und Friedenswahrung

Alle eidgenössischen Bundesbriefe, angefangen bei den ersten Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts, enthalten Bestimmungen zur Sicherung des Landfriedens und zur gewaltlosen Schlichtung von Streitigkeiten auf dem Weg der Vermittlung oder des Schiedsgerichtsverfahrens. Obrigkeitliche Massnahmen, etwa Einschränkungen im Waffentragen oder Wegweisung unverbesserlicher Raufbolde durch das Rechtsmittel der Verbannung, sowie städtische Friedensgebote und ländliche Dorfordnungen mit Bußkatalogen mögen zeitweise die gewaltbereite Bevölkerung, namentlich die kriegerische

Jungmannschaft, im Zaume gehalten haben, freilich ohne blutige Zusammenstöße gänzlich und nachhaltig unterbinden zu können.

Vor allem an bestimmten Terminen im Jahreslauf, in den »Zwölf Nächten« zwischen Weihnachten und Dreikönigstag, in der Fastnachtszeit und an den Kirchweihen, herrschte eine hohe Gewaltbereitschaft, die nicht nur spontane Raufhändel, sondern auch Aktionen bewaffneter Volksjustiz und Aufstände gegen die Obrigkeit auslösen konnte. In Graubünden galt bis weit in die Neuzeit hinein der Grundsatz, dass eine Kirchweih ohne Blutvergießen ein schlechtes Erntejahr nach sich ziehe.

Wenn zusammenfassend festzuhalten ist, dass in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft Dolch und Schwert locker saßen und es zum Faustschlag oder Steinwurf nur geringer Provokation bedurfte, gilt das für die ländliche Bevölkerung des Alpenraumes noch wesentlich mehr als für die Einwohner der Städte. Dass den Gewaltaktionen oft Verbalinjurien vorausgegangen sind, ist für ein Zeitalter, in dem die persönliche oder kollektive Ehre ein hohes Gut bedeutete, nicht weiter verwunderlich. Besonders empfindlich waren die Schweizer Krieger, wenn es um Verletzungen ihres Stolzes ging. Im Laufe des 15. Jahrhunderts scheint sich eine eigentliche »Beleidigungskultur« herausgebildet zu haben, in der üble Gebärden und Worte, oft in Form von Schmähliedern, ausgetauscht wurden, bevor es zum Ausbruch von Gewalttätigkeit kam. Das Verbot, Hetzlieder zu singen, bildete deshalb ein wichtiges Element in Sühneverträgen. Bekannt sind die Schmähworte, welche die deutschen Landsknechte und die Schweizer Reisläufer gegeneinander gebrauchten, um ihrem Hass Ausdruck zu verleihen.

Im Alpenraum bildeten Streitigkeiten um Siedlungsraum und Weiderechte eine häufige und besonders langlebige Form von Nachbarschaftskonflikten. Manche zogen sich über Jahrhunderte hin, so etwa der berühmte Marchenstreit zwischen den Schwyzern und dem Kloster Einsiedeln, der bereits im 12. Jahrhundert begann und erst um 1350 geschlichtet werden konnte. Bezeichnend, dass nicht einmal Kaiser und Landesherren eine dauerhafte Lösung des letztlich durch den Bevölkerungsdruck der Schwyzer erzeugten Konfliktes herbeizuführen vermochten.

Die meisten Alpfehden wurden durch die Hirten und Älpler selbst ausgetragen und haben wenig Spuren in der schriftlichen Überlieferung hinterlassen. Hirtenjungen mögen bei solchen Unternehmungen – Wegtreiben des Viehs, Niederbrennen der Alphütten, bewaffnete Überfälle auf die Nachbarn – die Grundregeln kriegerischen Verhaltens erlernt haben, aber auch in die feindselige Haltung gegenüber den Nachbarn hineingewachsen sein, so dass diese von Generation zu Generation weiter vererbt wurde. Ein gutes Training für den Kampf im Handgemenge dürfte auch das Kleiderringen

gebildet haben, das an ländlichen Festen, auch auf den Alpen, zusammen mit dem Steinstoßen betrieben wurde.

Alpfehden zogen gelegentlich weitere Kreise und weiteten sich zu eigentlichen Territorialkonflikten aus, vor allem wenn hinter den Streitigkeiten Grundherren und Nutzungsgenossenschaften standen. Mehrmals haben sich die letztendlich vereinbarten Nutzungsgrenzen zu politischen Grenzen verfestigt.

Den jederzeit möglichen Ausbruch von Gewalt förderte das Fehlen einer starken Ordnungsmacht. Den Städte- und noch mehr den Ländern standen einfach zu wenig Machtmittel zur Verfügung, um die von der Obrigkeit angestrebte Friedensordnung durchzusetzen. Wirksames Durchgreifen musste oft unterbleiben, weil Angehörige der Führungsschicht selber zu den Streithähnen gehörten oder weil bei allzu rigorosen Maßnahmen Unruhen zu befürchten waren, da sich die Störenfriede oft großer Sympathie beim Volk erfreuten.

Dazu kam die geringe Autorität der Gerichte. Es kam immer wieder vor, dass Urteile von Schiedsgerichten von der einen oder von beiden Parteien nicht akzeptiert wurden, was unweigerlich zu Waffengewalt führte. Den obrigkeitlichen Gerichten fehlten nicht selten die Mittel zur Durchsetzung eines Urteils. Gläubiger konnten zwar ihre Forderungen durch ein Gericht bestätigen lassen, ihr Recht gegenüber den Schuldnern mussten sie aber auf eigene Faust mit Waffengewalt durchsetzen. In einzelnen Gebieten der Eidgenossenschaft, etwa im Wallis oder im Appenzell, war es im Falle eines Totschlags Sache der Angehörigen selbst, das Gerichtsurteil gegen den Schuldigen zur Erfüllung der Rachepflicht zu vollstrecken.

Zudem gab es in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft kaum unabhängige Gerichte im Sinne von Montesquieus Gewaltentrennung. Die Gerichtsherren, Leute aus der amtsfähigen Oberschicht, waren nur zu oft befangen oder selber Partei, was Rechtsverweigerung und Gefälligkeitsurteile zur Folge hatte. Das erklärt das zeitweise Auftauchen von Femgerichten im Schweizer Gebiet. Viele zogen es vor, ihr Recht von vornherein selber in die Hand zu nehmen und mit dem Mittel der Fehde durchzusetzen. Freunde und Soldknechte standen als Helfer jederzeit zur Verfügung, zumal solche Auseinandersetzungen meist in der Form beuteträchtiger Überfälle ausgetragen wurden. Diese Fehden, zunächst als private Aktionen betrieben, zogen oft weitere Kreise, beschäftigten Städte und Landesherren und gefährdeten den Landfrieden. Dies zeigt das Beispiel der so genannten ›Jerlingfehde‹ aus der Zeit um 1472/73. Die Basler Obrigkeit hatte an einem missliebigen Angehörigen der im Saanenland beheimateten Familie Jerling einen Justizmord verübt, worauf die Angehörigen des Getöteten der

Stadt Basel den Krieg erklärten und deren Handel mit einer Söldnerschar lahm legten. Obwohl sich das kriegsgewaltige Bern für Basel einsetzte, erzwangen die Jerling einen demütigenden Sühnevertrag und eine horrende Wiedergutmachungssumme. Hinterher erhoben die Helfer der Jerling, bewährte Raufbolde aus der Söldnerszene, eigene Forderungen, mit denen sich Basels und Berns Obrigkeit noch lange zu befassen hatten.

Ein anderes Beispiel: Als um 1490 Peter Wolleb, Angehöriger einer einflussreichen Familie aus dem Urserental (Uri), der mit Italien Viehhandel trieb, auf florentinischem Boden einer Viehherde beraubt worden war und die Republik Florenz jede Verantwortung ablehnte, begann der Wolleb mit seiner Familie einen erfolgreichen Kleinkrieg gegen die Stadt, indem er mit seinen Helfern florentinische Kaufleute überfiel, wo immer er ihrer habhaft wurde. Die Sache geriet zum Politikum, mit dem sich die Tagsatzung jahrelang herumschlagen musste. Schließlich konnte – möglicherweise dank Vermittlung des Papstes – ein Sühnevertrag ausgehandelt werden, der die Ansprüche Wollebs befriedigte.

Fälle, in denen private Streitigkeiten wegen der Einbeziehung von immer mehr Persönlichkeiten und Instanzen zu diplomatischen Verwicklungen und Kriegen größeren Ausmaßes führten, sind wiederholt bezeugt. So standen am Anfang des bedeutenden Konfliktes zwischen den Eidgenossen und dem Herzogtum Mailand, der 1478 in der Schlacht von Giornico gipfelte, nachbarschaftliche Streitereien um die Nutzung von Kastanienwäldern im urtherisch-mailändischen Grenzgebiet.

Neben Fehden, die sich um die Eintreibung von Schuldforderungen und die Durchsetzung sonstiger Rechtsansprüche oder um die Rache für Ehrverletzungen und Totschlag drehten, kam es in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft auch immer wieder zu Unruhen und Aufständen gegen die Obrigkeit. Steuerforderungen und neue Verordnungen, die als Schikane empfunden wurden, auch Neid auf die Empfänger hoher Schmiergelder von ausländischen Fürsten, die nur den vornehmen »Kronenfressern« und nicht dem breiten Volk zugute kamen, bildeten die häufigsten Gründe für die Unzufriedenheit. Revolutionär waren diese Bewegungen nicht. Man verlangte die Beseitigung missliebiger Regierungspersonen und verhasster Neuerungen, indem man sich auf das vermeintlich alte Recht berief. An fastnächtlichen Veranstaltungen und Kirchweihen, an denen man sich in Waffen zusammenrottete, nahmen solche Bewegungen häufig ihren Anfang. Sie konnten sich blitzartig ausbreiten, so etwa im so genannten Könizer-Krieg von 1513, der durch einen Tumult auf der Kirchweih zu Köniz (Bern) ausgelöst wurde und rasch weite Teile der eidgenössischen Untertanengebiete erfasste, so dass er als erster schweizerischer Bauernkrieg bezeichnet werden könnte.

Auffallenderweise hat sich die Obrigkeit gehütet, gegen solche Unruhen allzu massiv vorzugehen. Vereinzelt wurden Rädelsführer ergriffen und hart bestraft, gelegentlich besänftigte man den Volkszorn, indem die Obrigkeit besonders verhasste Persönlichkeiten aus ihrer Reihe »über die Klinge springen« ließ. Ehrgeizige, einflussreiche Führungsgestalten mussten sich in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft stets davor hüten, Neidgefühle zu wecken, ihre Macht allzu provokativ zu zeigen und ihre Stellung allzu offensichtlich für ihre eigenen Vorteile zu missbrauchen.

Bewaffnung

Über die Bewaffnung der alteidgenössischen Krieger sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet, einerseits dank zahlreicher Originalstücke, die sich in den Zeughäusern der großen Schweizer Städte erhalten haben, andererseits dank authentischer Abbildungen, namentlich in den Bilderchroniken des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts oder im zeichnerischen Werk des Goldschmieds, Raufbolds und Reisläufers Urs Graf aus der Zeit der Mailänder Feldzüge. Sehr aufschlussreich sind ferner schriftliche Aufzeichnungen, nicht nur Zeughausinventare oder amtliche Abrechnungen über den Ankauf von Waffen und sonstigem Kriegsmaterial, sondern auch die obrigkeitlichen Verbote und Vorschriften über das Waffentragen im Alltag und über die persönliche Ausrüstung im Kriegsfall. Bodenfunde liegen dagegen nur in geringer Zahl vor, so sind bis jetzt alle Versuche gescheitert, Waffen auf einstigen Schlachtfeldern aufzuspüren. Gemäß einer bekannten, durchaus realistischen Schlachtdarstellung von Urs Graf ist zwar auf einem Kampfplatz unglaublich viel kriegerischer Schrott liegen geblieben, aber in den Tagen und Wochen nach der Schlacht scheint jeweils von den Siegern und von den Bewohnern der Umgebung praktisch alles eingesammelt worden zu sein, nicht zuletzt wegen des hohen Materialwertes von Eisen und anderem Metall.

Häufig kommen bei Ausbaggerungen von Flussbetten und Seeböden mittelalterliche Waffen zum Vorschein, oft als Halbfabrikate. Sie stammen wohl meistens aus gekenterten Transportbooten, vielleicht auch von Ertrinkenden, die sich ihrer hinderlichen Waffen entledigt hatten, um sich eher retten zu können.

Massengräber von Gefallenen enthielten – soweit sie im Gebiet der Schweiz zum Vorschein gekommen sind – keine Waffenstücke. Dagegen konnte man in der Schweiz an den Skeletten, vor allem an den Schädeln, dank charakteristischen Verletzungen die Handhabung und Wirkung der eingesetzten Hieb Waffen rekonstruieren.

Als wichtigste und häufigste Kriegswaffe der Eidgenossen hat die Halbarte (auch Hellebarde oder Helmbarte) zu gelten. Über ihren Ursprung herrscht noch immer Unklarheit. Gegen die Vermutung, sie sei im ausgehenden 13. Jahrhundert durch Umformung des Gertels entstanden, eines ländlichen Mehrzweckgerätes, sind bis jetzt keine Bedenken erhoben worden. Das Wort ist zusammengesetzt aus »Barte« (= Gertel) und »Halm« (= langer Stiel). Erstmals finden wir das Wort im »*Trojanischen Krieg*« des in Basel wirkenden Dichters Konrad von Würzburg (um 1280). Den ältesten Beleg für den Kriegeinsatz enthält der Passus über die Schlacht am Morgarten in der Chronik des Johannes von Winterthur: »Auch hatten die Schwyzer in den Händen gewisse, ganz schreckliche Stangenwaffen, in ihrer Sprache *helmbartam* genant, mit denen sie ihre Gegner wie mit Schermessern zerteilten und in Stücke hieben.«

Diese frühen Halbarten besaßen einen länglichen, gertelförmigen Schlagteil, aus dessen oberem Ende eine gedrunken ausgezogene Spitze zum Stoß ausgeschmiedet war. Frühestens gegen 1400 erhielt die Waffe auf der Rückseite eine massive, haken- oder schnabelförmige Spitze, mit der man Helme und Harnischplatten durchschlagen konnte. Nach 1500 nahm der Schlagteil Beilform an und bildete sich gleichzeitig zurück, während die Spitze immer länger wurde. So verwandelte sich die Halbarte, ursprünglich primär zum Hieb bestimmt, zur vornehmlichen Stich- oder Stosswaffe, für die sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts eine eigene, kunstvolle Fechttechnik entwickelte.

Etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts trat neben die Halbarte der in Italien und im Alpenraum entwickelte Langspieß (später auch Pike genannt), eine Stangenwaffe von wenigstens fünf Metern Länge, deren Handhabung viel Übung erforderte, weil der Schaft bei waagrechtem Einsatz stark federte. Effizienz zeigte der Langspieß vor allem beim Einsatz im Verband, wo er ähnliche Wirkung wie die *Sarisse* in der mazedonischen Phalanx erzielte. Um 1500 zählte man in den großen Verbänden der Eidgenossen mehr Spieße als Halbarten. Bequemer in der Handhabung, da kürzer und leichter als der Langspieß, war das »Schäfflein«, daher bei der Truppe beliebt, von der Obrigkeit aber nicht so gern gesehen. Weitere Stangenwaffen mit kürzeren Schäften, etwa die Mordaxt, spielten zahlenmäßig eine untergeordnete Rolle.

Während die Versorgung der Waffenfähigen mit Halbarten und Langspießen großenteils über die Obrigkeit lief, die in Zeiten drohender Kriegsgefahr umfangreiche Bestellungen aufgab, stattete sich jeder Krieger individuell mit den – auch im Alltag getragenen – Griffwaffen aus. Zweischneidige Schwerter mit dem für das Spätmittelalter typischen, langen Griff konnten ein- oder zweihändig geführt werden. Die eigentlichen Zwei- oder Bidenhänder, in den

zeitgenössischen Quellen auch »Schlachtschwerter« genannt, kamen erst im 16. Jahrhundert auf.

Beliebt waren die kurzen, zum Stechen bestimmten, dolchartigen Griffwaffen. Bequem zu tragen – im Gegensatz zum langen Schwert – und effizient bei alltäglichen Raufereien und in der Schlacht beim Kampf im Handgemenge, gehörte der Dolch oder das »lange Messer« zu den beliebtesten Waffen überhaupt. Archäologisch ist er bis in die höchsten Alphütten hinauf bezeugt. Im 15. Jahrhundert bildete sich in der Eidgenossenschaft der »Schweizerdegen« mit einer Klingenlänge um die 50 cm heraus, der um 1500 vom wesentlich kürzeren »Schweizerdolch« abgelöst wurde. Meist am Gürtel auf dem Rücken getragen, diente diese Waffe mit ihrem kostbar verzierten, oft vergoldeten Griff und Futteral auch als Renommierobjekt von hohem Repräsentationswert.

Obwohl das Schießwesen obrigkeitliche Unterstützung genoss, vor allem in den Städten, waren die eidgenössischen Krieger schwer dazu zu bewegen, mit Armbrust oder Handbüchse ins Feld zu ziehen. Beim Kampf um feste Plätze waren es in der Regel die Städte, wo es zunftähnliche Schützengesellschaften gab, welche an der Seite der von Spezialisten bedienten Artillerie die Armbrust- und Büchschützen stellten, während die meist jugendlichen Draufgänger aus dem Alpenraum den Kampf auf Distanz verachtungsvoll ablehnten.

Wegen ähnlichen, irrationalen Vorstellungen über kriegerische Ehre entspringenden Gründen sträubten sich die eidgenössischen Krieger, obrigkeitlichen Mahnungen zum Trotz, gegen das Mitführen von massiven, aber einengenden und schwergewichtigen Schutzwaffen. Fußharnische, wie sie sich in Zeughäusern erhalten haben, fanden eher bei zeremoniellen Repräsentationsanlässen Anwendung als im Gefecht. Deshalb stößt man in den wirklichkeitsgetreuen Zeichnungen von Urs Graf kaum auf Schweizer Kriegsknechte mit Brustharnisch oder gar mit Helm bzw. Eisenhut. Anstelle des letztern trug man lieber ein Barett mit möglichst vielen Straußenfedern.

Der weitgehende Verzicht auf schwere Schutzbewaffnung verlieh den alteidgenössischen Kriegern auf dem Marsch und im Gefecht jene leichtfüßige Beweglichkeit, die eine Voraussetzung für ihre Schlagkraft bildete.

Irrationale Triebfedern, Religiosität und Aberglaube

Wer versucht, das Kriegswesen der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft, insbesondere das Verhalten im Feld und in der Schlacht, nach politischen, taktischen oder gar strategischen Überlegungen rational nachzuvollziehen, gelangt zwangsläufig zu fundamentalen Fehldeutungen.

Man kann sich selbstverständlich für alle Epochen der Menschheitsgeschichte die Frage stellen, ob der Krieg, die gewaltsame Durchsetzung irgendwelcher Ziele – politischer und anderer –, nicht letztlich als etwas Irrationales, Vernunftwidriges zu betrachten sei. Hier geht es aber nicht um die Diskussion eines philosophisch-ethischen Problems, sondern um die quellengestützte Feststellung, dass in der alteidgenössischen Kriegführung des Öfteren nicht rationale, militärisch zweckmäßige Entscheidungen das Verhalten der Truppe bestimmt haben, sondern religiöse bzw. magische Vorstellungen, die sich teilweise zu brauchwürdigen Ritualen verfestigt hatten.

Im Gegensatz zur heutigen Zeit, in der jede Vorstellung von der Wirkung übersinnlicher, naturwissenschaftlich nicht nachweis- oder erklärbarer Kräfte als Aberglaube gilt, verstand man im Mittelalter unter diesem Begriff das Vertrauen auf Mächte der Finsternis und die Anwendung von Praktiken, die der offiziellen Kirchenlehre widersprachen. Freilich gab es im Alltag, auch im kriegerischen, eine Grauzone, angefüllt mit allerlei Mitteln des Sympathie- und Analogiezaubers, die von der Kirche toleriert wurden. So bedienten sich die alteidgenössischen Krieger bestimmter Zaubersprüche und Amulette, um sich vor Verletzungen zu schützen. Überliefert ist für das 14. Jahrhundert das Beispiel eines Regenzaubers: Eine mit magischen Kräften ausgestattete Frau soll mit einem heraufbeschworenen Unwetter die Berner zur Aufhebung der Belagerung von Olten gezwungen haben. Vor einer Schlacht baten die Schweizer Krieger göttliche Mächte um Beistand, nicht mit gefalteten Händen, wie sonst in der Christenheit üblich, sondern mit hoch ausgestreckten, *zertanen* Armen. Eine Gebetshaltung, für die der Papst, weil er um 1500 Söldner aus der Eidgenossenschaft benötigte, eine Sondererlaubnis erteilte.

Religiös-magische Vorstellungen prägten immer wieder den Verlauf von Feldzügen und Schlachten. Man betrieb Tagewählerei, indem man für entscheidende Gefechte Rücksicht auf Termine nahm, die Glück bzw. Unglück verhießen. An Unglückstagen, wie beispielsweise am Datum der Schlacht von Marignano, bewegten sich Motivation und Zuversicht der Krieger auf einem Tiefpunkt. Über vermeintliche Glücks- und Unglückstage entschieden bisweilen auch die Mondphasen. Festtage von Heiligen spielten bei der Tagewählerei eine besonders wichtige Rolle, denn die Schweizer Kriegsknechte glaubten an die körperliche Hilfe bestimmter Heiliger in der Schlacht, vorab der Jungfrau Maria, ferner der Stadt- und Landespatrone und vor allem auch der Zehntausend Ritter, die man mit der Märtyrerschar der ›Thebäischen Legion‹ identifizierte. Die Schlacht bei Murten fiel auf den 22. Juni, auf den Tag der Zehntausend Ritter. Es handelte sich um eine Entsatzschlacht um das von Karl dem Kühnen hart bedrängte Murten. Die

anmarschierenden Eidgenossen schlugen bewusst erst an ihrem Glückstag los, obwohl Murten seit Tagen jederzeit hätte fallen können.

Aufschlussreich erscheint in diesem Zusammenhang der Passus aus einem Brief, den unmittelbar nach der Schlacht bei Murten gegen Karl den Kühnen (1476) der Basler Bürgermeister Peter Rot nach Hause geschrieben hat: »Der ewig allemechtig gott, die wirdige u. kusche reine Jungfrow u. mutter maria, die heil. X m Ritter habend für uns gefochten, dann die sach nit menschlich gewesen ist.«

Zu dieser Äußerung passt ein Wandbild der Seeschlacht von Lepanto (1576) in der Pfarrkirche von Pregassona (bei Lugano), das die thronende Mutter Gottes mit dem Jesuskinde zeigt, die beide die türkische Flotte mit Granaten bewerfen, was dieser Mariendarstellung den Namen »*Madonna bombardiera*« eingetragen hat.

Der Erregungszustand im Kampf oder in Erwartung eines Angriffs konnte sich, vielleicht unterstützt durch Alkoholgenuss, bis zu Visionen und Wahnvorstellungen steigern, was dann in Berichten über kämpfende Heerscharen am Himmel oder die Erscheinung von Heiligen (Luziensteig 1499) festgehalten wurde.

Die den Zehntausend Rittern gleichgesetzte Märtyrerschar der ›Thebäischen Legion‹ führte gemäß ikonographischen Zeugnissen als Feldzeichen ein durchgehendes weißes Kreuz in rotem Feld. Dem Schutz dieses Kreuzes vertrauten sich die Eidgenossen im Kriege an. Jeder Mann befestigte es als apotropäisches Zeichen an seinem Wams, gelegentlich auch an den Hosen. Auch das Schlagblatt der Halbarten war kreuzförmig durchbrochen, und seit dem 15. Jahrhundert führte man im oberen Eckquartier der eidgenössischen Banner das Thebäerkreuz. Nach 1500 findet man es groß auf den Bannern der Söldnerverbände.

Die Verehrung der Heiligen, die den Dank für errungene Siege oder für die Rettung des Lebens einschloss, zeigte sich auch im Umgang mit der Beute. Gewiss dienten die meisten Beutestücke der persönlichen Bereicherung oder als Erfolgsbeweise. Oft aber brachte man sie in den eigenen Kirchen als Opfer dar, vor allem die erbeuteten Fahnen, aber auch Kelche und entwendete Kirchengeschätze.

Wie sehr man die eigenen Heiligen verehrte, so rücksichtslos ging man mit den Heiligen des Gegners um, indem man im Feindesland die Kirchen schändete, die Altäre entweihte, die Reliquien zertrat und die Toten ausgrub, um mit den Gebeinen lästerlichen Schabernack zu treiben. So geschehen etwa im Kloster Einsiedeln 1314 vor Beginn des Morgartenkrieges oder um 1440 im Kloster Rütli während des ›Alten Zürichkrieges‹. Solches Verhalten

entsprang aber nicht, wie man meinen könnte, einer gottlosen Gesinnung, sondern einer naiven, vielleicht besonders archaischen Religiosität. Sollte doch aus der Sicht der Krieger der Beistand der Heiligen für den Gegner zunichte gemacht werden.

Weitere Vorstellungen ähnlicher Art begleiteten die Kriegsknechte im Feld und bestimmten ihr Handeln. Vor der Schlacht achtete man etwa auf Vorzeichen, oder man unterzog sich einer rituellen Todesweihe, wie sie für die Schlacht von Marignano (1515) bezeugt ist, als der Zuger Hauptmann Werner Steiner vom Pferd herab über die eidgenössische Vorhut drei Schollen Erde warf und rief: »Das sol unser kilchhof sin, fromme, liebe Eidgenossen.«

Ursprünglich wohl auch in irrationalen Vorstellungen verwurzelt dürfte der Brauch des dreitägigen Verweilens auf dem Schlachtfeld nach errungenem Sieg gewesen sein. Er ist bei den Eidgenossen bis ins 17. Jahrhundert hinein bezeugt. An sich widersprach der Brauch jedem militärischen Zweckdenken, verhinderte er doch die taktisch sinnvolle Ausnützung des Sieges. Das dreitägige Verweilen auf der Walstatt ist allerdings auch anderweitig bezeugt, in der Spätantike, bei den Wikingern, bei Söldnerverbänden im Hundertjährigen Krieg. Damit erhebt sich ganz allgemein die Frage nach der Verbreitung irrationaler Kriegsbräuche mit magisch-religiösem Hintergrund im Mittelalter. Vielleicht haben sich in der Eidgenossenschaft bestimmte Phänomene retardiert etwas länger erhalten als anderswo im Abendland. Es wäre aber wohl verfehlt, in all den angedeuteten Bräuchen ethnokulturelle Besonderheiten der Schweizer erblicken zu wollen.

Ungehorsam und Eigengesetzlichkeit

Der von Clausewitz formulierte Grundsatz, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, ist auf die alteidgenössischen Kriege allein schon deshalb nicht anwendbar, weil diesen nur bedingt, oft überhaupt nicht, politische Konflikte zugrunde lagen. Dies gilt nicht nur für die vielen kleinen Fehden, die im Spätmittelalter die Schweiz und deren Nachbarschaft in Unruhe versetzten, sondern auch für große Auseinandersetzungen wie den Schwaben- oder Schweizerkrieg von 1499. Für dessen Ausbruch und Verlauf lässt sich auf beiden Seiten kein triftiger Kriegsgrund im Sinne eines unschlichtbaren Konfliktes ausmachen, so dass man sich im Friedensvertrag vom September 1499 darauf einigen konnte, es solle alles beim Alten bleiben.

In den territorialen Expansionsvorstößen der eidgenössischen Orte und Länder könnte man am ehesten politische Hintergründe erkennen,

so im Sempacher- und Näfeler-Krieg, im Alten Zürich-Krieg oder in den Mailänder Feldzügen, doch nahmen in solchen obrigkeitlich geführten Auseinandersetzungen die Kampfhandlungen wegen der Unbotmäßigkeit und Eigengesetzlichkeit der Krieger oft einen Verlauf, der nicht nur den Erwartungen der Obrigkeit widersprach, sondern auch den Erfolg des Unternehmens in Frage stellte.

Als Bindeglied zwischen Obrigkeit und Kriegsvolk fungierten die Hauptleute. Von der politischen Führung ernannt, oft mit den Inhabern des Bürgermeister- und Landammannamtes identisch oder mindestens verwandt, hatten sie die undankbare Aufgabe, die Truppe nach eigenem Ermessen so zu führen, dass die obrigkeitlichen Ziele erreicht wurden. Das Kriegsvolk hatte aber oft ganz andere Vorstellungen über das Vorgehen im Feld. Man suchte den Kampf, um Ruhm und Ehre zu gewinnen, man entzog sich nach Möglichkeit dem Wacht- und Garnisonsdienst, weil man diesen für langweilig und unehrenhaft hielt, man wollte sich für erlittene Beleidigungen und frühere Schlappen rächen, und vor allem wollte man Beute machen. Auf den Feldzügen gab man sich hemmungslos dem Plündern hin. Auf dem Schlachtfeld zog man die Gefallenen und Halbtoten bis auf die nackte Haut aus. Mit grausamen Drohungen und Folterungen zwangen die »*fromen Eidgenossen*« die wehrlose Bevölkerung, verstecktes Gut herauszugeben, und stolz zeigte man die Beutestücke als Siegestrophäen vor. Wenn die Obrigkeit oder die Hauptleute Verbote erließen (die übrigens kaum befolgt wurden), das Plündern vor der Sicherung des Sieges zu unterlassen, sollte verhindert werden, dass sich die Truppe beutebeladen vorzeitig auflöste, denn es wollte jeder so schnell wie möglich seine Beute in Sicherheit bringen. Aus den gleichen Gründen verboten die Schweizer Kriegsartikel seit dem 14. Jahrhundert, im Kampf Gefangene zu machen.

Ungehorsam und Eigenmächtigkeit entsprangen also nicht etwa einer Kriegsmüdigkeit oder gar einer Angst vor dem Feind, sondern der Widersetzlichkeit gegenüber der Führung und Obrigkeit. Wer sich von der Truppe entfernte, also im wörtlichen Sinne »Fahnenflucht« beging, verfolgte eigene Ziele. Man wollte Beute machen, Rache üben, nicht zuwarten, sondern sich auf den Feind stürzen. Derartiges Verhalten konnte sich in verheerender Weise kontraproduktiv auswirken: 1422 ging die Schlacht von Arbedo verloren, weil sich an diesem Tage ein großes Kontingent von der Truppe abgesetzt hatte, um im nahen Misoxertal Vieh zu rauben. 1499 wäre es in der Schlacht an der Calven für die Schweizer und Bündner beinahe zur Katastrophe gekommen, weil die nach Kampfgetümmel lechzenden »Kriegsgurgeln« gegen die Weisung der Hauptleute die befestigten Stellungen der Gegner viel zu früh angriffen, bevor das Umgehungskorps seine Position

erreicht hatte. Und im Müsser-Krieg (Veltlin) musste die Belagerung der Feste Musso aufgehoben werden, weil die Zürcher Geschützbedienung die Nacht in Chiavennas Bordellen verbrachte, so dass die Verteidiger die Belagerungsartillerie ungestört in die Schlucht stürzen konnten.

Die von der Obrigkeit eingesetzten Hauptleute hatten es angesichts solcher Disziplinlosigkeit schwer, sich bei der Truppe durchzusetzen. Diese war nur zu Gehorsam bereit, wenn die Anweisungen ihren eigenen Vorstellungen entsprachen. Den Hauptleuten drohte immer die Gefahr, von den widerborstigen Kriegsknechten abgewählt oder gar getötet und durch willfähige Gestalten aus der Mitte des Heeres ersetzt zu werden.

Der notorische Ungehorsam hat den Schweizer Kriegern sowohl Schande und Niederlagen als auch Siege, Beute und Ruhm eingebracht. Die politische Führung der Eidgenossenschaft ist durch das eigenmächtige Vorgehen ihres Kriegsvolkes immer wieder in peinliche Verlegenheit und diplomatische Schwierigkeiten gestürzt worden.

Die großen Schlachten

Die zunehmende Nachfrage nach Schweizer Reisläufern im Laufe des 15. Jahrhunderts erklärt sich kaum aus deren Schandtaten im räuberischen Kleinkrieg, sondern aus ihren Schlachtensiegen und aus ihrem Verhalten in der Stunde der Niederlage. Die Eidgenossen haben im Spätmittelalter längst nicht alle Schlachten gewonnen, aber sie sind nie übereilt und in Panik vom Kampfplatz geflohen wie des Öfteren ihre Gegner. Selbst in der mörderischen, zweitägigen Schlacht bei Marignano 1515 haben die Schweizer nach furchtbaren Verlusten das Feld in geordnetem Rückzug geräumt.

Als gefährliche Gegner galten die Eidgenossen schon seit dem Sieg am Morgarten 1315. Den Ruf der Unbesiegbarkeit aber erwarben sie sich 1476 in den Schlachten gegen Karl den Kühnen von Burgund, den mächtigsten Kriegsherrn seiner Zeit, und in den Kämpfen von 1499 gegen die Landsknechte König Maximilians I.

Über die Hintergründe und Ursachen der spektakulären Schweizer Siege ist schon viel gerätselt worden. Man macht sich die Antwort zu leicht, wenn man als Erklärungsansatz mit der höheren Effizienz des eidgenössischen Fußvolkes gegenüber dem Ritterheer argumentiert. Denn abgesehen davon, dass es »das Ritterheer« gar nicht gegeben hat, könnte höchstens die Kampferöffnung aus dem Hinterhalt, etwa bei Morgarten mit Erfolg angewandt und dem adlig-ritterlichen Ehrenkodex zuwiderlaufend, als Ausdruck effizienterer Kampfweise genannt werden. (Hier ist noch ein altes Missverständnis

aufzuklären: Die Schwyzer haben am Morgarten keine Felsblöcke und Baumstämme auf den Gegner rollen lassen, sondern den Kampf mit dem Werfen faustgroßer Steine eröffnet). Militärhistoriker, meist ausgediente Offiziere, sahen in den eidgenössischen Siegen das Ergebnis kluger Führung und straffer Disziplin, womit sie militärische Idealvorstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts ins Spätmittelalter zurückprojizierten, zum Verständnis der Vorgänge zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert aber Nichts beitrugen.

In Wirklichkeit fehlte den eidgenössischen Verbänden eine taktische Führung. Die Hauptleute lenkten das Schlachtgeschehen nicht aus der Ferne vom Feldherrnhügel aus. Ihre Aufgabe bestand darin, vor Beginn des Kampfes die Truppe zu ordnen, die religiösen Rituale – Schlachtgebet, Anrufung der Heiligen – zu leiten und das Signal zum Losschlagen zu geben, sofern die Kriegsknechte nicht schon von sich aus zum Angriff übergegangen waren. Während des Kampfes erwartete man von den Hauptleuten, dass sie in vorderster Linie standen, die Leute anfeuerten und durch ihr Beispiel mitrissen. Unterstützt wurden sie durch Musiktrupps, deren schauerhaftes Getöse aus Sackpfeifen, Harsthörnern, Schalmeien und Pauken die Krieger in ekstatische Raserei versetzte. Vor allem die Harsthörner, namentlich das Horn des Uristiers, einer Maskenfigur, sollten durch ihr schauerliches Dröhnen den Gegner in Schrecken versetzen:

»Der stier von ure treib ein grob gesang
Das in holtz, in veld, in berg, jn tal erklang
Ze horen grusam, alss werrss ein wuttisheer,
Den vinden brach das hertz ye lenger ye mer.«

So beschrieb 1499 Nikolaus Schradin den Auftritt des Uristiers in der Schlacht bei Frastanz. Erst nach 1500 lösten nach und nach Trommeln und Querflöten unterschiedlicher Größe, die auf dem Marsch für Gleichschritt sorgten, die älteren Instrumente ab.

Das eidgenössische Heer gliederte sich in Vorhut, Hauptharst und Nachhut. Letztere bestand, wie etwa in der Schlacht bei Dornach 1499, aus Kontingenten, die es nicht geschafft hatten, rechtzeitig auf dem Kampfplatz einzutreffen. Die Vorhut, der »verlorene Haufe«, setzte sich aus besonders wagemutigen Haudegen zusammen, die durch ihren Ansturm die Schlachtordnung des Gegners aufbrechen sollten. Zur Vorhut schlossen sich oft Gruppen zusammen, die als erste am Kampfplatz erschienen waren und nicht warten wollten, bis das Gros des Heeres eingetroffen war.

Auch die Hauptmacht, der »Gewalthaufe« oder »Hauptharst«, rückte so wenig wie die Vorhut gemessenen Schrittes dem Feind entgegen, sondern setzte zu einem raschen Sturmlauf an, wodurch eine Keilformation entstand,

die sich gegen das Zentrum des Gegners richtete. Bevor man mit diesem handgemein wurde, schleuderte jeder einen faustgroßen, »hämpfligen« Stein auf den Feind, was sowohl Fußtruppen als auch Reiterei schon bei Kampfbeginn in Verwirrung bringen konnte. Mit dem raschen Sturmloch von Vorhut und Hauptharst konnte man gegnerische Armbrust- und Büchschützen sowie leichte Feldartillerie überrennen. Denn sobald diese Verbände ihre erste Salve mit mehr oder wenige Erfolg abgeschossen hatten, wurden sie von den leichtfüßig anstürmenden Eidgenossen überrannt und niedergemacht. Erst 1515 bei Marignano, wo König Franz I. von Frankreich neuartige Büchsen mit hoher Schusskadenz hinter einer Verschanzung einsetzte, brach der Sturmloch der Eidgenossen im Feuer zusammen, was letztlich eine der Ursachen für deren Niederlage bildete.

Wenn es nicht gelang, die gegnerische Schlachtreihe auf Anhieb zu durchbrechen, kam es zum Kampf auf einer Linie, der zunächst mit Stangenwaffen und schließlich im Handgemenge mit Griffwaffen ausgetragen wurde. Hier erwiesen sich Schweizerdegen und Schweizerdolch dem Hiebschwert, etwa dem »Katzbalger« der Landsknechte, als klar überlegen.

Oft wurde stundenlang gerungen, bis sich bei der einen oder anderen Partei Ermüdungs- und Auflösungserscheinungen zeigten. In der Schlacht bei Sempach 1386 dürften in der Sommerhitze dem zu Fuß kämpfenden Adel die schweren Rüstungen und Helme zum Verderben geworden sein. Das Eintreffen frischer Truppen gab mitunter den Ausschlag, so etwa bei Dornach 1499. Bei Berichten, wonach Schweizer Verbände, in schwerste Bedrängnis gebracht, durch das Eingreifen eines Frauenkontingents gerettet worden seien, handelt es sich wohl um viel spätere Erfindungen. Heroische Taten, etwa bei der Verteidigung der Fahne oder der Deckung eines Rückzuges, sind aber wiederholt glaubhaft bezeugt. Bei der Erzählung vom Opfertod Winkelrieds in der Schlacht bei Sempach 1386 handelt es sich indessen um einen Mythos, den im späten 15. Jahrhundert die Familie Winkelried in die Welt gesetzt zu haben scheint. Die Geschichte ist nicht nur deshalb unglaubwürdig, weil sie in den zeitgenössischen Berichten gar nicht vorkommt, sondern auch weil die Langspieße, in die sich der Held gestürzt haben soll, um die Phalanx der habsburgischen Ritter aufzubrechen, im 14. Jahrhundert noch gar nicht bekannt waren.

Auch im Spätmittelalter galt als alleiniges Kriterium für den Sieg in der Schlacht die Behauptung des Kampfplatzes. Wer diesen verließ, sei es in wilder Flucht oder in geordnetem Rückzug, war der Verlierer; wer das Feld behauptete, war der Sieger, gleichgültig, wie es um die Verluste stand. Diese irrationale Definition des Schlachtensieges hatte zur Folge, dass das Ergebnis einer Schlacht wenig Auswirkungen auf den Ausgang des Krieges hatte. Dies

mag erstaunen, aber Tatsache ist, dass die Eidgenossen aus ihren erfolgreichen Schlachten nur geringen politischen Nutzen zu erzielen vermochten. Am Verhandlungstisch waren die Schweizer wegen ihrer Uneinigkeit und ihrer Bestechlichkeit leicht zu übertölpeln, so dass ihnen am Schluss außer wirtschaftlichen Zugeständnissen und finanziellen Abfindungen meist nur Ehre und Ruhm zuteil wurden, aber kaum territoriale Gewinne.

Die oben gestellte Frage nach den Gründen für die Schweizer Erfolge in großen Schlachten lässt sich nicht mit einfachen Formeln und schon gar nicht mit ideologischen Wunschvorstellungen beantworten. Jede Schlacht nahm ihren eigenen Verlauf, und der Gegner war auch nicht immer der gleiche. Manchmal war wohl ganz einfach Glück im Spiel. Als kampftechnisch gewichtige Faktoren könnte man den schnellen Sturm Lauf und die körperliche Überlegenheit beim Kampf im Handgemenge nennen. Entscheidend mag sich auch ausgewirkt haben, dass die Schweizer Krieger, verhaftet in ihrem kollektiven Ehrenkodex, in kritischer Lage physisch und psychisch länger durchgehalten haben als ihre Gegner. Anders ausgedrückt, sie kämpften in Situationen weiter, die andere Kriegerverbände längst zur Flucht bewogen hätten. »Treue und Ehre«, das Losungswort auf den Bannern der frühneuzeitlichen Söldnerverbände, hat schon in den Schlachten des 15. und 16. Jahrhunderts das Verhalten der Schweizer Krieger bestimmt.

Gänzlich verfehlt ist es, die Eidgenossenschaft für die Zeit um 1500 aufgrund ihrer Schlachtensiege zur Großmacht zu erklären, wie das in der Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts wiederholt versucht worden ist. Diese unhaltbare Behauptung wurzelt in der Ideenwelt des imperialistischen und kolonialistischen Zeitalters um 1900, als Großmacht- und Kolonialpolitik in hohem Ansehen standen. Der Kleinstaat Schweiz konnte selbstverständlich im damaligen Wettlauf der Großmächte nicht mithalten, und diese Zweitrangigkeit führte zur Erfindung einer Vergangenheit als Großmacht. Von dieser Höhe, so die patriotische Ideologie, sei die Schweiz nach der Niederlage in weiser Selbstbeschränkung herabgestiegen und habe sich nur noch einer friedlichen Neutralitätspolitik befleißigt. Dieser Unsinn wird gelegentlich noch heute verbreitet. Die Wirklichkeit sah völlig anders aus. Für eine Großmachtstellung fehlte den Eidgenossen, die zwar Schlachten gewinnen, aber kaum territorialen Gewinn daraus zu ziehen vermochten, alle Voraussetzungen wie Tiefe des Raumes, Bevölkerungszahl, Bodenschätze, wirtschaftliche Potenz, Flottenmacht und vor allem Geschlossenheit des politischen Willens.

Es stimmt zwar, dass die Eidgenossen nach 1515 ihre territorialen Vorstöße in die Lombardei aufgeben und sich an den oberitalienischen Kriegen nur noch mit Söldnern beteiligt haben. Eroberungspolitik haben die

eidgenössischen Orte aber auch nach 1515 betrieben, wie etwa die Okkupation der Waadt und des Genferseeraumes 1536 durch die Berner, Freiburger und Walliser zeigt. Die Anfänge der schweizerischen Neutralitätspolitik hatten völlig andere Ursachen als die Marignan Schlacht. Auf diese Zusammenhänge ist hier nicht mehr einzugehen.

Frühzeit des Solddienstes in der Schweiz

Söldner aus dem Alpenraum sind schon in der Antike bezeugt. Als *gaesati*, leicht bewaffnete, geländegängige Auxiliärtruppen, dienten sie im römischen Heer. Im Gebiet der heutigen Schweiz setzen sichere Nachrichten über Söldner im 13. Jahrhundert ein: Um 1249 warb der Abt von St. Gallen für seine Fehde mit dem Bischof von Konstanz Söldner aus Schwyz und Uri an, nachdem schon 1243 um die 500 Berner für die Grafen von Savoyen ins Feld gezogen waren. Diese Truppe scheint sich gut bewährt zu haben, denn die Savoyer erbaten sich von Bern bis ins 15. Jahrhundert hinein immer wieder Söldner. Matthias von Neuenburg weiß zu berichten, dass König Rudolf I. von Habsburg 1289 bei der Belagerung von Besançon 1500 Schwyzer, *soliti currere in montanis*, mit Erfolg eingesetzt habe. Im Morgartenkrieg ab 1315 schlossen die Habsburger nach ihrer Niederlage gegen die Schwyzer einen Soldvertrag mit dem Walliser Adligen Johann von Turn über 3000 Mann ab. Offenbar wollten die Habsburger nach dem kläglichen Versagen ihres Ritterheeres den Krieg gegen die Innerschweizer mit berggewohnten Wallisern fortsetzen. Die rätischen Freiherren von Vaz, in oberitalienische Händel verwickelt und als Söldnerführer tätig, warben im 13. und frühen 14. Jahrhundert mit unterschiedlichem Erfolg Söldner aus ihrem eigenen Machtbereich sowie aus Glarus und Schwyz an.

Diese Beispiele zeigen, dass die frühen Söldnerverbände oft unter der Leitung adliger Herren standen, die in Gegenden Werbung betrieben, wo die Männer für ihre Kriegstüchtigkeit bekannt waren. Im unruhigen Italien scheint sich die Schlagkraft der Krieger aus dem Schweizer Alpenraum schon früh im 14. Jahrhundert herumgesprochen zu haben. In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts bewarben sich zunächst die Visconti in Mailand, nach ihnen mit weiteren Fürsten auch der Papst, bei den eidgenössischen Oberen um die Erlaubnis, Söldner in Dienst zu nehmen.

So gewöhnte man sich schon im Laufe des 14. Jahrhunderts in den Schweizer Bergen an den Solddienst im üppigen Italien. Gerne folgte man den Versprechungen sowohl der obrigkeitlich zugelassenen als auch der heimlichen Werber. Aber nach und nach wurde das freie Söldnertum, in

dem der Waffendienst als Handwerk nach eigenem Ermessen ausgeübt werden konnte, zum Politikum, indem die Obrigkeit die Kontrolle über Werbung und Einsatz zu übernehmen trachtete. Einerseits wollten sich die Machthaber in der Eidgenossenschaft für die Erteilung der Werbeerlaubnis bezahlen lassen, andererseits wollte man verhindern, dass der Solddienst politische Schwierigkeiten auslösen würde. Das Bedenken, dass in der Fremde Eidgenossen gegen Eidgenossen kämpfen müssten oder dass durch den Wegzug in den Reislau in der Heimat die Arbeitskräfte knapp werden könnten, dürfte anfänglich noch keine Rolle gespielt haben. Verstrickungen in Auseinandersetzungen, welche die Beziehung der Eidgenossen zu fremden Mächten zu belasten drohten, ließen sich nicht immer vermeiden. Als beispielsweise um 1373 die Schwyzer am Solddienst für die Visconti festhielten, verhängte der Papst, Mailands Feind, kurzerhand den Kirchenbann über sie.

So begann man noch vor 1400 in der Eidgenossenschaft, das Weglaufen in den Solddienst ohne obrigkeitliche Erlaubnis zu verbieten und Gesuche ausländischer Mächte um das Recht der Söldnerwerbung auf ihre politischen Konsequenzen hin zu überprüfen und gegebenenfalls abzulehnen. Hatte man in den gemeineidgenössischen Vereinbarungen des ›Pfaffenbriefes‹ von 1370 und des ›Sempacherbriefes‹ von 1393 nur die eigenmächtigen, privaten Kriegszüge untersagt, beschlossen 1401 die Boten gemeiner Eidgenossen, dass niemand »in einen krieg loufen«, d. h. sich ohne Einverständnis der Obrigkeit in den Solddienst begeben dürfe.

Die Wirksamkeit dieses Verbotes blieb gleich gering wie alle späteren Versuche, den unerlaubten Reislau einzudämmen. Denn die Schweizer Bevölkerung vermehrte sich im 15. Jahrhundert wie zuvor, insbesondere in den Gebirgsregionen, und damit wuchs auch der Drang, in fremde Dienste zu ›laufen‹. Pull- und Pushfaktoren wirkten zusammen. Einerseits die von den Werbern in Aussicht gestellten Verdienstmöglichkeiten, die deutlich über den Lohnerwartungen eines städtischen Handwerkergehilfen oder gar eines Alpknechts lagen, andererseits die düsteren Zukunftsaussichten für die ständig wachsende Bevölkerung im eigenen Land. Um 1400 waren die Landreserven, die man zur Gewinnung neuen Siedlungs- und Kulturräumtes hätte roden können, weitgehend erschöpft. Der Bevölkerungsdruck zielte auf die Städte, wo ein dauerhafter Bedarf an Dienstboten beiderlei Geschlechts herrschte. Vereinzelt fand man auch Arbeit in weltlichen und geistlichen Grundherrschaften, wo Fachleute für die Vieh- und Milchwirtschaft gefragt waren. Junge Leute, die nicht nur ein Auskommen, sondern auch Ehre, Ruhm und Abenteuer suchten, zog es in den Solddienst, obrigkeitliche Erlaubnis hin oder her, und die Schweizer, deren Ruf der Tapferkeit und Schlagkraft

immer lauter erscholl, erfreuten sich auf dem europäischen Söldnermarkt zunehmender Beliebtheit.

So entwickelte sich in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft der Reislaufer zu einer zeitspezifischen Migrationsbewegung, die der obrigkeitlichen Kontrolle immer mehr zu entgleiten drohte, bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Grundlage von Verträgen mit auswärtigen Mächten das Weglaufen in den Solddienst in halbwegs geordnete Bahnen gelenkt werden konnte.

Soldverträge und Reisläuferkultur

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zählten die Schweizer zu den begehrtesten Söldnern in Europa. Die eidgenössische Oberschicht erfreute sich nicht nur der Schmieregelder, die ihr von fremden Kriegsherren zufließen, sondern auch der Schmeicheleien, mit denen fremde Fürsten bzw. deren Gesandte das Recht der Werbung zu erschleichen versuchten. Als der Bote des Königs Matthias Corvinus von Ungarn 1481 vor der Tagsatzung um Söldner bat, betonte er, die Türken würden von Entsetzen gepackt, wenn sie erführen, dass im ungarischen Heere auch Schweizer mitzögen.

Man nahm die eidgenössischen Krieger wegen ihrer Schlagkraft gerne in Sold, man fürchtete aber ihr stolzes, aufbrausendes Wesen, ihre Rachsucht und ihre Eigenmächtigkeit. So lange die angeworbenen Knechte keine allzu großen Kontingente bildeten, d.h. Verbände bis zu 1000 Mann, konnte man sie noch einigermaßen unter Kontrolle halten. So scheint es bei der Truppe, die um 1450 für die Stadt Nürnberg gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg ins Feld gezogen war, keine größeren Zwischenfälle gegeben zu haben. Allerdings hatte man die Tausend Mann vorsorglich schwören lassen, sich gesittet zu benehmen, ihre Zeche stets zu bezahlen und untereinander keinen Streit anzufangen. Die Stadt Nürnberg hat denn auch diese Schweizer Truppe nach Beendigung des Krieges ehrenvoll und mit Dank entlassen.

Die vielen Kriege, die Europa im 15. Jahrhundert heimsuchten, verschlangen immer größere Söldnerverbände. Den heimlichen Werbern, die mit den Wirten oft gemeinsame Sache machten, war das Handwerk schwer zu legen. Bestechungsgelder und feste Zahlungen an Magistratspersonen, die so genannten Pensionen, förderten den Reislaufer auf offizieller Ebene. Beteiligt war in immer stärkerem Maße die Führungsschicht, für die sich das Söldnerwesen – Anwerbung, Vermittlung und Führung – zu einem kapitalintensiven Unternehmertum entwickelte. Vom 16. Jahrhundert an gab es Patrizierdynastien, die in der Fremde eigene Söldnerregimenter stehen

hatten, die ihren Namen trugen, so die Erlach aus Bern oder die Reding aus Schwyz.

Im späteren 15. Jahrhundert kämpften aufgrund von Militärallianzen auch obrigkeitliche Aufgebote im Solde fremder Herrscher. Eine solche Situation trat beispielsweise 1499 ein, als die Eidgenossen zusammen mit den Bündnern gegen König Maximilian im Feld lagen. Hinter diesem Konflikt steckte der König von Frankreich, der das Herzogtum Mailand erobern wollte. Um zu verhindern, dass Maximilian mit seinen Landsknechten dem Herzog zu Hilfe kam, zahlte der französische König den Eidgenossen für die Dauer ihres Krieges gegen Maximilian hohe Subsidien aus, so dass dessen Truppen beschäftigt blieben, bis sich König Ludwig des Herzogtums bemächtigt hatte. Gegen gute Bezahlung haben die Eidgenossen in diesem Krieg das Spiel des Königs von Frankreich gespielt. Vergleichbare Situationen ergaben sich auch zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der Lombardei. Im europäischen Ringen um die Vorherrschaft über Italien, an dem sich der Kaiser, Frankreich, Spanien, der Papst und Venedig in wechselnden Konstellationen beteiligten, waren auch die Eidgenossen einbezogen, wobei sie sowohl selbständig Eigeninteressen verfolgten als auch gegen Bezahlung und Ehrengeschenke für andere Mächte kämpften und Söldner auf die Schlachtfelder schickten.

Trotz den Abmachungen in den Soldverträgen ließ es sich in der Praxis schwerlich verhindern, dass Schweizer in feindlichen Lagern gegeneinander zu kämpfen hatten. In den Mailänder Kontingenten, die 1476 Karl den Kühnen von Burgund bei Murten unterstützten, befand sich auch eine Schar eidgenössischer Söldner. Eine höchst kritische Situation trat im Jahre 1500 bei Novara ein, als Schweizer Söldner im Dienste Frankreichs die Stadt belagerten. In dieser war Herzog Lodovico Moro von Mailand eingeschlossen, der von Söldnern, die ebenfalls aus der Schweiz stammten, geschützt wurde. Um ein Blutvergießen zu vermeiden, übergaben die Schweizer in Novara den Belagerern die Stadt, schmuggelten den Herzog aber verkleidet hinaus. Er wurde jedoch erkannt und an den König von Frankreich ausgeliefert.

Dieser »Verrat von Novara« erregte in der Eidgenossenschaft, wo man für die Reisläufer um den guten Ruf der Zuverlässigkeit fürchtete, mehr Aufsehen als im Ausland. Der Vorfall hatte aber aufgezeigt, in welch unberechenbare Verwicklungen die Eidgenossenschaft geraten konnte, wenn sie Reisläufer nach allen Richtungen ziehen ließ. Mit Verboten war allerdings wenig auszurichten. Die Umsetzung von Maßnahmen, die von der Tagsatzung beschlossen wurden, erwies sich als äußerst schwierig, vor allem in den Länderorten. Symptomatisch war der Vorfall, als man einer Schar unerlaubterweise weggezogener Knechte angesehene Boten nachschickte, um die Missetäter zur Umkehr zu bewegen, und man dann erfahren musste,

dass die Boten von den Kriegsknechten zu Hauptleuten gewählt worden und mit diesen weitermarschiert seien.

Die von der Obrigkeit angedrohten Strafen für unerlaubtes Reislaufen dürften, wenn überhaupt, nur inkonsequent vollstreckt worden sein und jedenfalls nicht abschreckend gewirkt haben. Wer hohe Strafen, zum Beispiel Vermögenskonfiskation wie in Bern, zu befürchten hatte, blieb einfach in der Fremde und wartete, bis Gras über die Sache gewachsen war. Die Anzahl der im 15. und 16. Jahrhundert tatsächlich in den Solddienst abgewanderten Reisläufer bildet eine kaum näher bestimmbare Dunkelziffer. Aus den Berggebieten dürften prozentual weit mehr Männer weggezogen sein als aus den Städten.

Anfänglich hatten sich die Soldverträge nur auf bestimmte Konflikte bezogen und waren deshalb stets befristet gewesen, wenngleich mit dem Vorbehalt einer möglichen Verlängerung. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erfuhren die Verträge und Vertragsentwürfe eine allmähliche Vertiefung und Differenzierung des Inhalts. In diesen Kapitulationen, so genannt nach der Aufgliederung der Bestimmungen in einzelne *capitula*, wurden nicht nur militärische Abmachungen getroffen wie über Fragen der Werbung, Besoldung, Dienstdauer, Entlassung, Ausrüstung, Rechtsordnung oder Einschränkung des Einsatzes. Die Kapitulationen enthielten auch wirtschaftliche Vereinbarungen wie Handels- und Zollprivilegien oder – für die Eidgenossen besonders wichtig – Salzlieferungen, sie waren deshalb in ihrer Gesamtheit eher Wirtschaftsverträge als militärische Allianzen. Die Bestimmung, dass die Söldnerverbände für den Fall, dass die Eidgenossenschaft selbst in einen Krieg verwickelt würde, nach Hause entlassen werden müssten, gehörte zu den wichtigsten Artikeln der Soldverträge. Denn dieser Vorbehalt hatte zur Folge, dass sich die Eidgenossenschaft für lange Jahrhunderte aus den europäischen Kriegen heraushalten konnte. Den Frieden im eigenen Land, damals als »Schweizer Glück« bezeichnet, hat sich die Eidgenossenschaft mit dem Blut ihrer Söldner erkaufte.

Die meisten Kapitulationen haben die Eidgenossen mit dem König von Frankreich abgeschlossen. Bereits 1447 hatten sie Karl VII. die Anwerbung von 4000 Mann gestattet, und in der Folgezeit wurden dem jeweiligen Herrscher immer wieder Truppen zur Verfügung gestellt. Da um 1480 Soldverträge außer mit Frankreich auch mit den Herzögen von Savoyen, dem Hause Habsburg-Österreich, dem Papst und dem König von Ungarn vereinbart worden sind, musste man, um diesen Verträgen nachkommen zu können, wieder einmal die heimlichen Werbungen verbieten.

Eine neue Ära des Solddienstes begann 1496/97 mit der Gründung einer Garde von hundert Mann durch Karl VIII. von Frankreich. Diese diente

dem König als Leibwache und wurde anfänglich nicht im Krieg eingesetzt. Es handelte sich aber erstmals um eine stehende Truppe, die bis in die Zeit der Französischen Revolution hinein unterhalten wurde. Dem König von Frankreich folgte 1505 der Papst mit der Gründung der noch heute existierenden Schweizer Garde.

Den nachhaltigsten und politisch wichtigsten Soldvertrag schlossen die Eidgenossen 1521 mit König Franz I. von Frankreich ab. 1515 hatte dieser dank einer Landsknechttruppe und einer leistungsfähigen Feldartillerie den Schweizern die erste Niederlage seit Jahrzehnten beigebracht, aber 1516 umgehend mit ihnen Frieden geschlossen. Der Soldvertrag von 1521 gewährte den Eidgenossen wirtschaftlich günstigste Bedingungen, führte sie aber in eine Abhängigkeit von Frankreich hinein, die bis zur Französischen Revolution währen sollte, da der Vertrag immer wieder erneuert wurde.

Der häufig geäußerte Vermutung, die Eidgenossen hätten mit ihrer infanteristischen, auf den Nahkampf ausgerichteten Kampfweise den Fußtruppen im spätmittelalterlichen Europa quasi als Vorbild gedient und sogar an deren Ausbildung – so in Spanien und in Frankreich – mitgewirkt, ist mit Vorsicht zu begegnen. Es lag wohl eher ganz allgemein im Zuge der Zeit, in größeren Konflikten Söldner zu Fuß einzusetzen und diese mit dem ursprünglich aus Italien stammenden Langspieß kämpfen zu lassen. Die besondere Eigenheit der Schweizer Krieger aus dem Alpenraum, die wilde Angriffslust und die auf einem eigentümlichen Ehrenkodex beruhende Kampfmoral, hätte man ohnehin nicht an Kriegerverbände aus ganz anderem soziokulturellem Umfeld vermitteln können. Immerhin darf es als erwiesen gelten, dass die deutschen Landsknechte in ihren Anfängen um 1500 viele Eigenarten der Schweizer Krieger hinsichtlich Tracht, Bewaffnung und Verhaltensweisen übernommen haben.

Wie lange der einzelne Reisläufer gedient hat, ist schwer zu ermitteln. Einzelne Namen sind überliefert, die auf ein halbes Leben in der Fremde und im Krieg schließen lassen. Sicher hat es in den großen Verbänden Kontakte zwischen mehreren Generationen gegeben, auch zwischen Angehörigen verschiedener Kultur- und Sprachräume oder Gesellschaftsschichten. Der Reiselauf hat Menschen – mehrheitlich, aber nicht ausschließlich Männer – zusammengebracht, die ein unsicheres und unstetes Leben führten, in dem die Wertvorstellungen einer auf Sicherheit bedachten, in einer fest gefügten Rechts- und Standesordnung aufgehobenen Bevölkerung wenig galten. Vor diesem Hintergrund dürfte sich noch im Laufe des 15. Jahrhunderts eine Reisläuferkultur herausgebildet haben, die sich deutlich von den Gepflogenheiten und Wertmassstäben der spätmittelalterlichen Ehrbarkeit abhob und ihre Träger in den urbanen Regionen Italiens oder Frankreichs in

die Nähe des Randgruppenseins drängten. Umfassende Forschungen über die Reisläuferkultur liegen einstweilen noch nicht vor. Sie lässt sich zunächst in Äußerlichkeiten fassen, in der provokativen und obszönen Tracht, mit der man bei den braven Leuten Anstoß erregen wollte, im Mitführen eines ganzen Waffenarsenals, das die Bevölkerung einschüchtern sollte, gleich wie das lärmige, überhebliche Auftreten. Im Bewusstsein ihrer Unentbehrlichkeit und körperlichen Überlegenheit entwickelten die Schweizer Reisläufer einen Hochmut, der auch vor ihren fürstlichen Dienstherrn nicht Halt machte. Den Herzog von Savoyen nannte man geringschätzig das »Männchen« (*manli*) von Savoyen, den Kaiser den »Öpfelküng« und den König von Frankreich einen »buckligen Zwerg«.

Kulturelle Leistungen sind vor allem in der Musik und in der Dichtung zu finden. In Spott- und Lobliedern kommt eine aus dem unmittelbaren Erleben entsprungene Kraft der Sprache zur Geltung, die sich vor den anderen literarischen Zeugnissen der Zeit nicht zu verbergen braucht. Das Leben der Reisläufer hat Urs Graf, selber ein unsteter Söldnertyp, in seinen Skizzen auf geniale Weise festgehalten.

Die an Lebensformen des Alltags im Ausland orientierten Gepflogenheiten sind von zurückkehrenden Reisläufern – wenn auch nicht von diesen allein – in der Schweiz verbreitet worden. Der Berner Chronist Valerius Anshelm, selber ein Gegner des Solddienstes und erklärter Franzosenfeind, hat diese »neuen Unsitten« scharf verurteilt. Er beklagt das Aufkommen neuer, unzuchtiger Kleidermoden bei Männern und Frauen, neuer Speisen, neuer Waffen, unsittlicher Gebärden, gottloser Spiele, wilder Flüche und generell übler Sitten. Die ganze »Litanei« Anshelms gehört literarisch in die Gattung der *laudatio temporis acti*, zeigt aber doch, dass viele Lebensäußerungen und modische Neuheiten der Zeitenwende um 1500 durch den Reisläufer in die im kulturellen Abseits gelegene Eidgenossenschaft gelangt sind.

Literatur

- Baumann, R.: Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, München 1994.
- Baumgartner, M. et al. (Red.): Fry! Fry! Das Land Glarus und die werdende Eidgenossenschaft zwischen 1351 und 1388, Glarus 1988.
- Berger, H.: Der Alte Zürichkrieg im Rahmen der europäischen Politik, Zürich 1978.
- Bernoulli, A.: Basels Kriegführung im Mittelalter, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 19 (1921), 106-29.
- Bory, J.-R.: Die Geschichte der Fremddienste, Neuchâtel-Paris 1980.
- Brücher, A.: Die Mailänderkriege (1494–1516) im Urteil der neueren schweizerischen Geschichtsschreibung (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft 4), Zürich 1949.

- von Elgger, C.: Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jh., Luzern 1873.
- Esch, A.: Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Bern 1998.
- Furrer, N. et al. (Hrsg.): Gente ferocissima. Solddienst und Gesellschaft in der Schweiz (15. –19. Jh.), Festschrift für A. Dubois, Zürich 1997.
- Gagliardi, E.: Der Anteil der Schweizer an den italienischen Kriegen 1494–1516, Bd. 1: 1494–1509, Zürich 1919.
- Geiser, W. (Hrsg.): Ereignis – Mythos – Deutung. 1444–1994 St. Jakob an der Birs, Basel 1994.
- Gessler, E. A.: Führer durch die Waffensammlung des Schweizerischen Landesmuseums, Aarau 1928.
- Hess, O.: Die fremden Büchsenmeister und Söldner in den Diensten der eidgenössischen Orte bis 1516, Diss. Zürich 1918.
- von Liebenau, Th.: Die Schlacht bei Sempach. Gedenkbuch zur fünften Säcularfeier, Luzern 1886.
- Meyer, W.: Gertel und Halbarte, in: Festschrift J. G. N. Renaud, Zutphen 1981, 376–381.
- Meyer, W.: Hirsebrei und Hellebarde. Auf den Spuren des Lebens in der mittelalterlichen Schweiz, Olten 1987.
- Meyer, W.: Die Eidgenossen als Burgenbrecher. Der Geschichtsfreund 145 (1992), 5–95.
- Meyer, W.: »Der stier von Ure treib ein grob gesang«. Fahnen und andere Feldzeichen in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft, in: Haverkamp, A. (Hrsg.): Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 40), München 1998.
- Meyer, W.: Krisen, Korruption und Kampfbegierde. Der politische, ideologische und emotionale Konfliktraum des Schwabenkrieges von 1499, in: Jahrbuch für solothurnische Geschichte 72 (1999), 9–52.
- Meyer, W.: Eidgenössischer Solddienst und Wirtschaftsverhältnisse im Schweizerischen Alpenraum, in: Kaiser, M./Kroll, St. (Hrsg.): Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 1), Münster/Hamburg/London 2000, 23–39.
- Meyer, W.: Religiös-magisches Denken und Verhalten im eidgenössischen Kriegerum des Mittelalters, in: Kaiser, M./Kroll, St. (Hrsg.): Militär und Religiosität in der frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 4), Münster 2004, 21–32.
- von Mülinen, W. E.: Geschichte der Schweizer Söldner bis zur Errichtung der ersten stehenden Garde (1497), Diss. Bern 1887.
- Ochsenbein, G. F.: Die Urkunden der Belagerung und Schlacht von Murten, Freiburg/Ü. 1876.
- Padrutt, Chr.: Staat und Krieg im Alten Bünden 1965 (Geist und Werk der Zeiten 11), o.O.
- Riedmann, J.: Calven 1499–1999. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Rathaus Glurns vom 8. bis 11. September 1999 anlässlich des 500-Jahr-Gedenkens der Calvenschlacht, Bozen 2001.

- Riggenbach, A.: Der Marchenstreit zwischen Schwyz und Einsiedeln und die Entstehung der Eidgenossenschaft (Geist und Werk der Zeiten 15), Zürich 1966.
- Sablonier, R.: Gründungszeit ohne Eidgenossen, Politik und Gesellschaft in der Innerschweiz um 1300, Baden 2008.
- Schaufelberger, W.: Der Alte Schweizer und sein Krieg, Zürich ²1966.
- Schaufelberger, W.: Zu einer Charakterologie des altschweizerischen Kriegertums, in: Schweizer Archiv für Volkskunde 56 (1960), 48-87.
- Schaufelberger, W.: Morgarten (1315) und Marignano (1515), in: Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift 11 (1965), 667-688.
- Schaufelberger, W.: Marignano. Strukturelle Grenzen eidgenössischer Militärmacht zwischen Mittelalter und Neuzeit, Frauenfeld 1993.
- Schneider, H.: Waffen im Schweizerischen Landesmuseum. Griffwaffen I, Zürich 1980.
- Sennhauser, A.: Hauptmann und Führung im Schweizerkrieg des Mittelalters (Geist und Werk der Zeiten 12), Zürich 1965.
- Usteri, E.: Marignano. Die Schicksalsjahre 1515/1516 im Blickfeld der historischen Quellen, Zürich 1974.
- Wackernagel, H.G.: Altes Volkstum der Schweiz, in: Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde, Basel 1956.
- Wackernagel, H.G.: Fehdewesen, Volksjustiz und staatlicher Zusammenhalt in der alten Eidgenossenschaft, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 15/3 (1965), 289-313.
- Wegeli, R.: Inventar der Waffensammlung des Bernischen Historischen Museums, Teile 1-3, Bern 1929.
- Wyss, R.L. (Red.): Bernisches Historisches Museum. Die Burgunderbeute und Werke burgundischer Hofkunst, 2. Aufl. Bern 1969.

OPERATIVES

Die Praxis der Kriegsführung

Schlachten sind rare Ereignisse in der Kriegsgeschichte, dennoch gelten sie als Kulminationspunkte einer militärischen Auseinandersetzung, als Probe der Fähigkeiten des Feldherren wie der Truppe, der Qualität der Ausrüstung und der Leistungsfähigkeit der Versorgung. Im Mittelalter waren große Kampfhandlungen noch seltener als in der Antike oder der modernen Zeit, und nur in wenigen dieser Schlachten konnte einer der beiden Gegner erheblich geschwächt, also im strategischen Sinne besiegt werden. Diese geringe Zahl von Schlachten ist oft mit der niedrigen Effizienz des mittelalterlichen Heerwesens erklärt worden: zwar hätten die Heerführer durchaus Entscheidungsschlachten angestrebt, dazu sei es aber wegen der begrenzten militärischen Möglichkeiten nahezu nie gekommen. Angesichts der vom Massenheer der Neuzeit gänzlich verschiedenen Heeres- und Kommandostrukturen, einer anderen sozialen Rolle des Krieges wie auch einer anderen Stellung der Kontrahenten zueinander, erweist sich allerdings der Versuch, einer Analyse mittelalterlicher Kriegsführung moderne Auffassungen vom Kriege zugrunde zu legen, als problematisch. In der Rückschau scheinbar allgemein gültige militärische Grundsätze haben im mittelalterlichen Kriegswesen keine Gültigkeit; welche aber die »Gesetze des Krieges« im Mittelalter gewesen sind, lässt sich nur indirekt entschlüsseln. In den Vorbereitungen zur Schlacht und in der Schlacht selbst werden die militärischen Leit- und Führungsvorstellungen einer Gesellschaft in die Praxis umgesetzt: *Command-and-Control* als moderner Begriff beschreibt ein explizit rationales Prozedere, dem die mittelalterliche Kriegsführung oft nicht zu folgen scheint. Bei genauerem Hinsehen erweist sich scheinbar irrationales Verhalten als durchaus rational, wenn es etwa gilt, die Legitimität des eigenen Handelns zu demonstrieren. Wie jeder Rechtsakt des Mittelalters ist auch der Krieg öffentlich. Er ist durchsetzt von zeichenhaften Handlungen und beruht auf einem prinzipiellen Normenkonsens zwischen den Kriegsgegnern. Darum stößt diese Art der Kriegsführung, wenn sie am Rande des christlichen Europa auf Gegner mit anderen Werten und Normen trifft, buchstäblich an ihre Grenzen. Der Krieg zwischen Militärsystemen folgt nicht mehr den bekannten Regeln.

Liegnitz/Wahlstatt

Die Schlacht gegen einen unbekannten Feind

ULRICH SCHMILEWSKI

Die Dämonisierung des Unbekannten

Beim Kampf auf der Wahlstatt bei Liegnitz, rund 55 km westlich von Breslau, der schon damals bedeutendsten Stadt in Schlesien, stand am 9. April 1241 ein christliches Heer einem unbekannten Feind gegenüber, den Mongolen. »*Ex tartaros*« kamen diese Mongolen, in den mittelalterlichen Quellen Tartaren genannt – aus dem Schlund der Hölle. Unglaublich groß war ihre Zahl, unberechenbar waren sie, erschienen mal hier, mal dort, waren nicht zu fassen, schneller als der Wind, wüteten wie ein Sturm, der über die Länder hinwegfegt. Sie verwüsteten das Land, beraubten und brandschatzten es, vertrieben oder töteten die Bewohner, töteten alle ohne Unterschied, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Stand. Sie entweihten Kirchen, in denen sie ihre Tiere einstellten und Frauen schändeten, sie warfen den Leib des Herrn in den Staub, sie plünderten und zerstörten Kirchen und Klöster. »Jene Gefahren, die seit alters in den Heiligen Schriften prophezeit werden, die uns unsere Sünden austreiben sollen, sie keimen nun und brechen auf. Denn ein grausames und zahlloses Volk, ohne Gesetz und wild, hat in unserer Nachbarschaft Gebiete überfallen und besetzt und gelangte schon bis zum Lande der Polen, nachdem es viele andere Länder durchstreift und Völker ausgelöscht hatte.«¹ War aus der Hölle nun der Antichrist gekommen? Strafte nun Gott die Sünder, nahte der Jüngste Tag?²

Das Unbekannte, Fremde, Rätselhafte und zudem auch Bedrohliche war im Mittelalter nicht anders zu begreifen als eschatologisch. Und die Mongolen waren im Papsteuropa bis 1241 unbekannt, wenn auch bereits seit 1220 erste Gerüchte und Nachrichten in den Westen gelangt waren. Sie waren heidnische und ›barbarische‹ Fremde, folglich nicht gleichrangig mit den papst-christlichen Völkern Europas. Ihre gesellschaftlichen Strukturen, ihre Kultur und ihre Art zu leben waren rätselhaft. Bedrohlich war ihre Art, Krieg zu führen, da sie unverständlich war. Bei bekannten, gleichrangigen Gegnern kannte man deren Kriegsführung, gab es gemeinsame moralische Werte und verbindliche Mechanismen, um Grausamkeiten zu begrenzen und friedensstiftendes Vertrauen aufzubauen. Die Kriegshandlungen der Fremden

erschieden dagegen als schlechthin böse, die Mongolen selbst als zutiefst amoralisch.³ Hinzu kamen bei den Europäern das Bewußtsein des richtigen Glaubens und der eigenen militärischen Stärke sowie das Unvermögen, das Fremde verstehen zu können. So waren und blieben die Unbekannten Dämonen aus der Hölle.

Die Mongolen, ihr Reich und ihr Feldzug gegen Ungarn 1241/42

In den weiten Steppengebieten Inner- und Ostasiens entstanden im Laufe der Zeiten immer wieder großräumige Reiche, gebildet von hirtent- und reiternomadischen Gemeinschaften, eine Zeitlang existierend, um schließlich zu vergehen. Die nur lockere Form der Staatlichkeit, die von einer verwandtschaftlich gegliederten Führungsschicht ausgeübte fragile Herrschaft ermöglichte es sich neu formierenden Gemeinschaften immer wieder, eigene Reiche zu bilden. Eine solche Gemeinschaft waren die Mongolen, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in der Grassteppe im Nordosten der heutigen Mongolei in Erscheinung traten. Sie waren ein Verband von Reiternomaden, unterteilt in verschiedene, großteils miteinander verfeindete Stämme. Ihre Einigung gelang erst Temüjin, dem späteren Činggis Khan (Dschingis Khan). Dieser wohl Mitte der 60er Jahre des 12. Jahrhunderts geborene Sohn eines Sippenaristokraten verbrachte eine abenteuerliche Kindheit und Jugend, erlebte Widrigkeiten und Niederlagen, wußte aber, sich zu behaupten und errang Erfolge, so daß er um 1185 von einem Teil der Mongolen zu ihrem Khan gewählt wurde. Eine verlorene Schlacht ließ ihn wohl ins Exil nach Nordchina gehen, von wo er erst zehn Jahre später zurückkehrte, um nun kompromißlos den Weg an die Macht zu gehen, gegen innere und äußere Feinde. Er beseitigte Sippenverwandte, nahm willfähige mongolische Teilstämme unter seine Herrschaft, unterwarf sich unbotmäßige und ließ fremde Nachbarreiche untergehen. Seine Erfolge waren so groß, daß ihn die mongolische Reichsversammlung im Frühjahr 1206 als Alleinherrscher mit dem Titel Činggis Khan auf den Thron hob.

Eine ständige Bedrohung seiner Stellung ergab sich für Činggis Khan aus dem Sozialgefüge seines neuen, nun auch nichtmongolische Ethnien umfassenden Reiches. Nach der Tradition der Steppe gründete die Gesellschaft auf einem Netzwerk von Familien-, Sippen- und Stammesverbindungen, die nicht auf den Alleinherrscher zuliefen, sondern sich gegen ihn wenden konnten, wie Činggis Khan immer wieder am eigenen Leib hatte erfahren müssen. Um dem zu begegnen, gestaltete er binnen dreier Jahre die Sozialordnung nach dem Muster der neuen Wehrverfassung seines Reiches

um. Diese erfaßte alle Untertanen und gliederte sie ohne Rücksicht auf die Stammeszugehörigkeit oder auf die Hierarchie der einzelnen Stämme in Zehn-, Hundert-, Tausend- und Zehntausendschaften. Führungspositionen wurden nicht mehr reiternomadischer Gewohnheit entsprechend gemäß der Stellung des Einzelnen in der alten Sozialordnung vergeben, sondern nach hirtennomadischem Herkommen aufgrund individueller Leistung und persönlichem Verdienst. Somit war das alte Sozialgefüge durch eine neue, auch Nichtmongolen integrierende Sozialordnung ersetzt worden, freilich um den Preis einer »Militarisierung« der Gesellschaft. Damit diese nicht erstarrte und die althergebrachte Gefahr für den Alleinherrscher heraufbeschwor, mußte sie ständig in Bewegung bleiben, was wohl ein Hauptgrund für die nun beginnende Expansion des Mongolenreiches war.⁴ Ein weiterer Grund wird das gesteigerte Selbstbewußtsein des Činggis Khan – der Titel bedeutet womöglich »ozeangleicher Kaiser« – gewesen sein, der sich »durch die Kraft des ewigen Himmels« zur Herrschaft berufen fühlte, also auf Grund göttlicher Sendung. Und wie im Himmel nur ein höchster Gott regiere, so dürfe auch auf Erden nur ein Khan herrschen, woraus Činggis Khan und seine Nachfolger ihren Anspruch auf die Weltherrschaft ableiteten.⁵

Weltherrschaft war nur über Unterwerfung und Eroberung möglich.⁶ Stets forderten mongolische Gesandtschaften die benachbarten Stämme und Völker zunächst auf, sich zu unterwerfen, erst nach einer Ablehnung eroberten die Mongolen deren Reiche. Herrschte Činggis Khan zur Zeit seiner Sozial- und Militärreform etwa über das Gebiet der heutigen Mongolei, so setzte er seine straff geführte und reibungslos funktionierende Reiterarmee in zwei Zügen 1214–1216 und 1218–1223 zur Eroberung Nordostchinas ein, weitete seinen Herrschaftsbereich in den Jahren 1219 bis 1223 in Richtung Westen und Süden aus, indem seine Armeen das islamische Großreich Chorezm – das heutige Nordwestchina, Südkasachstan mit den südlichen angrenzenden Gebieten, Afghanistan und Iran – eroberten und zerschlugen. Den mit dem Chorezm Schah verbündeten Kumanen setzten sie bis in die südöstliche Grenzregion der Kiever Rus' nach, wo es am 16. Juni 1223 zur Schlacht an der Kalka kam, in der das zahlenmäßig überlegenen Heer der verbündeten Kumanen und Russen nahezu aufgerieben wurde. Gleichzeitig, 1222/23, zog ein anderer Teil der Reiterarmee gegen die Wolgabulgaren, womit zunächst nur der weite Raum zwischen dem Aral-See im Osten und den Karpaten im Westen erkundet wurde. Innerhalb nur eines Jahrzehnts hatte Činggis Khan damit seinen Machtbereich ganz erheblich ausgeweitet; bei seinem Tode 1227 reichte er vom Chinesischen Meer bis an die Ostgrenze Europas.

Nur Erkundungszüge waren die Unternehmungen der Jahre 1229 und 1232, die den Mongolen jedoch zeigten, daß sie im Westen mit härtestem

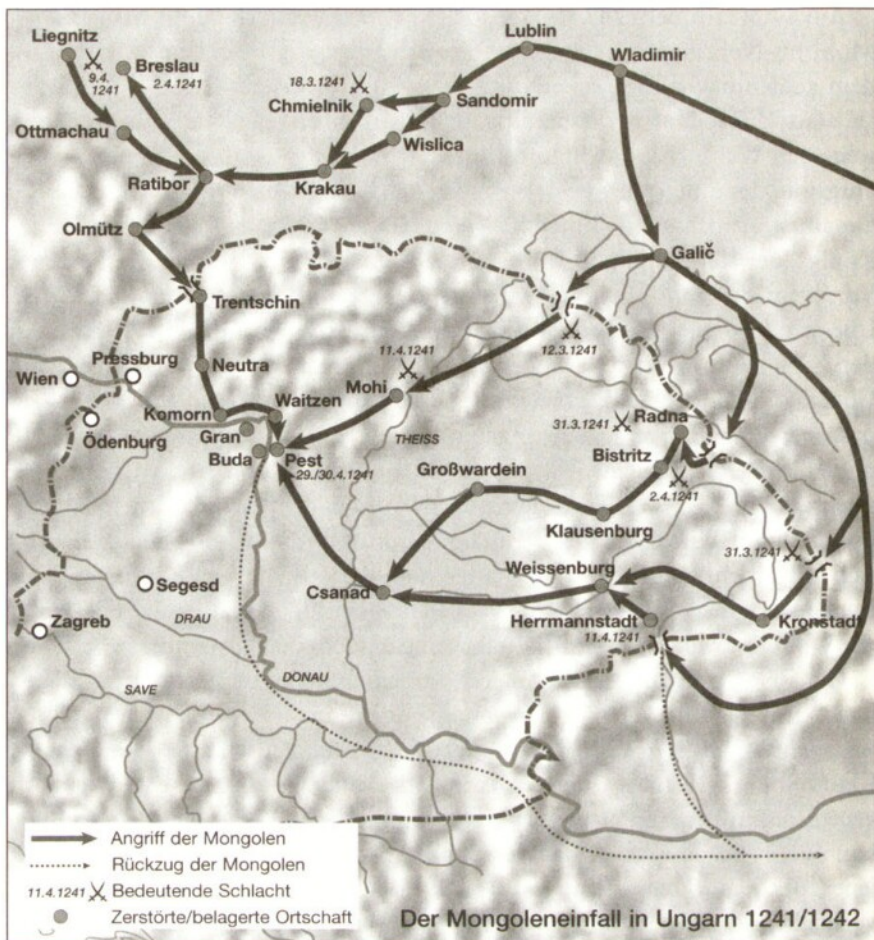
Widerstand zu rechnen hatten. Erst nach der 1234 erfolgten Zerschlagung des nordchinesischen Reiches der Chin-Dynastie waren die notwendigen militärischen Kräfte frei, so daß die Reichsversammlung des folgenden Jahres unter dem neuen Großkhan Ögödei den Angriff auf die russischen Fürstentümer, Ungarn sowie weiter nach Europa hinein beschließen konnte. Für diesen Großangriff wurde ein Drittel des mongolischen Heeres einschließlich der Hilfsvölker vorgesehen, rund 130.000 Reiterkrieger unter dem Befehl Batus, eines Cousins des Großkhans. 1236/37 wurden die Wolgabulgaren und die Kumanen besiegt, in den folgenden Jahren bis 1240 die russischen Fürstentümer niedergedrungen, wobei den Mongolen deren Unfähigkeit zu gemeinsamer Abwehr zugute kam. Fast alle russischen Fürsten wurden besiegt, die meisten bedeutenden Städte – darunter Kiew, die »Mutter der russischen Städte« – zerstört. Die Fürstentümer blieben zwar als Staaten bestehen, doch mußten ihre Herrscher die Oberhoheit der Mongolen anerkennen und ihnen jährliche Tribute zahlen, wofür sich auch die noch nicht angegriffenen Fürstentümer im Nordwesten Rußlands wie etwa Nowgorod entschieden. Die Niederwerfung Rußlands war aus strategischen Gründen notwendig, um im nun beginnenden Kampf gegen Ungarn, das die Kumanen aufgenommen hatte, die rückwärtigen Verbindungen von sonst möglichen Flankenangriffen aus dem nördlichen Rußland frei zu halten.

Über die Lage in Ungarn und den anderen Ländern im Osten Europas waren die Mongolen durch Kundschafter und Überläufer sehr gut unterrichtet. Sie kannten die politischen, militärischen, geographischen und (weide)wirtschaftlichen Verhältnisse dort, auch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscher untereinander, und verfügten so über die Voraussetzungen für die logistische und strategische Planung ihres Zuges gegen Ungarn. Allerdings hatten die bisherigen Erfolge auch zu Verlusten geführt, zudem war ein Teil der Truppen in die Mongolei zurückbeordert worden, sodass Batu nur noch über 60.000 Mann verfügen konnte. Ausgangspunkt für die Operationen gegen Ungarn war der Raum um Wladimir, von wo eine Zehntausendschaft unter Batus Bruder Orda gen Polen zog, die übrige Armee nach Galič vordrang. Von dort begann Anfang März 1241 der konzentrische Angriff auf Ungarn, der einer gewaltigen Treibjagd glich. Das mongolische Heer teilte sich auf, um das Karpatengebirge über verschiedene, von den Ungarn befestigte Pässe zu überwinden. Die Hauptmacht unter Batu durchbrach die stark befestigten Grenzverhaue am Verecke-Paß (841 m), dem so genannten »Russischen Tor«, am 12. März, zwei weitere Abteilungen am 28. bzw. 31. März jene am Borgo-Paß (1227 m) und am Ojtosz-Paß (865 m), und die vierte Armee überquerte den im Süden gelegenen Rotenturm-Paß (352 m) am 11. April.

Am 11./12. April 1241 fand jedoch bereits die Entscheidungsschlacht bei Mohi im Norden Ungarns zwischen der Hauptstreitmacht unter Batu und dem zahlenmäßig überlegenen und besser ausgerüsteten Heer König Bélas IV. statt, das jedoch vernichtend geschlagen wurde. Die Ungarn waren vom schnellen Vorstoß der Mongolen überrascht worden, sodass es ihnen – auch aufgrund der adligen Opposition gegen den König – nicht gelungen war, ihre Gesamtstreitmacht zusammenzuziehen. Hinzu kamen strategische Fehler des Königs, der sich die Kampfstätte aufzwingen ließ und der seine Truppen am Vorabend der Schlacht in einer Wagenburg zusammenpferchte. Nach dem Überwinden einer Brückenwache in der Nacht vom 11. auf den 12. April und der Zuführung weiterer Truppenteile über einen rasch errichteten weiteren Übergang über den Sajó, umzingelten die Mongolen noch im Morgengrauen das ungarische Lager, legten ringsum Brände und überschütteten den Feind mit Hageln von Pfeilen. Dies schuf Verwirrung im ungarischen Lager, die noch zunahm, da sich die Ungarn in der räumlichen Enge nicht formieren konnten. Ein Teil versuchte sich im ungeordneten Kampf, ein anderer wandte sich zur Flucht, für die die Mongolen zum Schein eine Gasse öffneten. Das folgende Gemetzel führte zu der vernichtenden Niederlage, nur wie durch ein Wunder konnte König Béla mit wenigen Getreuen entkommen.⁷

Genauso erfolgreich waren die anderen mongolischen Abteilungen nach dem Überqueren der Karpatenpässe. Binnen zweier Wochen hatten sie mehrere regionale Militäraufgebote geschlagen, Städte wie Bistritz, Klausenburg, Großwardein, Kronstadt und Hermannstadt erobert, verwüstet und entvölkert, so daß das Donau-Theiß-Tiefland offen vor ihnen lag. Während des Zuges nach Budapest, wo sich alle Truppenteile – auch jener, der nach Polen gezogen war – Ende April wieder vereinigten, wurde verbleibender Widerstand listenreich und brutal mittels Kleinkriegstaktik und systematischem Terror gegenüber der Restbevölkerung gebrochen. Gleichzeitig begannen die Mongolen, sich auf Dauer in diesem Teil Ungarns einzurichten, teilten ihn in verschiedene Herrschaftsbereiche ein, holten einen Teil der in die Wälder geflüchteten Bauern in die Dörfer zurück und etablierten Verwaltungsstrukturen.

Als im Januar 1242 die Donau zufror, setzten die Mongolen zur Eroberung Ungarns westlich dieses Flusses an. Gelang noch die Eroberung der Stadt Gran, so scheiterte die Einnahme des von einem Sumpfgürtel umgebenen Stuhlweißenburgs wegen plötzlich einsetzenden Tauwetters, zudem hielten sich mehrere befestigte Plätze in der Region. Nun wurde die Jagd auf König Béla, um den sich ein möglicher ungarischer Widerstand hätte sammeln können, zum vorrangigen Ziel der Mongolen. Nach der Niederlage von Mohi war der König über Neutra nach Preßburg geflohen, geriet vorübergehend



Aus Schmielewski (Hg.): *Wahlstatt 1241*, 47

in die Gefangenschaft Herzog Friedrichs II. des Streitbaren von Österreich, urkundete am 12. Januar 1242 in Segesd und setzte nun seine Flucht über Zagreb und Split in die Inselstadt Trau, heute Trogir in Kroatien, fort, wo ihn die Mongolen jedoch ohne ein Flotte nicht fassen konnten. Über einen Monat blieben sie jedoch noch marodierend im Hinterland.

Gegen Ende März 1242 begannen die Mongolen, sich aus ganz Ungarn zurückzuziehen. Sie rückten über Bosnien, Dalmatien, Altserbien und Bulgarien in Richtung Wolgagebiet ab. Ausschlaggebend hierfür war wohl der plötzliche Tod des Großkahn Ögödei, zumal Batu seine Interessen in der Nachfolgefrage zur Geltung bringen wollte. Des Weiteren waren die

mongolischen Truppenverluste offensichtlich zu groß, um den Feldzug vom Donaubecken aus gegen Deutschland mit der Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Auch logistische Schwierigkeiten wie Mangel an Pferdefutter und Nachschubprobleme mögen zum Rückzugsentschluß beigetragen haben, zumal der Widerstand der russischen Teilfürstentümer anhielt und bei den Kumanen neue Unruhen ausbrachen. Die Ausdehnung des Mongolenreiches war, wie auch seine weitere Geschichte zeigte, sogar für die Reiter der Steppe zu groß geworden.

Die polnischen Länder, Schlesien und Böhmen

In das hellere Licht der schriftlich überlieferten Geschichte trat Polen im Jahre 963, und zwar als das »Land des Mieszko« aus dem Geschlecht der Piasten. Bezeichnenderweise erfolgte diese erste Nennung von außen und im Konflikt mit dem westlichen Nachbarn, was ein bereits in sich konsolidiertes Staatsgefüge im polnischen Kerngebiet zwischen mittlerer Warthe, mittlerer Weichsel und Pilica voraussetzt, dessen Werden jedoch im Dunkel verbleibt. Das junge Polen, in einer mal engeren, mal lockeren Abhängigkeit mit dem »Deutschen Reich« verbunden, expandierte in die benachbarten Stammesgebiete und in Auseinandersetzung mit dem älteren Böhmen, um bis zum Tode Mieszkos 992 weit über sein Kerngebiet hinauszuwachsen. Mit der Annahme des Christentums 966/67 wurde Polen zu einem Glied der christlichen Staatengemeinschaft, das im Jahre 1000 mit der Gründung des Erzbistums Gnesen auch eigene kirchliche Strukturen erhielt. Von seiner geographischen Lage vorgegeben, fand auch das politische Staatsgebilde Polen in den Wechselfällen des 12. Jahrhunderts seine Stellung zwischen dem Deutschen Reich, Böhmen und Kiev und blieb trotz innerer Aufstände zunächst als Einheit bestehen.

Dies änderte sich mit der 1138 von Herzog Bolesław III. Krzywousty (Schiefmund) testamentarisch eingeführten Senioratsverfassung, die seinen Söhnen Władysław Schlesien, Bolesław Masowien und Kujawien, Mieszko Großpolen und Henryk Kleinpolen zunächst nur als Versorgungsgebiete zuwies. Der Älteste, der zusätzlich das westliche Kleinpolen mit dem inzwischen als Hauptstadt anerkannten Krakau, weitere kleine Länder und die Oberhoheit über Pommern erhielt, sollte den Gesamtstaat nach außen vertreten und übergeordnete Aufgaben im Innern, etwa hinsichtlich Gericht, Münze und Heerwesen, ausüben. Der Senior Władysław tat dies tatsächlich und zog sich damit den Unwillen seiner Stiefbrüder zu. Nach einer Bestrafungsaktion an einem schlesischen Magnaten verlor Władysław

zusätzlich seinen Rückhalt in Schlesien, so daß er schließlich 1146 an den Hof seines Halbschwagers Kaiser Konrad III. nach Deutschland fliehen mußte. Während Boleslaw IV. von Masowien-Kujawien das Seniorat übernahm, versuchten die Kaiser Konrad III. und Friedrich I. auf militärischem Wege, den schlesischen Piasten wieder in sein Erbe einzusetzen, was aber erst für dessen Söhne Boleslaus, Mieszko und Konrad 1163 bzw. endgültig 1172 gelang. In den in Polen anhaltenden Bruderkämpfen traten immer stärker die Einzelinteressen in den Vordergrund, so daß bereits 1180 gegen den Willen des Ältesten das Senioratsprinzip aufgehoben wurde, das freilich erst mit dem Tod des Seniors 1202 endgültig erlosch. Der polnische Gesamtstaat war somit in mehrere grundsätzlich selbständige Einzelfürstentümer aufgesplittert, deren Zahl sich infolge anhaltender und kaum durchschaubarer innerer Kämpfe ständig vermehrte.⁸

Ähnliches galt für Schlesien, wo die drei zurückgeführten Brüder das erste Jahrzehnt offenbar gemeinsam herrschten, zusammengehalten in ihrer auf deutsche Hilfe angewiesenen Stellung gegenüber der piastischen Verwandtschaft, insbesondere gegenüber dem Senior Boleslaw IV. Nach dessen Tod 1173 teilten auch die Brüder ihre Herrschaftsbereiche auf. Als Ältester nahm Herzog Boleslaus I. von Schlesien (1163–1201) den größten und wichtigsten Teil Schlesiens für sich in Anspruch, nämlich die Gebiete Liegnitz, Breslau und Oppeln, wozu er sich noch den Anteil des jüngsten, für die geistliche Laufbahn bestimmten Bruders Konrad aneignete, die im Nordwesten anschließenden Gebiete Glogau, Sagan und Crossen. Herzog Mieszko I. (1163–1211) wurde mit den Gebieten Ratibor und Teschen abgespeist – einem solch bescheidenen Anteil, daß ihm der neue Senior Kasimir II. um 1178 mehrere Teilgebiete des Krakauer Landes abtrat. Eine Möglichkeit zum Gebietsausgleich in Schlesien ergab sich für Mieszko beim Tod seines älteren Bruders 1201 mit der Besetzung des Oppelner Gebietes. Boleslaus' Erbe, Herzog Heinrich I. von Schlesien (1201–1238), mußte im Folgejahr nicht nur den Gebietsverlust anerkennen, sondern auch der Aufhebung des gegenseitigen Erbrechts zustimmen, womit die Grundlage für die Sonderentwicklung des später als Oberschlesien bezeichneten Landesteils gelegt war.

An den innerpolnischen Auseinandersetzungen, die von solchen mit seinen deutschen Nachbarn ergänzt wurden, beteiligte sich auch Herzog Heinrich, der als der bedeutendste der schlesischen Piasten gilt – mal mit Gebietsverlusten und militärischen Niederlagen bis hin zur persönlichen Gefangenschaft, mehr aber mit territorialen Zugewinnen. Und so vereinte er am Ende seiner in dieser Hinsicht wechselvollen 38jährigen Regierungszeit unter seiner Herrschaft neben dem ererbten Anteil an Schlesien Teile der

Niederlausitz, das Land Lebus, Gebiete um Kalisch und Posen, das Land Zehden im südlichen Pommern, war er in Großpolen mit Krakau als Erbe eingesetzt und übte er die Vormundschaft im Land Sandomir sowie in Oppel-Ratibor aus. Nahezu drei Viertel des alten Piastenreiches, das wiederzuerrichten er offenbar bestrebt war, unterstanden seiner Herrschaft, nicht als festgefügt, einheitlicher Staat, sondern als ein durch seine Person als Herrscher zusammengehaltenes Ländergefüge. Dieses konnte auch sein Sohn Heinrich II. (1238–1241) bis in die Zeit des Mongoleneinfalls in etwa bewahren.

Die eigentliche Bedeutung Heinrichs I. liegt jedoch im Bereich des Landesausbaus und der inneren Entwicklung Schlesiens, die er beide planmäßig und systematisch betrieb. War Schlesien um 1200 insgesamt noch recht dünn besiedelt mit einem Schwerpunkt in der mittelschlesischen Ackerebene, so vergab der Herzog zu rodenden Boden ganz überwiegend im Gebiet südlich der Oder, insbesondere im Vorgebirgsland der Sudeten, was auch zur Grenzsicherung gegenüber Böhmen beitrug. Den bäuerlichen Siedlern, die hauptsächlich aus Meißen, Thüringen und dem fränkischen Raum kamen, wurden die im Rahmen der deutschen Ostsiedlung zu dieser Zeit üblichen Freiheiten gewährt wie eine Anzahl von abgabefreien Jahren und Beibehaltung ihres Rechtsstatus; sie waren persönlich frei und besaßen ihren Grund und Boden zu vollem Eigentum. Mit den Siedlern kamen neue Anbautechniken und Wirtschaftsformen, nahmen Handwerk und Handel zu. Als neuer Typus erschien der freie Bürger und mit ihm die sich selbst verwaltende Stadt als eigenständige Rechtskörperschaft; bedeutende Marktorde wie Breslau und Neumarkt wurden zu deutschem Recht umgesetzt und damit ebenfalls zu Städten im neuen Rechtssinn. Verstärkt wurde zudem die kirchliche Durchdringung des Landes mit der Errichtung von Pfarrkirchen, der Gründung neuer und der Begebung alter Klöster mit Grundbesitz zum Zwecke der Besiedlung, an der sich auch der Adel als Grundherr beteiligte. Ein weiteres, frühes Anliegen war die Förderung der Bodenschätze durch die effizienteren Abbaumethoden deutscher Bergleute, was wiederum zur Folge hatte, daß die Bergbauorte Goldberg (1211) und Löwenberg (1217) die ältesten belegten deutschrechtlichen Städte in Schlesien sind. All dies bereitete einen grundsätzlichen Wandel Schlesiens in den Bereichen Besiedlung, Gesellschaft, Wirtschaft, Recht, Verwaltung und Kirchenorganisation vor, den Übergang von einem slawisch-altertümlich zu einem westeuropäisch-modern geprägten Land. Schlesien war auf den Weg nach Europa.⁹

Böhmen entwickelte sich als Herrschaftsgebiet des Geschlechts der Přemysliden ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zunächst mit

der Einigung der mittelböhmischen Stammesherzogtümer, dann mit der allmählichen Gewinnung auch Ost- und Südböhmens bis Ende des 10. Jahrhunderts, bevor Anfang des folgenden Zentenars auf dem Weg der Eroberung das östlich angrenzende Mähren als weiteres Herrschaftsgebiet hinzukam. Im Mächtigedreieck Deutschland-Polen-Ungarn gelegen, wussten sich die Přemysliden in wechselhaften Kämpfen gegenüber ihren Nachbarn und innerer Opposition zu behaupten, wobei Böhmen nach der Entscheidung von 1096 gegen die griechisch-orthodoxe Kirche und infolge seiner Bindungen an das Deutsche Reich fest in die westlich-abendländische Kulturentwicklung und die römische Kirchenorganisation hineinwuchs. Die 1040 eingeführte Senioratserbfolge ersetzte König Přemysl Ottokar I. (1198–1230) durch die Primogenitur, als er 1216 seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger wählen und 1228 zum »jüngeren König« krönen ließ. Dies war auch Ausdruck der mit Hilfe des Reiches erstarkenden Herrschaft der Přemysliden, die 1212 endgültig den Königstitel erhalten hatten; zur gleichen Zeit formierte sich jedoch der Adel als selbständig operierende politische Gruppe. Beim Tod seines Vaters übernahm König Wenzel I. (1228/30–1253) ein gefestigtes und wohlhabendes Böhmen, das er in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst um das Herzogtum Österreich erweitern und mittels fortgeführter Binnenkolonisation im Zuge der deutschen Ostsiedlung stärken wollte. Vom wachsenden Ansehen des Přemyslidenhauses zeugen seit dem 11. Jahrhundert auch die Heiratsverbindungen zu deutschen, polnischen und ungarischen Fürstenhäusern; so war König Přemysl Ottokar I. mit Konstanze von Ungarn, einer Tante König Bélas IV., verheiratet, und gab Přemysl Ottokar 1214/18 seine Tochter Anna Herzog Heinrich II. von Schlesien zur Frau.¹⁰ Diese familiären Beziehungen des ungarischen Königs nach Böhmen, Schlesien und in die polnischen Länder waren für die Mongolen ebenfalls ein Grund, mit einem Flankenangriff im Norden ihren Ungarnfeldzug gegen verwandtschaftliche Waffenhilfe zu decken.

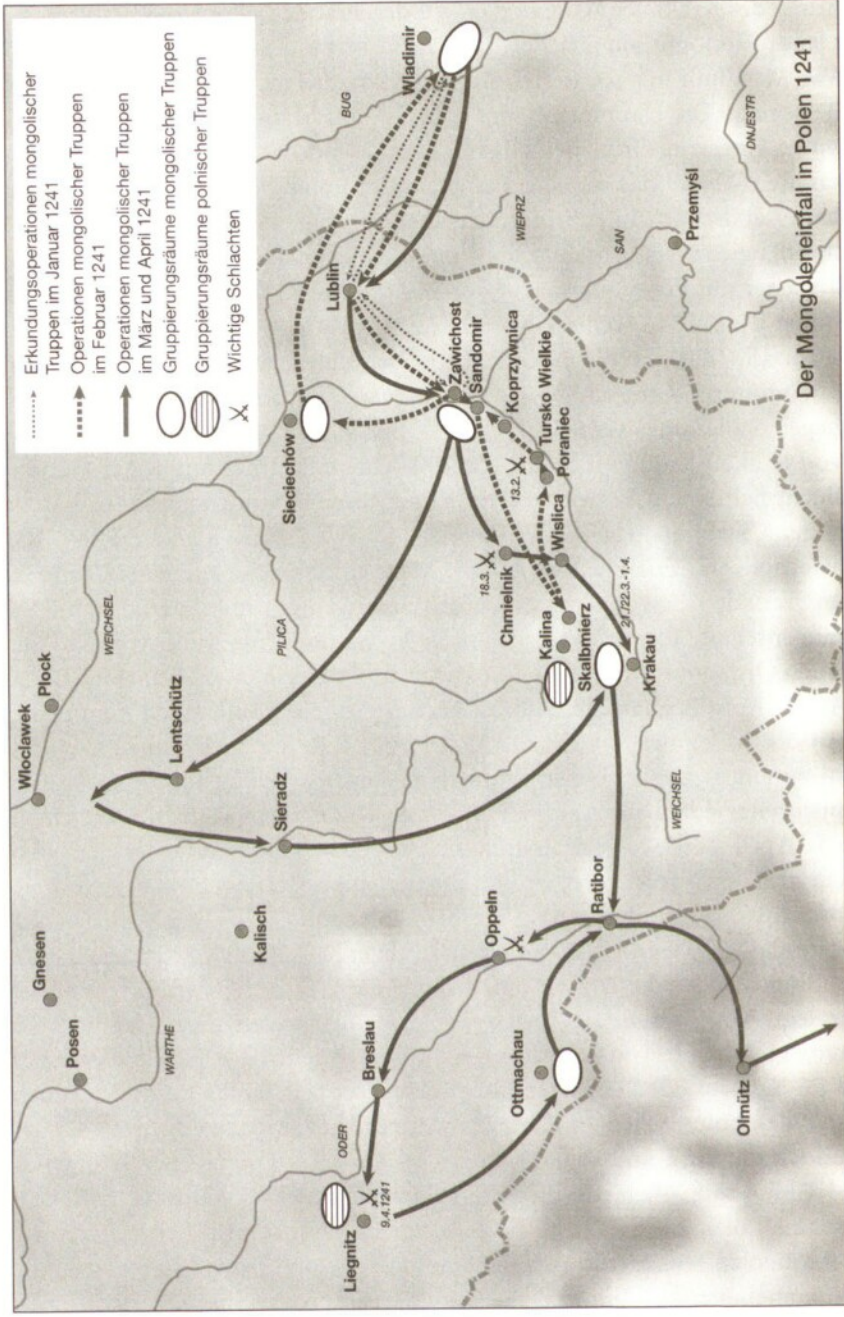
Die nördliche Flanke: Die militärischen Operationen

Vom Gruppierungsraum um Wladimir aus unternahm ein Trupp Mongolen im Januar 1241 zunächst nur einen raschen Erkundungszug in Richtung Lublin und Zawichost, der vorerst nur der Verbreitung von Angst und Schrecken diente. Die folgende Operation im Februar führte abermals einen Trupp Mongolen auf diesem Weg bis etwa 25 km vor Krakau, doch zogen sich die Mongolen mit einem Schwenk nach Norden über Sieciechów wieder nach Wladimir zurück. Dabei kam es am 13. Februar bei Tursko Wielkie

zum ersten Kampf mit einem Teil der kleinpolnischen Ritterschaft unter der Führung des Krakauer Wojewoden Włodimierz, der jedoch die Erstürmung der Stadt Sandomir am gleichen Tage nicht verhindern konnte.

Von Wladimir aus setzte sich Anfang März das mongolische Gesamtheer in Bewegung: Die Hauptarmee mit etwa 50.000 Mann unter Batu zog gegen Ungarn, eine von Orda befehligte Zehntausendschaft fiel auf dem schon bekannten Weg in das südliche Polen ein. Im Raum Sandomir teilte sich die Zehntausendschaft. Eine Streifschar stieß rasch in nordwestliche Richtung nach Kujawien vor, über Lentschütz hinaus, machte dann kehrt und vereinigte sich wieder mit der Hauptmacht am 1. April bei Krakau; die rund 550 km Luftlinie legte sie in weniger als 30 Tagen zurück. Der Hauptmacht stellte sich am 18. März bei Chmielnik ein gemeinsames Aufgebot der Krakauer und Sandomirer Ritterschaft, das sich im Raum um Kalina gesammelt hatte, entgegen – allerdings vergeblich und bei großen Verlusten. Herzog Bolesław V. von Krakau-Sandomir (1222–1279) suchte daraufhin mit seiner Familie Zuflucht bei seinem Schwiegervater König Béla IV. von Ungarn. Nach dem Sieg bei Chmielnik lag den Mongolen der Weg nach Krakau offen; die unbefestigte Stadt nahmen sie am 24. März ein, brandschatzten sie, führten einen Teil der Bewohner – gesuchte Handwerker und Spezialisten – in Gefangenschaft, töteten aber die meisten. In der Umgebung von Krakau verblieb Orda und wartete die Rückkehr der Streifschar aus Kujawien ab.

Am 1. April begann der Feldzug nach Schlesien. Von Krakau kommend, zogen die Mongolen im Tal der Oder über Ratibor nach Oppeln, wo es wohl zu einem Zusammenstoß mit dem Oppelner Aufgebot kam, das die Steppenreiter jedoch nicht aufhalten konnte. Diese zogen weiter und erreichten am 5. April Breslau. Hier hatten sich die Bewohner auf die befestigten Inseln im Fluss zurückgezogen und die neu angelegte, noch nicht befestigte Stadt selbst angezündet, um so die Mongolen zum schnellen Vorbeiziehen zu veranlassen. Dennoch ist es offensichtlich zu Kämpfen gekommen, wie eine Brandschicht dieser Zeit auf der mit einer Burg bewehrten Domininsel nahe legt. Von Breslau aus zogen die Mongolen weiter nach Liegnitz, wo Herzog Heinrich II. von Schlesien tief im Westen seines Herrschaftsbereiches und im Schutze der Liegnitzer Burg seine Truppen sammelte und auf den Zuzug des böhmischen Hilfsheeres wartete. Bevor dieses eintraf, verließ er jedoch die Burg und stellte sich am 9. April 1241 mit seinem Aufgebot rund 10 km südöstlich von Liegnitz, beim späteren Ort Wahlstatt (polnisch Legnickie Pole), zur Schlacht, die er verlor und mit seinem Leben bezahlte. Die Mongolen zerstörten noch die Stadtanlage von Liegnitz, ohne aber die Burg einnehmen zu können, und wandten sich dann, ihren Vorstoß nach Nordwesten nicht fortsetzend, nach Süden. Am Gebirge entlang zogen sie



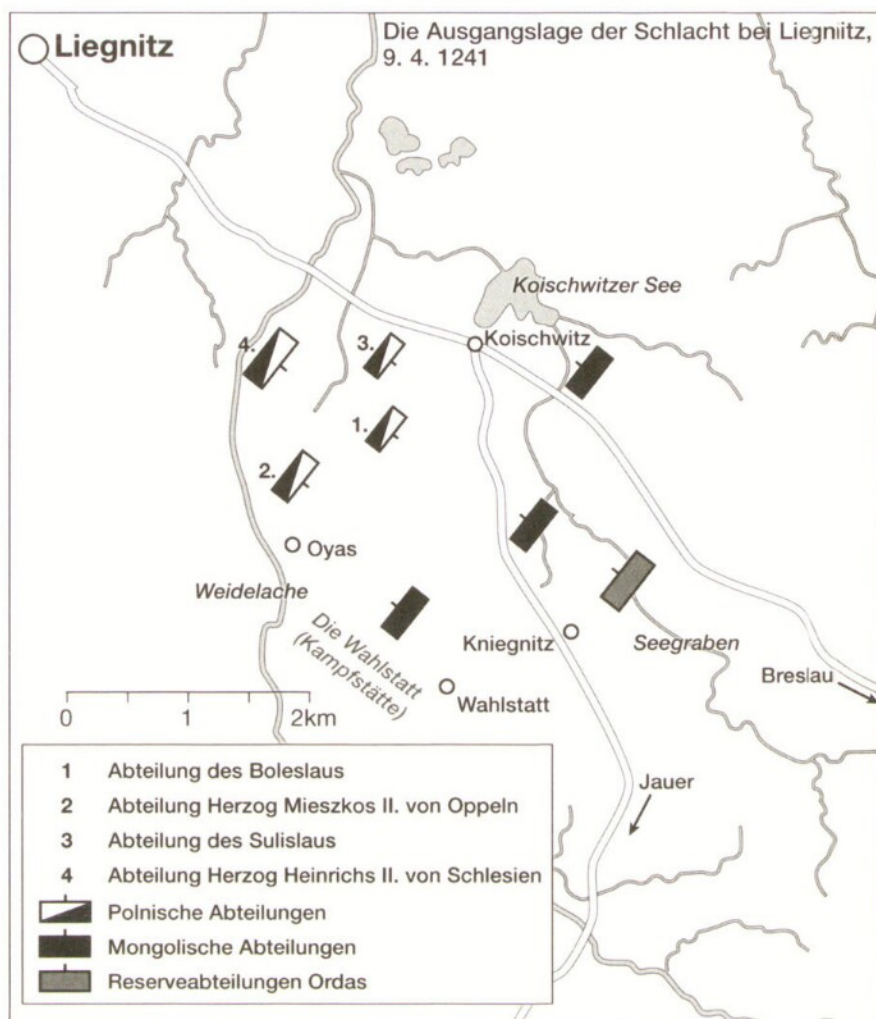
Aus: Tomasz Jasiński: *Przerwany bejnal (Dzieje narodni państwa polskiego, T. I.II). Kraków 1988, 51.*

über Jauer, Striegau nach Ottmachau, dabei das Kloster Heinrichau in Schutt und Asche legend, zurück nach Ratibor, von wo sie über Olmütz in Mähren nach Ungarn gelangten und Ende April bei Budapest auf die Hauptarmee unter Batu stießen.¹¹ – Die blitzartige Geschwindigkeit des Vorstoßes zeigt sich darin, daß innerhalb eines Monats rund 900 km reitend und kämpfend zurückgelegt wurden.

Die Schacht von Wahlstatt in der Schilderung des Jan Długosz

Eine ausführliche Schilderung der Schlacht auf der Wahlstatt bietet der Krakauer Domherr Jan Długosz in seinen *Annales Regni Poloniae*, die hier zusammenfassend wiedergegeben wird:¹²

In Liegnitz rief Herzog Heinrich II. seinen Heerbann aus Großpolen und Schlesien – Ritter und Landbevölkerung – zusammen, denen sich Freiwillige und Kreuzfahrer anschlossen, darunter Herzog Mieszko von Oppeln, Markgraf Boleslaus von Mähren und Poppo von Osterna, Hochmeister des Deutschen Ordens, mit ihren Rittern. Beim Auszug aus der Stadt verfehlte ein von der Liebfrauenkirche herabfallender Stein nur knapp das Haupt Heinrichs, was alle als ungünstiges Omen ansahen. Auf der Ebene Bonus Campus, die von der Neiße umflossen wird, stellte sich das Heer in Schlachtordnung auf. Die erste, von Boleslaus befehlige Abteilung bestand aus Freiwilligen, Kreuzfahrern und den Bergleuten aus Goldberg, die zweite unter dem Kommando Sulislaus', des Bruders des bei Chmielnik gefallenen Krakauer Palatins Włodimierz, aus Krakauer und großpolnischen Rittern, die dritte aus Oppelner Rittern unter Mieszko und die vierte aus Deutschordensrittern unter ihrem Hochmeister; die Hauptmacht unter dem Kommando Herzog Heinrichs setzte sich aus großpolnischen und schlesischen Rittern sowie schlesischen und breslauischen Bewaffneten zusammen. Ebenso viele Abteilungen hatten die Tartaren, doch überwogen sie an Zahl und Kräften. Die erste Abteilung des christlichen Heeres eröffnete den Kampf mit angelegter Lanze, wurde dann aber im Nahkampf von den tartarischen Bogenschützen eingeschlossen und vernichtet, wobei auch Boleslaus fiel. Nun rückten die zweite und die dritte Abteilung so erfolgreich vor, daß sich die Tartaren zur Flucht wandten, als plötzlich aus dem tartarischen Heer in polnischer Sprache »Byegaycze, byegaycze« (Flieht, flieht) geschrien wurde, so daß Herzog Mieszko die Schlacht verloren glaubte und mit seiner Mannschaft die Flucht ergriff. Als Herzog Heinrich dies sah, erschrak er und rief: »Gorze są nam stalo!« (Schlimm ist es uns ergangen!) Dennoch führte er unerschrocken seine Abteilung mit den besten Kriegeren in den Kampf und



Aus: Tomasz Jasiński: *Przerwany hejnał (Dzieje narodni państwa polskiego, T. I.II)*. Kraków 1988, 57.

schlug die ersten drei Heerhaufen der Tartaren in die Flucht, um dann auf die Hauptmacht unter König Batu zu treffen. Als der Sieg schon nahe und die Tartaren zu fliehen schienen, schlug der Träger einer Fahnenstange mit dem Bild eines grässlichen schwarzen Kopfes an der Spitze auf dieses Haupt, so daß daraus stinkender Rauch und Nebel hervorquollen. Diese nahmen Heinrichs Mannen die Sicht und den Atem; sie konnten so nicht mehr kämpfen und wurden von den Feinden getötet, darunter auch Boleslaus und

Poppo von Osterna. Der Rest des Heeres floh, nur Herzog Heinrich blieb mit vier Getreuen umzingelt auf dem Feld. Tapfer kämpfend, konnte sich der Herzog doch nicht vom Schlachtfeld retten, von einer Lanze unter der Achsel durchbohrt, sank er sterbend vom Pferde. Die heidnischen Tartaren schlugen ihm den Kopf ab, steckten ihn auf eine Lanze und zogen so vor die Burg Liegnitz, nicht ohne zuvor jedem gefallenem Christen ein Ohr abzuschneiden, neun Säcke voll. Mit dem Herzogskopf auf der Lanze forderten die Tartaren die Burgbesatzung zur Übergabe auf. Als diese sich weigerte, zogen die Tartarenhaufen unter Verwüstung des Landes in Richtung Ottmachau ab.

Quellenkritik – und was sagen andere Quellen?

Die obige, lebendige Schilderung der Schlacht bei Liegnitz mit dem heldenhaften Kampf Herzog Heinrichs II. lässt bereits beim ersten Lesen Ungenauigkeiten und Fehler erkennen. So fließt beispielsweise bei Liegnitz nicht die Neiße, befand sich »König Batu« zur Zeit der Schlacht in Ungarn, stirbt Markgraf Boleslaus von Mähren – eigentlich Herzog von Böhmen – gleich zwei Tode und findet Poppo von Osterna bereits vor seiner 1252 erfolgten Wahl zum Hochmeister des Deutschen Ordens den Tod. Diese Ungereimtheiten erklären sich aus der Entstehungszeit der *Annales Regni Poloniae* und der Arbeitsweise des Jan Długosz. Der gelehrte Krakauer Domherr, der von 1415 bis 1480 lebte, schrieb an seinem von den ältesten Zeiten bis 1480 reichenden, zwölf Bücher umfassenden Hauptwerk ab dem Jahre 1458, so daß er seine Darstellung der Schlacht von Wahlstatt im Abstand von über 200 Jahren verfasste. Für seine Arbeiten zog er schriftliche Quellen unterschiedlichster Art heran, doch auch mündlich überlieferte Berichte, fasste alles unentwirrbar zusammen, überarbeitete es, gestaltete es um und schmückte es mit Phantasie im Sinne einer »gewünschten Wirklichkeit« aus. Die auf ihren Wahrheitsgehalt deshalb nicht mehr überprüfbare Quelle wird aus diesem Grunde von deutschen Historikern sehr kritisch gesehen, teilweise rigoros abgelehnt, wogegen ein Großteil der polnischen Geschichtsforscher der Darstellung des Jan Długosz unter Berichtigung offensichtlicher Fehler folgt, da Długosz aus einer kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen, jedoch verlorengegangenen Dominikanerchronik geschöpft haben könnte.¹³

Doch gibt es andere, frühere Quellen, und was berichten sie zur Schlacht von Wahlstatt? Tatsächlich gibt es bereits aus dem 13. Jahrhundert eine Reihe schriftlicher Texte, doch wurden sie alle im Abstand mehrerer Jahre vom behandelten Ereignis niedergeschrieben. Die früheste chronikalische

Quelle ist die *Hystoria Tartarorum* von 1247, die allerdings auf Grundlage von Berichten des päpstlichen Gesandten am Hofe des Großkhans zusammengestellt wurde. Die zeitgenössischen *Annales capituli Posnaniensis* sind nicht im Original, sondern nur in einer Kompilation des 14. Jahrhunderts überliefert. Der Großteil der anderen Quellen des 13. Jahrhunderts wurde – soweit feststellbar – um oder nach 1270 verfasst, also etwa eine Generation nach dem Ereignis. Die Lebensbeschreibungen der heiligen Hedwig von Schlesien, der Mutter Herzog Heinrichs II., ab etwa 1300 verfolgen eine bestimmte Tendenz, jene der legendenhaften Überhöhung der Heiligen. Weitere Quellen wie die *Chronica principum Poloniae* und die Großpolnischen Annalen bzw. die Großpolnische Chronik stammen aus dem 14. Jahrhundert. Schwerwiegender als der zeitliche Abstand ist allerdings der geringe Informationsgehalt der Quellen vor Długosz. Sie alle berichten in mehr oder weniger Worten nämlich nur, daß die Mongolen in Schlesien einfielen, nach einem Gefecht bei Oppeln über Breslau nach Liegnitz vordrangen, dort am 9. April 1241 in einer Schlacht Herzog Heinrich II. mit vielen seiner Kämpfer töteten, danach die Gegend um Ottmachau verwüsteten und schließlich nach Mähren abzogen. Diese Ereignisse werden nur knapp und summarisch, manchmal nur in einem Satz, mitgeteilt. Auch die Schlacht von Wahlstatt wird nur als solche mit ihrem Ausgang erwähnt, über den Verlauf wird jedoch nichts ausgesagt.¹⁴

Die Schlacht von Wahlstatt: Wie es gewesen sein könnte

Die geschilderte Quellenlage stellt den Historiker somit vor ein Dilemma, denn er kann nicht sagen, wie es – nach Ranke – nun eigentlich gewesen ist.¹⁵ Es bleibt ihm nur die Analogie, die Übertragung des gesicherten Ablaufs ähnlicher Ereignisse, um zu beschreiben, wie es gewesen sein könnte, im Falle der Schlacht von Wahlstatt also um eine Darstellung des möglichen, wahrscheinlichsten Verlaufs. Dabei ist zunächst von den allgemeinen Voraussetzungen auszugehen.

Bei Liegnitz begegneten sich zwei höchst unterschiedliche Gegner.¹⁶ Das mongolische Heer bestand in der Mehrheit aus den Mongolen selbst, ergänzt um Krieger unterworfenen Völkerschaften, die in die Armee übernommen oder verpflichtet worden waren, sowie womöglich um mitgeführte Gefangene. Diese zusammengesetzte Armee war durch klare militärische Strukturen, drakonische Strafen und aufgrund der gemachten Erfahrungen der bisherigen Kriegszüge diszipliniert und kampferprobt, sie war zu einer einheitlichen Reiterarmee geworden. Ihre Pferde waren Steppenpferde: klein,

zäh, anspruchslos, ausdauernd, schnell und wendig, also für die Bewegung im Raum geschaffen. Das logistische Problem der Futterversorgung der Pferde wird man mit dem raschen Vorstoß in Feindesland und damit zu neuen Weideplätzen gelöst haben. Die Reiter waren mit ihren Pferden verwachsen und nur mit leichtem Pelz-Leder-Zeug bekleidet. Bewaffnet waren sie mit Pfeil und Bogen, also Distanzwaffen, wozu wohl noch das Wurfseil kam, und dem gekrümmten Säbel für den Nahkampf. Die unterstützenden Fußkämpfer führten zusätzlich noch Lanzen. Gegliedert war die Armee nach dem Dezimalsystem in Einheiten von Zehn-, Hundert- und Tausendschaften. Taktisch operierte sie im Raum, die Schnelligkeit ihrer Pferde ausnutzend, wobei es darum ging, den Gegner auf Distanz zu halten, ihn aus der Ferne überraschend, mal von dieser, mal von jener Seite mit Pfeil und Bogen zu bekämpfen. Es ging auch darum, den Gegner auszumanövrieren, ihn wie bei einer Treibjagd zu umfassen, von allen Seiten zu bedrängen und ihn schließlich mit vereinten Kräften zu vernichten. Ein anderes taktisches Mittel war die List, die vorgetäuschte Flucht mit der Bildung eines Hinterhalts und der dann folgenden Einkreisung und Vernichtung. Diese taktischen Bewegungen setzten eine disziplinierte und im Kampfablauf aufeinander abgestimmte Armee wie die mongolische voraus sowie ein großräumiges, möglichst ebenes Schlachtfeld.

Das Heer, das der schlesische Herzog zusammenzog, bestand aus dem Landesaufgebot – schlesische und großpolnische Ritter sowie wehrpflichtige Bürger, Bergknappen und Bauern –, ergänzt um Reste der Krakauer Ritterschaft sowie einzelne, gerade in Schlesien weilende Templer-, Johanniter- und Deutsch-Ordens-Ritter.¹⁷ Diese bunt zusammengewürfelte Armee zog in dieser Formation erstmals in den Kampf. Sie wird zwar in einander fremde Treffen oder Haufen eingeteilt, jedoch nicht militärisch durchstrukturiert gewesen sein; im Gegenteil, die Ritter neigten, auch in Konkurrenz um Ruhm und Ehre untereinander, zum individuellen Einzelkampf. Die Armee bestand aus Rittern mit dem dazugehörigen Fußvolk, das mit Messern, Äxten und Speießen ausgerüstet sowie mit Schilden versehen war. Die Rüstungen der Ritter bestanden aus einem Kettenhemd, darüber ein Brustpanzer, einem Helm mit Nasenschutz, Arm- und Beinschienen sowie einem Schild zur Abwehr. Im Vergleich zu den Mongolen waren sie damit besser geschützt, zugleich aber auch ungelenker in ihren Bewegungen. Bewaffnet waren die Ritter mit der Lanze als nur für den ersten Anprall brauchbare, kurze Distanzwaffe sowie mit dem Schwert für den Nahkampf und womöglich noch mit der Streitaxt. Ihre Streitmasse waren große, stämmige, kampfgedrillte, eher schwerfällige Pferde, die ja den Ritter in seiner Rüstung tragen mußten. Zur Futterversorgung wird wohl Hafer oder Getreide mitgeführt worden sein,

daneben wurden die Tiere geweidet, so daß es in der Heimat keine logistischen Probleme gegeben haben dürfte. In taktischer Hinsicht war die Armee des schlesischen Herzogs kein homogener Körper. Der damaligen Kampfweise entsprechend, war das in Haufen eingeteilte Heer auf den Nahkampf aus, auf ein jedmaliges Abringen der Kräfte, zunächst im frontalen Zusammenstoß der geschlossenen Treffen, dann sich auflösend im vereinzeltten Kampf Mann gegen Mann. Gekämpft wurde eher ritterlich offen, ohne taktische Finten und Kniffe; dem fliehenden Gegner wurde zwar nachgesetzt, doch ging es dem Sieger um die tatsächliche räumliche Behauptung des Schlachtfeldes.¹⁸

Die zahlenmäßige Stärke des schlesischen Heeres kann man mit aller Sorgfalt auf 2.000 Krieger schätzen. Stellt man beim Zug der mongolischen Zehntausendschaft durch Polen und Schlesien Verluste in Rechnung, so kann ihr Heer 8.000 Reiter umfaßt haben, jedenfalls ein Vielfaches des Gegners.¹⁹ Warum Herzog Heinrich die Burg Liegnitz verlassen hat, ist unklar, zumal sie – da unzerstört geblieben – sicheren Schutz gewährt hat. Hier hätte er das Herannahen des böhmischen Entsatzheeres unter König Wenzel I. abwarten können, wenn er gewusst hätte, wo es sich befand und wann es bei Liegnitz eintreffen würde. Oder hat die Burg seine Streitmacht nicht fassen können? Ist er, falsch informiert, zu früh losgezogen, den Böhmen entgegen, um die Truppen zu vereinen oder gar den Böhmen zur Hilfe zu eilen?

Einmal außerhalb der Burg Liegnitz, werden die Mongolen dem schlesischen Heer Schlacht und Kampfplatz aufgezwungen haben, und zwar in der leicht welligen Ebene zwischen Koischwitz und dem späteren Dorf Wahlstatt, rund 5 km südöstlich von Liegnitz. Beide Heere werden sich zum Kampf formiert haben, d.h. ihre Truppen in Treffen oder Haufen eingeteilt und Stellung bezogen haben: Die Streitmacht um Herzog Heinrich auf der Höhe (165,5 m) nördlich des späteren Wahlstatt, die Mongolen auf der Anhöhe (163 m) gegenüber östlich des Koischwitzer Sees. Zwischen den Heeren, mehr zu den Mongolen hin, fließt der Bach Seegraben auf einer Höhe von 154 m, Anfang April sicherlich mit versumpften Ufern, ein Hindernis zwar, aber für Reiter und Fußvolk überwindbar. Eine andere, ebenfalls in der Wissenschaft diskutierte Aufstellung sieht die Truppen in der Ebene längs des Seegrabens bzw. zwischen diesem im Osten und dem etwas größeren Bach Weidelache im West in Position gehen.²⁰

Die Mongolen werden den Kampf mit einem Pfeilregen eröffnet haben und dann gegen das schlesische Heer angeritten sein. Dieses wird ebenfalls auf die Mongolen zugeritten sein, um nach einem ersten wuchtigen Anprall den Gegner in Nahkämpfe zu verwickeln. Dabei werden die höher gerüsteten und besser geschützten Ritter Gassen in die leichte mongolische Reiterei geschlagen und die sie begleitenden Fußtruppen ebenfalls den Gegner niedergemacht

haben. Die Mongolen werden bemüht gewesen sein, sich dem Nahkampf zu entziehen, indem sie sich auf ihren wendigen Pferden vom Gegner lösten. Gemäß diesem Schema wird es zur Begegnung mehrerer Treffen gekommen sein, und zwar für die Kämpfer Herzog Heinrichs durchaus mit Erfolg. Als dieser für die schlesischen Truppen offensichtlich schien, werden sich die Mongolen – in der Absicht den Gegner zu täuschen – zur Flucht gewandt und den taktischen Rückzug eingeleitet haben. Das schlesische Heer wird den Fliehenden nachgesetzt haben, wobei sich seine Schlachtordnung aufgelöst haben wird. Die nur zum Schein geflüchteten Mongolen werden sich in einiger Entfernung gesammelt und wieder dem Feind gestellt haben, unterstützt von einem in Reserve gehaltenen Treffen, das – im Raum operierend – den Feind großräumig eingekreist haben wird. Da Heinrichs Streitmacht ihre Schlachtordnung bereits aufgegeben hatte, wird sich das Geschehen in Einzelkämpfe oder solche kleiner Gruppen aufgelöst haben. Hierbei waren die Mongolen als Distanzkämpfer im Vorteil, wogegen es den schlesischen Truppenteilen kaum mehr gelungen sein dürfte, an den Gegner heranzukommen. Der größte Teil der Mannen Heinrichs und der Herzog selbst wird von den Mongolen niedergemacht worden sein, ein kleinerer Teil der Kämpfer mag sich in die Burg Liegnitz gerettet haben.

In diesem möglichen Schlachtenverlauf sind die unterschiedlichen Kampfesweisen der beiden Armeen berücksichtigt, insbesondere die taktische Überlegenheit der im Raum operierenden, wendigen mongolischen Reiterarmee. Auf Grund des bei Długosz erwähnten, Rauch und Nebel ausströmenden Kopfes auf einer Fahnenstange der Mongolen wird von einigen Forschern angenommen, daß die Mongolen ihren Kampf mit chinesischem Schießpulver²¹ oder gar mit »Kampfgas«²² geführt hätten. Da dies von anderen Schlachten nicht bekannt ist, würde das allerdings bedeuten, daß der Kampf bei Wahlstatt eine der im Verlauf der Expansion des Mongolenreiches wichtigsten Schlachten gewesen wäre; dies hätte jedoch auch in der mongolischen Überlieferung an herausragender Stelle vermerkt werden müssen.

Die Folgen

Mit der Schlacht von Wahlstatt hatten die Mongolen mehrere strategische Ziele erreicht. Es war ihnen gelungen, die militärischen Kräfte Polens und Schlesiens nicht nur vor Ort zu binden, sondern sie sogar auszuschalten und so die Gefahr einer polnisch-schlesischen Waffenhilfe zugunsten des Ungarnkönigs in der Flanke ihres Hauptheeres zu eliminieren. Durch den

frühen Kampf bei Liegnitz hatten die Mongolen zudem die Vereinigung der schlesischen Armee mit dem böhmischen Heer verhindern können. Dieses konnten sie jedoch nicht schlagen, sondern nur im mährischen Raum beschäftigen, da König Wenzel einer direkten Konfrontation auswich, er solcherart aber ebenfalls nicht seinem ungarischen Verwandten zu Hilfe kommen konnte.

Im Unterschied zu Ungarn, das durch den massiven Einfall eines großen mongolischen Heeres, das Kampfgeschehen selbst und die mittelbaren Kriegsfolgen erhebliche Bevölkerungsverluste (ca. 75 %) und Zerstörungen (ca. 60 % der Ortschaften im ostungarischen Tiefland, sonst ca. 10 %) erlitt,²³ waren die Schäden in Polen und Schlesien wegen des schnellen Vormarsches und des daher zeitlich begrenzten Aufenthalts der Mongolen im wesentlichen auf die Durchzugsgebiete beschränkt. Diese Schäden wurden vor allem in Schlesien durch eine Intensivierung des Landesausbaus im Rahmen der deutschen Ostsiedlung mehr als ausgeglichen;²⁴ in Breslau begann man sofort nach dem Abzug der Mongolen mit dem Aufbau einer nun noch größeren deutschrechtlichen Stadt. In dieser verstärkten Siedlungstätigkeit mit ihren gesellschaftlichen Veränderungen, in der ›Verwestlichung‹ Schlesiens, ist auch das Hinausgleiten dieses Landes aus dem polnischen Länderverband und sein Hineinwachsen in das Deutsche Reich zu sehen. Hinzu kam des Weiteren, dass Schlesien im Gegensatz zu Polen (1258/59 und 1286/87) und Ungarn (1285) von weiteren Mongoleneinfällen verschont blieb.

Folgenreicher war dagegen der Schlachtentod Herzog Heinrichs II. von Schlesien. Machten sich schon zu Lebzeiten Erosionen am ererbten Herrschaftsbereich seines Vaters bemerkbar, so fiel das nur durch die Person des Herrschers zusammengehaltene Ländergefüge infolge seines Todes auseinander, sei es durch das Erlöschen der Vormundschaften oder Eroberungen seitens der piastischen Verwandtschaft. Heinrichs jungem Nachfolger Herzog Boleslaus II. (1242–1278) waren so schließlich nur die Kernlande Nieder- und Mittelschlesien verblieben. Da bei den schlesischen Piasten alle Söhne zu gleichen Teilen erbberechtigt waren, setzten 1248 nun auch hier generationsweise Erbteilungen und damit verbundene Bruderkriege ein. In Oppeln begann diese Entwicklung zwar erst 1281, doch führte sie dazu, daß Schlesien zu dieser Zeit aus nicht weniger als elf Fürstentümern bestand. Diese begannen, sich ab 1289 mit Lehensauftragungen an Böhmen anzulehnen, ein Vorgang der 1368 endgültig abgeschlossen wurde, nachdem bereits 1348 und 1355 die schlesischen Fürstentümer in die Krone Böhmens inkorporiert worden waren. Zuvor, 1335, hatte König Kasimir III., der Große, von Polen bereits im Vertrag von Trentschin auf Schlesien verzichtet. Die Staatsbildung Polens zu einem Gesamtkönigreich hatte sich nach einem

diesbezüglichen Zwischenspiel Herzog Heinrichs IV. von Breslau (1270–1290) unter Herzog Władysław Łokietek von Sieradz eben ohne Schlesien vollzogen.²⁵

Von der Niederlage zum Mythos

Der Rückzug der Mongolen nach der für sie siegreichen Schlacht von Wahlstatt war für die Zeitgenossen überraschend und unerklärlich auch für die auf sie folgenden Geschichtsschreiber, so daß aus der Wahrnehmung des Ergebnisses die Schlacht von Wahlstatt zu einem großen Sieg wurde. Einen nicht zu unterschätzenden Anteil wird daran die Lebensgeschichte der 1267 heilig gesprochenen Mutter Heinrichs II., Hedwig, gehabt haben, die zur Landesheiligen Schlesiens wurde. Dabei mutierte Heinrich zum Verteidiger der Christenheit – daher sein Beiname »der Fromme« – im Abwehrkampf gegen die Heiden, die Vorboten aus der Hölle, »*ex tartaros*«. Zudem wurde die Schlacht von Wahlstatt zum Anknüpfungspunkt für eine regionale Identität des schlesischen Adels, noch heute gepflegt von den »Vettern von Wahlstatt«.²⁶ Literarisch ausgestaltet und zur historischen Erzählung wurde die Schlacht von Wahlstatt in den Bearbeitungen der Hedwigslegende und wohl auch bei Jan Długosz, der heldenhafte Tod der christlichen Streiter und Herzog Heinrichs dabei überhöht. Die Geschichtsschreiber der Renaissance und des Barock zogen Parallelen zur Antike und verglichen die Schlacht von Wahlstatt mit dem Kampf bei der Thermopylen, wobei Heinrich II. zum abendländischen Leonidas stilisiert wurde. Ob zum deutschen oder polnischen Leonidas, darüber stritt dann die nationalistische Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts.²⁷

Auch die Literatur nahm sich des Themas an, zunächst in Zusammenstellungen und Wiedergaben von Sagen und Legenden, verstärkt aber erst ab Beginn des 19. Jahrhunderts im Zuge der romantischen Wiederentdeckung des Mittelalters. Gedichte, Schauspiele, Erzählungen und Romane entstanden in freier literarischer Ausgestaltung und in Anspielung auf die jeweilige aktuelle politische Lage, vor allem »im Kampf um den deutschen Osten«. Als Titel mögen der polnische Roman »Legnickie Pole« (1930) von Zofja Kossak und »Sturm über Schlesien« (1940) von Alfons Hayduck genügen. Alle Arbeiten blieben jedoch im Bereich erzählerisch sowie stilistisch dürrer Heimatliteratur.²⁸

In der Nähe des Schlachtfeldes stiftete wohl kurz nach dem Kampf Herzogin Hedwig oder ihre Schwiegertochter Anna eine Gedächtniskapelle, um die im Laufe des 13. Jahrhunderts das Dorf namens Wahlstatt entstand.²⁹

Die Benediktinerpropstei Wahlstatt mag Herzog Ludwig I. von Liegnitz-Brieg (1352–1396) gegründet und mit Benediktinern aus dem böhmischen Opatowitz besetzt haben, zumal er sich um den Kult seiner Ahnfrau Hedwig und die Glorie seines Geschlechtes bemühte. Die Kapelle wird zur heutigen Dorfkirche erweitert worden sein, wo die Benediktinermönche an die heilige Hedwig und am »Kriegssonntag« mit der Verlesung einer Schlachtengeschichte an das historische Ereignis erinnerten. Der daraus entstehenden Wallfahrt bereitete Herzog Friedrich II. von Liegnitz (1498–1547) mit Einführung der Reformation ein Ende, die Mönche zogen ab, ihre Güter vor Ort wurden verkauft. Erst nach dem Aussterben der Liegnitzer Piasten 1675 wurden die Güter im Zuge der Gegenreformation mit Unterstützung des Kaisers 1703 vom Orden zurückgekauft, der nach einigen Schwierigkeiten dann in den Jahren 1726 bis 1733 mitten im protestantischen Fürstentum Liegnitz eine große barocke, katholische Klosteranlage errichtete. Die Pläne für die Propsteikirche St. Hedwig entwarf Ignaz Dientzenhofer, die Ausmalung mit den beherrschenden Themen Schlacht auf der Wahlstatt, die heilige Hedwig und Geschichte der Propstei erfolgte durch Cosmas Damian Asam.³⁰ Im Siebenjährigen Krieg geriet die Propstei in Schulden und wurde schließlich 1810 säkularisiert. Die Klostergebäude nutzte der Staat ab 1840 als Kadettenanstalt mit Paul von Hindenburg als berühmtesten Wahlstätter Kadetten. 1920 wurde die Anstalt in ein staatliches Bildungsinstitut umgewandelt,³¹ in dem die Nationalsozialisten dann eine Reihe fragwürdiger Experimente durchführten.

Vom kriegesischen Mythos Wahlstatt zeugt schließlich noch die Nobilitierung des »Marschall Vorwärts« der Befreiungskriege, Gebhard Leberecht von Blücher, zum Fürsten von Wahlstatt als Anerkennung für seinen Sieg an der Katzbach bei Liegnitz am 26. August 1813, etwa 12 km westlich von Wahlstatt.

Schluß

Die Schlacht von Wahlstatt war zwar eine Begegnung unterschiedlicher Kulturen und Strategien, aber trotz allem nur ein Ereignis auf einem Nebenschauplatz im Kampf um Ungarn; die Hauptschlacht wurde zwei Tage später, am 11. April 1241, bei Mohi geschlagen: Wahlstatt war nur eine Etappe, eine Episode, und gehört nicht zu den »großen Schlachten des Mittelalters«³² – eher zu seinen großen Mythen.³³

Anmerkungen

- ¹ Landgraf Heinrich von Thüringen an Herzog Heinrich von Brabant, 10. März 1241, in: Matthäus Parisiensis, Matthäus: Cronica Maiora, ed. Luard (*Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores. Rolls Series.* 59), IV, 110 zitiert in der Übersetzung von Schmieder 1991a, 77.
- ² Schmieder 1991a, 77-80; Schmieder 1991b; Grabski 1994, 36-46.
- ³ Prietzel 2006, 58.
- ⁴ Weiers 1989.
- ⁵ Göckenjan 1991, 36.
- ⁶ Das Folgende nach Göckenjan 1991; vgl. auch Herde 2002, 189-192.
- ⁷ Zur Schlacht Göckenjan 1991, 50-52.
- ⁸ Alexander 2008b, 28-43.
- ⁹ Schmilewski 1991b, 9-16.
- ¹⁰ Alexander 2008a, 30-55.
- ¹¹ Jasiński 1988, 47-61; vgl. auch Korta 1983, 72-141; Göckenjan 1991, 44-46; Sodnomyń/Cenoma 1991.
- ¹² Irgang 1991, 109-111 nach Ioannis Dlugossii *Annales seu Cronica incliti regni Poloniae. Liber septimus – liber ovtavus*. Ed. J. Dąbrowski u.a. Varsaviae 1975, 17-26.
- ¹³ Irgang 1991, 111f.; Jasiński 1991, 121f.
- ¹⁴ Schmilewski 1991b, 17; Irgang 1991, 112f.
- ¹⁵ Korta 1994b.
- ¹⁶ Das Folgende nach Schmilewski 1991b, 18f.; vgl. auch Maroń 2008, 49-61.
- ¹⁷ Jasiński 1991.
- ¹⁸ Prietzel 2006, 63-65; vgl. auch Maroń 2008, 62-88.
- ¹⁹ Die Zahlen schwanken und reichen bei den Mongolen in Polen bis zu phantastischen 100.000 Mann.
- ²⁰ Vgl. die Schlachtenskizzen etwa bei Korta 1983, 122 und Jasiński 1988, 57.
- ²¹ Szulc 1994.
- ²² Przyłęcki 1989.
- ²³ Göckenjan 1991, 60f.
- ²⁴ Irgang 1994.
- ²⁵ Schmilewski 1991b, 20-25.
- ²⁶ Rothkirch-Trach 1991; Schmilewski 1991c.
- ²⁷ Weber 1991.
- ²⁸ Bein 1991; Bartoszewski 1962.
- ²⁹ Das Folgende nach Grüger 1991; vgl. auch Derwich 1994.
- ³⁰ Rupprecht 1991.
- ³¹ Zedlitz und Neukirch 1989.
- ³² DeVries 2007.
- ³³ Humeńczuk 2003.

Literatur

- Alexander 2008a = Alexander, Manfred: *Kleine Geschichte der böhmischen Länder*, Stuttgart 2008.
- Alexander 2008b = Alexander, Manfred: *Kleine Geschichte Polens*, Stuttgart 2008.
- Bartoszewski 1962 = Bartoszewski, K.: *Bitwa legnicka w literaturze pięknej* [Die Liegnitzer Schlacht in der schönen Literatur], in: *Szkice Legnickie* 1 (1962), 57-80.
- Bein 1991 = Bein, Werner: »Ein großes vaterländisches Faktum«. Die Schlacht von Wahlstatt in der deutschen Literatur, in: *Schmilewski* 1991a, 149-169.
- Derwich 1994 = Derwich, Marek: *Fundacja benedyktyńskiej prepozytury w Legnickim Polu* [Die Gründung der Benediktinerpräpositur in Wahlstatt], in: *Korta* 1994a, 319-329.
- DeVries 2007 = DeVries, Kelly u.a.: *Die großen Schlachten des Mittelalters*, Stuttgart 2007, 90-97.
- Göckenjan 1991 = Göckenjan, Hansgerd: Der Westfeldzug (1236–1242) aus mongolischer Sicht, in: *Schmilewski* 1991a, 35-75.
- Grabski 1994 = Grabski, Andrzej Feliks: *Najazd tatarski 1241 r. w opiniach Europy Zachodniej. Myślenie ideologiczne a postrzeganie rzeczywistości* [Der Tatareneinfall des Jahres 1241 in den Beurteilungen Westeuropas. Ideologisches Denken versus Wahrnehmung der Realität], in: *Korta* 1994a, 33-54.
- Grüger 1991 = Grüger, Heinrich: Die Benediktinerpropstei Wahlstatt, in: *Schmilewski* 1991a, 193-204.
- Herde 2002 = Herde, Peter: *Mongolensturm und Endzeiterwartung. Die Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz und die mongolischen Feldzüge in Osteuropa und im Nahen Osten*, in: Ders.: *Gesammelte Abhandlungen und Aufsätze*, 2 Bde. Stuttgart 2002, hier Bd. 2, 1, 181-216.
- Humeńczuk 2003 = Humeńczuk, Grażyna: Zur Rezeptionsgeschichte der Schlacht bei Liegnitz (1241), in: Mazur, Zbigniew (Hg.): *Das deutsche Kulturerbe in den polnischen West- und Nordgebieten. Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund* 34, Wiesbaden 2003, 16-39. [Enthält die Vorträge einer Tagung von 1995, die 1997 in Polnisch publiziert wurden.]
- Irgang 1991 = Irgang, Winfried: Die Schlacht von Wahlstatt in der Darstellung des Jan Długosz, in: *Schmilewski* 1991a, 109-115; wieder abgedruckt bei Irgang, Winfried: *Schlesien im Mittelalter. Siedlung-Kirche-Urkunden. Ausgewählte Aufsätze (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung 17)*, Marburg 2007, 48-54.
- Irgang 1994 = Irgang, Winfried: Auswirkungen des Mongoleneinfalls auf die Siedlungsentwicklung in Schlesien, in: *Korta* 1994a, 221-238; wieder abgedruckt bei Irgang, Winfried: *Schlesien im Mittelalter. Siedlung-Kirche-Urkunden. Ausgewählte Aufsätze (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung 17)*, Marburg 2007, 30-47.
- Jasiński 1988 = Jasiński, Tomasz: *Przerwany hejnał* [Das unterbrochene Signal] (*Dzieje narodu i państwa polskiego*. T. 1, 2), Kraków 1988.
- Jasiński 1991 = Jasiński, Tomasz: Zur Frage der Teilnahme des Deutschen Ordens an der Schlacht von Wahlstatt, in: *Schmilewski* 1991a, 117-127.
- Korta 1983 = Korta, Waław: *Najazd Mongołów na Polskę i jego legnicki epilog* [Der Einfall der Mongolen nach Polen und sein Liegnitzer Epilog] (*Śląskie Epizody Historyczne*), Katowice 1983.

- Korta 1994a = Korta, Waclaw (Hg.): Bitwa Legnicka. Historia i tradycja [Die Schlacht von Liegnitz. Geschichte und Tradition] (Śląskie sympozja historyczne 2), Wrocław/Warszawa 1994.
- Korta 1994b = Korta, Waclaw: Problemy bitwy legnickiej i stań badań [Die Probleme der Liegnitzer Schlacht und der Stand der Forschung], in: Korta 1994a, 7-33.
- Maroń 2001 = Maroń, Jerzy: Koczownicy i rycerze. Najazd Mongołów na Polskę w 1241 roku na tle sztuki wojennej Europy XII i XIII w. [Nomaden und Ritter. Der Einfall der Mongolen nach Polen im Jahre 1241 im Licht der Kriegskunst des Europas des 12. und 13. Jahrhunderts], Wrocław 2001. [Mit Bibliographie]
- Maroń 2008 = Maroń, Jerzy: Legnica 1241 [Liegnitz 1241] (Historyczne bitwy), Warszawa 1996, 2. Aufl. 2008.
- Prietzl 2006 = Prietzl, Malte: Krieg im Mittelalter, Darmstadt 2006.
- Przyłęcki 1989 = Przyłęcki, Mirosław: Mongolski atak gazowy w bitwie pod Legnią w roku 1241 [Der mongolische Gasangriff in der Schlacht von Wahlstatt 1241], in: Kwartalnik Kultura Dolnośląska 128/129, 2/3 (1989), 9-14.
- Rothkirch-Trach 1991 = Rothkirch-Trach, Karl-Christoph Graf u.a.: Die Vettern von Wahlstatt, in: Schmilewski 1991a, 235-250.
- Rupprecht 1991 = Rupprecht, Bernhard: Die Benediktinerkirche in Wahlstatt. Kunstwerk und Bildmonument, in: Schmilewski 1991a, 205-233.
- Schmieder 1991a = Schmieder, Felicitas: Der Einfall der Mongolen nach Polen und Schlesien – Schreckensmeldungen, Hilferufe und die Reaktionen des Westens, in: Schmilewski 1991a, 77-86.
- Schmieder 1991b = Schmieder, Felicitas: Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, Phil. Diss. Frankfurt am Main 1991.
- Schmilewski 1991a = Schmilewski, Ulrich (Hg.): Wahlstatt 1241. Beiträge zur Mongolenschlacht bei Liegnitz und zu ihren Nachwirkungen, Würzburg 1991. [Mit Bibliographie]
- Schmilewski 1991b = Schmilewski, Ulrich: Schlesien im 13. Jahrhundert vor und nach der Schlacht von Wahlstatt. Territoriale Entwicklung und Landesausbau, in: Schmilewski 1991a, 9-34.
- Schmilewski 1991c = Schmilewski, Ulrich: Familiengeschichtliche Legenden um die Schlacht von Wahlstatt 1241, in: Ostdeutsche Familienkunde (1991), 417-421.
- Sodnomyń/Cenoma 1991 = Sodnomyń, Colmon und Encheimag Cenoma: Podbój Polski przez wojska Batu-chana [Die Eroberung Polens durch die Armee Batu-Chans], in: Korta 1994a, 84-89.
- Szulc 1994 = Szulc, Sławomir: Czy Mongołowie użyli prochu w bitwie pod Legnicą? [Haben die Mongolen in der Schlacht bei Liegnitz Schießpulver angewandt?], in: Korta 1994a, 178-199.
- Weber 1991 = Weber, Matthias: Die Schlacht von Wahlstatt und ihre Bewertung im Wandel der Zeiten, in: Schmilewski 1991a, 129-147.
- Weiers 1989 = Weiers, Michael: Einigung unter Činggis, in: Heissig, Walther/Müller, Claudius C. (Hg.): Die Mongolen, 2 Bde. Innsbruck/Frankfurt am Main 1989, hier Bd. 2, 52f.
- Zedlitz und Neukirch 1989 = Zedlitz und Neukirch, Conrad-Dieter Frhr. von: Wahlstatt (Beiträge zur Liegnitzer Geschichte 19), Lorch/Württ. 1989.

Strategie und »Command and Control« in der spätmittelalterlichen Kriegsführung

JAN WILLEM HONIG

Bis zum heutigen Tag steht die populäre Literatur über mittelalterliche Kriegsführung im Banne des Ritters in glänzender Rüstung, der in einem verrückten und eigensinnigen Streben nach persönlichem Ruhm mit nur einer Hand eine weit überlegene Zahl an Feinden erschlägt. Bestenfalls wird er dabei von einem listigen Knappen unterstützt, der verschwindet, sobald die Situation gefährlich wird. Dieser Archetyp inspirierte über Jahrhunderte eine literarische, musikalische und filmische Tradition, die – mit großen dramatischen Effekten – die Beziehung zwischen Herr und Diener hochleben lies. Don Quixotes Sancho Panza, Don Giovannis Leporello und D'Artagnans Planchet dienen indirekt als Beispiel für die Stärke dieses Mythos, von dem man glaubte, dass er seinen Ursprung in der »wahren« Kriegsführung des mittelalterlichen Europas hätte. Die ältere Fachliteratur verlieh dieser Sicht der Dinge sowohl die nötige Autorität als auch Ansehen. Für Hans Delbrück (1848–1928) und Sir Charles Oman (1860–1946) – deren klassische Werke über die mittelalterliche Kriegskunst bis zum heutigen Tag wiederholt verlegt wurden – fehlte es den Rittern an Disziplin und Selbstbeherrschung.¹ Taktik – also der organisierte Einsatz von Streitkräften um auf dem Schlachtfeld den Sieg zu erringen – war praktisch nicht vorhanden. Strategie – also die Fertigkeit militärische Gefechte für das Erreichen der politischen Kriegszwecke zu verwenden – war nahezu unmöglich. »So außerordentlich hoch wurde Tapferkeit gewertet, dass die Feldherrenkunst davon weit überschattet wurde,« behauptete H. J. Hewitt in seiner Studie über die Kriegszüge des heldenhaftesten Ritters des 14. Jahrhunderts – Eduards, des Schwarzen Prinzen.² »Es gab weder einen Generalstab, noch Karten, noch ausreichende Kenntnisse über die vorhandenen Ressourcen.« Wenig überraschend »waren viele Feldzüge vom Nichtvorhandsein einer Strategie geprägt.«³ Unter solchen Umständen waren *command and control* – also die Fähigkeiten eines Feldherrn seine Befehlsgewalt durchzusetzen – ein großteils überflüssiges Konzept.

Taktisch wurde der Ritter inzwischen – zumindest in der Gemeinde der Mittelalterhistoriker – rehabilitiert. So zeigte J. F. Verbruggen in den 1950ern

überzeugend, dass Ritter in geordneten Verbänden operierten.⁴ Wenn Ritter sich dem Willen ihrer Einheit und ihres Anführers unterwarfen, konnte man auch durchaus erwarten, dass sie in der Lage waren den Befehlen des Oberkommandierenden auf dem Schlachtfeld zu folgen. Mittels einer musterhaften und unübertroffenen Untersuchung anhand von Primärquellen bewies Verbruggen, dass Ritterarmeen über ein gut entwickeltes Repertoire an taktischen Manövern verfügten. Ein Befehlshaber war in der Lage, seine Einheiten in Hörweite mit der Kraft seiner Stimme sowie Trompeten- und Trommelsignalen zu dirigieren und kontrollieren, und ebenso – so lange Sichtkontakt bestand – durch den Einsatz von Fahnen und Wimpeln. Das Repertoire scheint zwar insgesamt einigermaßen beschränkt und unflexibel gewesen zu sein, da es zum Großteil auf zuvor abgemachten Manövern basierte, trotzdem existierte es. Beachtet man außerdem die zentrale Stellung des militärischen Aspekts im Rittertum sowie die vorherrschende Art der Kriegsführung im Mittelalter, besaßen Ritter weitreichende Möglichkeiten und ausreichend Ansporn um gemeinsam zu trainieren und zu operieren.

Ich will in diesem Beitrag nun aber nicht noch mehr Zeit auf die Diskussion von mittelalterlicher Taktik verwenden, da ich vorbehaltlos die Gültigkeit der maßgeblichen Analysen von Verbruggen anerkenne.⁵ Zuallererst möchte ich mich mit der strategischen Ebene auseinandersetzen, um den Kontext, in dem *command and control* angesiedelt ist, darzustellen. Dabei war Verbruggen in seiner Diskussion über Strategie weit weniger überzeugend.⁶ Während er gerade für die taktische Ebene eine Vielzahl an Belegen anführen konnte, war ihm dies nicht annähernd im selben Ausmaß für die Strategie möglich. Schlussendlich basierte seine Beweisführung, dass Strategie existierte, auf der Anwendung eines speziellen modernen Verständnisses von Kriegsführung auf einer beschränkten Anzahl von Quellenhinweisen. Verbruggen stimmte grundsätzlich mit Delbrück und Oman in der Definition von Strategie überein, nämlich dass der Kampf bzw. die Schlacht als Mittel zur Erlangung der politischen Kriegsziele zu sehen ist. Gerade Clausewitz folgend wurde Generationen von jungen Militär- und Generalstabsakademikern (zu denen auch Verbruggen gehörte)⁷ gelehrt, dass, um dem Gegner seinen eigenen Willen aufzuzwingen, dieser wehrlos zu machen sei. Das effizienteste Mittel, um dieses strategische Ziel zu erreichen, lag in der Zerstörung der feindlichen Armee in einer entscheidenden Schlacht.⁸ Die strategische Herausforderung lag für den Feldherrn somit darin, die geeigneten Bedingungen für eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Solche als allgemeingültig angenommenen »Grundsätze des Krieges«, wie die Konzentration der Kräfte, zahlenmäßige Überlegenheit und Überraschung, galten als Grundlagen der operativen Praxis.⁹

Wenn Feldherrn im Mittelalter die effektive Anwendung dieser strategischen Gebote nicht gelang, dann – so argumentierte Verbruggen – lag das am Fehlen der adäquaten Mittel. Die Armeen waren klein, und der Nachschub begrenzt. Als Folge dominierte die Verteidigung in Form von gleichsam unbezwingbaren Burgen. Kriege waren langwierig und führten oft zu keiner Entscheidung. So entwickelten sie sich auch wiederholt zu reinen Plünderungszügen. Diese Sichtweise, dass mittelalterliche Heerführer den entscheidenden Sieg suchten, aber dieses Ziel einfach nicht erreichen konnten, wurde weitgehend akzeptiert.¹⁰ Dabei basiert diese Idee auf zwei eng verbundenen Voraussetzungen, die eine ökonomischer, die andere politischer Natur. Während gerade die ökonomische klar auf der Hand liegt und nur schwer zu entkräften ist, gilt das für die politische ungleich weniger. Da die mittelalterliche Wirtschaft mit der Deckung des lebensnotwendigen Eigenbedarfs kämpfte, war sie unfähig, die politischen und militärischen Strukturen aufzubauen, die aus heutiger Sicht so vertraut scheinen, und die sowohl die Aufbietung von Massenheeren als auch die Verfolgung von ambitionierten Strategien ermöglichen. Dies war gerade Delbrücks bedeutende These, die zumeist noch immer vorbehaltlos von den meisten Militärhistorikern geteilt wird. Das Fehlen von staatlichen Strukturen mag es tatsächlich problematisch gemacht haben, die Art von Ressourcen, auf die der moderne Staat zurückgreifen kann, bereitzustellen. Aber das muss nicht unbedingt heißen – wie so oft angenommen –, dass alternativen politischen Systemen die Fähigkeit effektive Truppenkörper aufzustellen, sie zu disziplinieren und zu leiten sowie soziopolitisch akzeptable Ergebnisse zu erzielen, fehlte. Mittelalterlichen Armeen fehlte die Einheitlichkeit und Gliederung moderner Armeen, ebenso die moderne Vorstellung von Disziplin. Aber, wie Verbruggens Entdeckung von taktischen Einheiten beweist, gab es soziopolitische Netzwerke, die aufeinander abgestimmte Handlungen auf taktischer Ebene ermöglichten. Nachfolgende Untersuchungen, gerade für den Zeitraum des Spätmittelalters, im Bereich der Militärorganisation mit Berücksichtigung von Phänomenen wie Verwandtschaft, Gefolgschaft und Waffenbruderschaft unterstützten die Annahme, dass Kriegsführung und Politik auf klaren und leistungsfähigen Formen soziopolitischer Organisation beruhten.¹¹ Doch die Anwendbarkeit dieser Organisation und speziell die politischen und strategischen Ziele, denen sie diente, sind viel weniger leicht zu erkennen. Die meisten Historiker nehmen weiterhin an, dass Politik im Mittelalter von »Machtpolitik« dominiert wurde und Kriege denselben grundlegenden Vorgaben folgten wie moderne Strategie. Klar erscheint jedoch, dass der mittelalterliche Adel, falls er tatsächlich »Machtpolitik« verfolgte und sich somit nach dem entscheidenden Sieg sehnte, diesem Streben

oftmals in einer außergewöhnlich ineffizienten und umständlichen Art und Weise nachging. Wenn man also diese angeblich zeitlosen strategischen Grundlagen berücksichtigt, müssten mittelalterliche Heerführer entweder zu einem außerordentlich frustrierten oder aber inkompetenten Typ Menschen gehört haben.¹²

Es gibt aber durchaus Spielraum für die Entwicklung eines alternativen Zugangs zu diesem Thema. In der Literatur über Rittertum wird seit langem behauptet, dass die Personengruppe, die die meiste Bedeutung im Bereich Krieg und Politik im mittelalterlichen Europa hatte, ein kollektives Verständnis von den Zielen und dem Weg diese zu erreichen, teilte.¹³ Man könnte ebenso mit geringer Übertreibung feststellen, dass die Adeligen mit den Normen und Werten, denen sich das Rittertum verschrieb hatte, sehr zufrieden waren. Der Ritterstand verfügte über eine beeindruckend weite aber auch effektive Spanne an informeller Kontrolle. Krieg spielte dabei eine entscheidende Rolle in der Vermittlung von Normen und Werten. Er erzog die Teilnehmer zu einem annehmbaren Verhalten und half auch bestimmte Verhaltensmuster einzuführen und zu bestärken. Somit lässt sich annehmen, wobei hier noch gründliche Recherchen durchzuführen wären, dass eines dieser Muster aus einem Sortiment ungeschriebener Konventionen bestand, die das strategische Verhalten regulierte.¹⁴ Im nachfolgenden Kapitel werde ich einen berühmten spätmittelalterlichen Feldzug im Hinblick auf diese Konventionen untersuchen, und erläutern, wie sie sich von den »zeitlosen« Vorgaben, die moderne Militärhistoriker als kriegsbestimmend sehen, unterscheiden. Ihre Auffassung von der Entscheidungsschlacht – im Sinne einer Vernichtungsschlacht – als Schlüssel zum Erfolg, werden wir vor dem Hintergrund des Feldzuges von 1415 unter dem englischen König Heinrich V. in Frankreich, der bekanntlich in der berühmten Schlacht von Agincourt (Azincourt) seinen Höhepunkt fand, überprüfen.

Zwei weitere einleitende Anmerkungen gilt es zu beachten:

Erstens sollte mittelalterliche Kriegsführung nicht so sehr als »Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln« gesehen werden, sondern vielmehr als »Fortsetzung eines Rechtsstreits mit anderen Mitteln«.¹⁵ Krieg wurde als Instrument der Rechtssicherung und des Gewinnens von Gerechtigkeit gesehen. So werden die Quellen kaum müde uns davon zu berichten, dass z.B. im Zentrum des Streits König Heinrichs V. mit dem König von Frankreich seine »*intencion de recouvrir son droit heritage*« (»die Absicht sein ihm von Rechts wegen zustehendes Erbe zu erlangen«) stand.¹⁶ Im Krieg fand sich die oberste Berufungsinstanz auf dem Schlachtfeld, mit Gott als dem vorsitzenden Richter.¹⁷ Krieg zu suchen und zu führen, galt

also als eine Möglichkeit der Rechtsfindung.¹⁸ Damit das Ergebnis dieser Auseinandersetzung als rechtmäßig und gerecht angesehen werden konnte, war es wichtig – genauso wie in höfischen Gerichtsverfahren – gewisse Regeln und Rituale einzuhalten. Am wichtigsten dabei war es, wie wir noch sehen werden, dass der Schlacht von beiden Seiten zugestimmt wurde und diese zu einem Zeitpunkt und an einem Ort ausgetragen wurde, der keinem der beiden Widersachern einen ungerechten Vorteil verschaffte (daher auch der englische Ausdruck »pitched battle« für die »offene Feldschlacht«). Der strategische Überraschungseffekt, so hoch eingeschätzt in der modernen Kriegsführung, war im Mittelalter verpöht. Gleichzeitig, obwohl die Idee Gerechtigkeit zu erlangen eigentlich bedeutete, dass die Schlacht ein festes und zentrales strategisches Ziel für einen mittelalterlichen Feldherren sein müsste, wurde der Ausgang als hochgradig unabsehbar angesehen. Gott sprach eben oftmals auf mysteriösen Wegen Recht.¹⁹ Als Folge waren mittelalterliche Feldherren zwar sehr darum bemüht, sich so zu geben, als würden sie ein göttliches Urteil anstreben, um somit Moral und Rechtmäßigkeit zu wahren, während sie gleichzeitig überaus vorsichtig waren, tatsächlich eine Schlacht zu riskieren. Die direkte Konfrontation war zwar ein zentraler Aspekt mittelalterlicher strategischer Überlegungen, aber nicht in dem Sinne, wie es sich moderne Militärhistoriker erwarten würden. Vorzugeben eine Schlacht eindeutig herbeizusehnen, während man sie andererseits zu vermeiden suchte, brachte eigentümliche strategische Herausforderungen mit sich, nicht zuletzt im Bereich der Ausübung von *command and control*.

Zweitens ist es für Militärhistoriker schwierig herauszuarbeiten, wie ein mittelalterlicher Feldzug tatsächlich ablief. Die Quellen scheinen oftmals kaum daran interessiert, die Art von Fakten wiederzugeben, die wir für wichtig erachten, um den militärischen Verlauf nachzuvollziehen. Grundlegende Informationen, wie korrekte Truppengrößen und präzise geographische Angaben, oder auch nur das Alter der Anführer, sind zumeist nur schwer zu finden. So zeigen z.B. Autoren von Chroniken im Verlauf des gesamten Mittelalters eine große Vorliebe dafür, Armeegrößen mit 60.000 Mann anzugeben. Im Fall von Agincourt nennen insgesamt sechs Autoren, einschließlich jenes Augenzeugen, der den allgemein als am verlässlichsten eingestuft Bericht verfasste, diese Zahl für die Stärke der französischen Armee.²⁰ Überraschenderweise nehmen zahlreiche Historiker diese Angaben als authentisch an. Einige halten sie für übertrieben hoch, aber nur wenige realisieren, dass 60.000 lediglich als eine Art von Redewendung für »eine große Armee« zu verstehen ist.²¹ Operative Planung und die Kommunikation der Intentionen des Befehlshabers, sofern diese in der Praxis überhaupt erfolgten, fanden nur geringen Niederschlag in Chroniken

und anderen Dokumenten. Viele moderne Historiker enden schließlich dabei, die Chroniken und administrativen Aufzeichnungen auf der Suche nach dürftigen »Fakten« »auszubeuten«, welche sie dann zu einer nahtlosen Erzählung kombinieren, die als Richtschnur das annimmt, was für eine moderne Leserschaft politisch und militärisch verständlich und vernünftig erscheint. Während verantwortungsbewußte Historiker ihren Lesern eine Ahnung von der unterschiedlichen Quellenlage und den Möglichkeiten, wie die verschiedenen Erzählungen miteinander in Einklang zu bringen sind, vermitteln, sind andere Interpretationen oftmals hochgradig spekulativ und die Schlüsse bestenfalls provisorisch.²²

Wenn das mittelalterliche Publikum nicht an unserer Art der Erzählung interessiert war (sonst hätten die Autoren der Chroniken wohl ebenso »unseren Zugang« gewählt), sollten wir uns dann nicht den Quellen auf eine andere Art nähern? Nur wenige Historiker versuchen sich auf ihre Quellen so einzustellen, wie es für das Verständnis der mentalen Welt mittelalterlicher Militärs von Nöten wäre. Dennoch könnte die Art, in der die Quellen ihre Erzählungen und Rahmenhandlungen aufbauen – mit besonderer Berücksichtigung der Chroniken von militärisch erfahrenen Autoren – von Hilfe sein, um die Reichweite der Erwartungshaltungen zu verstehen, die scheinbar als ausreichend erachtet wurden, um strategische Entscheidungen zu erklären. Natürlich liefern diese Quellen *post facto* Begründungen und sind somit ausnahmslos verzerrt. Aber da die Chroniken einen Teil einer Tradition, wenn nicht sogar einer Kultur, darstellen, die es gewohnt ist, Ereignisse von einer speziellen Sicht aus zu sehen und zu verstehen, die sich von Fall zu Fall und von Chronik zu Chronik kaum drastisch unterscheidet, und da diese auch von einer ritterlichen Gesellschaft gelesen oder gehört wurden, können diese Quellen vertretbarerweise von uns auch so gelesen werden, als ob sie die Bandbreite der Entscheidungsmöglichkeiten widerspiegeln, die von praktizierenden Strategen in Betracht gezogen wurden, während sie versuchten die Ereignisse zu lenken. Die nachfolgend präsentierte Analyse sollte somit nicht als ein Versuch gesehen werden, die »wahre« und genaue Abfolge von Ereignissen eines bestimmten Feldzuges in Verbindung zu bringen und zu erzählen. Vielmehr dient der Agincourt-Feldzug als allgemeines Beispiel für die strategischen Vorstellungen und Handlungen im frühen 15. Jahrhundert.²³

Einiges an »Faktenrekonstruktion«, speziell im Bezug auf die Marschrouten der Armeen, kann aber nicht vermieden werden. Strategie umfasst aufeinanderfolgende Bewegungen zweier Gegner in Raum und Zeit, die sich zusätzlich der Anwesenheit des Kontrahenten jeweils bewusst sind. Bewegung und Positionierung sind, kurz gesagt, kennzeichnend für die Intentionen

der jeweiligen Seite sowie auch eine Reaktion auf die wahrgenommenen Absichten der gegnerischen Seite. Falls die Entscheidungsschlacht das Ziel darstellt, dann würde das gewisse Arten der Bewegung voraussetzen. So wäre zum Beispiel bei modernen Feldzügen die Standardmethode das Vorrücken auf die Hauptstadt des Gegners. Dies wiederum basiert auf der Annahme, dass der Gegner seinen Regierungssitz auf jeden Fall verteidigen wird, und somit zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen werden kann. Falls eine Entscheidungsschlacht jedoch nicht das Ziel darstellt, darf man mit anderen Szenarien rechnen. Um mögliche andere strategische Alternativen zu erkennen, die in den Quellen nicht unbedingt klar dargestellt werden, benötigen wir ein gewisses Verständnis von Bewegung und Positionierung. Durch die Verankerung meiner Darstellung auf »Fakten« wie diesen, wird es leichter zu beurteilen, in welchem Umfang die mittelalterliche Kriegsführung den modernen Begriffen eines korrekten strategischen Verhaltens widerspricht oder diese auch stützt.

Der Agincourt-Feldzug

König Heinrich V. erreichte mit seiner Armee am späten Nachmittag des 13. August 1415, einem Dienstag, die französische Küste. Das berichtet zumindest unser wichtigster Zeuge für diesen Feldzug. Bezüglich anderer Angelegenheiten sind wir weit weniger gut informiert. So kennen wir zum Beispiel den Namen dieses Autors nicht, einzig, dass er als Kaplan am königlichen Hof tätig war, ist bekannt. Das Alter Heinrichs zum Zeitpunkt der Invasion stellt einen weiteren Punkt dar, der unklar bleibt. Dabei kommt alles von einem Monat vor seinem 28. Geburtstag bis vier Tage nach seinem 29. in Betracht.²⁴ Weiters wissen wir auch nicht, wo genau die englische Armee während der nächsten Tage an Land ging, und auch die Größe des Heeres bleibt unbekannt. Der Landungsplatz wird zumeist als einige Meilen westlich des Hafens von Harfleur gelegen angegeben, nahe des Chef de Caux an der Nordseite der Flussmündung der Seine.²⁵ Die verlässlichsten modernen Schätzungen im Bezug auf die Größe der Armee sprechen davon, dass »die Gesamtzahl der Kämpfer möglicherweise 12.000 überschritten hat und zusätzlich von nicht-militärischen Gruppierungen, wie Mineuren und Zimmerleuten, angehoben wurde.«²⁶

Der König rückte dann mit seiner Armee langsam auf Harfleur vor – folgt man den Angaben des anonymen Kaplans – und erreichte die Stadt am Samstag dem 17. August.²⁷ Dort hielt der König, »*ut res bellica expostulat*« – also »wie es die Regeln des Krieges verlangten« – »Kriegsrat, um zu klären,

wie ein Ort solcher Stärke von allen Seiten zu belagern wäre, weiters wie – unter anderem – Abteilungen ausgesandt werden sollten, um Nahrung für die Männer und Pferde heranzuschaffen, und wie außerdem gegen Ausfälle und Hinterhalte (*irrupciones et insidias*) des Gegners Wachen sowohl am Tag als auch in der Nacht am besten und sichersten aufgestellt werden könnten.«²⁸ Kein Entsatzversuch fand statt, und so ergab sich die Stadt fünf Wochen später am 22. September.

Halten wir hier für einen kurzen Moment inne. Heutzutage werden amphibische Landungen zu den schwierigsten militärischen Operationen gezählt. Selten ist die eigene Truppenstärke von Vorteil für die Landungsarmee, sodass diese leicht am Landungsort gebunden werden kann. Der Erhalt von Verstärkungen ist schwierig, und es gibt auch keine einfachen Rückzugsmöglichkeiten. Wenn die Landung überraschend erfolgt, dann kann möglicherweise genug Zeit gewonnen werden, um ausreichend Truppen herbeizuschaffen, sodass die Truppenstärke des Gegners ausgeglichen werden kann. Das unmittelbare Ziel liegt also darin, den Brückenkopf durch gut verteidigbare Stellungen abzusichern, sodass feindliche Gegenangriffe so lange abgewehrt werden können, bis sich das Verhältnis der Truppenzahlen zugunsten der Landungsarmee verschoben hat, und eine entscheidende Konfrontation gesuchte werden kann.

Heinrich dürfte sich wohl keine falschen Vorstellungen vom Verhältnis der Truppenstärken gemacht haben. Obwohl seine 12.000 Mann für diese Zeit eine beachtliche Armee darstellten, war es klar, dass die Franzosen in ihrem Heimatland eine viel größere Zahl mobilisieren konnten. Alle Chroniken und administrativen Quellen stimmen darin überein, auch wenn sie keine konkreten Zahlen liefern, dass die Franzosen an Stärke weit überlegen waren.²⁹ Einem modernen General muss eine Landung mit einer kleineren Armee als der des Gegners in feindlichem Gebiet wie eine verwegene Herausforderung des Schicksals erscheinen, wenn nicht folgende Umstände eintreten: Entweder gelingt es eine starke Defensivposition aufzubauen, sodass der Gegner selbst mit überlegenen Kräften diese nicht nehmen kann, oder man hat so einen hohen Grad an taktischer Überlegenheit, dass man selbst mit unterlegenen Kräften den Gegner im Feld mit Zuversicht entgegentreten kann, und so die ungünstige strategische Lage mit taktischem Erfolg, also Erfolg in der Schlacht, überkommt.

Die meisten Historiker folgen der ersten Argumentationslinie und sehen Heinrichs Einnahme der befestigten Hafenstadt Harfleur als Versuch der Errichtung einer starken Operationsbasis.³⁰ Die Quellen liefern Unterstützung für diese Ansicht, dass nämlich Harfleur bedeutend war. Jean le Fèvre, Jean de Wavrin und andere verwenden eine aus mittelalterlichen Quellen

bekannte Wendung, um die strategische Bedeutung zu betonen, indem sie Harfleur »*la clef de la mer du pays de Northmandie*« (den Schlüssel zur Normannischen See) und »*le souverain port de toute Northmandie, et le plus prouffitable pour leur guere mener en ce quartier*« (den bedeutendsten Hafen der gesamten Normandie, sowie den nützlichsten um ihren Krieg in dieser Region zu führen) nennen.³¹ Aber um diesen Vorteil zu erringen musste Heinrich Harfleur zuerst einmal einnehmen, und zwar rasch. Sonst wäre er mit der Aussicht auf Einkesselung zwischen der Hafenstadt und dem französischen Entsatzheer konfrontiert gewesen. Heinrich versuchte jedoch nicht, einen Überraschungsangriff auf Harfleur zu starten, und die Stadt im Sturm zu nehmen. Stattdessen wurde die Armee in Ruhe angelandet und richtete sich danach auf eine längere Belagerung ein, die zeitraubende Aktivitäten, wie Laufgräben ausheben und Minen unter die Stadtmauern zu treiben, mit sich brachte. Es scheint also, als hätte Heinrich eine unbegründet riskante Strategie eingeschlagen, die er nur aufgrund des französischen Versäumnisses, seine Schwächen auszunutzen, umsetzen konnte.

Wie steht es aber mit der Möglichkeit, dass taktische Überlegenheit die strategische Schwäche ausglich? Clifford J. Rogers ist der jüngste Befürworter der These, dass die Kombination von taktischer Organisation und der »Wunderwaffe« des Langbogens einer unterlegenen Zahl an Bogenschützen und Soldaten einen solchen Vorteil auf dem Schlachtfeld verleihen konnte, sodass englische Könige in der Lage waren, bewusst und zuversichtlich eine Entscheidungsschlacht zu suchen.³² Die Belagerung sowie Heinrichs anschließender Marsch Richtung Calais können somit als Teil einer Strategie gesehen werden, die darauf abzielte, die Franzosen in eine Schlacht zu verwickeln, die sie verlieren würden. Heinrichs Verlangen nach einer Schlacht kann ebenso durch die Quellen gestützt werden (wie durch das *ex post facto*-Argument, dass eine solche auch stattfand). Wie noch später detailliert dargestellt wird, sprach sich Heinrich bei zwei Gelegenheiten öffentlich dafür aus, eine Schlacht zu schlagen. Das erste Mal im Rahmen der Übergabeverhandlungen von Harfleur und das zweite Mal als Antwort auf die französische Herausforderung zur Schlacht am 20. Oktober. Das Problem mit dem Argument der taktischen Überlegenheit liegt darin, dass die Engländer den Langbogen als Defensivwaffe einsetzten. Um mit dieser Waffe also eine Schlacht zu gewinnen, mussten die Engländer gegen einen Feind antreten, der keine Wahl hatte, außer anzugreifen, und somit willens war sich im Pfeilhagel selbst auszubluten. Obwohl sich die Franzosen (wie auch die Schotten) diesbezüglich in den meisten, wenn auch nicht allen, großen Schlachten des Hundertjährigen Krieges als dankbare Gegner erwiesen, darf das nicht den springenden Punkt verschleiern, dass die Engländer durchgehend

in der schwächeren Position waren. Für den modernen Betrachter hatten die Franzosen aber jederzeit alternative Aktionsmöglichkeiten an der Hand, die nicht nur aus einem übereilten Angriff auf dem Schlachtfeld bestanden. Die Engländer operierten mit unterlegener Truppenstärke in feindlichem Gebiet (noch dazu – im Gegensatz zu jeder ›zeitlosen‹ militärischen Logik – in aufgelockerter Formation, worauf ich noch zurückkommen werde). Mehr noch als die Russen im Jahr 1812 oder die Vietminh bei Dien Bien Phu konnten die Franzosen das Tempo des Feldzugs und der Schlacht diktieren ohne überlegene Truppenzahlen zu benötigen. Jede englische Expedition bot eine vorgefertigte Chance für einen Zermübungskrieg, gefolgt von einer schrittweisen Eindämmung des englischen Aktionsraums mit dem schlussendlichen Ziel der Einkesselung der englischen Armee, die somit zu einer Schlacht bei klarem französischem Vorteil gezwungen wäre.

Vielleicht ist die überzeugendste Erklärung, warum sich Heinrich in der Lage sah, die zahllosen Risiken einer Invasion Frankreichs in Kauf zu nehmen, jene, die sich auf politische Umstände stützt. Die Geisteskrankheit des französischen Königs sowie die schwachen Führungsqualitäten seines ältesten Sohnes entfachten Kämpfe der königlichen Verwandten um politische Macht und Einfluss. Vor allem der Herzog von Burgund trat ab 1415 als bedeutender Mitspieler von fraglicher Loyalität auf. Die interne Spaltung lies auf eine wirre strategische Antwort und einen niedrigen Mobilisierungsgrad hoffen. Gleichzeitig – folgt man wiederum der modernen Logik – wird eine Invasion aber als hervorragendes Mittel zu politischer Einigung gesehen. Darüberhinaus könnte man vermuten, dass die Plünderungen der Engländer leicht zu einer starken oder sogar überwältigenden regionalen militärischen Antwort führen hätte können. Gerade Historiker, die sich mit der militärischen Situation des Hundertjährigen Krieges beschäftigten, wurden mehr noch als andere dazu verleitet, diesen Krieg als Auslöser eines beginnenden Nationalismus in Frankreich und England zu sehen. Hier ist aber nicht der Ort, dieses Thema weiter zu behandeln. Es genügt anzumerken, dass Heinrichs Feldzug von 1415 sich in seiner Gesamtheit kaum von denen seiner Vorgänger im vorigen Jahrhundert – vorallem denen Eduards III. und des Schwarzen Prinzen – unterschied, wobei diese aber nicht auf einen intern gespaltenen Feind gestoßen waren. Wenn überhaupt, dann waren deren militärische Taten noch wagemütiger als Heinrichs Agincourt-Feldzug.³³

Wendet man moderne militärische (und politische) Logik auf den Feldzug Heinrichs an, dann gelangt man zu keinen sehr zufriedenstellenden Erklärungen. Heinrich zeigte einen so außergewöhnlichen Hunger nach Risiko, dass er entweder klar geisteskrank war, oder aber ein Genie, welches die Franzosen bei jedem Schritt überlistete.³⁴ Die mildeste und ›realistischste«

Erklärung ist wohl die, dass Heinrich eine Reihe unerzwungener Fehler beging, die nur aufgrund der noch größeren französischen Inkompetenz unbestraft blieben. Es wäre nun aber an der Zeit, ein anderes Erklärungsmodell zu entwickeln. Kehren wir nochmals zur Belagerung von Harfleur zurück und der mittelalterlichen Choreographie einer Kapitulation.

Die Quellen folgen dabei derselben grundlegenden Erzählung, um die Ereignisse zu beschreiben und zu erklären. Wie bereits angedeutet, wird erwähnt, dass die Belagerung sich dabei nach den üblichen Regeln einer solchen Operation entwickelte.³⁵ Nach Beratung mit den wichtigsten Adeligen schloss Heinrich Harfleur von allen Seiten ein. Dies nahm, bedingt durch spezielle geographische Gegebenheiten, zerstörte Brücken und Überschwemmungen in der nahen Umgebung, einige Zeit in Anspruch. Die *Gesta* betont wie demonstrativ die Einschließung von Harfleur erfolgte. Der König auf der westlichen Seite, wie auch sein Bruder Clarence auf der östlichen, werden beide so dargestellt, dass sie über den Kamm eines Hügels erschienen (*monstravit se super ripam montis*).³⁶ Sobald die Stadt dann sichtbar eingeschlossen war, erging eine Aufforderung:

»Unser König, der nicht den Krieg sondern den Frieden suchte, und um mit dem Schild der Unschuld die gerechte Sache dieses großen Unternehmens, zu dem er ausgezogen war, zu wappnen, bat in Übereinstimmung mit dem zwanzigsten Kapitel des Deuteronomium Friede den Belagerten, falls sie freiwillig und ohne Zwang ihm ihre Tore öffneten, und, wie es ihre Pflicht wäre, diese Stadt, die ein vortrefflicher und erblicher Teil seiner Krone von England und seines Herzogtums Normandie war, zurückerstatten.«³⁷

Das Angebot wurde abgelehnt. Mit der Drohung von Massenexekutionen, die durch die Gesetze des Deuteronomiums vorgegeben werden, über den Köpfen der Belagerten, falls ihre Stadt fallen würde, nahm die Belagerung formell ihren Anfang. Die Engländer bauten Belagerungsmaschinen, um die Stadtmauern zu beschießen und trieben Minen voran, um sie zum Einsturz zu bringen. Le Fèvre und Wavrin behaupten, dass dieser langsame Prozess die Belagerten schließlich dazu veranlasste, in Verhandlungen zu treten.³⁸ Die *Gesta* liefert mehr Details und verbindet den Beginn der Verhandlungen mit einem speziellen Ereignis: Ein Überraschungsausfall von der stärksten Bastion der Stadt führte zu einer erfolgreichen englischen Gegenattacke unter John Holland, dem Graf von Huntingdon. Mit Feuer und Schwert wurden die Franzosen langsam zurückgetrieben. Indem er seine eigene Fahne voranschickte, zeigte der Graf den letzten Vorstoß an, und nahm schließlich

die Bastion. Am nächsten Tag, Dienstag dem 17. September, begannen dann die Verhandlungen.³⁹

In allen Erzählungen folgt dann die Übergabe genau den üblichen Prozeduren. Fraglich bleibt aber, wer den ersten Schritt machte. Die *Gesta* betont Heinrichs gütige Vernünftigkeit und gibt vor, ohne es aber explizit zu erwähnen (»*habito tractatu*« – Verhandlungen wurden begonnen), dass der König die Initiative ergriff. Die meisten anderen Quellen stimmen darin überein, dass sie von den Stadtbewohnern und ihrer Garnison ausging. Die Art des ersten Angebots ist unumstritten: Die Verteidiger verlangten einen sofortigen Waffenstillstand sowie die Erlaubnis, dem König von Frankreich von ihrer Notlage zu berichten und ihn um einen Entsatzversuch zu bitten, gleichsam Rettung durch eine Schlacht zu suchen. Falls bis zum nächsten Sonntag kein Entsatzheer eintreffen würde, dann würde sich die Stadt ergeben, und die Bewohner sowie die Garnison könnten ihr Leben und ihren Besitz behalten (»*to have [t]here lyves and [t]here goodes*«).⁴⁰ Wie es die Sitte verlangt, lehnte der König, der mit den Aufständischen von Harfleur nur über bestellte Unterhändler verhandelte, dieses Angebot ab.⁴¹ Und: »Gegen Einbruch der Nacht« ließ der König »mit Trompeten entlang der gesamten Schlachtlinie verlautbaren, dass sich alle [...] bis zum Morgen des nächsten Tages bereit machen sollten, gegen die Mauern der Stadt vorzustürmen und sie zu erklimmen, wie es ihre Hauptleute anordneten [...]«.⁴² Während der Nacht wurden die Mauern der Stadt mit Kanonen und anderen Belagerungsgeräten heftig beschossen, um die Stadtbewohner um ihren Schlaf zu bringen und ihnen folgende Botschaft klar zu machen: Ändert euer Angebot oder Harfleur muss mit einer Plünderung sowie einem wahllosen Blutbad unter den Einwohnern rechnen.

Als Folge zeigten sich die Stadtbewohner willig »die Stadt, sich selbst und ihren Besitz [an Heinrich] auszuliefern, vorausgesetzt, dass bis ein Uhr nachmittags am folgenden Sonntag der französische König oder der Dauphin, sein ältester Sohn, die zuvor informiert worden waren, die Belagerung nicht mit Waffengewalt aufheben und die Stadt entsetzen würden.«⁴³ Die einzige Änderung des Angebots bestand also darin, dass die Stadtbewohner sowie die Garnison ihr Leben und ihre Habe dem Willen der Angreifer anvertrauten. Ein langes, öffentliches Ritual bestätigte feierlich diese Vereinbarung. Eine Prozession, die den »Leib Gottes« in Form einer Hostie in einer Monstranz vom königlichen Zelt bis zu den Stadtmauern geleitete, wurde von einer Prozession aus der Stadt in Empfang genommen. Vertragsurkunden wurden verfasst und aufgeteilt; 24 Geiseln wurden gestellt. Die physische Bindung wurde durch gegenseitige Eidesleistungen »auf den Leib Gottes vor allen Leuten« (upon goddys body, openly to fore [in front of] all the peple)

bekräftigt. Ein bekannter Ritter, Sire de Hacqueville, begleitet von einem Gefolge von acht oder vielleicht zwölf Personen, wurde ausgeschiedt, um den französischen König und den Dauphin zu informieren, und obwohl Heinrich persönlich nicht in Erscheinung trat, wurden die Formalitäten mit einem Gastmahl im königlichen Zelt beendet.

Hacqueville traf den Dauphin – folgt man den Angaben le Fèvres – im über hundert Kilometer entfernten Vernon an. Er wurde darüber informiert, dass »die Streitmacht des Königs noch nicht vollständig gesammelt wäre, und nicht bereit, um so eilig Hilfe zu bringen« (*la puissance du roy n'estoit pas encores assemblées, ne preste, pour baillier secours si hastivement*).⁴⁴ Somit – am darauffolgenden Sonntag –

»bestieg [Heinrich] auf der Stelle seinen königlichen Thron, über den Stoffe aus Goldbrokat und feinem Leinen ausgebreitet waren, in einem Pavillon auf der Spitze eines Hügels gegenüber der Stadt, wobei er von Männern höchsten Ranges begleitet wurde, seinen Magnaten und Adeligen in großer Zahl, die ihre beste Kleidung trugen; und zu seiner Rechten befand sich sein Triumphhelm mit der Krone, auf einem Stab von Sir Gilbert Umfraville getragen.«⁴⁵

Der Hauptmann der Stadt, Sire de Gaucourt, begleitet von den Männern, die am Mittwoch mit ihm die Eide geleistet hatten, übergab dann die Schlüssel der Stadt an Heinrich und unterwarf sich sowie die Stadt der königlichen Gnade. Die Schlüssel wurden dann dem neuen »Hüter und Hauptmann der Stadt« (*Rex prefecit [...] Thomam Beaufort [...] traditis clavibus in custodem et capitaneum ville*) – Heinrichs Onkel Thomas Beaufort, Graf von Dorset – weitergereicht. Die französischen Fahnen, die über den Toren wehten, wurden eingeholt und durch Heinrichs königliche Standarte und die Fahne mit dem Georgskreuz ersetzt. 66 Geiseln wurden genommen, denen ein Mahl gereicht wurde und die »mit ausreichendem Pomp [...] unterhalten wurden« (*et eos in proxima cena lauticiis quas habuit satis magnifice recreavit*).

Am darauf folgenden Tag betrat der König die Stadt (manche meinen demütig zu Fuß, mit der Kirche des Hl. Martin als erstem Ziel). Dann wurde der Befehl erteilt, jene Einwohner abzuführen, die Heinrich den Treueeid verweigert hatten, und einige wurden festgenommen, um Lösegeld zu erhalten. Am Freitag, nachdem die Vertragsbedingungen ausgehandelt worden waren, wurden die Adeligen und viele andere der Gefangenen (einschließlich mancher Bürger der Stadt) freigelassen, unter der Bedingung, dass sie sich falls bis dahin kein Lösegeld bezahlt worden sei, wieder in englisches Gewahrsam begeben würden, in Calais am Tag des Hl. Martin, dem 11. November.

Le Fèvre, dessen Publikum mit solchen Vorgängen und Gebräuchen der Kapitulation und Lösegeldforderung vertraut war, fasst diesen Vorgang nur kurz zusammen. Weil »jene aus der Stadt« (*ceulx de la ville*) keine Unterstützung erhielten, waren sie »befugt, die Stadt zu übergeben« (*compétent de rendre la ville*). Somit »begaben sie sich alle in Gefangenschaft, um ihr Leben zu retten« (*ilz se renderoient tous prisonniers, la vie saulve*), welches – wie Wavrin pointiert hinzufügt – »sie für Lösegeld loskauften« (*ilz recheteroient pour renchons*).⁴⁶ »Befugnis« (*compétence*) ist dabei ein wichtiges Element dieser Vorgänge. Städte und andere Befestigungen mussten auf die richtige Art und unter den richtigen Umständen übergeben werden. Die Hauptfrage, die sich für die Belagerten stellen konnte, war, ob sie genügend Widerstand vor der Kapitulation geleistet hatten. Falls nicht, konnten sie als Verräter betrachtet werden und mussten mit einer Hinrichtung durch die eigenen Leute rechnen. Um diesem Schicksal zu entgehen, kam es zum Teil darauf an, wie stark der Druck der Angreifer auf die Belagerten gewesen war. Die Aktionen der Angreifer spielten also eine entscheidende Rolle im Bezug auf die Ermächtigung der Verteidiger zur Kapitulation. Hauptsächlich bestand dieser Druck darin, die Stadtmauern zum Einsturz zu bringen. Unterminieren war dabei die am häufigsten angewandte Methode, da es sich als effektiver erwies, als der Einsatz der primitiven Belagerungsgeräte – obwohl am Beginn des 15. Jahrhunderts Kanonen langsam begannen, Hacken und Schaufeln abzulösen. Dieser Druck – wie im Fall von Harfleur – konnte auch durch Androhung eines tatsächlichen Sturmangriffs bekräftigt werden. Solche Sturmangriffe waren aber eigentlich sehr selten, da sie zumeist eine hohe Zahl an Verlusten auf Seiten der Angreifer mit sich brachten und der nötige Grad der Zerstörung der Stadtmauern, der für den Erfolg maßgeblich war, nicht oft erreicht wurde. Üblicherweise gaben die Verteidiger auf, bevor ein Sturmangriff zu einer realistischen Option wurde. Während die Angreifer demonstrativ die Stadtmauern zerstörten, wurde von den Verteidigern erwartet, dass sie ausreichend lang eine angemessene Verteidigung aufrechterhielten. Das beinhaltete auch Ausfälle und Hinterhalte, gegen die – wie wir gesehen haben – Heinrich seine Armee angewiesen hatte, sich vorzusehen. Ebenso mochte das Vorantreiben von Gegenstollen dazugehören. Diese Aktivitäten unter der Erdoberfläche führten zu dem für uns kuriosen Phänomen von unterirdischen, ritterlichen Duellen.⁴⁷ Bedeutend war auch die Dauer der Belagerung. Einige der Ernennungsurkunden von Hauptleuten für gewisse Städte und Burgen beinhalten zeitliche Angaben, wie lange die Stadt im Belagerungsfall gehalten werden müsse.⁴⁸ Eine rasche Kapitulation war nur dann vertretbar, wenn die Nahrungsmittelversorgung und die Garnisonsstärke als unzureichend angesehen wurden. Die überaus öffentliche

Interaktion von Angriff und Verteidigung, zwischen Offensivdruck und Widerstand, hob somit die Wichtigkeit des Zusammenspiels beider Seiten hervor, um zu erreichen, was als angemessenes Bemühen angesehen werden konnte.

Ein auffälliges Kennzeichen dieses im Wesentlichen normativen Systems ist der Grad, mit dem die Anwendung von Gewalt begrenzt wird. Die Notwendigkeit physischen Schaden und Tod zu verursachen, die zentral für die moderne Kriegsführung ist, ist außerordentlich eingeschränkt. Obwohl das System durch ultimative Sanktionen – einerseits das rücksichtslose Abschlachten nach einem erfolgreichen Angriff, andererseits die Exekution durch die eigene Seite, wenn die Kapitulation zu früh erfolgte – untermauert ist, handelt es sich dabei um drohende Strafen, die nur überaus selten zur Anwendung gelangten. Wenn sie aber eintraten, boten sie den zeitgenössischen Chronisten und Juristen eine ergiebige Gelegenheit, die begangenen Verstöße darzustellen, um somit das vorherrschende normative System zu betonen und zu bestätigen.⁴⁹ Ein zweites auffälliges Kennzeichen ist die öffentliche und demonstrative Art der Praxis von Belagerung und Kapitulation. Demonstrative Bekundungen übertreffen dabei den physischen Schaden in seiner Bedeutung. Von den Protagonisten wird erwartet, größtmögliche Anstrengungen zu unternehmen, damit jedermann erkennen kann, dass man die richtigen Handlungen gesetzt und sich ordnungsgemäß verhalten hat. Zusammengefasst sieht man, dass die Befolgung der Regeln sowie die Abhaltung der öffentlichen Rituale – also das Einhalten des richtigen Ablaufes – entscheidend und oftmals ausreichend ist, um dem Ausgang dieses Prozesses seine Legitimität zu verleihen. Ein drittes, bemerkenswertes Kennzeichen liegt im Umfang, in dem die Protagonisten Teil eines symbiotischen Ganzen sind. Sie akzeptieren, scheinbar unhinterfragt, die Erfordernis, in einer gegenseitig akzeptablen und auch vorteilhaften Art zu interagieren. Im Gegensatz zum modernen Krieg, bei dem das zentrale strategische Ziel darin liegt, den Gegner der Initiative und seiner Wahlmöglichkeiten zu berauben, um ihn damit zu einem machtlosen Opfer zu machen, welches uneingeschränkt den Forderungen des Siegers nachkommt, bieten die Protagonisten in der mittelalterlichen Kriegsführung einander bereitwillig sowohl Wahlmöglichkeiten als auch die Initiative an. Welcher moderne Feldherr würde schon die Freilassung von Gefangenen in einem Kriegsgebiet auf deren Ehrenwort hin erlauben? Ein Kompromiss-Ergebnis wird von Beginn an erwartet. Der Verlauf des Krieges wird nicht von irgendwelchen objektiven Notwendigkeiten bestimmt, bei denen Zurückhaltung nur als Folge eines Mangels an physischen Zwangsmitteln auftritt. Stattdessen wird der Krieg von einer Reihe von Regeln oder besser

Übereinkünften gelenkt, die den kriegführenden Parteien dazu verhelfen bereitwillig »zusammenzukommen«, um den Konflikt im Zaum zu halten und zu lösen.

Innerhalb dieser Form des »konventionellen« Krieges gibt es wenig Raum für geheime Verhandlungen und Abmachungen. Den Krieg erwartet und plant man als öffentlich geführte Angelegenheit. Diese Offenheit des Handlungsverlaufes ist zentral für das Erreichen eines legitimen Ausganges. Offenheit verhindert den Verdacht von Unfairness und Verrat, welche die Annehmbarkeit des Ergebnisses schädigen und das Risiko für die Kriegsteilnehmer bis zu einem inakzeptablen Grad steigern würden. Das Ausmaß, in dem dieses System auf dem grundlegenden Vertrauen beruht, dass keine kriegführende Partei einen unerlaubten Vorteil anstrebt, ist beachtlich. Es gibt zwar Maßnahmen, wie die Geiselnahme, die so erscheinen, als würden sie fehlendes Vertrauen und ein Verlangen nach der Gewissheit physischer Sanktionen erkennen lassen, diesen sollte man aber Handlungen wie der Öffnung der Tore von Harfleur und der Anwesenheit aller bedeutender Einwohner der Stadt mitten im englischen Heer gegenüberstehen.

Die öffentliche und demonstrative, »vermittelnde« Art dieser Kriegsführung schließt die Ankündigung der eigenen Anwesenheit und Absichten an den Gegner, die für jeden modernen General undenkbar wäre, mit ein. Eine bemerkenswerte Szene im Rahmen der Kampagne von Harfleur ist die englische Aufforderung an die Stadt, ihre Rettung durch eine Schlacht zu suchen. Moderne Historiker mühen sich damit ab, dieses Phänomen zu erklären. Entweder lehnen sie es rundheraus als Täuschung ab, oder sie versuchen es als unerheblich im Rahmen der tatsächlichen Umstände wegzudiskutieren. Curry kommt zum Beispiel zum Schluss, dass der Zeitrahmen für die Vermittlung der Aufforderung an den Dauphin im einige hundert Kilometer entfernten Vernon und das Ansuchen um Entsatz der Stadt wohlüberlegt unrealistisch waren. »In nur vier Tagen konnten die Franzosen unmöglich eine Armee entsenden.«⁵⁰ Das setzt aber natürlich voraus, dass die französische Armee sich erst nach Erhalt der Neuigkeiten über die Vereinbarung auf den Marsch gemacht hätte. Es gibt aber zahlreiche Hinweise – die unter anderem Curry in den Archiven entdeckt hat – dass sowohl der Dauphin als auch der König über die Situation von Harfleur gut informiert waren. Boten und Spione kamen und gingen.⁵¹ Wenn man die Konventionen einer Kapitulation als leere Rituale sieht, warum waren dann die Franzosen nicht in der Lage, sich fünf Wochen nach Beginn der Belagerung und sechs Wochen nach der Landung endlich in Bewegung zu setzen? Warum warteten die Franzosen bloß so lange? War dieses Ritual vielleicht doch von Bedeutung?

Die meisten Historiker interpretieren die Langsamkeit der französischen Mobilisierung sowie die generelle Apathie als Folge der politischen Spaltung, die das Königreich quälte, zusätzlich verstärkt durch die schwache königliche Führungsqualität.⁵² Aber gerade die langsame Mobilisierung stellte eine ständige Besonderheit der französischen Anstrengungen gegen die Engländer während der ersten Hälfte des Hundertjährigen Krieges dar.⁵³ Daraus ergab sich der Schluss, dass die Franzosen während des Großteils des Hundertjährigen Krieges mit entsetzlicher Inkompetenz zu kämpfen hatten, was eine überaus lange – und somit unwahrscheinliche – Phase von unglücklichen Umständen bedeuten würde. Technische Fragen spielten dabei eine bedeutende Rolle. Die Langsamkeit der Kommunikation brachte es mit sich, dass jede Art einer gemeinsamen, nationalen Antwort auf eine Invasion Zeit benötigte, um im Königreich verbreitet zu werden. Nach dem Eintreffen der Berichte über eine Landung brauchten die Truppen einige Zeit für Vorbereitungen, bevor sie sich auf den Marsch machen konnten. Diese Dauer konnte durch die Vorbereitung von Mobilisierungsbescheiden und durch das Entsenden von Anmarschwarungen (und speziell auch durch die vorzeitige Instandsetzung von städtischen Verteidigungsanlagen) reduziert werden. Die Franzosen kannten solche Vorausmaßnahmen und wendeten sie auch an, wobei ihnen die Tatsache, dass die englischen Kriegsvorbereitungen lange vor der Einschiffung der Armee bekannt wurden, dabei half.⁵⁴ Aber das größte Problem lag immer darin, zu entscheiden, wann die Mobilisierung erfolgen und wo die Armee konzentriert werden sollte. Eine zu frühe Mobilisierung würde zum vorzeitigen Wegschmelzen der Armee – aufgrund der Belastungen für die Bezahlung und Versorgung – vor dem Eintreffen des Gegners führen. Ein falsch gewählter Truppensammelpunkt wiederum würde eine Verschwendung von Zeit und Geld mit sich bringen, da die Truppen somit im Land verlegt werden müssten. Das System funktionierte also am besten, nachdem der Gegner seine Karten auf den Tisch gelegt hatte.

Heinrichs Entscheidung gegen Harfleur vorzugehen und dort Stellung zu beziehen, kann somit als wahres Gottesgeschenk für die Franzosen angesehen werden. Harfleur war auf eine Belagerung vorbereitet. Die dritte August-Woche bot auch die perfekte Möglichkeit, eine landesweite Mobilisierung mit Sammelpunkt Rouen anzuordnen, der traditionellen Ausgangsbasis für Feldzüge in der Normandie. Die Franzosen hätten somit die Chance gehabt, Heinrich und seine Armee unweit vom Landungsstrand abzufangen und zu vernichten. Aber so geschah es nicht. Man kann dies natürlich als Beleg für die französische Inkompetenz sowie die politische Uneinigkeit sehen. Umgekehrt lassen sich diese Vorgänge aber auch als ein Beispiel für Unterschiede im Verständnis als auch der Führung eines Krieges interpretieren.

Currys Urteil, dass die Franzosen »jede Anstrengung unternahmen, auf die englische Bedrohung zu antworten« scheint gerechtfertigt.⁵⁵ Die Mobilisierung dauerte aber lange. Der Adel wurde am 28. August einberufen, aber die Benachrichtigung brauchte Zeit. Erst am 8. September kam es zum Beispiel zur Verlesung am Marktplatz von Bayeux. Die spärlichen administrativen Aufzeichnungen weisen daraufhin, dass sich die Adeligen mit ihrem Gefolge im Verlauf des Septembers langsam sammelten und die kleine Zahl an Einheiten, die bereits seit August in der Normandie waren, verstärkten. Am 31. August wurde eine zusätzliche Steuerleistung beantragt und am 10. September erhielt der König die *Oriflamme*, das königlich-französische Banner und formale Zeichen dafür, dass ein allgemeiner Krieg erklärt worden war, aus dem Kloster von St. Denis bei Paris. Aus der Sicht eines modernen Beobachters scheint es so, als würde aber noch immer jede Eile fehlen. Dennoch äußern die narrativen Quellen – auch die französischen – keine Besorgnis im Bezug auf das Tempo der Vorgänge. Nur Wavrin fügt das mild-vorwurfsvolle »*tout doucement*« (ganz leise) hinzu, um den Ton zu beschreiben, in welchem der Dauphin die Anfrage, Harfleur in offener Feldschlacht zu retten, ablehnte.⁵⁶ Alle Chronisten verbinden weiters den Beginn der französischen Mobilisierung mit dem Ende der Belagerung von Harfleur.⁵⁷ Die militärisch erfahrenen Autoren, Le Fèvre und Wavrin, stimmen mit Monstrelet überein, dass der Grund dafür in der Erwartung des Königs lag, Heinrich würde nun »*aultres entreprises*« (andere Vorhaben) in seinem Königreich verfolgen.⁵⁸

Mit der Einnahme Harfleurs hatte Heinrich jedoch einen sichtbaren und handfesten Affront begangen. Die Chronisten bestätigen, dass im Unterschied zu den vorangegangenen diplomatischen Querelen, der Landung und auch der Belagerung selbst, es der Fall der Stadt sowie die Position, in die Heinrich damit gelangt, sind, die eine großangelegte Militäraktion von Nöten machen. Dass es sich hier gleichsam um eine Gewohnheitsregel handelte, wird auch durch das Fehlen jeglicher Besorgnis auf englischer Seite über eine französische Entlastungsoffensive während der Belagerung von Harfleur angedeutet. Heinrich warnte seine Armee, wie bereits erwähnt, vor Ausfällen aus der Stadt selbst, aber nicht vor Angriffen aus dem Umland. Während die Armee der Stadt zugewandte Verteidigungsanlagen baute, wurde nichts dergleichen im eigenen Rücken unternommen.⁵⁹ Auch wenn einige französische Versorgungsversuche abgefangen wurden, gibt es keine Anzeichen auf ernstzunehmende Vorbereitungen gegen einen französischen Entlastungsschlag. Das legt die Vermutung nahe, dass die Engländer zumindest erwarteten, rechtzeitig vor jeglichen französischen Aktionen gewarnt zu werden; oder – wie ich behaupten würde – die Konventionen des

Kriege enthielten eine formale Vorkehrung, so eine Warnung zu erhalten, und boten gleichsam ein Drehbuch für den Ablauf eines Entlastungsangriffes an. Wenn die Stadt gerettet werden sollte, dann musste es in offener, förmlich erklärter Schlacht geschehen, und nicht durch irgendwelche »unkonventionellen« Mittel, wie zum Beispiel einen Überraschungsangriff. Diese Erwartungshaltung erklärt die relative Unbekümmertheit sowohl auf der englischen als auch der französischen Seite bis zur Kapitulation von Harfleur. Demzufolge waren weder die Landung noch die Belagerung so risikoreiche Unternehmen, wie sie es für einen modernen General sind.

Die Belagerung brachte keine offene Feldschlacht mit sich. Am 26. September schickte Heinrich den Herold von Guienne mit dem vormaligen französischen Hauptmann von Harfleur zum Dauphin, um ihn zu einem Zweikampf herauszufordern, »damit sie – zumindest viele schonend – ihren Streit um das Recht auf die Herrschaft über das Königreich zu einem Ende bringen könnten«. Die Chronik des anonymen Kaplans berichtet weiter, dass der englische König acht weitere Tage in Harfleur wartete, um somit für das Duell zur Verfügung zu stehen.⁶⁰ Moderne Historiker betrachten solche Herausforderungen, die wiederholt Erwähnung fanden, als offensichtlich nicht Ernst gemeint. Die Tatsache, dass solche Duelle nie stattfanden, scheinen diesen Punkt zu belegen.⁶¹ Aber formelle Herausforderungen sind so gebräuchlich – und oftmals bieten sie selbst drei Möglichkeiten der Konfliktbeilegung, nämlich in einem Zweikampf, in einem Kampf der dreißig oder auch mehr besten Männer oder in einer Schlacht – dass sich die Frage stellt, warum mittelalterliche Heerführer so viel Zeit darauf verschwendeten. Überzeugender scheint es, wenn man diese Belege als integrale Bestandteile eines Prozesses – oder Spieles – sieht, welche für die Öffentlichkeit begründeten, dass eine Konfliktpartei darum bemüht war, den Disput endgültig und fair beizulegen. Diese Herausforderung besaß Glaubwürdigkeit, aber sie leitete sich nicht von tatsächlicher – wenn auch sehr seltener – persönlicher, königlicher Teilnahme am Kampfesgeschehen her. Ihre Glaubwürdigkeit leitete sich vom allgemeinen ritterlichen Ethos ab, bei dem der Zweikampf zwischen Rittern als normale und reguläre Art des Kampfes interpretiert wurde. Solche Duelle wurden für persönliche Ehre und Reputation geschlagen; der königliche Zweikampf (genauso wie das gerichtliche Gottesurteil) wurden zum Zweck der Rechtsfindung geführt. Dieser zusätzliche Bedeutungsgrad machte es möglich bzw. angemessen, ihre tatsächliche Durchführung zu vermeiden. Sie waren also – kurz gesagt – ein Mittel um die Initiative im Kampf um relative Vorteile im langwierigen Prozess eines bewaffneten Rechtsstreites zu erhalten und zu bewahren.⁶² Aufforderungen zum Zweikampf zwischen Herrschern waren also wirklich

nur »*all for show*«, ⁶³ aber das bedeutete nicht, dass es sich dabei um »leichte Unterhaltung« handelte.

Heinrich verbuchte einen weiteren Punkt in diesem Wettstreit, als der Dauphin – wenig überraschend – auf diese Herausforderung nicht antwortete. Der König griff dann zum nächsten gebräuchlichen Mittel, um seinen Vorteil weiter auszubauen. Zwischen dem 6. und dem 8. Oktober – das exakte Datum ist unbekannt – brach die englische Armee Richtung Norden mit dem Ziel Calais auf, dem einzigen englischen Besitz in Frankreich, abgesehen vom weit im Süden gelegenen Aquitanien. Die Art der Operation, die die Engländer nun durchführten, ist als *chevauchée* bekannt. Dabei handelt es sich um einen Raubzug zu Pferd durch feindliches Territorium mit dem Ziel, durch Plündern und Brandschatzen so viel Schaden wie möglich zu verursachen. Viel wurde darüber diskutiert, in welchem Ausmaß die Engländer im Jahr 1415 tatsächlich auf ihrem Weg durch französisches Gebiet raubten und zerstörten. Diese Debatte ist dabei besonders durch moderne Wertvorstellungen eingefärbt. Plünderung ist im modernen Kriegsgeschehen eine kriminelle Handlung. Es wird mit dem Fehlen von Disziplin und Moral gleichgesetzt: beides gilt als fundamentale Gefahr für das korrekte Funktionieren des Soldatentums. Hewitts Sichtweise in seiner Studie des Schwarzen Prinzen ist dabei typisch: »Plünderung und Zerstörung sind schädlich für die Moral einer Armee« und sind »nur einen Schritt weit vom Ende jeglicher Zurückhaltung im Umgang mit der lokalen Bevölkerung entfernt.« ⁶⁴ Gleichzeitig kam Hewitt nicht darum herum zuzugeben, dass Plünderung ein zentraler Punkt im Rahmen des Feldzugs des Schwarzen Prinzen – und tatsächlich aller mittelalterlicher Feldzüge – war. Sein unbefriedigender Schluss daraus war, dass die Engländer irgendwie doch ausreichend diszipliniert waren, um die Probleme einer verfallenden Moral sowie ungezügelten verbrecherischen Verhaltens in den Griff zu bekommen. (Britische) Historiker neigen zu dem Schluss, dass »Heinrich versuchte übermäßige Plünderungen Einhalt zu gebieten,« und dass der Feldzug von Agincourt – bemerkenswerterweise – »viel weniger Plünderung, Zerstörung und Brandschatzung kannte, als frühere Kampagnen.« ⁶⁵ Vielleicht trifft dies tatsächlich zu. Aber Verwüstungen anzurichten war ein so integraler Bestandteil des taktischen Standardrepertoires mittelalterlicher Armeen, dass es überaus begründbar erscheint, zu vermuten, dass, wenn auf disziplinierte und organisierte Art und Weise gekämpft und getötet werden konnte, dies auch für das Plündern und Brandschatzen gelten müsste. Die Schlussfolgerung daraus kann nur darin bestehen, dass diese Praktiken auf moralischen und gesetzlichen Strukturen beruhten, die sich von unseren modernen grundsätzlich unterscheiden.

Die Quellen, die am stärksten für den englischen König und seine Sache Partei ergreifen, mögen dabei die Zurückhaltung der Engländer hervorheben, aber selbst die überaus parteiische *Gesta* des anonymen Kaplans weist wiederholt darauf hin, dass Plünderungen eigentlich normal und Heinrichs Zurückhaltung außergewöhnlich waren. Alle anderen Quellen deuten daraufhin, dass sie davon ausgehen, dass Raub und Zerstörung vorkamen. Indirekt werden diese Vermutungen durch die belegten englischen Praktiken von *appatis* oder Brandschatzung während eines Feldzuges unterstützt.⁶⁶ Wiederholt wurde dabei Städten sowie auch kleineren Orten das Angebot gemacht, sie von Plünderungen zu verschonen – im Austausch gegen Nahrungsmittel, Geld oder andere Güter. Auf dem Weg nach Norden wurden auf diese Weise zuerst Arques gefolgt von Eu, Boves und schließlich Nesle erpresst, wobei alle ausgenommen des Letzten zahlten. Das oftmalige Angebot von *appatis* unterscheidet sich dabei von den Praktiken Eduards III. und seines Sohnes, und wurde somit als ein Zeichen wohlwollender Zurückhaltung verstanden. Das mag in diesem Fall auch zutreffen, aber die Effektivität von *appatis* beruhte auf der Glaubwürdigkeit der Drohung, oder – anders gesagt – auf der Tatsache, dass Raub und Zerstörung normale Begleitumstände des Kriegsgeschehens waren.

Die Anwendung von *appatis* wurde auch oftmals als Anzeichen dafür gesehen, dass es Heinrich eilig hatte nach Calais zu gelangen, da er einen Angriff durch die französische Armee fürchtete. Plündern kostet Zeit und erfordert eine Aufspaltung der Armee.⁶⁷ Wie jeder gute moderne General erkannte Heinrich die Bedeutung von Geschwindigkeit sowie der Konzentration der Truppen als grundlegende Mittel um die Initiative zu behalten. Dennoch scheint diese Art der Argumentationsführung – wie bereits erwähnt – die Bedeutung von grundlegenden Gewohnheiten aber auch logistischer Notwendigkeit zu unterschätzen. Die englische Armee führte angeblich Vorräte für acht Tage mit sich, und als diese zur Neige gingen, wurde Hunger zunehmend zu einem Problem. In der *Gesta* des anonymen Kaplans wird wiederholt auf den Hunger hingewiesen, was als Anzeichen dafür gesehen werden kann, dass die Soldaten sich nicht ausreichend aus dem Umland versorgen konnten. Aber wie steht es mit den Pferden? Die Armee mit der Heinrich von Harfleur aufgebrochen war, welche traditionellerweise auf 6.000 Mann geschätzt, von Curry jedoch schlüssig auf 9.000 Mann erhöht wurde, führte bei zurückhaltender Schätzung rund 12.000 bis 18.000 Pferde mit sich.⁶⁸ Pferde benötigen so eine enorme tägliche Futtermenge, dass keine Armee im Laufe der Geschichte jemals in der Lage war, diese mitzuführen. Sobald eine Armee ein Lager aufschlug, wie bei einer Belagerung, stellte die Futterversorgung der mitgeführten Tiere immer die erste auftretende Herausforderung dar.

Die englische Armee musste deswegen ab dem ersten Tag der Landung in einem immer größer werdenden Umkreis um Harfleur fouragieren. Auf dem Marsch wiederum konnte man geschlossener vorgehen. Theoretisch reicht ein Quadratkilometer Weideland für 12.000 Pferde pro Tag.⁶⁹ Aber in der Praxis, da die Gegend nicht so effektiv organisiert und die Qualität des Weidelandes auch von der Konkurrenz durch französische Tiere abhängig war, dürften sich die englischen berittenen Truppen und Bogenschützen wohl über ein Areal von weit mehr als dem absoluten Minimum von 1 bis 1,5 Quadratkilometer verstreut haben. Darüberhinaus fand dieser Marsch auch im Oktober statt. Zu dieser Jahreszeit musste Heu von den Bauern requiriert werden. Somit scheinen durch das Problem der Futterversorgung – beeinflusst auch durch die gewohnten Praktiken – Plünderungen nur schwer zu verhindern gewesen zu sein.⁷⁰ Das deutet auch die große Anzahl an Pferden an, die die Engländer mitführten, da diese normalerweise für die nötige Mobilität bei den täglichen Plünderungszügen sorgten und ebenfalls die Baggage, die im Laufe des Feldzuges auch immer mehr Beute inkludierte, transportierten. Zusammengefasst scheint es zwar möglich, dass Heinrichs Armee nur in geringem Umfang plünderte, das hätte diesen Feldzug aber zu einer besonderen Ausnahme im Rahmen der mittelalterlichen Kriegsführung gemacht.

Zu den logistischen Notwendigkeiten sowie den auf Gewinn bedachten Motiven und Gewohnheiten muss man aber noch einen weiteren Grund hinzufügen. Nur mit einer starken Truppenmacht in einem feindlichen Gebiet präsent zu sein, war kein ausreichendes Mittel, um sich einen strategischen und politischen Vorteil zu verschaffen. Die Konventionen des Krieges verlangten es, dass die bloße Anwesenheit durch die Verursachung von physischen Schäden verstärkt werden musste. Die Gesetze des Krieges duldeten dies nicht nur stillschweigend, sondern sie forderten es sogar in gewisser Weise. Die Verwüstung des gegnerischen Landes galt dabei einerseits als sichtbare Manifestation für das Unrecht der feindlichen Seite, andererseits aber auch als Demonstration der eigenen Macht und Ernsthaftigkeit. Feuer und Rauch, die nach dem Durchzug der englischen Armee aufstiegen, bestätigten nicht nur – wie wiederholt angemerkt – die Unfähigkeit des französischen Herrschers seine Untertanen ausreichend zu schützen (was von Herrschern im Mittelalter in stets steigendem Ausmaß erwartet wurde), sondern verursachten auch sichtbare und spürbare Pein, die die Legitimität der englischen Sache unterstrich. Heinrich hatte somit eigentlich keine große Wahl, bedenkt man die grundlegenden Konventionen der Kriegsführung seiner Zeit. Es war also gleichsam eine übliche und notwendige Verhöhnung des Gegners, die erwartungsgemäß nicht ohne Antwort bleiben konnte. Der anonyme Kaplan fasst es treffend zusammen:

»Die militärische Macht und die bewaffneten Truppen der Franzosen, einst so stattlich, konnten unmöglich [...] den Makel dieser großen Schande tragen [...] dass sie so unentschlossen und feige geworden waren, und gegen den König von England – der ihr Land betreten hatte, für so lange Zeit geblieben war, eine Stadt belagert und genommen hatte und darüberhinaus mit einem so kleinen Gefolge und einer derart geschrumpften Armee ihr Land in großem Umkreis verwüstet hatte – es nicht wagten, sondern viel eher fürchteten, ihre militärische Stärke zu Geltung zu bringen.«⁷¹

Man mag zur Vermutung verleitet sein, dass sich die englische Armee durch die Plünderungen und das Fouragieren der Gefahr eines leichten und vernichtenden feindlichen Gegenschlags ausgesetzt hätte. Eine auseinandergezogene Armee in feindlichem Gebiet stellt ein leichtes Ziel dar, speziell wenn sie in ablenkende Aktivitäten verwickelt ist, die ihre Position klar erkennbar machen. Am Tage brauchten die Franzosen nur den Rauchsäulen zu folgen und in der Nacht konnte sie der Schein des Feuers leiten. Plünderungen stellen zusätzlich eine besondere Herausforderung im Bereich *command and control* für die Armee, die damit beschäftigt ist, dar. Das Fehlen von Karten und weitreichender Kommunikationsmitteln macht eine zerstreute Armee im Grunde vorübergehend unkontrollierbar. Die Franzosen hätten die einfach lokalisierbaren Gruppen eine nach der anderen attackieren können, noch bevor die anderen englischen Soldaten davon etwas bemerkt hätten. Auch im Hinblick darauf, dass die einheimische Bevölkerung wohl offensichtlich daran interessiert war, die ihnen zugefügten Verwüstungen zu beenden oder sogar zu unterbinden, dass weiters das Ziel der Engländer bereits offensichtlich war und kritischerweise die Zahl der französischen Armee täglich stiegen, bleibt die Frage offen, warum die englische Armee nicht bereits am Weg nach Calais systematisch aufgegeben wurde?

Wenn man davon ausgeht, dass es entweder kaum oder auch gar keine Plünderungen gab, dass die Engländer gesammelt voringen und die Franzosen sich damit abmühten, eine überlegene Anzahl an Kräften zu mobilisieren, dann ist die Antwort klar. Aber das würde den Agincourt-Feldzug zu einer besonderen Ausnahme machen. Im 14. Jahrhundert gelang es Eduard III. sowie seinen Söhnen und Adeligen wiederholt jenes Verhängnis abzuwenden, das ihnen jeder halbwegs ordentliche moderne General aufgezwungen hätte. Ihre Armeen drangen in aufgelockerter Formation tief ins feindliche Gebiet vor, ohne jemals von den überlegenen französischen Kräften, die ihnen nachfolgten, vernichtet zu werden. Es scheint, als wäre im

Mittelalter das, was wir heute als offensichtliche, praktische und effektive Antwort sehen, nichts dergleichen gewesen. Verwüstungen waren dabei ein Aspekt, der nicht nur ertragen, sondern – perverser Weise – auch zugelassen werden musste. Es galt dem Feind eine Möglichkeit zu geben, seine Anklage darzulegen. Ein Gegenschlag wurde selbstverständlich nötig, aber dieser musste auf spezielle Art und Weise erfolgen. Ein schrittweises Abnützen und Aufreiben des Gegners wurde als der falsche Weg gesehen.⁷² Ebenso wurde ein beabsichtigter oder auch unbeabsichtigter Zusammenstoß (*»rencontrer l'un l'autre aventureusement«*), der zu einer Schlacht führte, als unzulässige Art der Konfliktlösung gesehen.⁷³ Der einzig rechtmäßige Weg für die Franzosen, um ihre überlegene militärische Stärke gegen die Invasoren zur Geltung zu bringen, war, den englischen König und seine Armee in offener Feldschlacht zu fordern.

Die französische Armee – wie auch alle ihre Vorgänger – folgte den Engländern auf Schritt und Tritt. Es gibt wenige bis keine Hinweise auf systematische Bestrebungen, den englischen Vormarsch zu behindern. Nur durch die Zerstörung der Brücken über die Somme, dem einzigen größeren Fluss auf dem Weg nach Calais, versuchte man den englischen Vormarsch zu verlangsamen und zu kanalisieren. Wie Curry zeigt, waren die Franzosen in ihrer Stärke zwar beachtlich gewachsen, aber zum Zeitpunkt als die Engländer die Somme nahe Abbeville am Sonntag den 13. Oktober erreichten, mobilisierten sie noch immer ihre Truppen. Darüberhinaus konzentrierten sich die französischen Mobilisierungsbemühungen weiterhin auf Rouen, wo am 13. Oktober auch der König und der Dauphin eintrafen. Bei Abbeville wartete eine Vorhut unter dem Connétable von Frankreich, Sire d'Albret, dem ranghöchsten Militärkommandeur nach dem Dauphin. Die Franzosen brauchten also noch immer Zeit, um ihre Hauptarmee nach Norden zu verlegen, falls sie dort eine Schlacht in ihrer vollen Stärke schlagen wollten. Die französische Verzögerungsaktion an der Somme, die im Übrigen das Leiden der französischen Landbevölkerung dieser Region verlängerte, muss somit als ein Versuch gesehen werden, eine Möglichkeit zu schaffen, die Engländer zur Schlacht zu stellen.

Nachdem es schließlich am Sonntag dem 20. Oktober den Engländern gelungen war, die Somme zu überqueren, trafen am darauffolgenden Morgen drei französische Herolde mit einer Aufforderung zur Schlacht ein. Die meisten Chroniken – und vor allem jene, die von Augenzeugen und militärisch erfahrenen Autoren verfasst worden sind – stellen diesen Augenblick als ein Schlüsselereignis dieses Feldzuges dar.⁷⁴ Die zeitliche Abfolge der Aufforderungen ist dabei überaus wichtig. Aber die Bedeutung dieses Timings kann nur dann richtig verstanden werden, wenn man begreift,

dass der Prozess des Aufforderns und Antwortens auf der Prämisse beruht, dass eigentlich keine der Konfliktparteien eine Schlacht zu schlagen wünscht, gleichzeitig aber keiner der Protagonisten dies öffentlich eingestehen konnte. Die beiden Parteien ließen sich auf eine Abfolge von strategischen Manövern ein, die darauf abzielten, den Gegner als unaufrichtig und feige – und damit als Vertreter einer ungerechten Sache – zu entlarven, während sie andererseits versuchten, dies für sich selbst zu vermeiden. Die Aufforderungen sind somit ein kritischer Teil eines Spiels mit dem Ziel, den Gegner zu zwingen, Farbe zu bekennen.

Die Herausforderung, gerade als Heinrich das letzte große natürliche Hindernis auf seinem Weg nach Calais überquert hatte, war zeitlich gut abgestimmt. Sie brachte den englischen König in Zugzwang: Würde er das Angebot zur Schlacht annehmen oder einen schnellen Vorstoß nach Calais unternehmen? Damit folgte sie der ersten Hauptregel für Herausforderungen: Lasse deinem Kontrahenten – und wie wir noch sehen werden auch dir selbst – einen Ausweg offen. Trotz der öffentlichen Entgegennahme des Angebots »mit großer Freude« (*à grant joye*) und der Belohnung der Herolde »mit großzügigen Gaben« (*grandement de ses biens en don*) weisen Heinrichs Worte und Taten auf ein ausweichendes Verhalten hin. So wie Le Fèvre und Wavrin berichten, handelt es sich bei dieser Herausforderung um ein sorgfältig verfertigtes Dokument.⁷⁵ Zuerst wurde Heinrich daraufhingewiesen, dass die französischen Adligen »sein Begehren« (*son désir*) anerkennen, »seit er sein Königreich verlassen hat« (*dès lors qu'il estoit parti de son royaume*), »um eine Schlacht gegen die Franzosen zu liefern« (*d'avoir bataille contre les Francois*). Danach wurde dem König versichert, dass die Herausforderung legitim sei. Da die offensichtlichen Autoritäten – der König von Frankreich und der Dauphin – aber nicht die Verfasser waren, bot dies Heinrich einen möglichen Ausweg, um die Schlacht nicht zu schlagen.⁷⁶ Die Herzöge von Orléans und Bourbon sowie der Connétable von Frankreich besaßen aber die nötige Autorität um diese Herausforderung auszusprechen, da sie – wie sie schrieben – »drei Prinzen aus dem Haus von Frankreich wären« (*ilz estoient trois princes issus de la maison de France*). D'Albret und der Herzog von Bourbon waren Cousins des Königs, der Herzog von Orléans sein Neffe.⁷⁷ Nachdem sie so ihren edlen Stand und ihre Beziehung zum König klargestellt hatten, forderten die französischen Herren Heinrich heraus »den Tag und den Ort, an dem er gegen sie kämpfen wolle« (*jour et place pour eulx vouloir combattre*) zu benennen. Abgesandte sollten danach prüfen, ob dieser Ort »weder für die eine noch für die andere Partei von Vorteil wäre« (*non avantageuse non plus a l'un comme à l'autre*). Eine weitere, wichtige Bedingung wurde beigefügt, die zugleich klar unterstreicht, dass diese

Adeligen als Repräsentanten der höchsten Macht in Frankreich handelten, und die andererseits den Franzosen einen weiteren Ausweg offenhielt: die Schlacht wird angenommen, »sofern es dem [französischen] König, ihrem Landesherren, wohl gefällt« (*pourveu que ce fust le bo plaisir du roy, leur souverain seigneur*).

Die Franzosen haben gepunktet. Nun ist Heinrich am Aufschlag: Auch wenn er einen Ort und einen Zeitpunkt festsetzte, behielten sich die Franzosen die Möglichkeit vor, die Schlacht nicht anzunehmen. Er reagierte, wie Le Fèvre, der zu dieser Zeit bei der englischen Armee weilte, berichtet, indem er den französischen Herolden keine Antwort gab. Stattdessen versuchte er wieder die Initiative zu gewinnen, indem er zwei seiner eigenen Herolde mit einer Botschaft aussandte.⁷⁸ Diese Botschaft des Königs ist anfangs abwehrend, sogar entschuldigend, schließlich trotzig, doch am Ende ausweichend:

»Seit er die Stadt Harfleur verlassen hatte, versuchte und bemühte er sich Tag um Tag in sein Königreich England zurückzukehren, und er versteckte sich auch nicht in einer befestigten Stadt oder Festung. Aus diesem Grund war es auch nicht notwendig, wenn diese drei Prinzen Frankreichs gegen ihn kämpfen wollten, Tag und Ort für eine Schlacht zu vereinbaren; denn an jedem Tag könnten sie ihn auf freiem Felde und ohne Furcht antreffen.«

(depuis qu'il estoit parti de la ville de Harfleur, il avoit contenu et contendoit, de jour en jour, [soy retyrer] en son royaume d'Angleterre,⁷⁹ et ne gisoit en ville fermée ne en forteresse. Pourquoy, se iceulx trois princes de France⁸⁰ le vouloient combattre, il n'estoit ja nécessité de prendre jour ne place; car, tous les jours, le pouvoient trouver à plains champs, et sans fremeté nulle.⁸¹)

Indem er behauptet, jederzeit und überall, wo man ihn auf offenem Feld fände, zum Kampf bereit zu sein, schafft Heinrich sich die Möglichkeit, sich nach Calais auf den Weg zu machen.⁸² Von jetzt an trägt er immer seinen Waffenrock, womit er für jedermann deutlich macht, dass er zur Schlacht bereit ist und den Ball wieder in die Französische Hälfte zurückgespielt hat.⁸³

Nachdem sie Péronne – eine größere Stadt und übliches Mobilisierungszentrum französischer Armeen am Nordufer der Somme – passiert haben, wird den Engländern klar, dass die Franzosen vor ihnen liegen. Der Kaplan beschreibt wie sie »entdeckten [...], dass die Straßen ganz deutlich durch die französische Armee aufgewühlt waren, als ob sie – viele Tausend Mann stark – vor uns durchgekommen wären« (*Et postquam pentransivimus villam, quasi ad miliare invenimus vias mirabiliter tritas per Gallicanum exercitum quasi nos in multis milibus precessissent*).⁸⁴ Dadurch wurde klar,

dass die Franzosen die Engländer wahrscheinlich nicht entkommen lassen würden und dass sie Heinrichs Herausforderung, sich ihm wo immer und wann immer sie ihn fänden zu stellen, anzunehmen gedachten. Am 24. Oktober trafen die Engländern auf die Franzosen, als sie gerade dabei waren den Fluss Ternoise zu überqueren, nur fünf Kilometer südlich von Agincourt. Nach dem Übersetzen beobachteten die Engländer, dass die Franzosen »allmählich eine Position, etwas mehr als eine halbe Meile uns gegenüber einnahmen [...] so dass nur ein Tal, das gar nicht so breit war, zwischen uns und ihnen lag« (*stacionem fecerunt velut ultra dimidium miliare in adversum nobis, ... habentes vallem modicam inter nos et eos*).

Sind die Franzosen entschlossen, die Engländer zur Schlacht zu zwingen? Die Entschlossenheit der Franzosen scheint mit dem Fortschreiten des Feldzuges zugenommen zu haben. Immerhin wuchs die Stärke ihrer Armee täglich, während die ganz natürliche Ermüdung durch den Marsch bei den Engländern ihren Tribut forderte. Die zeitliche Dauer machte darüber hinaus den Schaden, und damit die Beleidigung, welche die englische Gegenwart in den Landen des französischen Königs bedeutete, zunehmend schwerer erträglich. Zuletzt wurde die Beute, welche die Engländer selbst darstellten, zunehmend attraktiver. Wie Bischof Thomas Basin das vorherrschende Empfinden, welches recht typisch für die mittelalterliche Kriegsführung an sich ist, zusammenfasste: »Es wäre eine große Schmach [...] wenn sie die Engländer, beladen mit reicher Beute und eine große Zahl an Gefangenen mit sich führend,, entkommen ließen, nachdem sie eine derartige Verheerung angerichtet hatten [...]« (*it would be a great dishonour [...] if they let the English depart loaded with booty and leading a great crowd of prisoners after they had committed so much devastation [...]*).⁸⁵ Die Beute der Engländer würde natürlich rechtmäßig den Franzosen zufallen, sollten sie sie nun erobern können. Schlachten drohten, ohne Ausnahme, immer erst am Ende der Feldzüge des Hundertjährigen Krieges. Sowohl die Schlacht von Crécy (1346) als auch die von Poitiers (1356) wurden geschlagen, als die Engländer bereits wieder schwer beladen mit Beute auf dem Weg waren Frankreich zu verlassen.

Aber nicht einmal an diesem Punkt war es sicher, dass eine Schlacht stattfinden würde. Die Franzosen erhöhten durch ihr Auftauchen einfach noch einmal den Einsatz, schoben die Last der Entscheidung aber erneut Heinrich zu. Würde er damit antworten, dass er seine Streitmacht in Schlachtformation antreten ließ, oder würde er auf der rechten Seite der Franzosen bleiben und weitermarschieren? »Unser König,« so schreibt der Kaplan, »ermutigte ganz ruhig und ungeachtet der Gefahr seine Armee, und er ließ sie in Schlachtordnung antreten als würden sie sofort zum Angriff übergehen.«⁸⁶

Trotzdem fehlt es auch jetzt nicht an einem gewissen Maß an Wagnis und Täuschung. Es kommt nicht sofort – *statim* – zur Schlacht. Auch Eduard III. hatte, am 23. Oktober 1339, als er dem Ende seines Feldzuges gegen den französischen König nahe war, den Eindruck erweckt, zur Schlacht bereit zu sein, kurz bevor er die Grenze von Frankreich erreichte.⁸⁷ Er hatte seine Armee zur Schlacht aufgestellt und sich der geballten Macht der Franzosen entgegengestellt, die von ihrem König, Philip IV., persönlich angeführt wurde. Die Armeen hatten sich auf einem Feld nahe La Flamengrie den größeren Teil eines Tages bewegungslos gegenübergestellt. In der Nacht indes hatte sich Eduard klammheimlich über die Grenze zurückgezogen, jenseits derer er seine Armee am nächsten Morgen erneut zur Schlacht aufstellte, nur um herausfinden zu müssen, dass ihm die Franzosen nicht gefolgt waren. Beide Könige ließen danach verlautbaren, dass der Ehre genüge getan worden war. Hatte Eduard nicht zweimal die Schlacht angeboten und die Franzosen abgelehnt? War es Philip nicht gelungen, Eduard aus seinem Königreich zu vertreiben?

In der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober 1415 bleiben beide Armeen wo sie sind. Nach einer unruhigen Nacht werden die Schlachtlinien erneut eingenommen. Die Armeen bleiben auf Distanz. Da erhöht Heinrich noch ein letztes Mal den Einsatz, indem er einen weiteren Schritt setzt, der die Möglichkeiten für ihn und seine Gegner einschränkt: Er befiehlt seiner Armee auf voller Breite bis auf Schussweite an die französische Armee heranzurücken. Die ca. 7.000 Bogenschützen feuern eine Salve ab. Die Franzosen haben jetzt nur mehr die Wahl sich zurückzuziehen oder anzugreifen. All das vorsichtige, überlegte und zögerliche Manövrieren ist nun zu Ende. Die Franzosen greifen an – mit den schicksalhaften Konsequenzen, die uns allen bekannt sind.⁸⁸

Schlussfolgerungen

Es mag durchaus der Vorwurf erhoben werden, dieser Beitrag würde wieder einmal einen Blick durch die rosa Brille auf das Rittertum werfen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Man braucht nicht mehr zu tun, als sich die fürchterlichen Verluste der französischen Ritterschaft auf dem Feld von Agincourt vor Augen zu führen, um sich klar zu machen, dass mittelalterliche Kriegsführung brutal und gnadenlos war. Doch auch wenn der Eindruck entstanden sein mag, dass die furchtbare Gewalttätigkeit mittelalterlicher Kriege heruntergespielt worden wäre, geschah das, um einen zentralen Punkt zu betonen. Es mag dem modernen Betrachter paradox, ja sogar pervers

erscheinen, doch wie im Mittelalter Krieg geführt wurde, einschließlich aller mörderischen Brutalität, war von sozialen Konventionen bestimmt. Anders als in der modernen Kriegsführung, in der es darum geht, dem Gegner so viel Handlungsspielraum wie möglich zu entziehen, bis dahin ihn zu einem wehrlosen Opfer zu machen, dem nichts anderes übrig bleibt, als den Willen des Siegers bedingungslos zu akzeptieren, besaßen in der mittelalterlichen Kriegsführung beide Seiten eine inhärente Gleichheit und Würde, welche keine von beiden in Frage stellte. Kriegsführung hatte den Regeln des Anstandes zu folgen. Wenn es zur Ausübung von Gewalt kam, dann nur in einer Weise, die auch das Opfer als fair anerkennen konnte. Ein ausgeklügeltes System von Konventionen wurde um dieses zentrale Einvernehmen über die Bedeutung eines ›fairen Verfahrens‹ errichtet. Diese Konventionen verleihen einem allgemeinen Maß an wechselseitigem Vertrauen zwischen Gegnern Gestalt, das in der modernen Kriegsführung undenkbar wäre.

Das beste Beispiel dafür ist, wie relativ ungestört Heinrich V. – und ähnlich Eduard III. und in einem beträchtlichen Maß auch andere Angehörige des englischen Königshauses – plündernd und brandschatzend durch Frankreich ziehen konnten. Er konnte dies, weil die Konvention verlangte, dass die einzig angemessene Reaktion auf den Affront, den diese Feldzüge darstellten, eine Herausforderung zur offenen Feldschlacht war. Die Suche nach einer offenen Feldschlacht ist das Herz des Systems der Konventionen, welches die Kriegsführung in der Zeit des Hundertjährigen Krieges bestimmte. Man konnte den Eindringling nicht einfach zur Schlacht zwingen. Überraschung oder Zufall führten nur zu Ergebnissen, die beiden Seiten gleichermaßen unangenehm waren. Eine anständige Schlacht von der Art, die dazu geeignet war, einen Streit beizulegen, hatte ausgehandelt und angenommen zu werden, durch Worte und Taten. »*A level playing field*« – wie man im Englischen noch heute sagt – von beiden Parteien übereinstimmend ausgewählt, bot beiden Seiten dieselbe faire Chance auf einen befriedigenden Ausgang. Trotzdem wurden Schlachten im höchsten Maße gefürchtet. Die Konvention verlangte zwar, dass beide Seiten in einem königlichen Streit sie ebenso offen wie bereitwillig suchten, doch insgeheim – tief in ihren Herzen – suchten beide Gegner den unvorhersagbaren und doch so klaren und eindeutigen Richtspruch des Schlachtfeldes über ihre Sache zu vermeiden. Am Ende des Tages konnte immer nur eine Seite im Besitz der Wallstatt bleiben. Wir mögen es heute lieber sehen wollen, dass ›Entscheidungsschlachten‹ keine bedeutende Rolle in der Geschichte zukommt; doch wer kann ernsthaft leugnen, dass Agincourt oder Poitiers 60 Jahre zuvor der englischen Krone so viel politisches und militärisches Kapital zur Verfügung stellten, dass es

der französischen Monarchie Jahrzehnte kosten sollte, die Folgen dieses einen Tages zu beseitigen?

Dieser Zugang zur Kriegsführung macht Feldzüge zu einem komplizierten Spiel öffentlicher Machtdemonstrationen, das darauf abzielte den Gegner in eine Position zu versetzen, in der es den Anschein hatte, dass er öffentlich zugeben müsste, Angst vor einer offenen Feldschlacht zu haben, womit die Schuld am Ausbleiben einer anständigen Beilegung des Konfliktes klar an ihm hängen blieb. Der Feldzug, der zur Schlacht von Agincourt führte, bietet ein gutes Beispiel für diese Art von Spiel. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Historiker bis zu diesem Tag zu diametral entgegengesetzten Ergebnissen bezüglich Heinrichs eigentlichem strategischen Ziel kommen. Wenn Juliet Baker meint, dass Heinrich die Schlacht provozierte und Anne Curry zu dem Schluss kommt, dass er sie vermeiden wollte, ist das tatsächliche Ergebnis hier, dass beide Recht haben.⁸⁹ Heinrich – und das gleiche gilt für die Franzosen – tat in seinen Handlungen alles, um den Eindruck zu erwecken, dass er die Schlacht wolle, während er gleichzeitig ebenso alles tat, um sie zu vermeiden. Diese einander widersprechenden Forderungen auszugleichen, war die eigentliche Herausforderung mittelalterlicher Befehlsgewalt. Da sich aber beide Heerführer derselben Herausforderung gegenüberstehen, hatte die öffentliche Bekanntmachung der eigenen Absichten eine Schlüsselfunktion. Diese wechselseitige Kommunikation stellte sicher, dass die Konventionen des Krieges eingehalten wurden, und dass sich folglich die Ereignisse nach einem mehr oder weniger vorhersagbaren Muster entfalten würden. Innerhalb dieses Musters konnten die Protagonisten dann mit größerer Sicherheit die Gelegenheiten ausmachen, die es ihnen ermöglichten einer Schlacht aus dem Weg zu gehen, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Dies war keineswegs ein narrensicheres Verfahren und daher kam es auch von Zeit zu Zeit tatsächlich zur Schlacht. Aber, wie schon öfter festgestellt wurde, im Vergleich zur Antike und Moderne, waren sie bei weitem weniger häufig.

Command and control in der mittelalterlichen Kriegsführung – den Krieg zum Funktionieren zu bringen – beruhte schlussendlich weit weniger auf Disziplin wie wir sie verstehen. Statt Zwang und der Androhung gewaltsamer Sanktionen ergaben sich Gelegenheiten für *command and control* in erster Linie aus einem System von Werten und Normen, auf die sich Freund und Feind verständigt hatten. Dieses System wurde beständig durch seine öffentliche Ausübung bestärkt. Eben weil es so viele Kriege gab, existierte eine Menge Gelegenheiten, die faire und anständige Art und Weise, auf die Krieg geführt werden sollte, zu demonstrieren. Muster konnten geübt und dauernd wiederholt werden. Vieles im Bereich von *command and control* konnte daher tatsächlich unausgesprochen bleiben. Trotzdem gab es Raum

für etwas, das wir heute als ›Setzen von Maßstäben‹ bezeichnen würden. In der politischen Welt des Mittelalters war der König der allerhöchste Maßstab für politische, militärische, soziale, ökonomische – in einem Wort »ritterliche« – Normen und Werte. Dies macht vielleicht die hier analysierte Kampagne zu einem extremen strategischen Beispiel. Da Könige nun einmal höheren Standards zu entsprechen hatten, wurde von ihnen erwartet, dass sie die Konventionen des Krieges bis zum letzten – ungeschriebenen – Buchstaben befolgten. Krieg, von anderen geführt, mochte üblicherweise mit geringeren Erwartungen angegangen worden sein; es gibt aber keinen Grund anzunehmen, dass er in einer fundamental anderen Art und Weise durchgeführt wurde.

(Übersetzt aus dem Englischen von Andreas Obenaus und Ilja Steffelbauer)

Anmerkungen

- ¹ Delbrück, 1923; Oman, 1924. Die aktuellsten Neuauflagen dieser Werke stammen aus den Jahren 2006 bzw. 1998.
- ² »*So greatly was prowess valued that generalship was overshadowed.*« in: Hewitt 1958, 13.
- ³ »*There was no ›general staff‹, no maps, no adequate knowledge of resources.*« ... *many campaigns were marked by an absence of strategy.*« in: Hewitt 1958, 13.
- ⁴ Verbruggen 1997.
- ⁵ Es gab jüngst Versuche die Dominanz von Rittern und berittenen Truppen in der Kriegsführung zu hinterfragen sowie die Behauptung, dass Infanteriekräften nicht nur eine bedeutendere Stellung im mittelalterlichen Kriegswesen zukam, sondern dass es im 14. Jahrhundert sogar einer sozio-technologisch bedingten »Infanterie-Revolution« gegeben hat. Verbruggen lieferte eine frühe, umfassende Antwort auf diese Angriffe in einem Artikel, der weitere Verbreitung verdient. Siehe Verbruggen 1994, Englische Übersetzung in: Verbruggen 2005. Zur Bedeutung der Arbeiten Verbruggens siehe auch: Gaier 1979.
- ⁶ Siehe dazu: Honig 2001; 113-126.
- ⁷ Biographische Informationen finden sich in Kelly DeVries Einleitung zu Verbruggen 2002, xiii.
- ⁸ Vergleiche Hewitt 1958, 46-47. Dazu auch aktueller: Rogers 2000.
- ⁹ Diese bilden auch die Kapitelüberschriften, die Verbruggens Analyse der Strategie in der englischen Ausgabe strukturieren.
- ¹⁰ Diese Sichtweise findet sich verstärkt bei Rogers 2000. Dieser argumentiert, dass mittelalterliche Kriegsherrn, wie Eduard III., zeitweise durch entscheidende Schlachten in die Nähe des Ziels gelangten, den Gegner wehrlos zu machen.
- ¹¹ Dazu existiert eine enorme Anzahl an Sekundärliteratur. Ich möchte hier nur einige Titel für den Zeitraum des Hundertjährigen Krieges anführen, die mich besonders beeinflusst haben: Hewitt 1966; Contamine 1972; Keen 1964; McFarlane 1981; Walker 1990; Schnerb 1997. Weitere Erwähnung verdient auch Althoff 1990.

- ¹² Wobei Sir Charles Oman (und er war nicht der einzige) es bevorzugte, mittelalterliche militärische Ineffektivität nicht auf die Unreife der staatlichen Strukturen und logistischer Beschränkungen zurückzuführen, sondern auf die Unreife des mittelalterlichen Geistes.
- ¹³ Für eine aktuelle, skeptische Sicht der Dinge, die jedoch ebenso davon ausgeht, dass Ritter – selbst die unritterlichsten – einer Art von Ehrenkodex folgten und so etwas wie ein gemeinsames Regelwerk teilten, siehe: Barthélemy 2001, 214-228, insbesondere 222; Barthélemy 2007.
- ¹⁴ Claude Gaier vermutete bereits in den 1960ern, auf der Grundlage einer detaillierten Regionalstudie, dass mittelalterliche Strategie auf »une certaine crainte de la bataille rangée« (einer gewissen Angst vor der geordneten Schlacht) und einem »véritable réflexe obsidional permanent« (echten und dauerhaften »Belagerungsreflex«) basiere. Siehe: Gaier 1968, 204-205. Philippe Contamine griff dies auf, verabsäumte es aber diese Ideen weiterzuentwickeln. Siehe: Contamine 1980, 365. Vergleiche hierzu auch speziell Althoffs Kapitel über »Ungeschriebene Gesetze: Wie funktioniert Herrschaft ohne schriftlich fixierte Normen?« in: Althoff 1997; sowie die Reihe »Symbolische Kommunikation in der Vormoderne« herausgegeben von Gerd Althoff, Barbara Stollberg-Rilinger und Horst Wenzel. Diese deutschsprachige Literatur liefert viele Informationen über Konfliktlösung, aber eher selten wird das eigentliche Kampfgeschehen diskutiert.
- ¹⁵ Siehe: Honig 2001, 118-199. Angelehnt an: Van Creveld 1991, 128.
- ¹⁶ Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 180. Weitere Beispiele finden sich bei: Curry 2005, 44, 46, 49, 53, 54, 60.
- ¹⁷ Duby 1973.
- ¹⁸ Darauf beruht auch das Erklärungsmodell eines anonymen Augenzeugenberichts über den Feldzug von Agincourt, der einige Jahre nach diesen Ereignissen von einem unbekannten englischen Kaplan verfasst wurde. Siehe: Taylor/Roskell 1975.
- ¹⁹ Ein großartiges Beispiel für einen überraschenden, offensichtlich ungerechten Schlachtausgang, der den Autor in ernsthafte Erklärungsschwierigkeiten brachte, findet sich im Werk des Flamen Galbert von Brügge aus dem 12. Jahrhundert. Siehe: Galbert of Bruges, 1982, 297-301.
- ²⁰ Taylor/Roskell 1975, 94-95. Nützliche Auflistungen der Armeegrößen nach den verschiedenen Chroniken finden sich bei: Curry 2000, 12; Curry 2005, 326-328.
- ²¹ Guenée 1980, 179-184. Siehe auch: Taylor/Roskell 1975, 82.
- ²² Anne Curry liefert ein großartiges Beispiel für diesen verantwortungsbewussten und sorgfältigen Zugang. Ich stütze mich in großem Umfang auf ihr Buch, selbst wenn ich gelegentlich mit ihren Interpretationen nicht übereinstimme. Siehe: Curry 2005. Ein weiteres unlängst erschienenen Buch, das erwähnt werden sollte, stammt von Juliet Barker. Darin findet sich eher eine nahtlose Erzählung, die aus verschiedenen Quellen zusammengesetzt wurde, wobei die Probleme und Widersprüche oft nicht klar ersichtlich sind. Demgegenüber hat Barker aber ein besseres Gefühl für und Verständnis von Rittertum als Curry, deren Analyse viel stärker von moderner »Vernunft« geprägt ist. Siehe: Barker 2005.
- ²³ Die Quellen, die ich im besonderen Maße heranziehe, sind – abgesehen vom Augenzeugenbericht der *Gesta* – die Chroniken von Wavrin und Jean le Fèvre, bei denen es sich um in militärischen Angelegenheiten sehr erfahrene Männer handelt. Siehe: Jean de Wavrin 1868. Jean le Fèvre 1876. Wavrin nahm an diesem

Feldzug auf französischer Seite teil, während le Fèvre auf englischer Seite stand. Ihre Chroniken überschneiden sich zu weiten Teilen und greifen darüberhinaus auf die Chronik des ebenso erfahrenen Enguerrand de Monstrelet zurück. Siehe dazu: Curry 2000, 135-140. Gelegentlich Unterschiede zeigen aber, dass die weiten Übereinstimmungen nicht einfach das Ergebnis einer geistlosen Kopiertätigkeit waren. Die Ähnlichkeiten können dabei als Beleg für die gesellschaftliche Autorität ihrer Sichtweisen angesehen werden.

²⁴ Das hängt davon ab, ob man den 9. August oder den 16. September (und auch hier bestehen Zweifel) als seinen Geburtstag annimmt mit 1386 oder 1387 als Geburtsjahr. Siehe: Allmand 1997, 7-8.

²⁵ Curry 2000, 81.

²⁶ »...the total number of combatants likely exceeded 12,000 and was boosted by the non-military groups such as the miners and carpenters.« Siehe: Curry 2000, 77.

²⁷ Taylor/Roskell 1975, 26-27, 32-33.

²⁸ Taylor/Roskell 1975, 32-33. Hier wird »ut res bellica expostulat« mit »in accordance with military requirements« [in Übereinstimmung mit den militärischen Erfordernissen] übersetzt. Dies klingt jedoch zu sehr nach objektiven Bedürfnissen und verliert den Sinn mit dem diese Worte andeuten, dass diese Aktionen auf gewohnten militärischen Handlungen basierten. Wavrin schreibt, dass die Engländer »fermerent leur siege ainsi quilz ont coustume de faire« (die Belagerung so abschlossen, wie sie es gewohnterweise machten). Siehe: Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 181. Ähnliche Worte werden auch von Le Fèvre benutzt. Siehe: Jean le Fèvre 1876, 225.

²⁹ Eine von Currys ursprünglichen Annahmen besagt, dass die Franzosen im Zeitraum der Schlacht von Agincourt – also im Oktober – keine solche Anzahl an Truppen aufstellen konnten, wie traditionellerweise angenommen wird. Nach einer gründlichen Darstellung der verfügbaren (und sehr unzureichenden) Aufzeichnungen schätzt sie die Franzosen auf rund 12.000 Mann und die Engländer auf rund 9.000. Siehe: Curry 2005, 222-228, 233. Die Quellenlage ist aber eindeutig. Sowohl Zeitgenossen als auch spätere Autoren gingen davon aus, dass die Franzosen eine größere Armee ins Feld stellten. Das strategische Verhalten auf englischer Seite muss bewusst auf dieser Annahme beruht haben. Schwierigkeiten bei der Mobilisierung mögen französische Offensivoperationen verzögert und zu einem vorsichtigen Verhalten im Bezug auf die Annahme einer Schlacht geführt haben. Aber das alles betraf die grundlegenden strategischen Vorteile, speziell die Möglichkeit die Engländer während der Belagerung und dem anschließenden Marsch nach Agincourt zu zermürben und auszubluten, nicht.

³⁰ Zum Beispiel: Burne 1956, 40; Curry 2005, 55; Barker 2005, 175-176. Sowohl Curry als auch Barker betonen die ökonomische Bedeutung der Stadt an der Seine-Mündung, und Barker weist daraufhin, dass Harfleur der Ausgangspunkt für französische Plünderungszüge entlang der englischen Küste war.

³¹ Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 181, 182-183; Jean le Fèvre 1876, 225; Taylor/Roskell 1975, 58.

³² Siehe: Rogers 2000; Rogers 1999, 146-157.

³³ Siehe die Karten zu den Feldzügen des 14. Jahrhunderts bei: Hooper/Bennett 1996, 117, 123.

- ³⁴ Eine nützliche historiographische Übersicht findet sich in: Curry 2000, 370-405.
- ³⁵ Allgemeine Informationen, die die Normalität des Ablaufs der Belagerung von Harfleur bestätigen, finden sich bei: Keen 1965, 119-133; Moeglin 2001, 141-166; Moeglin 2002.
- ³⁶ Taylor/Roskell 1975, 26-27, 34-35.
- ³⁷ »Rex noster, qui non bellum set pacem quesivit, ut causam sui incepti operis maiores armaret innocencie clipeo, iuxta Deuteronomium legis xx^{mo}, proposuit pacem obsessis si sibi aperirent ianuas et villam illam, nobilem porcionem hereditariam corone sue Anglie et ducatus sui Normannie, redderent, ut deberent, libere et sine vi.« Siehe: Taylor/Roskell 1975, 34-35. Heinrich schrieb dem König von Frankreich am 27. Juli oder 5. August einen Brief, in dem er ihm ein letztes Friedensangebot machte, bei dem er sich ebenso auf das Deuteronomium bezog. Siehe: Jean le Fèvre 1876, 220.
- ³⁸ Jean le Fèvre 1876, 226-227; Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 184.
- ³⁹ Taylor/Roskell 1975, 36-49.
- ⁴⁰ Abhängig von der Art der erwarteten Hörerschaft unterscheiden sich manche Details in den unterschiedlichen Erzählungen. Meine Darstellung beruht auf der *Gesta* und der *Great Chronicle of London*, die sich abgedruckt bei C. T. Allmand findet. Siehe: Allmand 1973, 115-117. Ich möchte nochmals daraufhinweisen, dass mein Artikel keine Rekonstruktion der »wahren« Ereignisse anstrebt, sondern vielmehr hervorhebt, was Zeitgenossen als standardisiertes, angemessenes Verhalten empfanden.
- ⁴¹ Eduard III. zeigte dasselbe gewohnheitsmäßige Verhalten bei der Belagerung von Calais im Jahr 1347. Siehe: Moeglin 2001, 158-159.
- ⁴² »Et erga noctem proclamari fecit in buccina per medias acies, quod omnes, ... iuxta assignacionem capitaneorum suorum se pararent erga crastinum mane ad assultum et ascensum murorum«. Siehe: Taylor/Roskell 1975, 48-49.
- ⁴³ »...ei redderent villam, ac se et sua, si non citra horam primam post nonam sequentis diei Dominice, Rex Gallicus vel Dalphinus primogenitus eius premonitus obsidionem illam vi prelii solveret et liberaret eosdem.« Siehe: Taylor/Roskell 1975, 50-51.
- ⁴⁴ »...la puissance du roy n'estoit pas encores assemblées, ne preste, pour baillier secours si hastivement.« Siehe: Jean le Fèvre 1876, 227.
- ⁴⁵ »...ascendebat statim Rex noster solium suum regale stratum, sub uno papilione, vestibis aureis et carpatitis, in cardine montis coram villa, stipatus viris illustribus, proceribus suis et nobilibus, in multitudine et apparamentis culcioribus, tenta a dextris suis super uno hastili per Gilbertum Humfreville militem sua coronata galea triumphali.« Siehe: Taylor/Roskell 1975, 52-53.
- ⁴⁶ Jean le Fèvre 1876, 227; Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 184.
- ⁴⁷ Barker 2005, 184-185.
- ⁴⁸ Keen 1965, 125.
- ⁴⁹ Als Beleg dafür lässt sich der berühmt-berüchtigte Fall der Exekution des Enguerrand de Bournonville nach dem Fall von Soissons im Jahr 1414 anführen. Siehe dazu: Schnerb 1997, 109-138.
- ⁵⁰ »ith only four days' notice, the French could not possibly send an army.« Curry 2005, 101. Siehe auch: Curry 2005, 107. Currys mangelnde Sympathie für Henrys

Umgang mit Kapitulationen wird auch durch ihr Urteil deutlich gemacht, dass das Ende der Belagerung von Aberystwyth im Jahr 1407 »eine der merkwürdigsten, jemals gesehenen Kapitulationsabkommen« (*»one of the strangest compositions of surrender ever seen«*) beinhaltete. Siehe: Curry 2005, 33. Im Gegensatz dazu hält Keen dieselben Abkommen für ein gutes Beispiel eines sehr verbreiteten Musters von Kapitulationsvereinbarungen. Siehe: Keen 1965, 128ff.

⁵¹ Curry 2005, 96.

⁵² Ein typisches Beispiel dafür: Burne 1956, 38.

⁵³ Contamine 1972.

⁵⁴ Curry 2005, 79-80.

⁵⁵ *»...did make very effort to respond to the English threat.«* Siehe: Curry 2005, 106. Nachfolgend siehe: Curry 2005, 103-106.

⁵⁶ Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 184.

⁵⁷ Curry 2000, passim.

⁵⁸ Jean de Wavrin 1868, Bd. 2, 185; Jean le Fèvre 1876, 227-228. Sowie Monstrelet in: Curry 2000, 141.

⁵⁹ Alain Salamange führt Harfleur und andere Beispiele an, die vermuten lassen, dass nach außen gerichtete Verteidigungsanlagen nicht zum Standardverfahren bei Belagerungen gehörten. Sie scheinen erst in nachfolgenden Kriegen üblich zu werden, welche sich aus andauernden Belagerungszuständen zusammensetzten. Salamange 1995, 74-75.

⁶⁰ *»vel saltem parcens multitudini controversiam illam ... super iure et domino regni ... inter se ipsos persona ad personam per duellum terminarent.«* Taylor/Roskell 1975, 56-57. Die Herausforderung zum Zweikampf, ohne Angabe des Zeitlimits und mit einer falschen Datierung, findet sich auch in: Rymer 1704-1732, Bd. 9, 313. Siehe auch: Curry 2005, 114-117.

⁶¹ Goetz 1967, 135-163; Vones 1996, 321-332.

⁶² Vergleiche: White 1995, 89-123.

⁶³ Curry 2005, 116.

⁶⁴ Hewitt 1958, 47.

⁶⁵ Curry 2005, 159, 161, dazu auch 83, 158-163; Burne 1956, 54. Zu den Verordnungen, die die Plünderung verbieten, siehe: Taylor/Roskell 1975, 26-27, 60-61. Man beachte, dass folgende Ausnahmen darin enthalten sind: Einerseits durften Nahrung sowie andere Notwendigkeiten einfach requiriert werden und andererseits durfte man mit »Rebellen«, die Waffen trugen oder Widerstand leisteten, kurzen Prozess machen.

⁶⁶ Keen 1965, 137-139.

⁶⁷ Curry geht sogar so weit, zu behaupten, da Heinrich so schnell unterwegs gewesen wäre, blieb so wenig Zeit für Plünderungen, dass diese auch kaum stattfanden. Siehe: Curry 2005, 160-161.

⁶⁸ Scheinbar gab es zumindest zwei Pferde pro Mann. Siehe: Barker 2005, 118-119, 338-339. Zur Größe der englischen Armee siehe: Curry 2005, 123.

⁶⁹ Basierend auf den Berechnungen von Martin van Creveld. Siehe: Van Creveld 1977, 34.

⁷⁰ Darüberhinaus stellt sich auch die Frage, ob Heinrich aufgrund der Anzahl an mitgeführten Pferden jemals ernsthaft erwogen hat, nicht auf *chevauchée* zu gehen.

Warum sollte man tausende Pferde unter enormen Anstrengungen über den Kanal bringen, wenn das Ziel der Operation nur in der Einnahme einer Hafenstadt bestand?

⁷¹ »et quod tam nobilis olim fortitudo et milicia Gallicana, ..., non possent tolerare tanti dedecoris maculam ..., eos tam excordes et ignaves crevisse et tantum degenerasse a nobilitate antiqua quod in Regem Anglie venientem in terram eorum, diu moram facientem, villam obsidentem et capientem, et tandem cum tam pauca familia et diminuto exercitu abinde in tam longa distancia eorum patriam populantem, non auderent immo timerent vires extendere militares.« Taylor/Roskell 1975, 64-65. Nach der Übersetzung von Curry – siehe: Curry 2005, 158. Es sei darauf hingewiesen, dass der Behauptung Currys, die *Gesta* enthalte keine Hinweise, dass Heinrichs Armee auf ihrem Weg durch die Normandie und Picardy geplündert hätte, in dieser Quellenstelle offensichtlich widersprochen wird. Ebenso berichtet Wavrin, der in der englischen Armee mitmarschierte, dass sie durch das Pays de Caux und die Normandie zogen, »in denen sie verwüsteten und zerstörten« (*en le gastant et destruisant*). Siehe: Jean de Wavrin 1868, 231.

⁷² Curry zählt die wenigen Geplänkel mit den Franzosen während des Marsches auf, die aus Finanzakten bekannt sind. Siehe: Curry 2005, 156.

⁷³ Monstrelet merkt dazu an: »Si fut de ce jour en avant ceste besogne appelée la rencontre de Mons en Vimeu. Et ne fu declairée à estre bataille, pour ce que les parties rencontrèrent l'un l'autre aventureusement, et qu'il n'y avait comme nulles bannières desployées.« Zitiert nach: Huizinga 1949, 122.

⁷⁴ Taylor/Roskell 1975, 74-75; Jean le Fèvre 1876, 236; Jean de Wavrin 1868, 194-195. Weitere Quellenstellen bei: Curry 2000, 84 (Hardyng), 88 (Basset), 180 (Héraut Berry), 186 (Chron. de Normandie). Siehe auch die nicht-militärischen Autoren bei: Curry 2000, 45 (Elmham), 58 (Titus Livius), 67 (Pseudo Elmham), 75 (Capgrave). Andere Berichte sind weniger eindeutig, widersprechen dieser Sicht der Dinge aber nicht. Siehe: Curry 2000, 150 (Monstrelet), 104-105 (Religieux), 117 (Févin), 124 (Chron. de Ruisseauville, welche die Engländer die Aufforderung zur Schlacht aussprechen lässt), 129 (Des Ursins), 172 (Dynter). Manche deuten auch an, dass die Engländer zur Schlacht gezwungen wurden, da die Franzosen die Straße nach Calais blockierten. Siehe: Curry 2000, 50 (Walsingham), 91 (Brut), 121 (Cagny), 124 (Chron. anon. du règne de Charles VI), 177 (Bourgeois). Alle diese zuletzt genannten Berichte teilen aber zumindest ein gemeinsames Anliegen, in dem sie zu zeigen versuchen, dass die von ihnen favorisierte Partei ernsthaft eine Schlacht anstrebte. Man merkt aber ebenso in späteren Chroniken, dass sich die Konventionen ändern, und eine »realistischere« Einschätzung zur Norm wird. So zum Beispiel bei Bischof Thomas Basin, der in den 1470ern schreibt. Siehe: Curry 2000, 189.

⁷⁵ Jean le Fèvre 1876, 236-237; Jean de Wavrin 1868, 194-195.

⁷⁶ Die wohlbekannte mentale Schwäche des Königs entschuldigt sein Abwesenheit als militärischer Kommandeur in der ersten Reihe, aber das gleichzeitige Fehlen des Dauphin Louis (geboren 1397) kann am besten wohl nur mit einer gewissen Abneigung gegen unnötige Risiken erklärt werden: König Johanns II. Gefangennahme in der Schlacht von Poitiers 1356 sowie das unerhörte Lösegeld waren wohl noch in bleibender Erinnerung.

- ⁷⁷ Wavrin (der 1415 auf französischer Seite diente) schreibt »hotel« (oder household/Hausgemeinschaft) anstelle von »maison«, womit er stärker die Bedeutung von feudo-politischer Loyalität als familiärer Bindung andeutet. Das impliziert, dass diese Adeligen mit dem Willen ihres Königs übereinstimmten, und nicht nur Repräsentanten der Interessen des Königreichs waren, die (wie die politischen Spaltungen in Frankreich zeigen) von konkurrierenden Gruppen unterschiedlich ausgelegt wurden.
- ⁷⁸ Wavrin, der sich wie gesagt bei den Franzosen aufhielt, verschweigt dies.
- ⁷⁹ Bei Le Févre scheint hier ein Wort zu fehlen. Bei Wavrin erscheint »*soy retirer*«.
- ⁸⁰ Wavrin fügt eine zusätzliche trotzig Note hinzu, indem er hier »*ou autres*« einfügt.
- ⁸¹ Wavrin bezieht sich direkt auf die formelle Formulierung der Herausforderung, indem er »oder Vorteil« (*ou advantage*) hinzufügt.
- ⁸² Die *Gesta* (Taylor/Roskell 1975, 74-5.) ist bezüglich Heinrichs Antwort wunderbar diplomatisch: Er nehme die Herausforderung »gerne und als ein Zeichen der Gnade Gottes« (*benigne recipiens gratiam dei*) an, aber da die französischen Herren »keinen Tag und Ort bestimmt hätten (*sed diem vel locum minime assignarunt*) sehe er es als ausreichend an, sich am kommenden Tag zur Schlacht zu bereiten, aber »nachdem er seinen Marsch fortgesetzt hatte und, als der Morgen kam, niemanden vorfand, der sich ihm entgegenstellte« (*Quo crastino progrediens in itinere suo, neminem resistentem invenit*). Indem er so gezeigt hatte, dass er zur Schlacht bereit wäre und Franzosen genarrt hatte, zog er weiter nach Calais.
- ⁸³ Auch wenn die genaue Route und der Zeitpunkt des Abmarsches am 20. sowie die Ankunft nahe Maisonnelles, dem letzten Lagerplatz vor der Schlacht, am 24. unklar bleiben, legen die Berechnungen nahe, dass die durchschnittliche Marschgeschwindigkeit der Armee gegenüber zur Woche davor und noch deutlicher gegenüber dem Marsch entlang der Somme, während dem die Armee auch nach einem Übergang suchte, leicht zulegte. Burne (1956, 70-71) berechnet für die drei Phasen durchschnittliche Marschleistungen von 17, 14,5 und 17,5 Meilen pro Tag. Curry (2005, 325) errechnet vier Phasen abhängig von den verschiedenen möglichen Routen: 24,6–27,4 km (Harfleur-Eu), 23,5–27,6 (Eu-Boves), 20,5–27,7 (3 Tage) oder 17,5–23,7 (3.5 Tage) (Boves-Somme Übergang) und 22,2–27 (Somme Übergang-Maisonnelles).
- ⁸⁴ Taylor/Roskell 1975, 76-77.
- ⁸⁵ Curry 2000, 189.
- ⁸⁶ »*Rex noster multum civiliter et intrepide animavit exercitum suum, et eos in aciebus et alis constituit, ut si statim congregarentur in prelium.*« Taylor/Roskell 1975, 78-79.
- ⁸⁷ Honig 2001, 114-116.
- ⁸⁸ Die moderne Forschung stimmt weitgehend darin überein, dass die Franzosen geschlagen wurden, weil ihre Armee in einem viel zu kleinen Schlachtfeld zusammengedrängt wurde. Dies reduzierte ihre Beweglichkeit so sehr, dass sie zu leichten Zielen für die englischen Bogenschützen wurden. In anderen Worten: Die Wahl des Schlachtfeldes erwies sich als alles andere als fair für beide Seiten.
- ⁸⁹ Baker 2005, 253 bzw. Curry 2005, 153.

Literatur

- Allmand 1973 = Allmand, Christopher (Hg.): *Society at War: The Experience of England and France during the Hundred Years War*, Edinburgh 1973.
- Allmand 1997 = Allmand, Christopher: *Henry V.*, 2. Auflage, New Haven/London 1997.
- Althoff 1990 = Althoff, Gerd: *Verwandte, Freunde und Getreue, Zum politischen Stellenwert der Gruppenbildungen im früheren Mittelalter*, Darmstadt 1990.
- Althoff 1997 = Althoff, Gerd: *Spielregeln der Politik im Mittelalter – Kommunikation in Frieden und Fehde*, Darmstadt 1997.
- Barker 2005 = Barker, Juliet: *Agincourt: The King, the Campaign, the Battle*, London 2005.
- Barthélemy 2001 = Barthélemy, Dominique: *Modern Mythologies of Medieval Chivalry*, in: Linehan, Peter/Nelson, Janet L. (Hg.), *The Medieval World*, London/New York 2001, 214-228.
- Barthélemy 2007 = Barthélemy, Dominique: *La chevalerie – De la Germanie antique à la France du XII^e siècle*, Paris 2007.
- Burne 1956 = Burne, A. H.: *The Agincourt War: A Military History of the Latter Part of the Hundred Years War from 1369 to 1453*, London 1956.
- Contamine 1972 = Contamine, Philippe: *Guerre, État et société à la fin du Moyen Âge, Études sur les armées des rois de France, 1337–1494*, Paris 1972.
- Contamine 1980 = Contamine, Philippe: *La guerre au Moyen Age*, Paris 1980.
- Curry 2000 = Curry, Anne: *The Battle of Agincourt: Sources and Interpretations*, Woodbridge 2000.
- Curry 2005 = Anne Curry: *Agincourt: A New History*, Stroud 2005.
- Delbrück 1923 = Delbrück, Hans: *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*, Bd. III: *Mittelalter*, Berlin 1923.
- Duby 1973 = Duby, Georges: *Le dimanche de Bouvines – 27 juillet 1214*, Paris 1973.
- Gaier 1968 = Gaier, Claude: *Art et organisation militaires dans la principauté de Liège et dans le comté de Looz*, Brüssel 1968.
- Gaier 1979 = Gaier, Claude: *Relire Verbruggen*, in: *Moyen Age* 85 (1979), 105-112.
- Galbert of Bruges 1982 = Galbert of Bruges: *The Murder of Charles the Good* (Hg. & Übers. James Bruce Ross), Toronto 1982.
- Goez 1967 = Goez, Werner: *Über Fürstenzweikämpfe im Spätmittelalter*; in: *Archiv für Kulturgeschichte* 49 (1967), 135-163.
- Guenée 1980 = Guenée, Bernard: *Histoire et Culture historique dans l'Occident médiéval*, Paris 1980.
- Hewitt 1958 = Hewitt, H. J.: *The Black Prince's Expedition of 1355–1357*, Manchester 1958.
- Hewitt 1966 = Hewitt, H. J.: *The Organisation of War under Edward III, 1338–1362*, Manchester 1966.
- Honig 2001 = Honig, Jan Willem: *Warfare in the Middle Ages*, in: Hartmann, Anja V./Heuser, Beatrice (Hg.), *War, Peace and the World Orders in European History*, London 2001, 113-126.
- Hooper/Bennett 1996 = Hooper, Nicolas/Bennett, Matthew: *Cambridge Illustrated Atlas of Warfare: The Middle Ages*, Cambridge 1996.

- Huizinga 1949 = Huizinga, Johan, *Herfsttij der Middeleeuwen*, Studie over levens- en gedachtenvormen der veertiende en vijftiende eeuw in Frankrijk en de Nederlanden; in: Huizinga, Johan, *Verzamelde Werken*, Vol. III, Haarlem 1949.
- Jean le Fèvre 1876 = Fèvre, Jean le: *Chronique* (Hg. François Morand), Paris 1876.
- Jean de Wavrin 1868 = *Receuil des croniques et anchiennes istories de la Grant Bretagne, a present nomme Engleterre* (Hg. William Hardy), 2 Bde., London, 1868.
- Keen 1964 = Keen, Maurice: *Brotherhood-in-Arms*, in: *History* 47 (1964), 1-17.
- Keen 1965 = Keen, Maurice: *The Laws of War in the Late Middle Ages*, London 1965.
- McFarlane 1981 = McFarlane, K. B.: *England in the Fifteenth Century: Collected Essays*, London 1981.
- Moeglin 2001 = Moeglin, Jean-Marie: *Von der richtigen Art zu kapitulieren: Die sechs Bürger von Calais (1347)*; in: Kortüm, Hans Henning (Hg.): *Krieg im Mittelalter*, Berlin 2001.
- Moeglin 2002 = Moeglin, Jean-Marie: *Les bourgeois de Calais – Essay sur un mythe historique*, Paris 2002.
- Oman 1924 = Oman, Sir Charles: *A History of the Art of War in the Middle Ages*, 2 Bde., London 1924.
- Rogers 1999 = Rogers, Clifford J.: *The Age of the Hundred Years War*; in: Keen, Maurice (Hg.), *Medieval Warfare: A History*, Oxford 1999, 136-160.
- Rogers 2000 = Rogers, Clifford J.: *War Cruel and Sharp: English Strategy under Edward III, 1327-1360*, Woodbridge 2000.
- Rymer 1704-1732 = Rymer, Thomas: *Foedera*, 20 Bde., London.
- Salamange 1993 = Salamange, Alain: *L'attaque des places-fortes au XV^e siècle à travers l' exemple des guerres anglo et franco-bourguignonnes*, in: *Revue historique* 117 (1993), 65-113.
- Schnerb 1997 = Schnerb, Bertrand: *Enguerrand de Bournonville et les siens, Un lignage noble du Boulonnais aux XIV^e et XV^e siècles*, Paris 1997.
- Taylor/Roskell 1975 = Taylor, Frank/Roskell, John S. (Hg. u. Übers.): *Gesta Henrici Quinti, The Deeds of Henry the Fifth*, Oxford 1975.
- Van Creveld 1977 = van Creveld, Martin: *Supplying War: Logistics from Wallenstein to Patton*, Cambridge 1977.
- Van Creveld 1991 = van Creveld, Martin: *The Transformation of War*, New York 1991.
- Verbruggen 1995 = Verbruggen, J. F.: *De rol van de ruitery in de Middeleeuwse oorlogvoering*, in: *Belgisch Tijdschrift voor Militaire Geschiedenis* 30/6 (June 1994), 389-418.
- Verbruggen 1997 = Verbruggen, J. F.: *The Art of Warfare in Western Europe during the Middle Ages, From the Eighth Century to 1340*, 2. Auflage, Woodbridge 1997.
- Verbruggen 2002 = Verbruggen, J. F.: *The Battle of the Golden Spurs (Courtrai, 11 July 1302)*, trans. David Richard Ferguson, Woodbridge 2002.
- Verbruggen 2005 = Verbruggen, J. F.: *The Role of Cavalry in Medieval Warfare*, in: *Journal of Medieval Military History* 3 (2005).
- Vones 1996 = Vones, Ludwig: *Un mode de résolution des conflits au bas Moyen Âge: le duel des princes*; in: Contamine, Philippe/Guyotjeannin, Olivier (Hg.), *La guerre, la violence et les gens au Moyen Âge*, Vol. I: *Guerre et violence*, Paris 1996, 321-332.

Walker 1990 = Walker, Simon: *The Lancastrian Affinity, 1361–1399*, Oxford 1990.

White 1995 = White, Stephen D.: *Proposing the Ordeal and Avoiding It: Strategy and Power in Western French Litigation 1050–1110*, in: Bisson, Thomas N. (Hg.), *Cultures of Power: Lordship, Status, and Process in 12th Century Europe*, Philadelphia 1995, 89–123.

ERGONOMIE

Bewaffnung im sozialen Kontext

Der moderne Begriff der Ergonomie meint die Lehre von der richtigen Gestaltung von Werkzeugen, Maschinen und anderen Gebrauchsgegenständen in einer Weise, dass sie sowohl der Handhabung durch den Menschen als auch ihrem Einsatzbereich optimal angepasst sind. Der Gesichtspunkt der Ergonomie spielt auch bei Produktion und Einsatz von Waffen eine bedeutende Rolle. Zahlreiche Faktoren beeinflussen Form und Konstruktion einer Waffe ganz direkt: verfügbares Material, technische Möglichkeiten der Herstellung, Zeitrahmen, Einsatzbereich, Konstitution und Ausbildung der Träger. Doch der Begriff der Ergonomie reicht über die bloße äußerliche Gestaltung des Objektes hinaus. Die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt ist nie eine rein funktionelle, es kommen stets kulturelle Besonderheiten hinzu – eine Waffe mag bevorzugt, eine andere geächtet sein. Manche Waffen, wie der Dolch als Zeichen der Männlichkeit, sind weit verbreitet, andere dürfen nur von Privilegierten getragen werden. Neben ihre Bedeutung als Kriegsgerät tritt ihre symbolische Funktion, die mitunter weit länger erhalten bleibt als die militärische.

Veränderte Anforderungen in der Kriegsführung verlangten eine Anpassung der Waffentechnik, die regional verschieden und in unterschiedlicher Geschwindigkeit vollzogen wurde. Die wirtschaftliche Situation spielt bei der Bewaffnung eine große Rolle. Waffen zählen zu jenen Produkten, die als erste in Serien produziert wurden; bedeutende Produktionsstätten waren durch Handelswege vernetzt. War unter Zeitdruck eine große Anzahl von Kämpfern auszurüsten, musste auf billigere und einfachere Produktionsweisen zurückgegriffen werden. Der Einsatz von Feuerwaffen wurde neben technischen Innovationen in der Eisen- und Schießpulverherstellung erst durch die wirtschaftliche Potenz jener Staaten ermöglicht, die sich neben den teuren Kanonen auch größere, besser ausgebildete und ausgerüstete Heere sowie die dazugehörige Logistik leisten konnten. Die wachsende Bedeutung des »militärisch-ökonomischen Komplexes« führte schließlich zur militärischen Revolution. Nicht nur Waffen waren Massenprodukte; auch das Heer entwickelte sich zum maschinengleich funktionierenden Massenheer.

Es fiel die Blüte der Ritterschaft

Der Aufstieg der Fußtruppen im 14. Jahrhundert

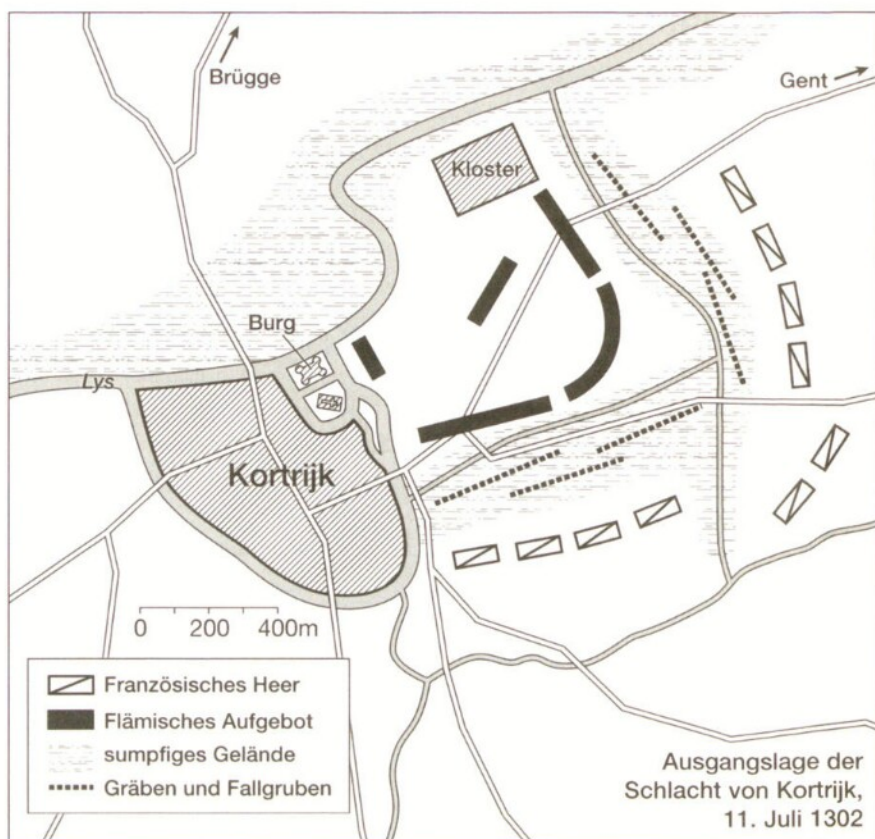
CHRISTOPH KAINDEL

Die Schlacht nahe der flämischen Stadt Kortrijk, französisch Courtrai, am 11. Juli des Jahres 1302 gilt als Wendepunkt der mittelalterlichen Kriegsführung. Dort gelang es dem zu Fuß kämpfenden städtischen Aufgebot der Flamen, den Angriff eines französischen Ritterheeres zurückzuschlagen und innerhalb weniger Stunden einen entscheidenden Sieg zu erringen. Über tausend Ritter fanden den Tod, darunter der französische Befehlshaber, Robert II. von Artois; Chronisten beweinten den Fall der Blüte der französischen Ritterschaft. Die »Schlacht der goldenen Sporen«, die den getöteten Rittern als Trophäen abgenommen wurden, wurde zum Symbol des flämischen Freiheitskampfes und galt schon den Zeitgenossen als die bedeutendste Schlacht ihres Zeitalters.¹ Zum ersten Mal besiegte ein nahezu ausschließlich aus Fußvolk bestehendes Heer ein etwa gleich starkes, doch schwerer gerüstetes Ritterheer; der psychologische Einfluss dieses Ereignisses ist wohl ähnlich hoch zu werten wie der militärische.

Der flämische Erfolg bei Kortrijk kam jedoch nicht aus heiterem Himmel; die Milizen der Städte Flanderns hatten um 1300, ebenso wie Schweizer und Schotten, bereits eine lange Entwicklung hinter sich. In den folgenden Jahren errangen mit Stangen- und Fernwaffen bewehrte städtische und bäuerliche Aufgebote immer öfter klare Siege gegen schwer bewaffnete Panzerreiter und nahmen schließlich die dominierende Rolle auf den Kriegsschauplätzen des Spätmittelalters ein. Was waren die Voraussetzungen, die es Heeren leicht gerüsteter Fußkämpfer seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts ermöglichten, den Ansturm übermächtiger Panzerreiter zu brechen und sie zu besiegen? Drei Aspekte gilt es zu untersuchen: die eingesetzten Waffen, deren Träger und die Taktiken, die das Fußvolk zum Sieg führten.

Das Recht, Waffen zu tragen

Die Volksheere des Frühmittelalters hatten hauptsächlich aus Fußtruppen bestanden, seit dem 8. Jahrhundert bildeten berittene Berufskrieger die Hauptwaffe des Heeres. In den folgenden Jahrhunderten wurden zwar immer



wieder Fußtruppen in Verbindung mit Reiterei eingesetzt, diese Einheiten waren jedoch wenig effektiv. Ihr sozialer Status war gering und es mangelte ihnen an dem für Ritter so charakteristischen inneren Zusammenhalt. Durch einen Sieg hatten sie wenig zu gewinnen und durften nach einer Niederlage keine Gnade erwarten, ihre Kampfmoral wird also entsprechend schlecht gewesen sein. Bäuerliche Aufgebote waren schlecht ausgerüstet, die meisten Männer verfügten über keinerlei Kampferfahrung und vor allem kein Training im gemeinsamen Kampf, und es mangelte ihnen an fähigen Anführern.² Zudem handelte es sich bei kriegerischen Auseinandersetzungen im Mittelalter zumeist um kleinräumige Operationen, große Schlachten waren selten.³ Für Kampfhandlungen dieser Art war eine relativ geringe Zahl schwer gepanzerter Reiter besser geeignet als Fußtruppen, die erst in großer Zahl effizient waren.

Dennoch wurde die Pflicht der Freien zur Heerfolge nie aufgehoben, Aufgebote wurden immer wieder eingesetzt. So war das Recht, ja die Pflicht,

Waffen zu besitzen, durchaus nicht auf die Berufskrieger beschränkt. J.D. Aylward beginnt seine Geschichte der englischen Fechtmeister mit dem lapidaren Satz: »*For centuries, every free Englishman went armed.*«⁴ Dies gilt in gleicher Weise für den mitteleuropäischen Raum. Im späten Mittelalter dürften die meisten Stadtbewohner und Bauern Waffen besessen haben, zum Einsatz im Kriegsfall, aber auch, weil das Tragen von Waffen als Bestandteil der Mannesehre galt. Dem rechts- und wehrfähigen Jugendlichen ist zum Zeichen seiner Volljährigkeit, mit etwa fünfzehn oder sechzehn Jahren, ein Dolch überreicht worden – eine offensichtliche Parallele zur ritterlichen Schwertleite. Jüngere Knaben durften nur ein Brotmesser tragen, das sich durch die kürzere Klinge und das Fehlen einer Parierstange oder -scheibe von der für den Kampf geeigneten Waffe unterschied. Dies galt für die deutschen Städte; zumindest in der Eidgenossenschaft war ein ähnliches Mannbarkeitsritual auch in bäuerlichen Kreisen üblich.⁵

Den teuren Harnisch, Waffen und Pferde der schwer gerüsteten Panzerreiter konnten sich nur Begüterte leisten, die Bewaffnung der Bauern und Bürger war jener der Berittenen in Qualität und Reichweite unterlegen. Ausnahmen waren die wohlhabenden Bürger, deren Harnisch jenem der Ritter nur wenig nachstand. Um 1400 stellte die Ausrüstung eines reichen flämischen Bürgers einen Wert von etwa 100 Pfund dar, die eines einfachen Handwerkers um die 20 Pfund – bei einem Jahresverdienst von etwa 36 Pfund eine beträchtliche Summe. Viele Fußkämpfer der reichen flämischen Städte waren gut gerüstet. Neben Schwert, Spieß oder *goedendag* – einer beidhändigen Keule mit Stoßdorn – trugen sie Ringelpanzer und Plattenrock, Helm, Panzerhandschuhe und einen kleinen Faustschild.⁶ Ärmere Handwerker aber mussten froh sein, sich Helm, Panzerhandschuhe und einen gepolsterten Waffenrock leisten zu können. Um beweglich zu bleiben, wurde auf eine Panzerung der Beine meist verzichtet.

Gerne wird in der Literatur der »friedliebende Bürger« dem »kampflostigen Ritter« gegenübergestellt. Die sozialen Verhältnisse innerhalb einer Stadt waren jedoch weit komplexer. Bis zum Spätmittelalter können wir noch nicht von einem einheitlichen »Bürgertum« sprechen, die mittelalterliche Stadt bildete eine heterogene Ansammlung von Menschen mit unterschiedlichen Rechten und Wertauffassungen. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung sind tatsächlich Vollbürger gewesen, der weitaus größte Anteil der Stadtbewohner besaß entweder mindere Bürgerrechte, waren also Pfahlbürger, Ausbürger, einfache Einwohner, oder sie gehörten Gruppen an, die nicht dem Stadtrecht unterworfen waren, wie Studenten, Klerus oder Hofbedienstete des Stadtherren. Obwohl die städtische Oberschicht von den landsässigen Rittern gering geachtet wurde, war das Bürgerrecht mit der Ritterwürde

durchaus vereinbar. Die Angehörigen des Patriziats fühlten sich der Ritterschaft zugehörig, nannten sich *milites* oder *nobiles*. Sie verfügten über das Fehderecht und nahmen selbstverständlich an den Turnieren des Adels teil, die im späten Mittelalter wegen der dort vorhandenen Infrastruktur ausschließlich in Städten durchgeführt wurden. Daher konnte man sich der Teilnahme der Patrizier kaum verschließen.

Doch unabhängig von seinem rechtlichen Status war persönlicher Waffenbesitz für jeden männlichen Stadtbewohner selbstverständlich. Dolch oder Messer wurden in den Städten als ständige Seitenwaffen getragen, sie waren Bestandteil der männlichen Tracht. Wieder und wieder erneuerte Waffenverbote lassen darauf schließen, dass das Tragen von Dolch und auch Schwert im Alltag, selbst auf Festen und beim Kirchgang, gang und gäbe war und sich nie ganz unterbinden ließ. Der Einsatz von Schwertern in Raufereien ist entsprechend häufig belegt. Da die Bürger wehr- und waffenfähig und außerdem zur Verteidigung der Stadt verpflichtet waren, ließ sich ein gänzlich Verbot des Waffenbesitzes nicht durchsetzen. Stattdessen strebten die Obrigkeiten danach, zumindest das Führen von Waffen im Alltag und damit ihren Einsatz in spontanen Gewaltakten einzuschränken. Ein Nürnberger Erlass von 1506 verbietet, bereits zum wiederholten Male, das Tragen von Messern und langen wie kurzen Degen, also Dolchen, und verdreifachte die Strafen für deren Führung. Vor allem an Orten wie Wirtshäusern, Zunftstuben und im städtischen Frauenhaus, wo, meist unter dem Einfluss von Alkohol, immer wieder Raufereien ausbrachen, war das Waffentragen streng verboten.⁷

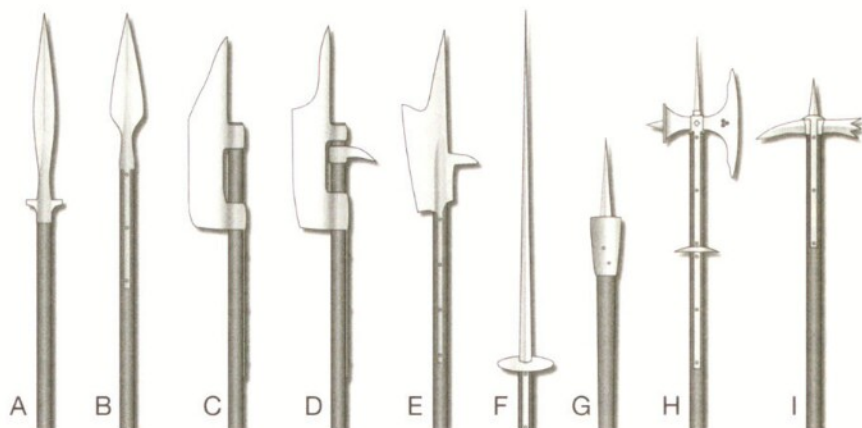
Die Waffe war Symbol der Männlichkeit und wurde im Ehrenzweikampf eingesetzt, der weitgehend ritualisiert ablief, doch noch nicht streng kodifiziert war wie das spätere Duell. Männliche Ehre, unabhängig von der Standeszugehörigkeit, hatte im Spätmittelalter wie auch noch in der frühen Neuzeit mit Kampffähigkeit zu tun. Dahinter steckt die von »echten Männern« geforderte Fähigkeit zur Kontrolle des persönlichen Raumes, der den eigenen Körper, das nahe räumliche Umfeld, den eigenen Besitz – zu dem wir auch die Familie zählen können – sowie das eigene Bild in der Öffentlichkeit, das Ansehen, umfasste. Eine Bedrohung oder Verletzung eines dieser Bereiche bedrohte die Ehre und musste durch Gewalt geahndet werden. Die Verletzung der Ehre war eine Verletzung der Integrität, ein Eindringen in den Nahraum, und damit eine Beeinträchtigung der Kontrollfähigkeit. Ehre war ein empfindliches Gut, auf dessen Bewahrung und Mehrung im Alltag aufmerksam geachtet wurde, denn sie war Voraussetzung für die Erfüllung vieler, vor allem einträglicher, sozialer Rollen. Städter wie Bauern pflegten daher den Kampf um die persönliche Ehre, der meist in Form einer Schlägerei

oder Messerstecherei ausgetragen wurde. Ein tödlicher Ausgang war dabei selten, da es nicht um den Tod, sondern die öffentliche Unterwerfung des Gegners ging; damit war die verletzte Ehre wiederhergestellt. Für den Bürger bestand diese kämpferische Ehrauffassung neben seiner ständischen Berufsehre des Handwerkers oder Händlers, die vor allem Sorgfalt, Verlässlichkeit und Ehrlichkeit verlangte. Für den Ritter dagegen stand der Kampfesmut im Zentrum seines Ehrbegriffes.

Stangenwaffen

Der Besitz eines Schwertes war, abgesehen von den Ärmsten, für den Stadtbewohner des Mittelalters nahezu selbstverständlich, für den Berufskrieger ohnehin. Keine Waffe ist mit unserem heutigen Bild des kriegesischen Mittelalters enger verbunden als diese.⁸ Symbol des Rittertums, steht seine schlichte Kreuzform zugleich für dessen Verknüpfung mit dem christlichen Glauben.⁹ Das Schwert war eine vielseitige Waffe, geeignet für Angriff wie Verteidigung; so war auch der Kampf mit dem ›Langen Schwert‹ Kern der spätmittelalterlichen Fechtkunst.¹⁰ Doch während es im hohen und späten Mittelalter in Alltagsstreitigkeiten oft eine Rolle gespielt hat, brachte in der Schlacht zumeist nicht der Schwertkampf die Entscheidung, sondern der Einsatz von Stangenwaffen in der Hand von Berittenen oder Fußkämpfern.

Der einfachste Vertreter dieser Waffengattung, zugleich die Gattungsbezeichnung für einfache Stangenwaffen mit symmetrischer Stoßklinge, ist der Speer. Die Lanze ist die Waffe des Reiters, der Spieß jene des Fußkämpfers. Die geworfene Waffe wird als Speer im eigentlichen Sinne,¹¹ doch auch als Wurfspeer bezeichnet. Eine solch klare Einteilung in Kategorien der Waffenkunde geht aus den Quellen jedoch selten hervor. Hier erscheinen Speer und Spieß als gleichbedeutend, die Lanze wurde im deutschen Sprachraum als »Reißspieß« bezeichnet. Der Speer ist eine der ältesten und wichtigsten Kriegswaffen. In der Zeit um Christi Geburt war er die wichtigste Waffe der Germanen und wurde als Symbol für den freien Mann angesehen. Erst in den folgenden Jahrhunderten wurde er durch das Schwert als gebräuchlichste Kampf-Waffe abgelöst, doch auch in nordischen Sagas erscheint der Speer oft als die wichtigste Waffe des Kriegers. In karolingischer Zeit entwickelte sich ein Typus mit breiter Klinge, der ausschließlich für den Stoß bestimmt war. Im Falle der ebenfalls karolingischen Flügellanze verhinderte ein kurzer Knebel hinter der Klinge ein zu tiefes Eindringen in den Gegner nach dem heftigen Stoß; ähnliche Klingformen finden wir noch bei neuzeitlichen



Stangenwaffen: A Flügellanze, 8.-10. Jht.; B Spieß, 14. Jht.; C Helmbarte, ca. 1300; D Helmbarte, 2. Hälfte 14. Jht.; E Helmbarte, Mitte 15. Jht.; F Ahlspeer, um 1500; G Goedendag, um 1300; H Fußstreitaxt für den Ernstkampf, 2. Hälfte 15. Jht.; I Fußstreitaxt für das Turnier, 2. Hälfte 15. Jht.

Jagdspießen und Jagdschwertern. Die Flügellanze wurde von Reiterei wie Fußvolk verwendet.¹² Der Einsatz von leichteren Wurfspeeren, obwohl im 12. Jahrhundert nicht mehr gebräuchlich, wird als literarische Reminiszenz im Nibelungenlied mehrfach erwähnt. In der Schlacht gegen die Sachsen sitzen zahlreiche Burgunden ab, um den Wurfspeer, den *gêr*, benutzen zu können.¹³ Der *gêr* erscheint hier als einzige dem Ritter angemessene Fernwaffe. Seine durchschlagende Wirkung wird in epischen Schilderungen gepriesen. Der Speer durchbohrt, kraftvoll geschleudert, den Schild und auch den Harnisch, während der Schwert führende Krieger erst durch mehrere Hiebe die Ringe des Panzerhemds aufbrechen muss, um den Gegner ernsthaft verwunden zu können; gute Brünnen waren, folgt man der Beschreibung des Nibelungenliedes, mit dem Schwert kaum zu durchdringen.¹⁴

Zu Fuß wurde der etwa zwei Meter lange Speer zum einhändigen oder beidhändigen Stoß und als Wurfwaffe eingesetzt. Der Speer konnte im Zweikampf sowohl offensiv als auch zur Verteidigung genutzt werden, wie Illustrationen über den Einsatz im gerichtlichen Zweikampf belegen. Mit breiten Klingen konnten auch weit reichende Hiebe geführt werden, doch dafür wird man nur im Zweikampf ausreichend Raum gehabt haben. Zu Pferde gab es zunächst drei Formen des einhändigen Speerstoßes: mit über den Kopf erhobenem, an der Seite geführttem oder unter den Arm geklemmtem Schaft. Auf der Tapiserie von Bayeux, entstanden in einer Übergangszeit, sind alle drei Formen des Einsatzes zu sehen.¹⁵ Ab etwa 1130 setzte sich die

Kampfweise mit unter dem Arm eingelegter Lanze durch: so ließ sich im Anrennen die Masse von Reiter und Pferd auf einen Punkt konzentrieren und damit enorme Durchschlagskraft erzielen. Zudem konnte, anders als bei freier, einhändiger Führung, die Lanze weit hinter dem Schwerpunkt gefasst und so die Reichweite wesentlich erhöht werden. Der sichere Umgang mit der nun etwa vier Meter langen Lanze erforderte ständiges Training, einer der Gründe, warum der Reiterkampf Spezialisten vorbehalten blieb.

Auch der Spieß des Fußkämpfers wurde immer länger, die Eisenspitze dabei kleiner. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts erreichte der Spieß mit etwa fünf bis fünfeinhalb Metern die größte Länge. Die Bezeichnung »Langspieß« ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts, in der Zeit seiner Verwendung wurde der Spieß meist als *langer spiess*, französisch als *picque*, später auch im Deutschen als Pike bezeichnet.¹⁶ Diese Waffe entwickelte sich in Italien, wo man schon im 13. Jahrhundert zwischen *lanceae de milite*, den Lanzen der Berittenen, und *lanceae longae*, den Spießen der Fußkämpfer, unterschied. Schweizer Söldner mögen den Spieß vom Dienst in den italienischen Stadtstaaten mitgebracht haben; im 15. Jahrhundert wurde er zur wichtigsten Kriegswaffe der Eidgenossen. Um 1500 waren zwei Drittel der Mannschaft mit dem Spieß ausgerüstet.

Wichtigster Bestandteil des Spießes war der gerade gewachsene Schaft aus Eschenholz, das dank seiner Zähigkeit besonders für das Schäften von Stangenwaffen geeignet war. Welche Bedeutung der Esche für die Kriegsführung zukam, können wir daran ermessen, dass im 16. Jahrhundert, der großen Zeit der Spießerhaufen, die private Abholzung und die Ausfuhr von Eschenstämmen verboten wurden. Jede Schweizer Stadt war bestrebt, das benötigte Holz aus den eigenen Wäldern zu beschaffen. Geeignete, gerade gewachsene Bäume wurden jedes Jahr von den Spießmachern ausgesucht, gefällt und zum Glätten und Trocknen in die Stadt gebracht. Das Spießstangendrehen, bei dem die Stange ausbalanciert und auf den richtigen Durchmesser gebracht wurde, übernahmen Spezialisten, oft aus der Lombardei oder dem Piemont. Die Stangen wurden gegen Ungezieferbefall imprägniert; viele der erhaltenen Spieße sind noch heute in sehr gutem Zustand.

Die Spießeisen wurden bevorzugt von auf Helmbarten (Hellebarden) spezialisierten Schmieden hergestellt, bei hohem Bedarf auch von einfachen Huf- und Waffenschmieden. Die Klinge konnte Blatt- oder Vierkantform haben und wurde mit Hilfe einer Tülle auf den Schaft gesetzt. Beim so genannten Schereisen lief die Tülle in zwei an den Schaft genietete Stangenfedern aus, die das Abschlagen der Spitze verhindern sollten.¹⁷ Der Schwerpunkt des Langspießes lag etwa 130 cm vor dem hinteren Ende, hier

war die Stange gewöhnlich mit Leder umwickelt, eingekerbt oder mit Nieten versehen, um einen sicheren Griff zu ermöglichen.

Der *lange spieß* war eine reine Stoßwaffe für den Kampf im Verband; der einzelne Spießer konnte mit seiner Waffe wenig ausrichten. Der Wert des Spießes lag in seiner großen Reichweite. War der Spieß des Fußkämpfers länger als die Lanze des angreifenden Reiters, wendete sich dessen Angriffswucht gegen ihn selbst. In dieser übergroßen Länge lag aber auch der größte Nachteil: hatte der Gegner das Spießeisen passiert, war der Spieß ungefährlich, er war zu lang, um ihn schnell wieder in Angriffsposition bringen zu können. Daher musste es das wichtigste Ziel von Spießträgern sein, keine Bresche in ihren Reihen zuzulassen.

Für den beweglichen Nahkampf waren kürzere Stangenwaffen besser geeignet, die seit dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts aus dem einfachen Speer entwickelt wurden. Das bekannteste und wichtigste Beispiel ist wohl die Helmbarte, Halmbarde oder Hellebarde, die bis etwa 1450 die wichtigste Waffe der eidgenössischen Heere war und auch danach bei der Unterstützung der Langspieße eine Rolle spielte. Nahezu das gesamte Schweizer Aufgebot war zunächst mit Helmbarten ausgerüstet. Der Name ist hergeleitet vom mittelhochdeutschen *halm*, was Stiel oder Stange bedeutet, und dem althochdeutschen *barda*, einem breiten Beil.¹⁸ Die Klingenform der Helmbarte entsprach allerdings weniger dem zeitgenössischen Beil, sondern eher dem Gertel, einem landwirtschaftlichen Gerät. Die früheste Helmbarte bestand aus einer geraden, am oberen Ende spitz zulaufenden Hiebklunge, die mit zwei Tüllen auf einen zwei bis zweieinhalb Meter langen Schaft aufgesteckt wurde. Diese Waffe fügte der Stoßkraft des Spießes die Durchschlagskraft der Axt hinzu. Um 1400 wurde ein Rückendorn hinzugefügt, mit dem jeder Harnisch durchschlagen, ein Reiter aus dem Sattel gerissen oder ein Pferd zu Fall gebracht werden konnte. Der Helmbartenträger war dadurch im Kampf flexibler als der Spießträger, doch war die Reichweite seiner Waffe geringer. In der Verteidigungsposition wurden Helmbarten daher immer durch Spießträger unterstützt. Umgekehrt war es auch nötig, die Spießer durch kürzere Waffen zu verstärken. 1513 setzten die Schotten bei Flodden ausschließlich Langspieße ohne Unterstützung durch Hellebardiere ein und erlitten gegen die Bogenschützen und Helmbartenträger der Engländer eine Niederlage.¹⁹

Die Fertigung einer Helmbartenklunge war wesentlich aufwändiger als die eines Spießeisens. Die Klingen der Helmbarten im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich sind aus zehn Eisenteilen zusammengesetzt. Beilschneide, Stoßspitze und Haken wurden aus härtestem Stahl gefertigt und auf die innen liegenden Teile aus weicherem Eisen aufgeschweißt. Lange

Eisenbänder schützten den Schaft gegen Hiebe des Gegners. Ein Merkmal der Helmbarte ist die gerade, oft nach vorn geneigte Beilklinge; erst um 1500 wurden gebogene Schneiden üblich. Der Schaft der Helmbarte bestand wie der des Spießes zumeist aus Eschenholz, doch war er achtkantig zugeschnitten, um ein Drehen in der Hand zu verhindern. Die Klinge der so genannten italienischen Helmbarte, im deutschen Sprachraum »Rossschinder«, im Englischen *bill* genannt, war schlanker und lief in einen lang gezogenen Haken aus. Hinter der Klinge waren oft zwei Parierdornen angebracht.²⁰ Weitere Stangenwaffen, die sich aus der Grundform des Spießes in Verbindung mit einer Hiebklinge entwickelt haben, waren Glefe, Kuse, Runka, Spetum und Partisane. Sie wurden in vielen europäischen Heeren eingesetzt, erreichten aber nicht die Verbreitung der Helmbarte.

Die charakteristische Waffe der flämischen Fußtruppen war der *goedendag* – der Name ist wohl eine zynische Anspielung auf die höfliche Verneigung bei der Begrüßung. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um eine zweihändig geführte, etwa anderthalb Meter lange Keule mit hölzernem Stiel und eisernem Kopf, der in einen Stoßdorn auslief. In der Schlacht bei Kortrijk war ein großer Teil der Flamen mit dieser billigen, einfach herzustellenden, aber gegen Reiter sehr wirkungsvollen Waffe ausgerüstet.²¹ Die Verbreitung des *goedendag* blieb auf Flandern beschränkt. Vorwiegend in Böhmen und Österreich wurde der Ahlspeiß, eine reine Stoßwaffe mit fast meterlanger Vierkantklinge und Parierscheibe, eingesetzt. Diese Waffe gehörte, zusammen mit Setztartsche und Eisenhut, zur Wiener bürgerlichen Bewaffnung des 15. Jahrhunderts.²²

Unter den Stangenwaffen nimmt die Fußstreitaxt, engl. *pollaxe*, eine Sonderstellung ein. Nicht nur städtische Aufgebote, sondern auch Adelige und Ritter trugen sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beim Kampf zu Fuß in Schlacht und Zweikampf. Vor allem burgundische Ritter scheinen eine Vorliebe für diese Waffe gehabt zu haben. Sie ähnelte der Helmbarte, war jedoch kürzer und mit einem Hammer anstelle des Hakens auf der Rückseite versehen. Der Schaft war durch Schaftfedern geschützt und meist mit einer Parierscheibe ausgestattet. Die im Turnier verwendete *pollaxe* besaß keine Axtklinge, sie glich einem Streithammer.²³ Der Umgang mit der Fußstreitaxt wird in der Texthandschrift *Jeu de la hache*, entstanden um 1450, und anderen Fechtbüchern beschrieben.²⁴ Im Zweikampf war sie eine vielseitige Fechtwaffe: Mit der Axtklinge wurde zugeschlagen oder der Gegner zu Boden gerissen, mit dem Streithammer die Rüstung zertrümmert, die vordere oder hintere Stoßklinge zum Stich in die Blößen des Harnisches eingesetzt. Mit dem Schaft wurde pariert und die Klinge des Gegners zur Seite gefegt. In der Schlacht waren jedoch weniger die fechterischen Kenntnisse der einzelnen

Fußkämpfer entscheidend, sondern ihre Fähigkeit zum koordinierten Einsatz der Stangenwaffen.

Fußtruppen 1: Stadtmilizen

Im zwölften Jahrhundert erreichte das Rittertum seine militärische Blüte, der gepanzerte Reiter dominierte das Schlachtfeld. Doch zur gleichen Zeit traten in Westeuropa erfolgreiche Fußtruppenverbände auf. In einigen Gebieten, wie Schottland, Wales oder der Schweiz, wo das unwegsame Gelände für den Reiterkrieg wenig geeignet ist, war die Bedeutung der Fußkämpfer für die Kriegsführung seit dem Frühmittelalter erhalten geblieben. Nun führte auch der Aufschwung der Städte zur Entstehung städtischer Aufgebote. Städtische Milizen wurden in Frankreich als Stütze des Königtums gegen Fehden des Adels und unbotmäßige Vasallen eingesetzt. Der englische König Heinrich II. nahm sie durch die *assize of arms* 1181 in den Heerbann auf. Die Städte Flanderns, des Hennegaus und Brabants verfügten über gute kommunale Truppen, die vor allem als Fußvolk auftraten.²⁵ Am besten ausgerüstet waren die Bürgermilizen der wohlhabenden norditalienischen Städte. Hier stellten die in der Stadt ansässigen Adeligen gemeinsam mit den reicheren Bürgern die schwer gepanzerte Reiterei, das Gros der Bürgerschaft, der *popolo*, diene zu Fuß. Die Milizkontingente waren nach Stadtbezirken organisiert, benannt nach den nächstgelegenen Stadttoren. Lokalpatriotismus und die persönliche Bekanntschaft der Fußknechte untereinander verstärkte die Solidarität innerhalb der Einheiten und sorgte für soziale Kontrolle; wer sich in den Augen der Mitbürger als feige im Kampf erwies, musste mit Ehrverlust rechnen. Strenge Gesetze sorgten darüber hinaus für Disziplin, Dienstverweigerung und Desertion wurden hart bestraft. Meist wurde nur ein Teil des Heeres aufgeboten, doch wenn eine Schlacht bevorstand, konnten sämtliche Bürger zu den Waffen gerufen werden. Die lombardischen Fußkämpfer marschierten in enger Formation in die Schlacht, gefolgt von einem Fahnenwagen, der in Friedenszeiten von großer kultischer Bedeutung war. Um diesen *carroccio* konnten sich in der Schlacht die Truppen neu formieren. Die italienischen Stadtstaaten waren florierende Gemeinwesen, so konnten sich auch viele der Fußkämpfer eine hochwertige Ausrüstung leisten, und sie genossen hohes Ansehen. Anders als in den übrigen Regionen Europas kooperierten die italienischen Fußknechte eng mit der Reiterei, was ihre Schlagkraft erheblich verstärkte.²⁶ Die Stadtmilizen Oberitaliens wurden so zum Musterbeispiel für den erfolgreichen Einsatz von Fußtruppen in der Schlacht.

Auch die Bürger der deutschen Städte waren dazu verpflichtet, die Stadt gegen Angriffe zu verteidigen. In Deutschland wurden ab dem 12. Jahrhundert städtische Milizen aufgestellt, im 13. Jahrhundert verfügte etwa Straßburg über ein schlagkräftiges Aufgebot. Die Bürger waren auch hier ihrem jeweiligen Stadtviertel zugeordnet, später wurde das Aufgebot in einigen Städten durch die Zünfte organisiert. Abhängig vom persönlichen Besitz konnte der Bürger als Reiter oder Fußkämpfer ausgerüstet sein, wobei oft mehrere Bürger die Kosten für einen Reiter übernahmen. Den Ärmsten wurde als minimale Ausstattung von der Stadt ein Speiß gestellt – dies waren tatsächlich die ›Speißbürger‹. Erst spät gingen die Zünfte dazu über, ihre Mitglieder mit Waffen auszustatten und diese auch aufzubewahren, städtische Zeughäuser entstanden erstmals im 15. Jahrhundert. Die von der bürgerlichen Oberschicht gestellten städtischen Beamten dienten im Kriegsfall als Heerführer, von einem Bürgermeister wurde daher auch Kampferfahrung erwartet. Meist waren die Städter dem Stadtherren gegenüber nur sehr begrenzt zur Heerfolge verpflichtet, da diese eine Unterbrechung der Erwerbsarbeit darstellte. Davor trachteten die Bürger sich zu schützen, obwohl sie im Alltag durchaus kampflustig sein mochten. Die Wiener etwa hatten nur innerhalb eines Tages von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Heerfolge zu leisten; der Einsatz der Miliz hat sich also auf die Bekämpfung kleinerer Raubzüge in der näheren Umgebung der Stadt beschränkt.

Der Erfolg der Fußtruppen konnte nur durch regelmäßige Waffenübungen gewährleistet werden. Im zwölften Jahrhundert waren Dorfbewohner noch als Fußtruppen einzelner Ritter an Turnieren beteiligt,²⁷ es ist jedoch fraglich, ob dies als systematische Übung für den Kriegsfall angesehen werden kann. Später war der Turnierkampf nur mehr den Rittern vorbehalten, mit Ausnahme Oberitaliens. Dort gab es Team-Kampfspiele mit Volksfestcharakter, die als *mazzascudo*, *ponte*, *battaglia de' sassi*, *elmora* oder *pugna* bezeichnet wurden und wohl Übungskämpfe für Fußsoldaten gewesen sind. Die Teilnehmer waren mit Keule und Schild bewaffnet, die Kompanien rekrutierten sich, entsprechend der Einteilung für die Stadtverteidigung, aus verschiedenen Stadtvierteln. In Pisa fanden die Kämpfe auf einem abgegrenzten Areal eines Platzes statt, der überwacht wurde und wo jederzeit Herausforderungen ausgesprochen werden konnten. An Feiertagen fanden Massenkämpfe vor zahlreichem Publikum statt. Diese begannen mit Einzelkämpfen zu Ehren der Damen der Kämpfer, bis durch Trompeten der allgemeine Kampf angekündigt wurde. In der späteren Version dieses Spieles, das auf der Ponte Vecchio in Pisa ausgetragen wurde, trugen die Kämpfer Fußsoldaten-Rüstung mit zusätzlicher Polsterung. Da es in diesen Kampfspiele meist um die Einnahme einer Brücke zwischen den Stadtvierteln ging, werden

sie als »Ponte-Spiele« bezeichnet. Es handelte sich um einen »Wintersport«, wenn tatsächliche Kriege unwahrscheinlich waren.²⁸ Mit dem schrittweisen Übergang vom Milizheer zum Söldnerheer ab dem 13. Jahrhundert verloren diese Kampfübungen ihren militärischen Wert, wurden aber etwa in Venedig bis um 1800 beibehalten.

In den deutschen Städten führten die Wehrpflichtigen unter der Leitung eines Viertelmeisters regelmäßig Waffenübungen durch. Viele Städte beschäftigten zumindest zeitweise Fechtmeister, die die Bevölkerung im Einsatz verschiedener Waffen unterwiesen. Diese Fechtlehre, soweit es sich aus Fechtbüchern rekonstruieren lässt, diente aber vorwiegend dem Einsatz im Zweikampf. Dass Fechtmeister die Bürger tatsächlich auf den Krieg vorbereitet haben, lässt sich selten nachweisen. Nur die Schweizer »exportierten« offenbar ihre Kenntnisse im Umgang mit dem »Langen Spieß«. 1479 schloss Nürnberg mit drei Fechtmeistern aus St. Gallen einen Vertrag über fünf Jahre, der die Unterweisung von 150 bis 200 Bürgern der Stadt im Umgang mit dem Spieß umfasste.²⁹

Fußtruppen 2: Söldnerheere

Seit dem 12. Jahrhundert nahm mit dem Aufschwung der Städte und der Geldwirtschaft auch das Söldnerwesen zu. Weil sowohl Kriegsdienst wie auch die häufigen Waffenübungen nicht nur gefährlich, sondern ebenso lästig wie zeitaufwändig waren, gingen Bürger etwa im 14. Jahrhundert dazu über, sich durch Zahlungen von der Dienstpflicht zu befreien. Aus diesen Geldern warb die Stadt Söldner zur Verteidigung an, die wohl zum Teil aus der zahlenmäßig großen städtischen Unterschicht rekrutiert worden sind.³⁰ Die Stadtbevölkerung fluktuierte stark, und zu jeder Zeit befand sich eine erhebliche Zahl von Tagelöhnern innerhalb der Mauern, die als Söldner verfügbar waren. Um 1450 soll es in Nürnberg möglich gewesen sein, innerhalb einer Stunde 8.000 Mann anzuwerben, bewaffnet mit Büchse, Armbrust, Spieß und Schwert.³¹ Wurde eine solch große Zahl von Söldnern benötigt, schloss die Stadt Gruppenverträge mit unternehmerischen Söldnerführern. Nürnberg verfügte zu diesem Zweck über eine Bewerberliste, auf der Adelige aus dem Umland aufgeführt waren. Söldner wurden auch auf dem Söldnermarkt rekrutiert, wo spezialisierte, gut ausgebildete Truppen wie die Schweizer angeheuert werden konnten. Adelige »Aussöldner« waren vertraglich im Kriegsfall zur Unterstützung verpflichtet, ebenso adelige Ausbürger sowie Pfahlbürger. Dörfer und Klöster stellten Fußtruppen, Pferde und Wagen. Burgen verbündeter Adelliger und Ausbürger dienten als

Stützpunkte, wodurch der Aktionsradius der städtischen Truppen über den üblichen Tagesritt hinaus erweitert werden konnte.³²

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts formierten sich Söldnertruppen, die als unabhängige Spezialisten allein gegen Bezahlung und Beute in den Kampf zogen. Ein Landstrich, der in dieser Zeit zahlreiche Soldknechte hervorbrachte, war Brabant. Dort hatte der Aufstieg der Städte und die damit verbundene Bevölkerungszunahme ein Reservoir an kampftüchtigen Männern geschaffen. 1159 endete die fast zwanzig Jahre dauernde Fehde zwischen der Adelsfamilie Berthout und den Grafen von Löwen; dies mag dazu beigetragen haben, dass in diesem Gebiet nun eine große Zahl kampferprobter Männer verfügbar war, die weitere kriegerische Beschäftigung in Italien und Frankreich suchten.³³ Eine solche ursprünglich aus Brabant stammende Truppe war 1167 während des vierten Italienzuges Friedrichs I. an der Eroberung Roms beteiligt. Diese Brabanzonen, deren Zahl in verschiedenen Quellen mit 500 bis 1.500 angegeben wird, waren professionelle Krieger, die vorwiegend zu Fuß kämpften. Sie galten als geschickte und erfahrene Kämpfer, doch wenn ihre Dienstverpflichtung erfüllt war, zogen sie raubend umher und waren wegen ihrer Ausschreitungen und Plünderungen gefürchtet.³⁴ Kirchenschätze waren ihnen leichte und willkommene Beute. Daher spricht aus allen geistlichen Quellen Abscheu und Ablehnung der *brabantiones*, eine Bezeichnung, die bald für viele ähnlich operierende Söldnerverbände gebraucht wurde. Ein Verbot des Einsatzes von Brabanzonen und anderen Söldnertruppen durch das III. Laterankonzil von 1179 blieb wirkungslos.³⁵ Der Einsatz dieser Fußkämpfer kam die Auftraggeber zwar außerordentlich teuer, weshalb die Kontingente auch nie mehr als einige tausend Mann stark waren, doch die Investitionen zahlten sich aus. Trotz der Verheerungen, die sie als landschädliche Banditen erscheinen ließen, waren die Brabanzonen alles andere als ein undisziplinierter Haufen. Durch den starken Zusammenhalt, die Organisation und die Kampferfahrung, die sie in jahrelangen gemeinsamen Kämpfen erworben hatten, nicht zuletzt durch starke Anführer wie Wilhelm von Cambrai, erwiesen sie sich im Kampf als außerordentlich effektiv.³⁶

Dass die Söldner aus einem reichen Land wie Brabant stammten, war eher die Ausnahme. In vielen Fällen kamen sie aus ärmeren Gebieten wie Navarra, Aragon oder der Gascogne. In Gebieten mit wenig fruchtbarem Boden trieb das Anwachsen der Bevölkerung viele Männer dazu, die Söldnerlaufbahn einzuschlagen. In der Schweiz kam es im 13. Jahrhundert zu dieser Entwicklung; zahlreiche Schweizer zogen als Söldner in die Kriege der oberitalienischen Städte³⁷ und erlernten dort die Grundlagen jener Taktiken, die später die eidgenössischen Heerhaufen so erfolgreich machten.

Die Schlacht von Kortrijk

Die Schlacht bei Kortrijk am 11. Juli 1302 mag nicht der erste erfolgreiche Einsatz von Fußtruppen gegen ein Ritterheer in offener Feldschlacht gewesen sein – auch in den Kreuzzügen hatten Fußknechte schon ihren Wert gegen Reiterei erwiesen – doch sie markiert einen Umschwung in der spätmittelalterlichen Kriegsführung. Erst nach Kortrijk wurden Fußknechte für gepanzerte Ritter zu gefürchteten Gegnern.³⁸

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts war es zu Aufständen in mehreren flandrischen Städten gekommen. Handwerker und Händler verlangten ein Mitspracherecht an der Stadtregierung, die den wohlhabenden Patrizierfamilien vorbehalten war. Gui von Dampierre, seit 1278 Graf von Flandern, schlug sich auf die Seite der unteren Schichten, während die Patrizier eine Allianz mit dem französischen König, dem Lehnsherrn des Grafen von Flandern, eingingen. Als Philipp IV. der Schöne von Frankreich in Konflikt mit Eduard I. von England geriet, sah Gui die Gelegenheit, seine eigene Position zu stärken. Er kündigte Philipp den Lehnseid auf und schloss ein Bündnis mit Eduard I. Dieser Schritt erwies sich jedoch als Fehler. Ein französisches Heer besetzte Flandern, Gui und andere Adelige wurden gefangen gesetzt, das Land der direkten französischen Herrschaft unterworfen. Diese Einmischung und die Präsenz eines starken französischen Heeres riefen den Widerstand der unabhängigen flandrischen Städte hervor. Am 18. Mai 1302 töteten Aufständische in Brügge 300 französische Soldaten und zwangen den Statthalter Philipps zur Flucht. In den folgenden Tagen wurde das städtische Aufgebot von Brügge durch Truppenkontingente der übrigen Städte verstärkt. Die Führung des Heeres übernahmen Gui von Namur und Wilhelm von Jülich, zwei Söhne des Grafen von Flandern. Abgesehen von wenigen hundert Berittenen, bestand das gesamte etwa 8000 Mann starke Heer aus Fußtruppen. Nachdem die französische Garnison in Oudenaarde gefallen war, zogen die Flamen weiter zur nächsten Festung bei Kortrijk, wo sie am 26. Juni eintrafen. Die Belagerung der kleinen französischen Garnison band nur einen Teil der flämischen Truppen; da die Flamen in den nächsten Tagen mit der Ankunft eines französischen Entsatzheeres rechneten, wurde das zwischen Burg und Stadt gelegene Feld zur Verteidigung vorbereitet. Quer zur erwarteten Angriffsrichtung ausgehobene Gräben sollten die erwartete Reiterattacke ins Stocken bringen.

König Philipp war nicht bereit, das Massaker von Brügge ohne Vergeltung hinzunehmen und das reiche Flandern seiner Kontrolle entgleiten zu lassen. Er entsandte ein rasch aufgestelltes Heer, um den Aufstand niederzuschlagen. Die von dem erfahrenen Heerführer Robert II. von Artois befehligte

Streitmacht bestand aus 3.000 Rittern, dem Großteil der französischen Ritterschaft, und 5.000 Mann Fußvolk, ein für diese Zeit beachtliches Aufgebot. Am 8. Juli 1302 erreichten die Franzosen Kortrijk. In den folgenden drei Tagen sammelten sie Informationen über die Aufstellung der flämischen Milizen und die Lage des Geländes. Robert von Artois muss klar gewesen sein, dass die Flamen mit dem Fluss Lys im Rücken eine starke Verteidigungsposition innehatten und eine Umgehung unmöglich war. Auch der Verlauf der Gräben war ihm bekannt. Der in einer flämischen Chronik erwähnte Versuch, die Flamen durch die Verwüstung mehrerer Dörfer der Umgebung zum Verlassen ihrer Position zu provozieren, scheiterte. Trotz der für die Angreifer ungünstigen Situation und gegen den Rat einiger seiner Adeligen entschloss sich Robert am 11. Juli zum Angriff.

Der Verlauf der Schlacht wird in mehreren Chroniken geschildert und lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit rekonstruieren: Die Flamen waren in breiter Front aufgestellt, in der ersten Reihe, Schulter an Schulter, die Spießträger, dahinter in lockerer Formation die mit *goedendags* und kürzeren Waffen ausgerüsteten Kämpfer. Die wenigen Adeligen und Ritter waren abgesessen und verstärkten die Reihen der Fußtruppen. Jeder Mann sollte auf seinem Posten bleiben, es durfte nicht geplündert und keine Gefangenen gemacht werden. Wer sich ergab oder flüchtete, sollte getötet werden – doch der Fluss machte einen Rückzug ohnehin unmöglich.

Armbrustschützen eröffneten am späten Vormittag den Kampf, konnten jedoch aufgrund der geringen Zahl auf beiden Seiten keinen größeren Schaden anrichten. Darauf rückten die französischen Fußtruppen, durch die wassergefüllten Gräben kaum behindert, gegen die Flamen vor und brachten sie erheblich in Bedrängnis. Zu diesem Zeitpunkt schien die Schlacht für die Franzosen schon gewonnen, doch Robert von Artois rief die Fußtruppen wieder zurück, was sich als schwerer taktischer Fehler erwies. Vielleicht sollte die Ehre des Sieges den französischen Rittern zukommen, die nun auf die flämische Linie zustürmten. Ohne Schwierigkeiten überwandene sie die Gräben, trafen aber mit zu geringer Geschwindigkeit auf die Verteidiger, die dem Angriff standhielten. Die Langspieße wurden vor allem gegen die Pferde gerichtet, im Sturz begruben diese ihren Reiter unter sich. Ritter, die in die flämischen Reihen eindringen konnten, wurden von mehreren Flamen mit *goedendags* angegriffen, zu Boden gerissen und getötet. Nun gingen die Flamen, die den Rittern zahlenmäßig weit überlegen waren, zum Gegenangriff über. Der Rückzug der Franzosen verlief katastrophal. Viele der schwer gerüsteten Reiter stürzten in die wasser- und schlammgefüllten Gräben und ertranken. Im Versuch, den Verlauf der Schlacht noch zu wenden, griff Robert von Artois selbst mit seinem Gefolge die Truppen Guis

von Namur an, wurde jedoch überwältigt und getötet. Nach dem Tod des Befehlshabers wandte sich der Rest des französischen Heeres zur Flucht. In nur etwa drei Stunden hatten die flämischen Milizen einen entscheidenden Sieg errungen. Die Blüte der französischen Ritterschaft war auf einen Schlag vernichtet worden, über tausend Ritter blieben tot auf dem Schlachtfeld zurück, eine schockierend hohe Zahl von Gefallenen. Die Sieger verloren nur einige hundert Mann. Etwa 500 goldene Sporen und zahlreiche französische Banner wurden erbeutet, was der Schlacht ihren späteren Namen gab: die »Goldsporenschlacht«.

Erfolgreich in der Defensive

Wie war ein solcher Erfolg möglich, der wohl auch für die Sieger überraschend kam? Die Schuld für die französische Niederlage in der Unfähigkeit und Arroganz Roberts von Artois' zu suchen, wäre eine zu einfache Erklärung; ebenso, dass die Franzosen die Behinderung durch Gräben und den schlammigen Boden grob unterschätzt hätten. Tatsächlich hat sich Robert eingehend über das Gelände informiert und eine Karte der Gräben anlegen lassen. Die Gräben waren im Ansturm kein unüberwindliches Hindernis, erst im Zurückweichen erwiesen sie sich als tödliche Fallen für die Berittenen. Die Franzosen waren gut auf die Schlacht vorbereitet, doch sicherlich hatte Robert in ritterlichem Stolz die Kampfkraft und Standfestigkeit des Gegners unterschätzt. Die Flamen verfügten über eine gute militärische Führung, die den günstigsten Ort für das Gefecht gewählt hatte. Sie waren hoch motiviert und zeigten als städtisches Aufgebot starken Zusammenhalt. Ihre Verteidigungslinie musste standhaft bleiben, denn mit dem Fluss im Rücken gab es keine Möglichkeit zum Rückzug – es handelte sich um eine *win or die*-Situation, was die Moral zusätzlich gestärkt haben muss.

Nicht sumpfiges Gelände oder Arroganz der französischen Ritter, sondern die starke Aufstellung in der Defensive ermöglichte den Sieg der Fußtruppen, bei Kortrijk und in späteren Auseinandersetzungen. Kelly DeVries hat in seiner Analyse mehrerer Schlachten des 14. Jahrhunderts die Gegebenheiten untersucht, die für den Sieg von Fußkämpferverbänden verantwortlich waren. Nahezu in allen Fällen, jedenfalls in jeder offenen Feldschlacht, waren die Fußknechte in der Defensive; Ausnahmen waren Überfälle aus dem Hinterhalt wie die Schlachten bei Sempach und Morgarten. Oft war das Fußvolk der Reiterei zahlenmäßig stark überlegen, denn nur durch enge Aufstellung war gewährleistet, dass der Lanzenangriff die Linie nicht durchbrechen konnte. Außerdem verbesserte die große Zahl die Kampfmentalität.

Doch auch zahlenmäßig kleinere Heere errangen Siege aus guter defensiver Aufstellung. Das Fußvolk war – wie auch ein Ritterheer – in mehrere Treffen eingeteilt, die unabhängig operieren konnten. Im flämischen Aufgebot kämpfte die Miliz unter dem Banner ihrer Stadt, die Kontingente der Gilden wiederum unter dem Gildenbanner, das als Signal und Sammelpunkt diente. Wenn das Heer groß genug war, wurde eine Reserve zurückgehalten; bei Kortrijk verhinderte das Eingreifen dieser Reserve den Durchbruch der Franzosen durch das Zentrum der Verteidigungslinie. Zwar lernten die Franzosen aus ihrer Niederlage und zögerten in Hinkunft, gut aufgestellte Fußtruppen frontal anzugreifen. Doch in späteren Schlachten scheiterten auch Flankenangriffe an gut ausgebildeten Fußkämpfern, die sich zu einer »Krone« mit nach außen gerichteten Speissen formierten.

Stets versuchten die Verteidiger das Schlachtfeld frühzeitig zu erreichen und eine günstige Position mit guter Flankendeckung einzunehmen. Vor der Schlacht bei Crécy am 26. August 1346 gelang es den englischen Truppen unter Eduard III., sich in vorteilhafter Position auf einer Hügelkuppe aufzustellen. Das frühe Eintreffen auf dem Schlachtfeld ermöglichte den Verteidigern, natürliche Hindernisse durch künstliche zu verstärken. Auch hier legten die Engländer Gräben vor ihren Linien an. Im Rücken wurde das Heer durch eine aus dem Tross gebildete Wagenburg geschützt, eine Taktik, die schon für die Flamen gegen französische Angriffe erfolgreich gewesen war. Eduard III. ließ die Ritter absitzen und an die Seite der Fußtruppen treten. In einer unbeweglichen Linie sollten sie dem gegnerischen Ansturm standhalten. Bogenschützen, etwa die Hälfte der gesamten Truppenstärke, standen an den Flanken. In dieser Formation gelang es den Engländern, den zahlenmäßig überlegenen, aber bergauf angreifenden Franzosen eine entscheidende Niederlage zuzufügen. Anders als bei Kortrijk spielte der Einsatz der Bogenschützen dabei eine entscheidende Rolle.³⁹

Schützen waren durch plötzliche Reiterangriffe gefährdet und mussten sich rasch hinter die eigenen Fußknechte zurückziehen können. In der Schlacht von Agincourt 1415 bediente sich Heinrich V. einer anderen Taktik, die durch sein frühzeitiges Eintreffen auf dem Schlachtfeld ermöglicht wurde. Er ließ zwischen seinen Bogenschützen zugespitzte, zum Gegner geneigte Pfosten in den Boden rammen, die den französischen Reiterangriff zum Stehen brachten. Das folgende Chaos und der Pfeilhagel aus nächster Nähe sorgten dann für enorme Verluste unter den schwer gepanzerten Rittern.⁴⁰

Die Schweizer sorgten mit ihren Erfolgen gegen österreichische Heere im 14. Jahrhundert für einige wenige Beispiele eines erfolgreichen offensiven Vorgehens von Fußtruppen. Die Schlacht bei Morgarten am 15. November 1315 war jedoch keine Feldschlacht, sondern ein gut vor-

bereiteter Hinterhalt. Herzog Leopold I. von Österreich zog mit einem Ritterheer von 2.000 bis 3.000 Mann gegen Schwyz. Er traf zunächst auf keinen Widerstand, wurde aber von den Schwyzern durch Blockade besser zugänglicher Routen zur Durchquerung eines schmalen Tales gezwungen. Als die gesamte Marschkolonne sich im Tal befand, gingen die Schweizer zum Angriff über. Von den Hängen herab schleuderten sie zunächst Steine gegen die zusammengedrängten Reiter. Die schwer gepanzerten Ritter, die ihre Offensivkraft nicht ausspielen konnten, wurden von den ungerüsteten, mit Helmbarten kämpfenden Schweizer Fußknechten niedergemacht.

In den meisten Schlachten des 14. Jahrhunderts war Fußvolk nur in der Defensive erfolgreich. Fußknechten, die nicht regelmäßigem Drill unterworfen waren, dürfte es selbst auf völlig ebenem Feld schwer gefallen sein, in enger Formation vorzugehen. Das kleinste Hindernis konnte zur Auflösung der Linie führen. Ungeordnet vorrückendes Fußvolk war Flankenangriffen schutzlos ausgeliefert oder konnte durch einen entschlossenen Gegenangriff überrannt werden.⁴¹ Noch im 15. Jahrhundert wurde der Einsatz von Fußtruppen in der Defensive bevorzugt. Jean de Bueil, der in seinen um 1462 entstandenen Erziehungsroman »*Le Jouvencel*« seine Kampferfahrung aus dem Hundertjährigen Krieg einfließen ließ, war der Meinung, der Sieg könne nur in der Defensive errungen werden. Wer vorwärts marschiere, bevor der Gegner geschlagen sei, müsse mit Sicherheit unterliegen.⁴² Jean de Bueil schrieb über die Schlachten seiner Zeit, doch seine Einschätzung trifft, wie wir gesehen haben, auch auf viele kriegerische Auseinandersetzungen des 14. Jahrhunderts zu, wie auch für die defensive und dadurch höchst erfolgreiche Kriegführung der Hussiten. Der Verteidiger war immer in der stärkeren Position. Die Heerführer des späten Mittelalters waren sich der Tatsache bewusst, dass ein in starker Formation aufgestellter Gegner kaum zu besiegen war; daher versuchten sie nur dann die Initiative zu ergreifen, wenn ihnen dank eigener Übermacht oder dem schlechten Zustand des gegnerischen Heeres der Sieg sicher schien. Im günstigsten Falle sollte der Gegner zum offensiven Vorgehen provoziert werden, oft durch einen Angriff gegen seine Ehre. Da ein mittelalterliches Heer nicht nur ein militärischer Körper, sondern zugleich eine Versammlung politisch Verantwortlicher war, konnte ein adeliger Heerführer oder gar König eine Provokation nicht einfach ignorieren; er hätte mit erheblichem Machtverlust rechnen müssen. Es war also das Risiko der Schlacht gegen das Risiko des Ehrverlustes zu kalkulieren.⁴³ Weitere Möglichkeiten, einen Gegner zur Schlacht zu zwingen, war die Plünderung seines Gebietes oder die Belagerung einer Stadt; je größer der Schaden, um so eher ließ sich der Feind zum Angriff provozieren.

Das Heerwesen nach dem 14. Jahrhundert

Mit den Erfolgen des Fußvolkes begann sich die militärische Bedeutung der drei wichtigsten Waffengattungen Reiterei, Blankwaffenträger und Schützen allmählich zu verschieben. Diese standen im Spätmittelalter in einem Verhältnis zueinander, das vereinfacht mit dem Spiel »Schere – Stein – Papier«⁴⁴ verglichen werden kann:

1. Blankwaffenträger konnten in geschlossener Formation Reiterangriffe abwehren
2. Schützen in großer Zahl konnten, später unterstützt von Artillerie, die Linien der Blankwaffenträger aufbrechen

3. Panzerreiter konnten durch schnelle Angriffe die Schützen überrennen.⁴⁵ Hauptwaffe des Hochmittelalters war der offensiv kämpfende Panzerreiter, schlecht ausgebildete Blankwaffenträger und Schützen waren reine Hilfswaffengattungen. Durch Verbesserungen von Ausrüstung und Ausbildung, vor allem durch das Zusammenspiel der Waffengattungen gelang es Heerführern des Spätmittelalters, die Schwächen der Fußtruppen zu kompensieren. Immer öfter kämpften Ritter zu Fuß und unterstützten in der ersten Schlachtreihe die eigenen Truppen. Diese Kampfweise wurde mit der ritterlichen Ehre vereinbar und steigerte die Moral der gesamten Truppe. Den Berittenen blieb als wichtige, aber wenig ehrenhafte Aufgabe die Verfolgung besiegter Gegner. Fußtruppen konnten den flüchtenden gegnerischen Truppen nicht nachsetzen, daher war der Sieg oft kein entscheidender Schlag gegen den Feind. Nur durch Einsatz der Reiterei konnte man fliehende Gegner niedermachen und ihnen dadurch schwere Verluste zufügen.⁴⁶ Auch für Flankenangriffe war die bewegliche Reiterei weiterhin nützlich.

Mit den Schweizer Gewalthaufen des 15. und 16. Jahrhunderts und die nach ihrem Vorbild gebildeten Landsknechtheere erreichte der Aufstieg der mit Stangenwaffen bewehrten Fußkämpfer zur wichtigsten Waffe des Heeres seinen Höhepunkt. Die Taktik der eidgenössischen Gewalthaufen war zunächst recht einfach. Meist – nicht immer – war das Heer in drei Haufen gegliedert, die Vorhut, den eigentlichen Gewalthaufen und die Nachhut. Sie strebten danach, im Anlauf den Gegner zu überrennen, dessen Formation aufzubrechen und dann im Nahkampf Helmbarte oder Kurzwaffen wie Katzbalger und Schweizerdolch zum Einsatz zu bringen. Die gute Disziplin der Heerhaufen neutralisierte die Mobilität der Reiter: Spieße konnten rasch nach jeder Seite gewendet oder eine Igelformation gebildet werden. Die gestaffelte Aufstellung von Spießträgern in mehreren Gliedern hintereinander ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts machte das Eindringen von Reitern in die Reihen der Fußtruppen nahezu unmöglich. Wichtig für den

Erfolg der Schweizer war ihre hohe Kampfmoral. Die Schweizer sollen in der Schlacht oft in eine Art Bluttausch geraten sein und machten dann alles nieder, was ihnen vor die Klinge geriet. Es war Vorschrift, kein Pardon zu geben und auch keines zu erwarten.

Die Bedeutung der Schützen nahm seit dem 13. Jahrhundert stetig zu. Bogenschützen waren schon im Hundertjährigen Krieg mehrfach schlachtentscheidend gewesen, doch war die Menge der verfügbaren gut ausgebildeten Männer begrenzt. Dadurch, dass im 16. Jahrhundert einfach zu bedienende Feuerwaffen in immer größerer Zahl und immer besserer Qualität hergestellt werden konnten, nahm auch Zahl und Bedeutung der Schützen zu. Sie wurden im oder am Rand der Spießerhecke aufgestellt und waren so vor Reiterangriffen geschützt. Erst durch die Ausrüstung der Reiterei mit Pistolen konnte sie wieder einigermaßen erfolgreiche Angriffe gegen Fußtruppen führen, Schlachten wurden nun jedoch vorwiegend von Spießträgern und Schützen ausgetragen. Von 1500 bis 1600 stieg der Anteil der Schützen am Fußvolk von 10 Prozent auf 50 Prozent an, gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges machte ihre Zahl bereits über zwei Drittel aus. Blankwaffenträger spielten in der Schlacht eine immer geringere Rolle.⁴⁷ Mit der Entwicklung des Bajonettes ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde schließlich die Kampfkraft des Schützen im Nahkampf erhöht, der reine Spießträger damit obsolet. Und die Kavallerie war endgültig zur seltenen Schlacht entscheidenden, jedoch weiterhin prestigeträchtigen Hilfswaffe geworden.

Anmerkungen

¹ DeVries 1996, 10.

² Verbruggen 1997, 111f.

³ vgl. den Artikel von Leopold Auer in diesem Band

⁴ Aylward 1956, 7.

⁵ Meyer 2005, 63f.

⁶ Verbruggen 1997, 170f.

⁷ Groebner 1995, 170.

⁸ Zur Rolle des Schwertes in Antike und Frühmittelalter siehe Löcker 2007 sowie Obenaus 2007.

⁹ Seitz 1981, 128.

¹⁰ Zur Fechtkunst siehe Anglo 2000; Hils 1985; Wierschin 1965.

¹¹ So Müller 1990, 39.

¹² Seitz 1981, 115-117.

¹³ Nibelungenlied 1991, I 50, Str. 213.

¹⁴ Nibelungenlied 1991, II 193, Str. 2038 und 2042.

¹⁵ Edge/Paddock 1996, 30.

¹⁶ Schneider 1976, 8; Seitz 1981, 228.

- ¹⁷ Schneider 1976, 15-19, über die Fertigung des Langspießes.
- ¹⁸ Seitz 1981, 225.
- ¹⁹ Norman 1988, 112.
- ²⁰ Müller 1990, 43f.
- ²¹ Verbruggen 1997, 170.
- ²² Müller 1990, 41.
- ²³ Edge 1996, 127f.
- ²⁴ Anglo 2000, 152.
- ²⁵ Siehe Thorau 2000.
- ²⁶ Verbruggen 1997, 144f.
- ²⁷ Barber/Barker 1989, 16.
- ²⁸ Barber/Barker 1989, 83f.
- ²⁹ Schaufelberger 1972, 142.
- ³⁰ Isenmann 1988, 38.
- ³¹ Schubert 1995, 40.
- ³² Isenmann 1988, 149.
- ³³ Avonds 2000.
- ³⁴ Auer 2000.
- ³⁵ Verbruggen 1997, 133-135.
- ³⁶ Verbruggen 1997, 140-143.
- ³⁷ Verbruggen 1997, 114.
- ³⁸ Zu Vorgeschichte und Verlauf der Schlacht siehe Prevenier 2000; Verbruggen 1997, 190-194; deVries 1996, 9-22.
- ³⁹ Über den Verlauf der Schlacht bei Crécy siehe DeVries 1996, 155-175.
- ⁴⁰ Über den Verlauf der Schlacht bei Agincourt (oder Azincourt) siehe Keegan 1981, 89-134.
- ⁴¹ Verbruggen 1997, 185.
- ⁴² Rogers 1997, 158.
- ⁴³ Rogers 1997, 163f.
- ⁴⁴ Alle Strategiespiele bauen auf Varianten dieses Prinzips auf.
- ⁴⁵ Ortenburg 1984, 128.
- ⁴⁶ Vale 1981, 127.
- ⁴⁷ Ortenburg 1984, 91.

Literatur

- Anglo 2000 = Angelo, Sydney: *The Martial Arts of Renaissance Europe*, New Haven/London 2000.
- Auer 2000 = Auer, L.: Artikel Brabanzonen, in: *Lexikon des Mittelalters* 2, 535f.
- Avonds 2000 = Avonds, P.: Artikel Grimbergen, in: *Lexikon des Mittelalters* 4, 1715f.
- Aylward 1956 = Aylward, J. D.: *The English Master of Arms*, London 1956.
- Barber/Barker 1989 = Barber, Richard/Barker, Juliet: *Tournaments. Jousts, Chivalry and Pageants in the Middle Ages*, Woodbridge 1989.
- DeVries 1996 = DeVries, Kelly: *Infantry Warfare in the Early fourteenth Century. Discipline, Tactics and Technology*, Woodbridge 1996.
- Edge 1996 = Edge, David/Paddock, John Miles: *Arms and Armor of the Medieval Knight. An Illustrated History of Weaponry in the Middle Ages*, New York 1996.

- Groeбner 1995 = Groeбner, Valentin: Der verletzte Körper und die Stadt. Gewalttätigkeit und Gewalt in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts, in: Lindenberger, Thomas/Lüdke, Alf (Hg.): Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt am Main 1995, 162-189.
- Hils 1985 = Hils, Hans-Peter: Meister Johann Liechtenauers Kunst des Langen Schwerkes, Frankfurt am Main 1985.
- Isenmann 1988 = Isenmann, Eberhard: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter, Stuttgart 1988.
- Keegan 1981 = Keegan, John: Die Schlacht. Azincourt 1415, Waterloo 1815, Somme 1916, München 1981.
- LexMA = Lexikon des Mittelalters, CD-ROM-Ausgabe, Verlag J.B. Metzler 2000.
- Löcker 2007 = Löcker, Klaus: Das Schwert bei den Kelten, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja (Hg.): Krieg in der antiken Welt, Essen 2007, 260-270.
- Meyer 2005 = Meyer, Werner: Gewalt und Gewalttätigkeit im Lichte archäologischer und realienkundlicher Zeugnisse, in: Braun, Manuel/Herberichs, Cornelia (Hg.): Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, München 2005, 39-64.
- Müller 1990 = Müller, Heinrich/Kölling, Hartmut: Europäische Hieb- und Stichwaffen, Berlin 1990.
- Nibelungenlied 1991 = Acker, Helmut (Hg.): Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung, 2 Bde., Frankfurt am Main 1991.
- Norman 1988 = Norman, Vesey: Waffen und Rüstungen, Essen 1988.
- Obenaus 2007 = Obenaus, Martin: Schwertbewaffnung, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja (Hg.): Krieg in der antiken Welt, Essen 2007, 270-291.
- Ortenburg 1984 = Ortenburg, Georg: Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Landsknechte, Heerwesen der Neuzeit Abt. I., Bd. 1, Koblenz 1984.
- Prevenier 2000 = Prevenier, W.: Artikel Flandern II. 2., in: Lexikon des Mittelalters 4, 520f.
- Rogers 1997 = Rogers, Clifford J.: The offensive/defensive in medieval strategy, in: Von Crécy bis Mohàcs. Kriegswesen im späten Mittelalter 1346–1526, Acta; eine Publikation des Heeresgeschichtlichen Museums, militärhistorisches Institut [XXII. Kongress der Internationalen Kommission für Militärgeschichte; Wien, 9.-13. September 1996] Wien 1997, 158-171.
- Schneider 1976 = Schneider, Hugo: Der Langspieß, in: Der Dreißigjährige Krieg. Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien Bd. 7, Wien 1976, 7-24.
- Schaukelberger 1972 = Schaukelberger, Walter: Der Wettkampf in der alten Eidgenossenschaft. Zur Kulturgeschichte des Sports vom 13. bis ins 18. Jahrhundert, Bern 1972.
- Schubert 1995 = Schubert, Ernst: Fahrendes Volk im Mittelalter, Bielefeld 1995.
- Seitz 1981 = Seitz, Heribert: Blankwaffen I, München 1981.
- Thorau 2000 = Thorau, P.: Artikel Miliz, in: Lexikon des Mittelalters 6, 626f.
- Vale 1981 = Vale, Malcolm: War and Chivalry. Warfare and Aristocratic Culture in England, France and Burgundy at the End of the Middle Ages, London 1981.
- Verbruggen 1997 = Verbruggen, J. F.: The Art of Warfare in Western Europe during the Middle Ages. From the eighth century to 1340, 2. Aufl., Woodbridge 1997.
- Wierschin 1965 = Wierschin, Martin: Meister Johann Liechtenauers Kunst des Fechtens, München 1965.

»Schlimme Künste«

Plebejer, Knappen, Glockengießer: Die Kanone und ihre Wegbereiter

GOTTFRIED LIEDL

Im Jahr 1517 stellt der Humanist und Technik-Schriftsteller Nicolaus Bourbon dem Eisen folgendes poetisches Zeugnis aus: »Eisen! Jenes Metall, das böse Gaben und gute, Glück wie Verlust und Leben sowohl als tödliches Los bringt. Denn mit ihm durchfurcht die raue Erde der Bauer, macht sie geeignet zur Saat und erntet jährlichen Segen ... Eisen erbaut die Tempel und Eisen zerspaltet die Felsen. Und zu jeglichem Zwecke der Menschen dienet das Eisen! Auch als schweres Geschütz erscheint es, jeder Schande bahnt das Eisen den Weg, Gewalttat, Dieben und Räubern. Doch nicht trägt das Eisen die Schuld – die blinde Gier, die ruchlose Sünde des Menschen ist es, wodurch sie willig in alle Verbrechen sich stürzen und schlimme Künste, von der Hölle bewegt, zum Schaden der Anderen erfinden.«¹

Als der Franzose Bourbon, dessen Vater übrigens selbst Hüttenwerksbesitzer war, diese Zeilen schreibt, sind die »schlimmen Künste« schon weit gediehen. Und »das schwere Geschütz« ist nicht die einzige Erscheinungsform des Eisens auf den Schlachtfeldern, gibt es doch – um nur im Bereich der Feuerwaffen zu bleiben – allein unter den so genannten »Steinbüchsen« drei verschiedene Größen: Leichte und mittlere, mit einem Kugeldurchmesser von 12 bis 20 Zentimetern; schwere, aus deren Mündungen Kugeln von 25 bis 45 Zentimeter Durchmesser hervorschießen; und schließlich, Sauriern gleich, die Riesengeschütze, aus deren Höllenschlund Geschosse fliegen, die bis zu 80 Zentimeter dick sein können.

Und nicht nur aus Schmiedeeisen sind diese monströsen Todbringer gefertigt. Außer dem Schmied scheint sich auch der Glockengießer »willig in alle Verbrechen« stürzen zu wollen, um statt Glück und Frieden »Verlust sowohl als tödliches Los« zu bringen! »Erste Nachrichten über bronzene Steinbüchsen gehen bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück und belegen die Übertragung von Verfahren im Glocken- und Kunstguss auf den Rüstungsbereich.«² Jawohl. Der Grund leuchtet ein und lässt moralische Bedenken rasch verschwinden: »Wegen ihrer materialbedingten Eigenschaften wie Leichtflüssigkeit als Schmelze, große Härte im gegossenen

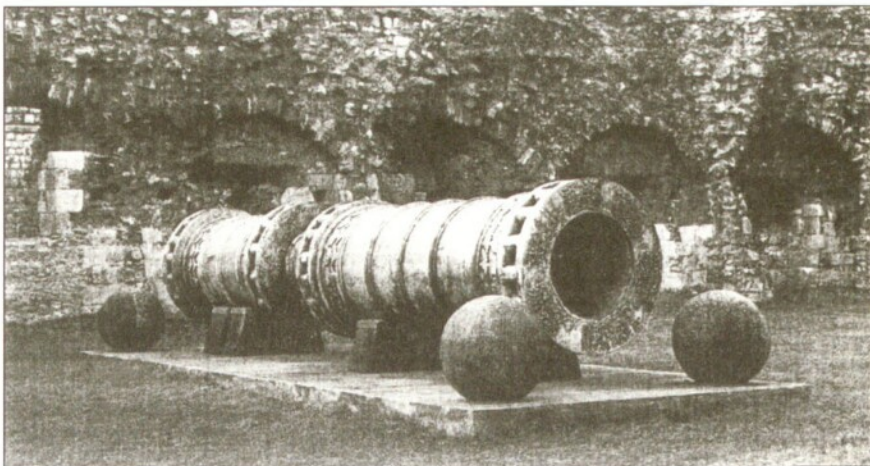


Abb. 1: Das »Dardanellen-Geschütz« von 1464 im Tower zu London

Zustand und hohe klimatische Unempfindlichkeit erwies sich Bronze für die Herstellung von Büchsen als besonders gut geeignet.³

In allen Größen lässt sich der ›bronzene Kugelwerfer‹ herstellen – für jeden besonderen tödlichen Zweck eine andere. Da gibt es die Zwerge – kleine Bronzebüchsen von 32 Zentimetern Länge, mit einem Kugeldurchmesser von 1,5 Zentimetern (ein solcher Winzling kann im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, besichtigt werden).⁴ Am anderen Ende der Skala stehen Monstren wie das ›Dardanellen-Geschütz‹ (Abb. 1), das 1464 vom osmanischen Büchsenmeister Munir Ali im Auftrag Sultan Mehmeds II. (1432 bis 1481), des Eroberers von Konstantinopel, hergestellt wurde. Dieses Riesengeschütz von 5,81 Metern Länge und 63 Zentimetern Kugeldurchmesser kann »als die größte im späten Mittelalter gegossene Steinbüchse angesehen werden.«⁵ Das böartige Ding ist ein Wunderwerk an Handwerkskunst und Präzision. Eine, wie der moderne Fachmann staunt, »technische Meisterleistung«, besonders wenn man den gleichzeitigen Stand des europäischen Geschützgusses zum Vergleichsmaßstab nimmt. Das zu lösende Problem dabei: Wie der so genannte ›Flug‹ – also das Geschützrohr – so mit der Pulverkammer verschweißt wird, dass es bei der Verbrennung des Pulvers zur maximalen Energieübertragung in eine einzige Richtung, nämlich nach vorne, kommt. Jene Übertragung kinetischer Energie aufs Geschoss war beim ›Dardanellen-Geschütz‹ im höchsten Maß garantiert. »Wobei vor allem die Schraubkonstruktion zur Verbindung von Flug und Kammer noch heute hohen Respekt verdient. Sie war völlig gasdicht, wie

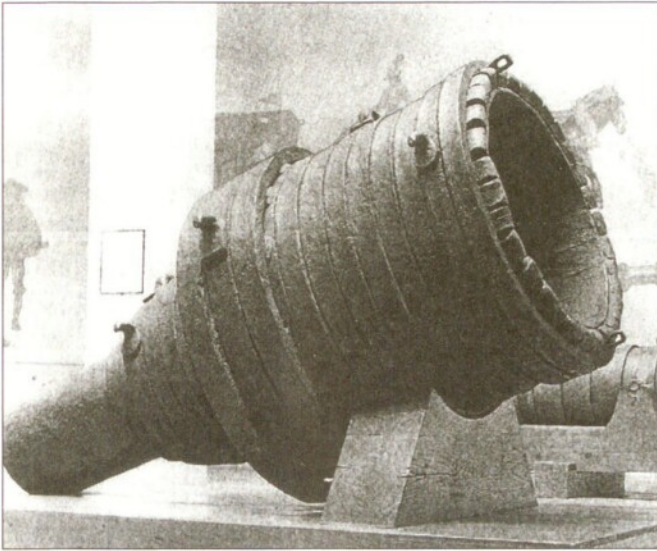


Abb. 2: Der »Pumhart von Steyr«, eine der größten Bombarden der Frühen Neuzeit

englische Marineoffiziere feststellten, als sie 1868 die Kammer vom Flug abschraubten.«⁶

Größer, weiter, durchschlagskräftiger! Jede Menge starker Mauern hatte das Mittelalter um Burgen und Städte gezogen, Mauern, die es zu zertrümmern galt. »Masse und Macht« – genauer: »Verwandlung von Masse in Macht« –, so könnte man die Angelegenheit auf eine griffige Formel bringen. Der schmiedeeiserne »Pumhart von Steyr« (Abb. 2) wog 8 Tonnen. Seine fast 700 Kilogramm schweren Steinkugeln beschleunigte er auf eine Anfangsgeschwindigkeit von rund 160 Metern pro Sekunde und ließ sie 700 Meter weit fliegen. Andere Riesengeschütze mit ähnlich sprechenden Namen (die »Dulle Griet« von Gent, der »Mons Meg« in Edinburgh, die »Faule Mette« aus Braunschweig) leisteten Ähnliches.⁷

Neue Waffen, neue Probleme, neue Lösungen

Die Zeitgenossen des Humanisten Bourbon waren vielleicht ruchlos, eines aber waren sie mit Sicherheit nicht: technisch unbegabt. In der historisch kurzen Zeit von knapp hundert Jahren hatten sie aufgehört, Steinmauern und Wälle mit Katapulten zu beschießen und begonnen, diese Mauern tatsächlich und im wahrsten Sinne des Wortes »dem Erdboden gleich zu

machen«. Anders gesagt: sie hatten begonnen, den Stein mit Hilfe eines neuen chemisch-physikalischen Prinzips gründlich zu zermahlen. Diese Zerlegung des Steins in seine Grundbestandteile (seine Zerstäubung) ist die ursprüngliche Intention, warum man sich mit pyrotechnischen Fragen auseinander setzt, und wir werden auf die neue Denkungsart einzugehen haben, die in einer solch plebejerhaften Geringschätzung des Hochragenden, auf Fels Gebauten – mit anderen Worten: des Erhabenen, von Gottes Gnaden Unveränderlichen – zum Ausdruck kommt. Bevor wir jedoch vom Ende der Ritterlichkeit (Ende eines Verhaltenskodex mitsamt einer ganzen Kultur) erzählen, scheint es angebracht, das konkrete Ende des Rittertums in seiner ›Materialität‹ zu beschreiben, also den ruchlosen Plebejern dabei auf die Finger zu schauen, wie sie ihre neuen Apparaturen erfinden, erproben und in einer endlosen Spirale der Eifersucht, des Hasses, des Wettstreits (aber auch der Neugierde) – ›verbessern‹.

Aber was heißt hier ›Verbesserung‹ (Innovation)? Warum konnte das System sich nicht im Gleichgewicht erhalten? Im Gleichgewicht aus internationalem Adel, der *in rebus militaribus* immerhin Jahrhunderte lang *the state of the art* verkörperte, und internationalem Klerus, der dieselbe Rolle ›für das richtige Denken‹, die Logik spielte (nämlich in der Scholastik). Schien ein ähnliches Prinzip nicht anderswo ausgezeichnet zu funktionieren? War das fernöstliche Prinzip einer ›Kunst des Krieges‹, wie es der chinesische General Sun-Zi (Shen-Zi) vertrat, mit der Weisheit des Mandarins nicht perfekt kompatibel?⁸

Der Vergleich zwischen dem Abendland im Mittelalter und dem Fernen Osten hinkt jedoch. Er hinkt, weil er den entscheidenden Unterschied außer Acht lässt, den man (wenn er denn so rigoros definiert sei) mit dem Satz, dem Gegen-Satz beschreiben mag: In der Ordnung der Großen Räume (im Fernen Osten zum Beispiel) ist Herrschaft prinzipiell stabil, ihre Störung wird prinzipiell als bloß vorübergehend gedacht, während nach dem Prinzip der Kleinen Räume (Europa) die Störung eine der wichtigsten Bedingungen der Ordnung ist, ja als ›Unordnung in Permanenz‹ ihren kulturschaffenden Platz in der Geschichte gefunden hat.⁹ Das meint wohl auch Bartlett mit seinem (nun ganz konkret auf die Geschichte des europäischen Mittelalters und die Funktion des europäischen Adels bezogenen) Diktum, die ›Geburt Europas‹ – des modernen Europa – habe sich ›aus dem Geist der Gewalt‹ heraus vollzogen.¹⁰

Dass aber diese ›Gemeinschaft‹ der Konkurrenten (die wir konsequenter Weise in Anführungszeichen zu setzen haben) nicht an den geographischen Grenzen Europas endet, beweist sie an sich selbst. In der ersten historisch einigermaßen fasslichen Revolution der ›europäischen‹ Denkungsart – sie ist,

wie könnte es anders sein, zugleich eine militärische Revolution –, umfasst die Spirale des produktiven Wettstreits auch die vermeintlichen Antipoden besagten Abendlandes. Die eingangs gestellte Frage nach den Ursachen einer als ›plebejisch‹ etikettierten Umwertung aller ritterlich-feudalen Werte – *notabene* auf dem Schlachtfeld – führt nämlich nicht sofort ins Herz der feudalen Ordnung sondern an deren Rand. Es geht, wir bringen die Sache auf den Punkt, um die Erfindung des Schießpulvers als Bedingung der Möglichkeit aller späteren Umwälzungen.

Der Erfinder des Schießpulvers (zumindest was den europäischen Bereich betrifft), sei ein »Spanier« gewesen – so der Militärhistoriker Delbrück. Aber ein ›Spanier‹ ganz eigener Art. Denn es handelt sich dabei um einen gewissen Hasan ar-Rammah. Einen spanischen Araber also.¹¹ Der soll, nach anderer Lesart, aber gar kein ›Spanier‹ sondern Syrer gewesen sein.¹² Damit ist aber ›Spanien‹ noch lange nicht aus dem Rennen. Andere Militärhistoriker wissen von einem »im andalusischen Malaga geborenen arabischen Schriftsteller Abd-Allah«, der in seiner ›Enzyklopädie der Botanik und Pharmazie‹ den Salpeter als ›chinesischen Schnee‹ bezeichnet und mit militärischen Verwendungsmöglichkeiten in Verbindung gebracht hat.¹³ Und der *Liber ignium* des Marcus Graecus, ein wegen seiner pyrotechnischen Darstellungen bis weit ins 15. Jahrhundert hinein gern zu Rate gezogenes militärisches Handbuch aus dem 13. Jahrhundert, soll ebenfalls auf arabischen Quellen beruhen.¹⁴

Die ganze Angelegenheit ist recht undurchsichtig, nur eines scheint hinreichend bewiesen: dass die Geschichte, wonach der deutsche Mönch Bertold Schwarz das sinistre Pulver erfunden hätte, »ins Reich der Fabel« gehört.¹⁵ Außerdem steht fest: Die maurischen – sprich spanisch-arabischen – Heere jener Zeit »setzten bei Belagerungen vermehrt explosive Brandsätze als Munition für Katapulte und Wurfmaschinen ein.«¹⁶ Was das ›Schießpulver‹ betrifft, so wäre ›die andere Seite‹ (Europas) mithin in einer Weise beteiligt, ja eingebunden in die frühesten Etappen der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen militärischen Revolution, wie das lange Zeit nicht selbstverständlich war. In der Renaissancezeit etwa, also am ersten Höhepunkt besagter Revolution, hat Europa geschwankt, welche Strategie angesichts des großen ›Anderen‹ hier am angemessensten wäre. Die einen, für die das neue Feuerrohr eine Ausgeburt der Hölle, der Inbegriff von Hybris war, hatten nichts dagegen, den Spaniern zu glauben, welche – jedenfalls damals noch – über die arabische Herkunft der neuen Errungenschaft Bescheid wussten. Für andere Kommentatoren, besonders wenn sie von Europas ureigenster technischer Überlegenheit überzeugt waren, hatte die Feuerwaffe aber ›genial‹ zu sein; somit war sie logischer Weise eine europäische Erfindung. Ja, man schreckte

nicht einmal davor zurück, sie den Alten zuzuschreiben – den Griechen, den Römern. Alle kamen in Frage – alle bis auf die ›Ungläubigen‹, die ›häretischen‹ Muslime.¹⁷

Exkurs: Hatten die Araber Kanonen?

Die Geschichte ist auf weite Strecken eine Erzählung, die mehr als nur einen Schluss zulässt. Ihre Logik ist weder linear noch einwertig. Weniger philosophisch formuliert – die ›Schießpulver-Debatte‹ ist prinzipiell bis heute unabgeschlossen.¹⁸ Da gibt es diese Bezeichnung ›chinesischer Schnee‹ (bei den frühen arabischen Kommentatoren) – Hinweis auf ein salpetriges Explosionsmittel, das wegen seiner Eigenschaft, zu ›verpuffen‹, eher ›passiv‹ zum Einsatz gekommen sein dürfte, in feuerwerksartig explodierenden Brandsätzen. Um damit Geschosse anzutreiben, scheinen seine chemischen Eigenschaften nicht ausreichend aggressiv gewesen zu sein.

Mit dieser Frage im engsten Zusammenhang steht dann natürlich die Natur jener allerersten Einsätze von ›Feuerwaffen‹ durch die Araber, wie sie in Spanien etwa für das Jahr 1324 (erfolgreiche Belagerung von Huéscar) oder für 1343 (erfolglose Verteidigung von Algeciras) bezeugt sind. Haben sich die Berichte der Zeitgenossen (spanische Araber aber auch Chronisten der christlichen Gegenseite) bei den geschilderten Einsätzen vielleicht doch nur auf Katapulte bezogen, mit denen Brandsätze verschossen wurden?

Wenn man von einer ganz frühen Erwähnung – über den Einsatz von ›Feuerwaffen‹, 1317 vor Alicante – absieht, hat vor allem der Bericht des granadinischen Historikers und Wezirs Ibn al-Khatib über den Feldzug Sultans Isma‘ils I. gegen die südspanische Stadt Huéscar für Kopfzerbrechen unter späteren Kommentatoren gesorgt. Ibn al-Khatib schildert, wie der granadinische Sultan »den großen Apparat, der durch *naft* angetrieben wird« in Funktion treten lässt.¹⁹ Die moderne Interpretation kann sich da die Sache nicht leicht machen, da, wie ein exzellenter Kenner der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Geschichte der Muslime Spaniens meint, der Chronist – besagter Ibn al-Khatib – »mit seinem anspielungsreichen, eine metaphorische Sprache pflegenden Bericht mehrere Interpretationen zulässt. Viel hängt davon ab, wie man jenen Schlüsselbegriff liest: *naft*. Der arabische Sprachgebrauch wendet diesen Terminus auf alle möglichen brennbaren Substanzen an (heute würde man ›Petroleum‹ dazu sagen).«²⁰ So meinte man diesen Ausdruck auch als ›Griechisches Feuer‹ übersetzen zu müssen, sodass der Chronist also eine Art Brandsatz gemeint hätte. Dieser Brandsatz wäre dann durch den ›großen Apparat‹ – ein Katapult – gegen den Feind geschleudert worden.

Freilich hält der Text auch für diese traditionelle Interpretation seine Fußangeln bereit. Denn wenn wir genau lesen, erfahren wir von einem Ding, das durch unser ominöses ›naft‹ – angetrieben wurde! Also nicht umgekehrt: nicht ein Brandsatz wurde geschleudert sondern jenes Element namens ›naft‹ ist aktiv am Zustandekommen der Bewegung beteiligt. Des Rätsels Lösung (so das Rätsel eine solche hat) erschließt sich vielleicht nur dem Linguisten. »Im arabischen Sprachgebrauch der Muslime Spaniens [...] konnte ›naft‹ jedoch auch ›Schießpulver‹, ja sogar ›Kanone‹ bedeuten.«²¹ Jetzt macht Ibn al-Khatibs Formulierung Sinn: Schießpulver – nicht ›chinesischer Schnee‹ sondern echtes Schwarzpulver – ist tatsächlich ein Antriebsmittel. Und zwar im Waffensystem (wofür der Ausdruck ›Apparat‹ gut gewählt scheint) namens ›Kanone‹. Ein letztes Argument gegen die Theorie vom Griechischen Feuer liefert ebenfalls der moderne Arabist, indem er den Text wieder penibel genau liest: »Hilfreich bei unserer ›Entscheidung gegen das Griechische Feuer‹ mag der Umstand sein, dass sowohl Ibn al-Khatib als auch ein weiterer Berichterstatter – ein Augenzeuge – den donnerähnlichen Lärm betonen, den das Gerät beim Abfeuern seiner Eisenkugel (*kurra hadîdin*) erzeugte.«²² Die Rede ist von Eisenkugeln, nicht von Brandsätzen, mit denen besagte ›Maschine‹ den Turm der Festung traktierte. Nun hätte es ja auch nicht viel Sinn gemacht, gegen massives Mauerwerk Brandsätze zu schleudern. Das geschilderte Ereignis kann daher richtiger Weise nur als einer der ersten, wenn nicht der erste historisch bezeugte Einsatz einer Kanone auf dem europäischen Festland interpretiert werden. Harvey zieht daraus den logischen Schluss: »Wenn diese Interpretation stimmt, muss Granada zu jener Zeit, was technologische Innovationen angeht, weltweit an vorderster Front gestanden haben.«²³

Das ist nicht so weit hergeholt, wie es vielleicht scheint. Nicht dass es jener Eloge eines kastilischen Prinzen auf die kriegerische Tüchtigkeit der ›Mauren‹ bedurft hätte – aufschlussreich ist sie allemal: »So waffenkundig sind sie und so sehr verstehen sie sich auf den Krieg und so fähig stellen sie sich dabei an – fürwahr, ich zögerte nicht zu behaupten [*que yo diría*], dass, wenn sie nicht Gott gegen sich hätten wegen ihres falschen Glaubens [*por la falsa secta en que viven*], [...] es auf der ganzen Welt keine tüchtigeren Krieger, keine größeren Militärexperten gäbe – und auch niemanden, der ihnen an Eroberungskunst gleich käme.«²⁴ Solche Expertisen aus berufenem Munde, aber auch Quellen, in denen Termini wie *truenos*, ›Donnerschläge‹ oder *barud*, ›Schießpulver‹, im militärischen Umfeld auftauchen,²⁵ stützen eine Interpretation, welche die ›Mauren‹ als technologisch-militärische Vorreiter auf dem Kontinent sieht. Das Grundgerüst bilden natürlich stets die *hard facts* – ausreichend glaubwürdig überlieferte Ereignisse wie die

›Kanonen-gestützte‹ Verteidigung der Hafenstadt Algeciras (1343),²⁶ später auch der Grenzstadt Antequera (1410), wo es den arabischen Verteidigern gelang, »mit einer Kanone [*trueno*] mitten in die Plattform zu schießen, auf der zwei Mann zur Bedienung der Riesenarmbrust standen, und einen der beiden auf der Stelle zu töten.«²⁷ Oder die große Feldschlacht von 1394 (die so genannte ›zweite Schlacht in der Vega‹), in der das Massenheer der spanischen Araber den ›Kreuzzug‹ des Ordensgroßmeisters von Alcántara zum Scheitern brachte – unter Beteiligung einer echten Feldartillerie auf Seiten der Mauren.²⁸

Was diese Bewegung so reizvoll macht: sie lässt sich auch ›soziologisch‹ nachvollziehen, auf der Ebene der Familien- und Einzelschicksale. Dass im

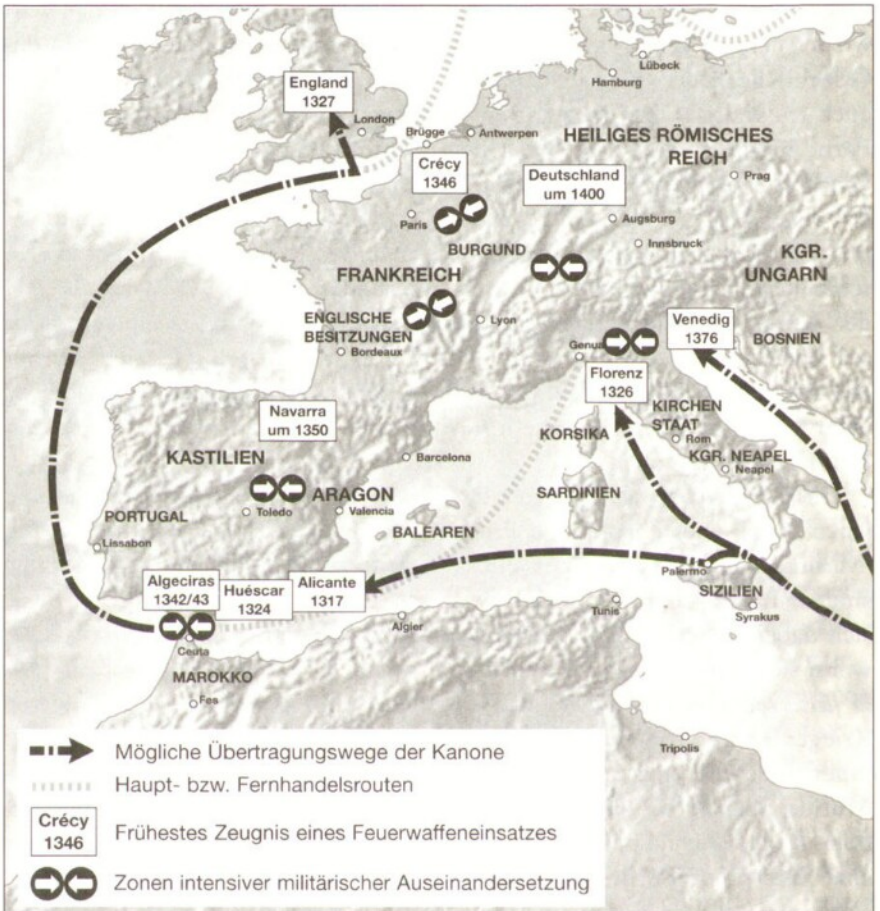


Abb. 3: Der Weg der Kanone in Westeuropa (14. Jahrhundert)

Königreich Spanien der Handel mit Schießpulver bis ins 16. Jahrhundert ausgerechnet von Morisken, Nachfahren (zwangs-)getaufter ›Mauren‹ betrieben wurde, scheint einer der Treppenwitz zu sein, an denen die Geschichte so reich ist.²⁹ Kein Treppenwitz ist jedoch die bemerkenswerte und merkwürdige Karriere zweier muslimischer Sippen im Königreich Navarra. Zalema und Ibrahim aus der alteingesessenen Mudejarenfamilie der Madexa dienen gegen Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts im königlichen Heer, der eine als Waffenschmied im Lande selbst, der andere als Waffenmeister und Marschall in der Festung Cherbourg, am Ärmelkanal, sechshundert Meilen von der Heimat entfernt.³⁰ Die zweite bedeutende Familie, die al-Hudhayli, stellten nacheinander den Oberbefehlshaber oder ›Meister‹ der königlichen Armbrustschützen, den obersten Festungskommandanten³¹ und den Artilleriekommandanten der Festung Estella, einer Schlüsselstellung Obernavarras.³² Dass diese hohen muslimischen Militärs bei der Weiterverbreitung der ›bösen Künste‹ rund um die Kanone eine Rolle gespielt haben mochten, hat angesichts der massiven Verstrickung Navarras in den Hundertjährigen Krieg einiges für sich (Abb. 3/Karte).

Zurück auf der makrohistorischen Ebene, zeigt sich eine interessante Häufung in den dokumentierten Einsätzen früher Exemplare einer Gattung, für die man die Bezeichnung ›Kanone‹ anwenden zu dürfen meint – oder sollte man besser allgemein von ›Feuerwaffen‹ sprechen? – Wie auch immer, bis zur Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert scheinen sich die dokumentierten Vorkommen kanonenähnlicher Kriegsinstrumente recht gleichmäßig über die – wie soll man sagen? ›Christliche‹? ›Abendländische‹ Hemisphäre? – und über den Bereich, wo Muslime herrschen, zu verteilen (Tabelle 1). Und was die Wirtschaft etwa des spanisch-arabischen Emirats von Granada betrifft (Tabelle 2), zeigen sich deutlich die typischen Merkmale eines ökonomisch-militärischen Komplexes, vor allem hinsichtlich der gleichmäßig über das Territorium verteilten Waffenproduktion (samt Rohstoffbeschaffung). Das ist doch einigermaßen auffällig. Indem wir diese Bemerkung so im Raume stehen lassen, beenden wir unseren Exkurs.

Die Schießpulverfrage war unser Ausgangspunkt, verweilen wir noch ein wenig bei ihr. Málaga, dessen arabischer Sohn Abd-Allah einst den chemischen Stoff Salpeter hinsichtlich einiger – hauptsächlich militärischer – Verwendungsmöglichkeiten analysiert hatte (nicht ohne Grund ist ›Alchemie‹ ein arabisches Lehnwort), dieses südspanische Málaga blieb auch unter den Katholischen Königen und deren erlauchten Nachfolgern aus dem Hause Habsburg eine der wichtigsten Produktionsstätten für Schießpulver. Málagas

Tabelle 1: Frühe Einsätze und Erwähnungen von Kanonen*

1317 <i>Alicante</i>	Südspanien: Einsatz als Belagerungswaffe, erster Einsatz in Europa
1324 <i>Hués-car</i>	Emirat von Granada: Einsatz als Belagerungswaffe
1326 <i>Florenz</i>	Erwähnung
1327 <i>England</i>	Erwähnung
1332 <i>China</i>	Erwähnung
1342/43 <i>Algeciras</i>	Emirat von Granada: Verteidigungswaffe im Festungsbereich
1346 <i>Crécy</i>	Nordfrankreich/Flandern: Erster Einsatz in offener Feldschlacht
1366 <i>Kairo</i>	Mamlukensultanat: Feuergefecht Aufständischer am Nil
1368 <i>Navarra</i>	Erwähnung muslimischer Waffenspezialisten
1376 <i>Venedig</i>	Erwähnung einer Kanone namens »La Trivisana«
1389/90 <i>Damaskus</i>	Mamlukensultanat: Niederschlagung eines Aufstandes
1394 <i>Vega de Granada</i>	Emirat von Granada: Einsatz von Handfeuerwaffen in offener Feldschlacht
1396 <i>Nikopolis</i>	Osmanen auf dem Balkan: Einsatz im Festungsbereich
um 1400	Deutschland: Erwähnung eines Büchsenmeisters Walter von Arle
1410 <i>Antequera</i>	Südspanien: Erster Einsatz auf kastilischer Seite als Belagerungswaffe

*Einsätze auf arabischer bzw. muslimischer Seite sind dunkel unterlegt.

Pulvermühlen deckten einen Großteil des Schießpulverbedarfs in den neuen amerikanischen Kolonien.

Aber was die langen ozeanischen Transportwege (und erst recht das tropisch schwül-feuchte Klima am Bestimmungsort) an den Tag brachten, war eine ziemlich nachteilige Eigenschaft jenes unverzichtbaren Bestandteils der neuen »schlimmen Künste«: das Schießpulver entmischte sich. Und es verklumpte. In den spanischen Kolonien war die Unzuverlässigkeit der Pulversendungen aus Málaga beinahe sprichwörtlich.³³ Und was für die südspanische Pulverproduktion galt, traf auf die Pulvererzeugung ganz Europas zu: Schwarzpulver, in seiner ursprünglichen Produktform als so genanntes »Mehlpulver«, neigt dazu, sich bei transportbedingten Erschütterungen in seine drei Gemeingeteile Salpeter, Holzkohle und Schwefel zu entmischen. Wegen des Mangels an Luft zwischen den einzelnen Pulverteilchen brennt

Tabelle 2: Granadas Waffenindustrie*

Waffentechnologische Anforderungen	Handwerkliche oder industrielle Verfahren	Erzeugungsort (Region)
Waffenstahl	Schmiedeeisen im Damaszener Verfahren	Almería, Granada
Waffen-, Werkzeugproduktion	Kalt- und Warmschmieden, Assemblage, Massenproduktion	Láchar (Alpujarras), Granada (Albaicín)
Leder-, Sattlerwaren, Rüstungen	Kleinhandwerk, Manufakturwesen	Almería, Málaga
Kriegsschiffe	Werft- und Arsenalbetriebe (staatlich)	Málaga
Schießpulver	Pulvermühlen	Málaga
Gusseisen	Eisenhütten, Gießereien	Láchar (Alpujarras), Andarax (Almería)
Bronze, Bronzeguss	Gießereien, Quecksilberproduktion zur Abtönung der Bronze, Kupferbergbau (Kupfer, Blei, Zink, Zinkoxyd), Kupferschmiede- Techniken	Paterna (Almería) Sierras de Gádor (Almería) Salobreña (Granada) Almería

*Vgl. Cristóbal Torres Delgado: Noticias económicas y geohistoricas del antiguo reino Nazari de Granada. In: Cuadernos de estudios medievales (Band II). Granada 1974–75, 322ff.

es auch nur langsam ab. Was aber den Endverbraucher am meisten geärgert haben dürfte an diesem »Mehlpulver« – dass es stark hygroskopisch, also wasserziehend ist.³⁴

Neue Produkte bringen neue Probleme, Probleme rufen nach Problemlösungen – voilà der europäische Weg, auch »Rüstungsspirale« genannt. Wobei diesfalls die klimatisch benachteiligten Zonen (wo das Feuchtigkeitsproblem sozusagen endemisch ist) die Nase vorn hatten – also etwa Mitteleuropa und der Alpenraum mit seinen protoindustriellen Handwerks- und Verarbeitungsbetrieben, Stichwort »Nürnberger Witz«. »Um 1420 gelang es zum ersten Mal, das Pulver zu »körnen«. Der Salpeter löste sich durch Feuchtigkeit und bildete so eine optimale Bindung zwischen den übrigen Bestandteilen des Mehlpulvers. Zerschlug man einen derart zusammengebackenen Pulverkuchen wenn er trocken war, so stellte man fest, dass aus dem Mehlpulver eine Anzahl kleinerer und größerer unregelmäßiger Körner geworden war, die nach dem Entzünden erheblich

heftiger verbrannten, weil die Flamme durch die Zwischenräume der Körner mehr Sauerstoff erhielt.«³⁵

Die ersten Pulverstampfmühlen, so genannt nach den Stampfbalken, mit denen die Pulverklumpen zu Körnern zerkleinert wurden, besaß der Deutsche Orden. Sie lagen in Elbing und Neuenteich, wo es schon früher Ölmühlen gegeben hatte. Die neuen Mühlen waren ziemlich leistungsfähig – im Jahre 1409 etwa ließ der Orden in knapp sieben Wochen 300 Zentner Pulver dort herstellen. In Nürnberg besaßen um 1400 die Kaufleute Behaim eine Pulvermühle. 1421 wird die Produktion gekörnten Schießpulvers in Görlitz und Hildesheim aufgenommen.³⁶ Dass sich die Technologien der Schießpulvererzeugung so rasch – und so flächendeckend – verbreiten, hat natürlich viel damit zu tun, dass das Mühlenwesen seit der Spätantike enorme Fortschritte gemacht hat. Darin ist (um noch einmal den Blick nach Süden, genauer Südwesten zu richten) auch die arabisch-muslimische Welt mit eingebunden. Freilich wieder nur ihr europäischer Teil. Nirgendwo in der Welt des Islam gibt es so viele technisch hochwertige Wassermühlen wie in Südspanien, im spätmittelalterlichen Emirat von Granada.³⁷

Technologieschübe und Wirtschaftsboom

Die Entwicklung der Schießpulverindustrie im Spätmittelalter, in der frühen Neuzeit, zeigt aber neben der Qualitätsverbesserung einen weiteren säkularen Trend – die kontinuierliche Steigerung der erzeugten Mengen. Es waren »mechanische Konstruktionen entwickelt worden, die nicht nur eine Arbeitsentlastung bedeuteten, sondern auch die Herstellung größerer Mengen gekörnten Pulvers erlaubten. Das gelang durch die Übertragung des Antriebs auf bis zu 8 gleichzeitig arbeitende Stampfbalken. In italienischen Büchsenmeisterbüchern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts finden sich mechanische Pulverstampfen, die von Göpeln angetrieben worden sind. Wo immer es möglich war, nutzte man auch die Wasserkraft.«³⁸ Was um die Mitte des 16. Jahrhunderts in spektakulärer Evidenz vor uns erscheint – der technologische Progress in voller Entfaltung –, hat in den Jahrhunderten davor seine eigentlichen Wurzeln. Der wirtschaftliche Aufschwung im (späten) Hochmittelalter, der – wie krisenhaft und fragmentiert auch immer – im Spätmittelalter seinen Fortgang nimmt, hat auch das Fundament gelegt für die erste und zweite Phase der militärischen Revolution.

Erinnern wir uns an Bourbons Eloge auf das Eisen. Der Mann wusste, wovon er sprach. Als Sohn eines Hüttenwerksbesitzers war er unmittelbarer Nutznießer eines Prozesses, den der Fachmann so beschreibt: »Die europäi-

sche Jahreserzeugung am Ausgang des Mittelalters wird auf rund 60.000 t geschätzt. Fortschritte der Hüttentechnik trugen zu dieser Steigerung bei. In einfachen Schachtofen ließ sich als Tagesproduktion ein Eisenklumpen, genannt *bloma*, *massa*, *luppa* oder *gouse*, erschmelzen. Sein Gewicht sollte beispielsweise in der Steiermark in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf das Zweieinhalbfache anwachsen und zu Beginn des 15. Jahrhunderts noch einmal zunehmen. Der Übergang von den älteren, auf der Höhe gelegenen Öfen zu neuen, das Wasserrad für den Balgbetrieb nutzenden Stuck- oder Stücköfen im Tal sowie die zunehmende Mechanisierung und Spezialisierung der Hämmer waren die Ursachen.«³⁹

Mechanisierung, Spezialisierung – eine Art Vorläuferschaft der Industriel-
len Revolution? Man soll nicht übertreiben mit den Anleihen, die man nimmt. Aber so viel steht immerhin fest: Das Spätmittelalter hat die neuen technischen Verfahren – und es hat die dazu gehörigen Spezialisten hervorgebracht. Denn es hatte einen ständig größer werdenden Hunger nach Waren aller Art zu stillen – Waren des täglichen Gebrauchs und ›Waren‹ einer nicht so nachhaltigen Ökonomie, Waren, die sich auf den expandierenden Märkten des Krieges losschlagen ließen. Konkret war es der Eisenguss, der eine revolutionäre Neuerung im Hüttenwesen zu seiner Voraussetzung hatte, das so genannte ›indirekte Verfahren‹. In diesem Prozess der Metallschmelze hatte die Reduktion der Erze nicht mehr Roh- und Schmiedeeisen zum Ziel sondern flüssiges Roheisen.

Genau da setzt die militärische Nachfrage an: »Das indirekte Verfahren findet sich auch bei dem im späten 14. Jahrhundert nachweisbaren Eisenguß. Als Vorbild diente natürlich der Bronzeguß, der im Mittelalter vornehmlich beim Glockenguß Verwendung fand. In einem Empfehlungsschreiben für einen Frankfurter Büchsenmeister von 1390 heißt es: ›Item er kan klein hant bussen [kleine Handbüchsen] und andere bussen uz isen gyessen.‹ Somit kam der Eisenguß zunächst wohl für Einzelteile von Handfeuerwaffen, für Luntenschloßgewehre oder Arkebusen sowie für Lotbüchsen auf.«⁴⁰ Was an den komplexen Verfahren des Eisen-, besonders aber Bronzegusses so wichtig ist: dass er zugleich mit einer ständig wachsenden Zahl an Spezialisten Verbreitung fand. Spezialisten, die allein die hohe Qualität garantieren konnten, wie sie sich eine militärisch orientierte Kundschaft vom Produkt erwartete.

An dieser Stelle scheint es angebracht, innezuhalten. Was hatte sich verändert und in welchem Ausmaß war dies geschehen, als die Schlachtfelder Europas immer mehr zu Experimentierfeldern für neue Künste des Krieges wurden, ›schlimme‹ Künste, wie viele sie nannten? Man muss sich die Bewegung in ihrer Gesamtheit vergegenwärtigen. Beim Übergang vom Mit-

telalter zur frühen Neuzeit handelt es sich nämlich um einen Prozess, »der durch die gleichzeitige Existenz von Altem und Neuem geprägt war«, letztlich aber jenen Kräften zum Durchbruch verhalf, die »mit ihrer technischen, militärischen, wirtschaftlichen und politischen Dynamik für fast ein halbes Jahrtausend die weitere Entwicklung (prägten) und [...] die übrige Welt (zwangen), sich mit diesen Impulsen auseinanderzusetzen«.⁴¹ Was damit – in zugegebenermaßen plakativer Form – gemeint ist: das Aufkommen der so genannten »europäischen Moderne«.

Die ganze Periode des Überganges steht unter dem Leitmotiv der Technik. Und diese, nämlich ihre sprunghafte Entwicklung, steht unter dem Leitmotiv der Ökonomie. Im Wechselspiel der Krisen und Aufschwünge behält sozusagen der Aufschwung das letzte Wort. So werden auch noch Krisen zu Motoren des Fortschritts, wie an einem ganz zentralen Bereich der Ökonomie verblüffend gut gezeigt werden kann, einem Bereich an der Schnittstelle von Machtpolitik und technisch-wissenschaftlicher Entwicklung – dem Bergbau. Das 15. Jahrhundert ist je nach Blickwinkel ein Jahrhundert der Schwierigkeiten oder des Aufschwungs. Den Part des Stockens spielt dabei die berühmt-berüchtigte Münzmetallkrise im Mittelmeerraum, die aber eine genaue Widerspiegelung des enormen Aufschwungs in der Warenproduktion ist, der ja den unersättlichen Hunger nach Münzmetall erst erzeugt hat – verschärft durch das politische Phänomen der portugiesischen Eroberungen wichtiger Endpunkte des transsaharischen Goldhandels (1415 Eroberung Ceutas; seit 1419 unter Heinrich dem Seefahrer erste Expeditionsfahrten nach Westafrika). Zweitens bedeutet das 15. Jahrhundert ein großes Aufholen der »nördlichen« Länder, der Länder Zentral- und Osteuropas, weil sie die passende Antwort auf die mediterrane Münzmetallkrise haben – ein boomendes Bergwerkswesen.

Profiteure der Münzmetallkrise sind die Alpenländer – Bayern, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Trient; und die zentral- und osteuropäischen Erzgebiete in Sachsen, in Böhmen, in Ungarn oder Siebenbürgen. Überall in diesen Gebieten sieht man »sowohl eine Reform der bergmännischen Arbeitsorganisation als auch einen breiten technischen Innovationsschub«.⁴² Um zu verstehen, wie hier im Herzen der Ökonomie das künftige Potenzial einer militärischen Revolution heranwächst (weil diese ja weitgehend auch eine technische Revolution ist), braucht man nur die Neuerungen im Bergbau unter die Lupe nehmen. Sie lassen sich prinzipiell als die Tendenz beschreiben, den Menschen (den Faktor menschliche Arbeitskraft) durch Maschinen zu ersetzen, wobei wir »Maschine« jetzt unter dem Aspekt der größtmöglichen Abstraktion betrachten wollen – als systemisches Zusammenspiel von rational erfassbaren und erfassten Gesetzmäßigkeiten

mit praktisch erprobten oder zu erprobenden Verhaltensweisen (›Versuch- und-Irrtum‹). Besonders wichtig dabei – die zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber traditionellen Rahmenbedingungen, seien diese nun sozialer oder politischer Natur.

Sehen wir einmal davon ab, dass es einen direkten Einfluss auf militärische Verhaltensweisen geben kann und gibt – bekanntestes Beispiel ist die eins-zu-eins-Übertragung von Erfahrungen aus dem Bergbau auf das Belagerungswesen (Stichwort ›der Knappe als Mineur‹). Von wahrscheinlich noch größerer Bedeutung ist der intellektuelle und verhaltensmäßige Paradigmenwechsel, der sich in den Veränderungen ganzer Berufssparten und ganzer technisch-ökonomischer Bereiche widerspiegelt. Wenn er sich nicht überhaupt erst durch diese Veränderungen eingestellt hat.

Die ›Kriegsmaschine‹ *par excellence*, die neue Feuerwaffe, eignet sich wie kaum ein anderes Phänomen dafür, Erkenntnisse aus dem Feld der Wirtschaft auf das ›Feld der Ehre‹ zu übertragen – besser gesagt (denn diese Formulierung entspricht den brutalen Tatsachen), auf das Schlachtfeld. Wenn für den großen Bereich des Montanwesens, aber auch der Metallverarbeitung gesagt werden kann, dass sich »als besonders charakteristische Innovationen [...] nach heutiger Beurteilung die häufigen Kombinationen von Arbeitsmaschinen zur Energieumwandlung« darstellen,⁴³ dann haben wir damit zugleich jenes Modell beschrieben, wonach es praktisch möglich ist, Verbrennungsvorgänge in kinetische Energie zu verwandeln (der Grundgedanke der Feuerwaffe). Was aber das soziale Moment betrifft – die mit den neuen technischen Waffen einher gehende ›Vermassung‹, sprich Disziplinierung des Kriegers, so hat auch dieser Trend sein ziviles, sein ökonomisches Gegenstück. Schon im frühen 15. Jahrhundert tauchen arbeitsorganisatorische Formen auf, die man als quasi-militärische Disziplinierung der Bergleute bezeichnen könnte – das Direktionssystem. Dieses »machte aus den Häuern als hochgradigen bergmännischen Spezialisten im Status von Unternehmer-Arbeitern reine Lohnarbeiter [...], während die Unternehmensführung [...] allein durch Beamte des Landesherrn ausgeübt wurde.«⁴⁴

Sieht man, welche Schere sich da auftut? Durchaus vergleichbar mit dem Schicksal, das dem Ritter-Krieger blüht (jenem Manne, der noch ein letztes Mal alle Funktionen des Kämpfens in einer, nämlich seiner Hand vereinigt, bevor er sich durch den ›gemeinen Soldaten‹ ersetzt sieht), wird im Bergbau, in der Industrie der ›Allrounder‹ (das, was oben mit der Bezeichnung ›hochgradiger bergmännischer Spezialist‹ gemeint war) durch den ungelernten Arbeiter – das leere Subjekt in der Sprache der Logik – ersetzt. Aber auch diese Münze hat zwei Seiten. Aus der Abschaffung des ›Alleskönners‹ und ›Spezialisten‹, der auf seinem Gebiet sein eigener Herr war, resultieren zwei getrennte

Entwicklungslinien. Die eine geht in Richtung leeres Subjekt, Richtung blindes Vollzugsorgan einer zunehmend stupiden Praxis, die andere aber zum ›Wissenden‹, der vermittelt seines Wissens zum Befehlen auserkoren ist. Langer Rede kurzer Sinn: wo die zivile Ökonomie als neuen Typus den Ingenieur erfindet, erfindet sich die Ökonomie des Krieges den Offizier.

Erst einmal setzt die Übergangszeit aber viele Kräfte frei, bevor sie sie neu bindet. Bevor sich der ›Allrounder‹ zum Lohnsklaven machen lässt, durchläuft er alle Stadien des freien Handwerkers, des Könners seines Fachs. Jeder Innovationsschub kreiert neue Produkte, neue Waren, und diese neuen Produkte und Waren wollen richtig präsentiert, fachmännisch betreut und propagiert sein. So kann man folgende Reihe aufstellen: Mit den wandernden Produkten und Materialien – Ergebnissen eines auf Massengüterverkehr basierenden Fernhandels – wandern in spezifischer Weise auch deren Produzenten mit: nämlich insofern, als sie die Produkte auch weiterhin ›betreuen‹, zum Beispiel als Geschützmeister die zuvor eigenhändig und fachmännisch gegossene Kanone. Mit den wandernden Experten wandert somit auch das Wissen.

Ein treffliches Beispiel, wie Wissen ›wandert‹ (nämlich zugleich mit der dieses Wissen inkorporiert habenden Ware), liefert – man ahnt es bereits – der internationale Waffenhandel. Und zwar in einer Form, die sich über ein linguistisches Indiz noch heute nachweisen lässt. Es geht um Venedig.

Bekanntlich ist die Lagunenstadt ja immer vorne mit dabei, wenn es darum geht, dem Feind verbotene Lieferungen zukommen zu lassen. Seit dem Hochmittelalter hat die Serenissima unermüdlich dafür gesorgt, dass der Strom kriegswichtiger Rohmaterialien (allen voran natürlich Schiffbauholz) und Endprodukte (vor allem Waffen) aus dem Abendland Richtung Orient, zum ideologischen Erbfeind also, nicht versiegt. Da taucht im 14. Jahrhundert ein neuer Waffentyp in den Händen der Muslime auf, eine kleine Feldkanone mit auswechselbarem Pulvermagazin. Man kennt die Waffe unter der Bezeichnung *ribaudiquin* (altfranzösisch) bzw. *ribadoquin* (spanisch).⁴⁵ Was jedoch einige Schwierigkeit bereitet – zu sagen, woher diese frühesten Vertreter der Feldartillerie tatsächlich stammen. Dies halbwegs genau anzugeben, fiel in der Tat schwer, wäre da nicht unser Hinweis sprachlicher Natur. Denn eine früh bezeugte arabische Bezeichnung (in welcher man mit einiger Phantasie die Termini *ribaudiquin*, *ribadoquin* erkennen mag) lautete *al-bunduqiya*. Und da wird es spannend. Denn die Nomenklatur ist verräterisch. *Bunduqiya* (pl. *banâdiq*) heißt auch heute noch, im modernen Arabisch, die Feuerwaffe, das Gewehr. *Bunduqiya* bedeutet aber auch bis heute – und das ist zugleich des Rätsels Auflösung – »venezianisch«, »aus Venedig stammend«. *Quod erat demonstrandum*.

So viel zum Thema ›wandernde Ware = wanderndes Wissen‹. So viel zum Thema ›internationaler Waffenhandel‹ ...

Strukturwandel im Kriegswesen

In der Einleitung zu seinem Buch ›*Die militärische Revolution*‹ beschreibt Geoffrey Parker, wie der Erfinder des Begriffs ›militärische Revolution‹, Michael Roberts, »in einer phantastischen Antrittsvorlesung [...] das Phänomen erstmals untersucht und ihm den Namen gegeben (hat). [...] Vier Veränderungen in der Kunst der Kriegsführung [...] hob Roberts als entscheidend hervor. Zuerst kam eine ›Revolution der Taktik‹: Lanze und Pike wurden durch Pfeil und Muskete ersetzt, und die feudalen Ritter fielen vor der Feuerkraft der massierten Bogenschützen oder Kanoniere. Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung nahm die Größe der Armeen in ganz Europa zu [...], und die Strategien für den Einsatz dieser größeren Armeen wurden ambitionierter und komplexer. Viertens schließlich führte diese militärische Revolution dazu, dass sich die Auswirkungen des Krieges auf die Gesellschaft in dramatischer Weise verschärften.«⁴⁶

Allerdings wollen sowohl Roberts als auch dessen Schüler Parker die Epoche, in der sich besagte ›Revolution‹ ereignet haben soll, auf das 16. und 17. Jahrhundert beschränkt wissen. Unberücksichtigt bleiben dabei die radikalen Veränderungen, wie sie schon mit den Vernichtungsschlachten des 14. und 15. Jahrhunderts in Erscheinung traten, als eine unorthodoxe Militärideologie, die im Wesentlichen auf eine ›modern‹ bewaffnete Infanterie statt auf Kavallerie setzte, reihenweise die besten Ritterheere ihrer Zeit deklassierte. So erscheint eine ganze ›Achsenzeit‹ – mit diesem Begriff lassen sich die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts hinsichtlich ihrer militärischen Bedeutung gut charakterisieren – in ihrer revolutionären Bedeutung übergangen (Tabelle 3). Ohne die formative Phase der neuen Feldarmee im Spätmittelalter, als es erstmals zur bewussten Aufwertung des Fußsoldaten und der Fernwaffe kam (vom *Longbow* beziehungsweise der Armbrust bis zur modernen Fernwaffe schlechthin, der Feuerwaffe), bleibt aber deren spätere Entwicklung in der frühen Neuzeit, ab dem 16. Jahrhundert, unverständlich.

Schon über diese frühesten Stufen der militärischen Revolution kann ohne Übertreibung gesagt werden, dass sie gekennzeichnet sind »durch vielfältige innovatorische Schritte mit ihren Wirkungen im Hinblick auf Taktik, Gliederungsstrukturen und Verfassungen der Streitkräfte in Europa.«⁴⁷ Wobei das, um es so zu nennen, ›Leitfossil‹ jener Entwicklung, die Feuerwaffe,

Tabelle 3: Die ›militärische Achsenzeit‹ des Spätmittelalters.
Formative Phase der militärischen Revolution – die ersten drei Jahrzehnte

1302 <i>Kortrijk</i>	Flämische Bürgermilizen vernichten französisches Ritterheer
1315 <i>Morgarten</i>	Schweizer Bauernhaufen vernichten habsburgisches Ritterheer
1319 <i>Elvira (Granada)</i>	Spanisch-arabische Infanterie vernichtet kastilisches Ritterheer
1324 <i>Huésca (Andalusien)</i>	Araber setzen erstmals eine Kanone zu Belagerungszwecken ein
1332 <i>Dupplin Moor</i>	Infanterie: Englische <i>Longbow-Archers</i> gegen Schotten
1333 <i>Halidon Hill</i>	Infanterie: Englische <i>Longbow-Archers</i> gegen Schotten
1346 <i>Crécy</i>	Infanterie: Englische <i>Longbow-Archers</i> gegen französische Ritter

ebenfalls schon in den frühesten Phasen der militärischen Revolution auftritt. Und das nicht zufällig sondern gemäß einer ›Umwertung der Werte‹. Diese Umwertung besagte, dass die ›ritterliche Fairness‹ auf den Schlachtfeldern nichts mehr galt, nichts mehr gelten sollte. In Wirklichkeit entsprang der ritterliche Nahkampf Mann gegen Mann ohnehin nicht irgendeinem gleichsam angeborenen ›Ehrgefühl‹ sondern einer klassenspezifischen, als solcher natürlich stark kodifizierten Regelmäßigkeit, einem sozialen und politischen ›Comment‹. Er war, wenn man so will, rückgekoppelt an das Selbstwertgefühl einer internationalen herrschenden Klasse, deren Ausdrucksform und wichtigstes symbolisches Kapital er darstellte. Kann man sagen, dass die neuen, aus ›ungehörigen Regelverstößen‹ bestehenden Taktiken auf dem Schlachtfeld – natürlich nicht nur, aber auch – eine unterschwellige Form des Klassenkampfes, eine subtile Rache ›derer von unten‹, der *Menudos* (spanisch ›die Minderen‹) dargestellt haben? Vielleicht.

Leitfossil Feuerwaffe – »Ohne Zweifel hatte die durch Aufkommen und fortschreitende Vervollkommenung der Feuerwaffen geprägte technische Entwicklung die langfristig am weitesten reichenden Folgen für das gesamte Kriegswesen.«⁴⁸ Was aber nicht genug betont werden kann: Auch die Feuerwaffe ist nichts ohne die dazu gehörige – nein, die ihr voraus eilende – ›neue taktische Denkungsart‹, sie wäre wohl gar nicht entstanden ohne den Gedanken einer ›plebejerhaften‹ Massierung von mit Fernwaffen ausgerüstetem Fußvolk. Wobei diese weit tragende Bewehrung des einfachen

Fußsoldaten insofern »unfair« ist, als sie nicht nach dem Prinzip der Ehre funktioniert (persönlicher Mut, Tapferkeit angesichts des greifbaren Feindes) sondern nach dem Prinzip der Effizienz (»töten ohne selbst getötet zu werden«). Man kann es auch abstrakter formulieren – angesagt ist das Ersetzen des Faktors »Mensch« durch die Maschine.

Wobei »Maschine« auch schon heißen kann, den Faktor Mensch (das heißt, seinen Einzelwillen, seinen Stolz etc.) einer übergeordneten Taktik zu unterwerfen, ihn – den Einzelnen – unter ein Schlachtfeld-Kalkül zu subsumieren, was nichts anderes heißt, als dass das Individuum zum Subjekt gemacht wird. Dass sich geborene Ritter dafür weniger gut eignen als geborene Bürger, Bauern, Knechte, Landstreicher und andere *Menudos*, liegt auf der Hand. Bedenkend, wie schnell diese Erkenntnis von einer rational-zweckgeleiteten, in Feldherrnmanier agierenden Obrigkeit umgesetzt werden wird (bekanntestes Beispiel – die englischen Könige im Hundertjährigen Krieg), wird man die »Plebejisierung« des Krieges nicht mehr nur von unten sondern ebenso sehr von oben lesen müssen. So zeigt das Beispiel der englischen »Langbogner« gleich auch ein wichtiges Strukturmerkmal der militärischen Revolution: wie nämlich die fortschrittliche Technik, mit dem Prinzip der Massenhaftigkeit zusammengeführt, einen neuen »disziplinären Typus« erzeugt.

Die walisischen Bogenschützen hatten zwar die großartige Technik, den Langbogen. Was sie nicht hatten, war das taktische Verständnis für die militärische Potenz, die jener Waffe innewohnt, wenn man sie nicht »für sich« sondern »an und für sich«, im Systemzusammenhang begreift. Erst im System wird das Gerät zur Maschine. Nur als zusammengesetzter Prozess wird das Bogenschießen zum technischen Ereignis. Edward I. (1239–1307) »faßte [...] seine Bogner zu geschlossenen Formationen zusammen und ließ sie als eigenständige taktische Körper das Salvenschießen üben.«⁴⁹

Der *Longbow* führt aber auch noch in anderer Hinsicht »logisch« zum späteren »Feuerrohr«. So wie dieses ist auch er als Einzelstück – unhandlich! Es ist die Primitivität des Geräts, die mit Notwendigkeit zu dessen Integration ins »machinale« System führt – die Geburt des taktischen Grundsatzes der »Formation«. Dasselbe gilt für die Spießerhaufen: der einzelne Spießträger ist wegen der Unhandlichkeit seiner Waffe und der eigenen, persönlichen Schutzlosigkeit – er besitzt nicht einmal einen Schild – auf das disziplinierte Zusammenwirken seiner Kameraden nach einem höheren Plan angewiesen; ähnlich ist es mit den Armbrustschützen, ja überhaupt mit der Infanterie: der Fußsoldat als Hauptdarsteller im blutigen Schauspiel benötigt eine neuartige Regie – die erst jetzt entstehende Feldherrenkunst – und im Rahmen dessen den Einsatz eines neuen Typs von Kavallerie, die ihm Flankenschutz

gewährt – die Leichte Reiterei. Soviel zur logischen Verwandtschaft von Longbow-Formation, Spießerrhaufen, Armbrust-Infanteristen und – später dann – Arkebusier- beziehungsweise Musketierformationen.

All diese Waffengattungen eint, dass unter ihrer Ägide die ›Kriegsmaschine‹ nicht mehr (wie zu Ritterzeiten) identisch ist mit dem einzelnen Krieger. Vielmehr lässt sich die vorerst noch als ›Unhandlichkeit‹ getarnte neue technische Überlegenheit (die Durchschlagskraft des *Longbow*, die leichte Bedienbarkeit der Armbrust, die stupende ›Brutalität‹ des Feuerrohres) nur im diszipliniert-massenhaften Einsatz ausspielen. Anders gesagt: Der Nachteil, dass die neuen Technologien mit dem Makel der Unhandlichkeit, Unzuverlässigkeit, ja Primitivität behaftet scheinen, führt zum entscheidenden Vorteil, dass sie einer neuen Arbeitsteilung zwischen Befehlenden und Gehorchenden, Planenden und Ausführenden auf dem Schlachtfeld bedürfen, mithin einer ›Regie‹ durch den Feldherrn. Sowie einer Militärwissenschaft, die diese ihre Bezeichnung erst jetzt wirklich verdient.

Dies Wechselspiel von Unvereinbarkeiten, wo sich Richtigkeit und Effizienz eines Prinzips erst auf der jeweils nächsthöheren logischen Ebene entfalten, ist zugleich Entwicklungsprozess, in welchem sich *only the fittest* durchsetzt. Nehmen wir zum Beispiel den Konkurrenzkampf *Longbow* versus Armbrust. Nur scheinbar (man denke etwa an die Schlacht von Crécy) war der englische Langbogen der Armbrust überlegen (wegen seiner größeren Reichweite, höheren Feuergeschwindigkeit). *In the long run* aber, nämlich als Handfeuerwaffe, wird sich bald das ›Prinzip Armbrust‹ durchgesetzt haben (Tabelle 4).

Die ›technischere‹ Waffe zeichnet die Entwicklung vor. Derselbe Typus ›Soldat‹ bedient eine immer perfektere, technisch-taktisch immer vielseitiger eingesetzte Armbrust *und* die ersten pyrotechnischen Formen der Kriegsmaschinerie. So zeigt etwa die spätmittelalterliche Abbildung (aquarellierte Federzeichnung in einem um 1470 entstandenen ›Feuerwerkbuch‹) anschaulich den Beschuss einer Befestigung durch Armbrüste mit Brandbolzen – und daneben ›in schöner Eintracht‹ eine Karrenbüchse beim Verschießen von Brandkugeln.⁵⁰

Was für den Wettbewerb ›Archer versus Armbruster‹ galt, bewahrheitet sich auch für den Ausscheidungskampf ›Armbruster versus Feuerwerker‹ – die technisch elaboriertere Waffe bestimmt die Entwicklung. ›Technisch elaboriert‹ heißt aber gerade nicht ›kompliziert‹, im Gegenteil. Ein Vorgang, der zuerst immer komplexer wurde, mit immer mehr begleitenden Maßnahmen einherging, wie etwa der Einsatz immer gigantischer werdender Riesen-Armbrüste, sogenannter ›Wallarmbrüste‹, musste zwangsläufig in einer Sackgasse enden. Aus dieser Sackgasse kann nur die technisch

Tabelle 4: Longbow versus Armbrust.
Zwei Fernwaffen im funktionalen Vergleich

Taktische Vorteile	Taktische Nachteile
<i>Longbow</i> : Große Reichweite, hohe Schussfolge	<i>Armbrust</i> : Geringe Reichweite, niedrigere Schussfolge
<i>Armbrust</i> : Zum Spannen wenig Kraft erforderlich	<i>Longbow</i> : Zum Spannen viel Kraft erforderlich (36 – 50 Kilopond pro Pfeil)
<i>Armbrust</i> : Wenig (bis keine) spezielle Ausbildung des Schützen erforderlich; der Schütze muss über keine besonderen körperlichen Fähigkeiten verfügen	<i>Longbow</i> : Spezialistentum! Langjährige Ausbildung erforderlich; Training unabdingbar; körperlich leistungsfähige Schützen erforderlich (hoher Kraftaufwand)
<i>Armbrust</i> : Schlechthin ›die‹ bürgerliche Waffe (städtischer Waffentyp)	<i>Longbow</i> : Als Waffentyp immer noch ›feudal‹ (ländlicher Waffentyp)
<i>Armbrust</i> : Sozialhistorisch – technologischer ›Zukunftstyp‹	<i>Longbow</i> : Sozialhistorisch – technologisches ›Auslaufmodell‹

versierte Lösung herausführen, die dann aber nicht mehr Fortsetzung sondern kompletter Neuansatz heißt. Die Wallarmbrust, ein bis zu vier Meter langer Bogen, schwenkbar auf einem Dreibein montiert, hatte zwar eine wirkungsvolle Reichweite von 400 Metern. »Für die Vorbereitung zum Schuss benötigte man allerdings einen Spannbock.«⁵¹

Dagegen die Feuerwaffe: Sie vereinigt wieder alle Manipulationsschritte in einer einzigen, ›simplen‹ Konstruktion. Sowohl das aufwändige ›Spannen‹ als auch der ›Abschuss‹ des Projektils geschehen *uno actu*, als der eine, geniale Vorgang, zu dem es nur etwas Schießpulver braucht – oder anders gesagt, einen chemisch-physikalischen Umwandlungsvorgang von Energie. Als ob das ›Archer-Prinzip‹ wiedergekehrt wäre. So wie ein einzelner Bogenschütze mit der Kraft seiner Arme und der angelernten, antrainierten Stärke seiner Nerven in einem einzigen Akt die aufgestaute Energie der Bogensehne in kinetische Energie verwandelt, wird das komplizierte, weil große Bedienungsmannschaften benötigende Prinzip namens ›Riesen-Armbrust‹ durch die elegante, weil endlich wieder mit einem einzigen Bewegungsmechanismus (›Feuer an die Lunte legen‹) ihr Auslangen findende chemisch-physikalische Methode ersetzt. Jawohl. Genau so passiert technologischer Fortschritt: auf paradoxe Weise.

Exkurs: Erfinder, Experten – und Schwarzkünstler

»Technologischer Fortschritt passiert auf paradoxe Weise.« Der Satz hat sich weitere Erklärungen verdient. Etwa den Hinweis auf die Trennung von »Kriegsingenieur« und »Soldaten«, oder, wenn man es auf der Ebene des Objekts darstellen möchte – eine Trennung von Kunstfertigkeit im Erfinden und der späteren praktischen Verwendung des Erfundenen. Der Handwerker-Ingenieur, der die technisch-taktische Verwendungsmöglichkeit »erfindet« und »weiterentwickelt«, spricht: neue Technologien »in den Krieg einführt«, kann ein anderer sein als derjenige, der die Dinge auf dem Schlachtfeld umsetzt, der Soldat. Das ist durch und durch »bürgerlich« (oder pragmatisch) gedacht, führt es ja zu einer »besseren« (schlaueren) Verwendung von Humanressourcen. Böse und zynisch formuliert: Der »wertvollere Teil« – der Techniker, Handwerker, Ingenieur ... – kann vom »Massenerzeugnis« Soldat getrennt gehalten, somit »geschont« werden. Erfindung des Feldherrnhügels? Ja, auch dieses.

Mit der Trennung von zu schonenden und zu opfernden Teilen der Militär-Maschinerie geht einher die Tendenz, »technische« Truppenteile immer besser zu warten, das heißt zu schützen. Was wiederum zur weiteren Beschleunigung der Technik-Spirale führt ... ein Rückkopplungsprozess *ad infinitum*.

Am Beispiel der arabischen Schießpulver-»Chemie« – das heißt natürlich »Alchemie« – ist ja schon hinreichend klar geworden, wie durchlässig die Membran zwischen allgemeiner, sozusagen ungerichtet-»ziviler« technischer Neugier und der eigentlichen militärischen Anwendung theoretischer Erkenntnisse sein konnte. Das Beispiel anderer naturwissenschaftlicher Bereiche, etwa jener, die man heute unter dem Label der »Physik« zusammenfassen würde, ist da schon nicht mehr so *self-evident*. Technische Intelligenz am Ende des Mittelalters hatte viele Kanäle, um in den militärischen Bereich hinein zu diffundieren, wobei es freilich am ehesten zu Überschneidungen mit den ökonomischen Feldern Bergbau und Metallurgie gekommen sein dürfte.

Alchemie – Technik ... dieses Paar ist so ungleich nicht, wie es dem heutigen Aufgeklärten erscheinen mag. Genau so wenig wie die »wissenschaftlichen« Zwillinge Astrologie – Astronomie am Ende des Mittelalters und bis weit in die frühe Neuzeit hinein einen Gegensatz bilden, lässt sich zwischen Alchemie und den Frühformen der technischen Intelligenz ein sauberer Trennungsstrich ziehen. Im Gegenteil, bei näherem Hinschauen bemerkt man die gleiche, Beiden zugrunde liegende Rationalität. Somit heißt das Gegensatzpaar in Wirklichkeit ganz anders – nämlich hier ein (wie immer magisch verbrämtes) »Wissen« (Wissenwollen), dort die zunehmend »unglaublicher« werdenden

Aussagen der traditionellen Heiligen Bücher. Heilige Bücher werden durch profane ersetzt, eine erste Welle naturwissenschaftlicher Literatur – inklusive astrologisch-magischer Anweisungen und praktischer Unterweisungen in technischer, auch militärtechnischer Hinsicht! – überschwemmt die Lesestuben der Gebildeten. Exakt diese ›profane‹ Lesekost bildet das *missing link* zwischen dem immer noch ein wenig phantasmagorischen Weltbild und einer eng an ökonomischen Wirklichkeiten und Verwertbarkeiten orientierten Handwerker- und Experten-Praxis.

Von Handwerkern und Experten gehen die Impulse aus, die dann vermittels einer ›Fachbuchschriftstellerei‹ popularisiert werden. »Betrachtet man nur überblickhaft den Arbeitsprozess im Montanbereich [...], dann würde allein die technische Beschreibung aller Verbesserungen, die zwischen der Mitte des 15. und der des 16. Jahrhunderts erfolgt sind, ein umfangreiches Kompendium füllen. Solche Kompendien [...] haben schnell weite Verbreitung gefunden. Es waren in der Regel aus der praktischen Erfahrung heraus von bergmännischen Fachleuten geschriebene Abhandlungen [...], häufig mit Anwendungsbeispielen für zivile und militärische Produkte versehen.«⁵² Ulrich Rülein von Calw (1465–1523), dessen ›Bergbüchlein‹ in Augsburg erschien; der Arzt, Apotheker, Mathematiker und Vermessungstechniker Georgius Agricola (1494–1555) mit seinen viel gelesenen Kompendien *Bergmannus* (von 1530) und *De re metallica* (von 1545); oder der Gießer und Büchsenmeister Vannoccio Biringuccio (1480–1537) aus Siena, dessen 10-bändige Enzyklopädie *De la pirotechnia* in Venedig herauskam – Autoren wie die drei Genannten »orientierten sich an der Praxis, und diese war damals weitgehend durch ein Nebeneinander von traditionellen und innovativen Methoden gekennzeichnet.«⁵³

Ob ›magisch‹ oder nicht – rationalistisch ist diese frühe ›Wissenschaft‹ allemal. Sie geht von der Grundvoraussetzung aus, dass logisch-stringentes Nachdenken (die theoretische Seite) und handwerklich gediegenes Ausprobieren (die praktische Seite) prinzipiell alle Dinge zwischen Himmel und Erde erfassen und, in letzter Instanz, für menschliche Zwecke nutzbar machen kann. Wobei solche ›Zwecke‹ nicht selten eine machtpolitische und/oder militärische Färbung annehmen. Wenn der Hofastrologe auf höchster politischer Ebene die Handlungsanweisung für den Fürsten erstellt, dann tut dies der Büchsenmeister auf dem banalen, wiewohl nicht selten mindestens ebenso schicksalhaften Schlachtfeld für den Feldherrn. Da etwa die Herstellung großer Kanonen, so genannter Mauerbrecher »ziemlich teuer und außerdem von den im späten Mittelalter nur wenig verbreiteten Kenntnissen einzelner Schmiede und Gießer abhängig (war)«, lag es nahe, dass sich diese Schmiede und Gießer zunehmend auf beides zugleich, Produktion

der Waffe und deren Handhabung, spezialisierten. Damit wurden sie aber zu Hütern einer der teuersten und aufwändigsten Kriegsmaschinen ihrer Zeit. »Probleme gab es weniger in der Produktion als vielmehr im Einsatz; denn die großen und mehrere Tonnen schweren Mauerbrecher ließen sich nur mit beträchtlichem Aufwand transportieren und erlaubten wegen des umständlichen und sehr zeitraubenden Ladevorgangs lediglich 2 bis 3 Schuß am Tag.«⁵⁴

Ob da immer alles mit rechten Dingen zuging, war der verunsicherten Zeitgenossenschaft bisweilen mehr als unklar. Schmied und Schwarzkünstler, das war oft Ein- und Dasselbe. Und nicht nur bei Hofe, auch im Felde pflegten sich die Grenzen zwischen Achtung und Ächtung schneller zu verwischen, als dem betroffenen Experten lieb sein konnte: »Noch im Jahr 1437 zwang man einen Büchsenmeister in Metz, der 3 erfolgreiche Schüsse an einem einzigen Tag abgefeuert hatte, ob des Verdachts auf Magie eine Pilgerfahrt nach Rom anzutreten.«⁵⁵

Mit den technischen Experten verhielt es sich wie mit den Alchemisten – zwischen Tüfteln und »Projektemachen« einerseits und andererseits der praktischen Anwendung lag oft das weite Feld des Zufalls. Und gelang einmal etwas wider Erwarten besonders gut, konnte wohl der Teufel nicht weit gewesen sein. So hatten sich etwa schon um 1410 Büchsenmeister Gedanken hinsichtlich einer besseren Beweglichkeit ihrer schweren Waffen gemacht. »Wenngleich sich die meisten der dabei entstandenen Entwürfe gar nicht konstruktiv umsetzen ließen, also Fiktion blieben, führte das Streben nach erhöhter Mobilität zu sehr praktikablen Lösungen in Gestalt der ersten »Karrenbüchsen«, die in ein festes Bockgestell montiert und auf zwei Wagenachsen gesetzt waren.«⁵⁶ Da war dann der Weg logisch vorgezeichnet zu immer praktikableren, im Felde immer besser einsetzbaren eisernen und bronzenen Todbringern. »Teuflisch« waren sie schon, diese Büchsenmacher und Schwarz(pulver)künstler; aber aus anderen Gründen als jenen, die ihnen die Zeitgenossenschaft unterstellte.

Gehen wir abschließend noch einmal zurück zu den scheinbar harmlosen, weil »zivilen« Ursachen. Die komplexen Verfahren des Eisen- und Bronzegusses haben es ja gezeigt: Nur einer ständig wachsenden Zahl von Spezialisten war es zu verdanken, dass sich eine vorzugsweise militärische Kundschaft mit Produkten der entsprechenden Qualität eindecken konnte. Das galt nicht nur für die Endstufen der Produktion sondern auch für die Phase der Rohstoffgewinnung – den Bergbau. Ein simpler Leitsatz für die ganze Epoche des Spätmittelalters könnte somit lauten: »Militärische Revolutionen ohne gleichzeitige Revolution des Montanwesens finden schlichtweg nicht statt«.

Man kann übrigens ein bekanntes Theorem der bürgerlichen Ökonomie – das Spiel von Angebot und Nachfrage – auch dafür verwenden, die Komplizenschaft des Rohstoff produzierenden mit dem Rohstoff vernichtenden Sektor zu illustrieren, was sich dann so liest: »Die Einführung der Bronzegeschütze bewirkte einen Mehrbedarf an Kupfer und Zinn. König Heinrich IV. von England warb deshalb 1402 im böhmischen Zinnbergbau von Graupen erfahrene Bergleute an, die den dortigen Stand der Technik nach Cornwall und Devon transferieren und damit die Produktion steigern sollten. Beim Geschützguss wurden anfänglich die Erfahrungen aus dem Glockenguss genutzt, wobei in beiden Fällen mehr Zinn in die Legierung gelangte als bei der gewöhnlichen Bronze. Die Gießer im Rüstungsbereich, die sich spätestens um 1400 nachweisen lassen, kannten wohl alle das Wachsschmelzverfahren als offenen oder fallenden Guss von oben. Hinsichtlich der Maßgenauigkeit entstanden keine Probleme, da es sich stets um Einzelstücke handelte, und die Munition aus Steinkugeln dem fertigen Rohr angepasst wurde.«⁵⁷

Das war, wohlgemerkt, aber erst die Vorstufe einer Entwicklung, welche sehr wohl zur unabwendbaren, weil logischen Endstufe drängte – zur Massenfertigung, sprich: Standardisierung des Endprodukts – mit einer weiteren Verschärfung des Ausleseprinzips hinsichtlich des Faktors Mensch. Im Klartext: der Experte der Materialbehandlung musste zum Experten der Materialprüfung mutieren, durfte nicht mehr bloß ›Handwerker‹ sein, musste ›Ingenieur‹ werden. »Ein erstes Verfahren zur Materialprüfung zeigt eine 1443 entstandene Ergänzung der kriegstechnischen Bilderhandschrift *Bellifortis* des Konrad Kyeser aus Eichstätt von 1405, nämlich das Anschießen einer Steinbüchse. Das Geschützrohr wurde über eine auf einem Pfahl liegende Kugel gestülpt und die Pulverladung gezündet. Das Rohr flog in die Höhe, um danach auf den Boden zurückzustürzen und sehr grob seine Druckfestigkeit und Kerbschlagzähigkeit zu erweisen. Eine ganze Reihe messtechnischer Neuerungen, wie Geschützaufsätze und Pendelrichtquadranten, erhöhte die Effizienz.«⁵⁸

Parallel zu den Prüfverfahren gibt es allerlei Versuche, die Kanone zu standardisieren. Schon Maximilian I. »hatte eine Vereinheitlichung auf der Basis des Kugelgewichts für Eisen angestrebt und wurde dabei vom Geschützwesen der Republik Venedig beeinflusst. Im Krieg gegen Venedig von 1508 bis 1516 waren von seinen Truppen zahlreiche venezianische Geschütze erbeutet und der maximilianischen Artillerie eingegliedert worden.«⁵⁹ Nicht nur der Hinweis auf das waffenproduzierende Venedig ist an dieser Stelle wertvoll. Vom Venedig der Waffenexperten zum pyrotechnisch und metallurgisch ebenso gut positionierten Konkurrenten der Lagunenstadt, der Adriastadt Ragusa, führt eine logische Verbindungslinie

(auch zum nahe gelegenen Ungarn der Bergwerke und Metall verarbeitenden Betriebe hatte Ragusa exzellente Verbindungen). Aus Ragusa erhielt der Kaiser dann das, was ihm zu seinen Standardisierungsbemühungen noch fehlte – eine systematische Aufstellung von Geschütztypen, mit deren Hilfe der Waffenexperte und Geschützgießer Johann Baptista de la Tolle von Arbe eine erste grobe Einteilung nach dem Kugelgewicht vorgenommen hatte. Und wieder war ein Stück Wissen ›gewandert‹.

Eine neue militärische Ratio, ein neuer Menschentyp

Weiter oben wurde die Behauptung aufgestellt, dass mit der Trennung von zu schonenden und zu opfernden Teilen der Militär-Maschinerie die Tendenz verbunden sei, ›technische‹ Truppenteile immer besser zu warten, das heißt zu schützen. Eine neuartige Komplizenschaft des Handwerker-Technikers mit dem Geographen-Strategen bahnt sich an. Auch darin ist die militärische Technik-Spirale paradox, dass durch die Erfindung der Feldherrenkunst – der Kunst des Manövers – die scheinbar bereits obsolet gewordene Festungsidee wiederkehrt, ja dass sie die Idee der Schlacht geradezu defätistisch durchseucht. Das ›Heer im Felde‹ ahmt tunlichst die defensive Situation einer belagerten Festung nach, selbst beim Angriff – ein Prozess, der sich technisch im Siegeslauf der Fernwaffen, bis hin zur unbemannten Lenkwaffe zeigt, beim ›Faktor Mensch‹ als ganz und gar unritterliche Ratio. Was es mit der modernen Fernwaffe auf sich hat – und warum diejenigen, welcher sich ihrer bedienen, sie jedem anderen Tötungsinstrument vorziehen, lässt sich mit Blick aufs Thema ›Armbrust‹ noch einmal deutlich machen: »Im defensiven Einsatz, von Befestigungsanlagen aus, war die Armbrust aufgrund ihrer Handlichkeit [...] überlegen«. ⁶⁰ Aufgrund ihrer Handlichkeit! So denken nicht ›Krieger von Geburt‹, wenn sie ihre Bewaffnung wählen. So denken andere, so denken ›Krieger von Profession‹, sekundäre ›Krieger‹ – also Soldaten.

Etwa ab dem 14. Jahrhundert genießt bei der so genannten ›Geisteselite‹ des Volkes, bei Intellektuellen, Schriftstellern und Wissenschaftlern, in Kreisen der Höflinge und Prediger der Krieg hohe Wertschätzung. Um das ganze Ausmaß jener Revolution der Denkungsart abschätzen zu können, empfiehlt es sich, eine der widersprüchlicheren Gestalten aus dieser Reihe herauszunehmen – zum Beispiel die Schriftstellerin Christine de Pisan. Deren Oeuvre setzt sich in der Tat aus Kontrasten zusammen. Einerseits antwortet die 1364 in Venedig geborene Autorin im utopischen Roman *Cité des Dames* dem nicht weniger utopischen, zugleich aber extrem männerbündlerischen ›Rosenroman‹. Und sie tut es auf ihre Weise – indem sie dafür plädiert, dem

weiblichen Geschlecht auch jene Felder zu öffnen, die seit Urzeiten dem Manne vorbehalten sind: Politik und Krieg. Das erklärt auch ihren Einbruch in eine weitere Domäne des Mannes – die Militärschriftstellerei. Christine de Pisan wird mit ihrem *Livre des Faits d'Armes et de Chevalerie* die Publikation eines der meistgelesenen Militärhandbücher ihrer Zeit gelingen.⁶¹ Gewiss ein Paradoxon (auch wenn man Christine de Pisans berühmte Zeitgenossin in Betracht zieht – Jeanne d'Arc). Aber ist es nicht genauso paradox, dass diejenigen, die plötzlich wie auf ein geheimes Zeichen gelehrte Abhandlungen über Rammböcke und Steinschleudern, Armbrust, Katapult und Kanone, Pferde und Soldaten, Schwerter und Rüstungen verfassen, allesamt keine Krieger von Geburt oder Profession sondern feinsinnige Männer der Feder, Dichter, Schriftsteller, Juristen, ja sogar Geistliche sind? Autoren wie Bono Giamboni, Jean de Vignai, Giovanni de Lignano, Eustache Deschamps – sehen es als ihre Aufgabe an, in die Fußstapfen des berühmten Vegetius, des spätromischen Kompilators klassischer Kriegskunst zu treten.⁶²

Stellen wir daher eine simple, ja naive Frage. Wer braucht überhaupt eine ›Militärwissenschaft‹? Sicher nicht der Krieger von Geburt, der Ritter. Der weiß auch ohne ›gelahrte‹ Abhandlungen, was er zu tun hat. Wer da schreibt und für wen da geschrieben wird, sind Eliten anderer Art. Sagen wir, es sind ›Eliten des Volkes‹. Besser noch – ›Eliten aus dem Volke‹. Zwar augenscheinlich Wortführer von Fürsten und Königen und von diesen mehr oder weniger gut gehalten, kommen sie meist von unten, bisweilen von ganz unten. Und das erklärt auch ihre Denkungsart. Erklärt die ›Skrupellosigkeit‹, mit der sie ihrer Liebe zum Krieg huldigen.

Wer braucht eine Militärwissenschaft? Wir stellen die Frage nochmals. Aber jetzt gezielt mit Blick auf die Problematik, wie sie sich zwischen Herren und Knechten seit Beginn jener Ära abspielt, die wir als die unsrige empfinden, die so genannte Neuzeit. ›Militärwissenschaft‹ – die intellektuelle, systematische Beschäftigung mit dem Krieg und allem, was zum Krieg gehört, zum ›Handwerk‹ des Kriegers, wie es so verräterisch bieder, so unverschämt harmlos heißt – ist die Sache jener, die (nach dem Motto der altgriechischen Sophisten) ›das Schwächere zum Stärkeren machen‹ wollen. Das leuchtet ein. Doch sollten wir einen Schritt weiter gehen. ›Militärwissenschaft‹ ist auch der Versuch der etablierten Kriegerkaste, sich von ihren intellektuellen Helfershelfern, emporgekommenen und ›gekauften‹ *Menudos* (spanisch für ›die Geringen‹), alle umstürzlerischen und neuartigen Methoden besagter *Menudos* (Bürgermilizen und Bauernheere, die dem Ritter so kräftig am Zeug flicken) erklären zu lassen.

Man kann es auch anders, abstrakter formulieren. Die moderne militärische Disziplin bedeutet auf allen möglichen Ebenen die Verschränkung schein-

bar unvereinbarer Phänomene – Verschränkung ›vulgärer‹ Kriegsordnungen mit ›elitärem‹ Ritterethos, bis hin zur Schaffung einer mehr oder weniger ›international verbindlichen‹ Kriegsrechtsordnung; Verschränkung von alter Kriegerherrlichkeit mit neuem Kriegshandwerk; von ›Klassik‹ und ›Revolution‹ in der militärischen Literatur; und überhaupt und ganz pathetisch gesprochen – Verschränkung von Wissenschaft und Ranküne, Neugier und Hass, Herr und Knecht ... auf dem Schlachtfeld.

Dabei hat die Seite des Herrn über die Seite des Knechts im Kontext des Willens zur Macht letztlich die Überhand behalten, weil es ›oben‹ um Erhaltung oder Wiedergewinnung eines durch die Zeitumstände vielleicht bedrohten, im Kern aber unbeschädigten Status ging – zum Beispiel um die Bewahrung einer politischen Monopolstellung mittels Jahrhunderte lang eingeübter militärischer Routine. Auf der anderen Seite steht das Ressentiment der *Menudos*, repräsentiert durch jene Anführer und intellektuellen Wortführer, die dem bürgerlichen, dem bäuerlichen ›Krieger‹ die berüchtigten neuen ›Kriegsordnungen‹ ins Stammbuch schreiben. Berüchtigt sind diese ›Kriegsordnungen‹ (beispielsweise die ›Schweizerbriefe‹) wegen der überragenden Bedeutung, die sie der Rücksichtslosigkeit, ja Grausamkeit auf dem Schlachtfeld zubilligen. Aus einem prinzipiellen, logischen Ungleichgewicht zwischen herrschaftlichem Willen zur Macht und knechtischem Ressentiment resultieren alle Äußerungen und Handlungen der ›Niederer‹. Weil der Ritter als sozialer Typus, als Ideal, die ›Ehre‹ verkörpert, hat sich der Gemeine dem Ruf verschrieben, gefürchtet zu sein. Aus einem Schweizerbrief von 1474: »Gern eifern wir der Ehre nach, jeden zu erschlagen und keine Gefangenen zu machen! Das wird alleweil den Schrecken bei unseren Feinden mehren und unsern guten Namen erhalten.«⁶³

Aber die Gegenseite hat mehr aufzubieten als Grausamkeit, Religiosität und Selbstdisziplin. Als Remedium gegen Ressentiment und Regelverletzungen durch die Beherrschten haben sich die Herrschenden ganz der Organisationsfrage verschrieben. Statt den einzelnen Krieger diszipliniert man den ganzen Krieg. Kasernierung, Massenaushebung und Drill sind die drei wesentlichen Antworten des Machtzentrums auf alle Anfechtungen der Peripherie. So wird die alte Gegnerschaft Herr-Knecht überkodiert durch neue Gegensatzpaare: Volk-Nation, Religion-Politik – die bekannte Stufenleiter des modernen Staates. Aus den kühnen Entwürfen einer neuen Militärwissenschaft aber suchen sich die Kontrahenten das jeweils Passende heraus: die *Menudos* ihre religiös-fanatisch untermauerte ›Grausamkeit‹ (Kriegsordnungen und Revolutionspamphlete sind die Militärwissenschaft des Kleinen Mannes), die Fürsten und Herren der Welt aber das Wissen

um die zutiefst machtanfällige und damit hoch manipulative Natur ihrer so genannten Untertanen.

Und die Osmanen? Zweiter Exkurs zum Islam

Nein. Wir haben unsere grundlegende, ›geschichtsphilosophische‹ Erkenntnis nicht vergessen: dass die Méditerranée und ›Europa‹ eins sind. Auch wenn es so scheint, dass sie uns ein wenig aus dem Blick geriet – die andere Hälfte der europäischen Moderne hat auch bezüglich der sinistren Aspekte unserer Kultur, hinsichtlich ihrer ›Schlimmen Künste‹ Teil am allgemeinen (man verzeihe den Zynismus) Fortschritt. Die Rede ist vom Islam.

Was ›der‹ Islam im Westen und für den Westen war, haben wir hinreichend genau untersucht (in den Grenzen des Themas, versteht sich). Für die Bedeutung des Ostens erteilen wir einem Zeitzeugen das Wort: »Nehmt Meere und Länder zusammen (wie Knochen und Fleisch einen Körper bilden), und von Buda im Westen bis Tauris im Osten erstreckt es sich über dreitausend Meilen; nur wenig schmaler ist seine Ausdehnung von Norden nach Süden. Im Herzen der Welt gelegen, ein kühner Herausforderer all seiner Nachbarn, herrscht es über die fruchtbarsten Länder Europas, Asiens und Afrikas. Nur das entlegene Amerika vermag ihm seinen Reichtum glücklich vorzuenthalten und entzieht sich seinem Einfluss.«⁶⁴ Die Rede ist vom Osmanischen Reich zur Zeit der Renaissance, am Höhepunkt seiner Macht. Die Rede ist von einem der ›*Gunpowder Empires*‹, wie eine spätere Historiographie sie trefflich charakterisiert hat. *Gunpowder* und Bürokratie – in dieser Kombination lagen die Fortschritte des islamischen Ostens während der frühen Neuzeit beschlossen, Fortschritte, an denen sich Italien nach Machiavellis verzweifelterm Verdikt besser ein Beispiel genommen hätte. Diesen ›Fortschritten‹ einen – vielleicht ein wenig plakativen – Namen zu geben, zögern wir nicht. Wir stehen nicht an, als Ergebnis dieser ›Fortschritte‹ am Goldenen Horn den ersten modernen Flächenstaat Europas zu konstatieren (nein – nicht den Spanischen Habsburgern steht dieses Privileg zu, dazu war deren Politik zu utopisch, zu ›universalreichs-katholisch‹).

Zu den Akkulturationsleistungen der Osmanen (auf militärischem Gebiet – unser Thema) ist anderswo genug gesagt worden.⁶⁵ Akkulturation in beiden Richtungen, wohlgemerkt. Von Mitteleuropa, besonders Ungarn, erfolgt die Übernahme eines militärisch-technischen Konglomerats aus Metallurgie und Montanistik (bis hin zum Bergrecht, welches dem Bergrecht der Siebenbürger Sachsen nachempfunden ist) – deshalb auch die rasche und kongeniale Übernahme der Feuerwaffe. Für unsere spezielle Fragestellung

nicht unwichtig: auch die osmanischen Sultane bedienten sich »des Fachwissens von Kanonengießern und Stückmeistern, die als herumziehende Handwerker ihre Dienste feilboten.«⁶⁶ Aus Italien kam der Rest (*notabene* alles, was im Zusammenhang mit dem Aufbau einer leistungsfähigen Kriegsflotte vonnöten schien). Auch in die Gegenrichtung lief der Strom der Übernahmen, besonders die osmanische Logistik und das Belagerungswesen (und da vor allem die Mineurskunst) dürften an der entsprechenden »Modernisierung« zentral- und westeuropäischer Militärdoktrinen kräftig mitgewirkt haben.

So haben wir ein wenig Skrupel, in den Chor jener einzustimmen, denen die anschließende »Dekadenz« des Riesenreiches nicht schnell genug geht (»Dekadenz« ist in »Abendland-zentrierten« Auffassungen schon immer eine zentrale Metapher für Außereuropa, besonders den Nahen bis Fernen Osten gewesen). Eher halten wir es mit einer relativierend-abwägenden Einschätzung nach Art der folgenden: »Das Bild eines Osmanischen Reichs, das sich von 1566 bis zu seinem Ende im Jahre 1918 in fortgesetztem Niedergang befunden haben soll – also während einer Zeitspanne von mehr als 350 Jahren – ist ganz klar eine Verzerrung der Realität. [...] Die osmanische Geschichte weist genau jenes wellenförmige Muster auf – worin sich Schwäche und Stabilität abwechseln –, wie man es auch in Europa oder China bemerken kann; und noch dazu in exakt vergleichbaren zeitlichen Intervallen.«⁶⁷ Das kann man ruhig so stehen lassen.

Also sind wie ihr auch bei den Osmanen begegnet, der Internationalität dieser neuen »Schwarzkünstler«. Offenbar ist das eine Konstante rund um den »Weg der Kanone«. Maurische Experten in christlichen Diensten, ein ungarischer Glockengießer als osmanischer Kanonenspezialist. Aber die Sache kommt zurück, die Kanone ging nach Norden, um alsbald wiederzukehren – so könnte man sagen. Flandrische Spezialisten helfen den Katholischen Königen bei der Eroberung Málagas, genuesische Kanoniere stehen der spanisch-arabischen Stadt gegen den christlichen Feind bei. Und nur ganz wenig in die Zukunft blickend, entziffern wir schon die weiteren Entwicklungslinien. Der Typus des »Abtrünnigen«, des »Renegaten« (jetzt nicht unbedingt im religiösen, sondern im weitesten Sinn verstanden) verschmilzt gern und leicht mit dem Bild des »professionellen Kriegers«. Dieser bereist ganz Europa. Und nicht nur Europa. Auch in Rabat-Salé am Atlantik, in Algier am Mittelmeer werden wir ihm begegnen. Mitten unter islamischen Korsaren, als einer der ihren. Aber das ist jetzt wirklich eine andere Geschichte. Schon wieder.

Anmerkungen

- ¹ Nicolaus Bourbon: »Der Eisenhammer« (1517); leicht verändertes Zitat nach Müller/Ludwig 1982, 153.
- ² Schmidtchen 1997, 316.
- ³ Schmidtchen 1997, 317.
- ⁴ Schmidtchen 1997, 318.
- ⁵ Schmidtchen 1997, 318.
- ⁶ Schmidtchen 1997, 329.
- ⁷ Schmidtchen 1997, 328; Grohotolsky 2004, 103.
- ⁸ Sunzi 1988; Suzuki 1994; dazu Liedl 2004, 19, 39f., 52.
- ⁹ Liedl 2004, 54f.
- ¹⁰ Bartlett 1996.
- ¹¹ Delbrück 2000, Bd. IV, 31f.
- ¹² Hall 1997, 78.
- ¹³ Schmidtchen 1997, 312.
- ¹⁴ Müller/Ludwig 1982, 15.5
- ¹⁵ Schmidtchen 1997, 313.
- ¹⁶ Schmidtchen 1997, 312.
- ¹⁷ Hale 1983, 391f.
- ¹⁸ vgl. Grohotolsky 2004, 93ff.; Boschke 1985, 45ff.; Zinn 1985, 120ff.
- ¹⁹ Ibn al-Khatib 1347 H, 72.
- ²⁰ Harvey 1990, 184.
- ²¹ Harvey 1990, 184.
- ²² Harvey 1990, 184.
- ²³ Harvey 1990, 184.
- ²⁴ Juan Manuel: »Libro de los Estados«; zitiert nach Castro 1990, 190.
- ²⁵ vgl. Liedl 1997, Bd.1, 31/80 (Anm. 44) .
- ²⁶ Crónicas de los Reyes, Rosell 1953, Bd. 66, 344, 352; siehe auch Giménez Soler 1908, Bd.IV, 69.
- ²⁷ Crónica de Juan II, Carriazo Arroquía 1982, 377.
- ²⁸ Crónica del rey Don Enrique, Biblioteca 1846ff., Bd. LXVIII, 223; siehe auch Harvey 1990, 227.
- ²⁹ Sagarminaga 1932, 357; dazu auch Braudel 1966, Bd. 2, 585ff.
- ³⁰ García-Arenal 1984, 23ff.
- ³¹ García-Arenal 1984, 30.
- ³² García-Arenal 1984, 31.
- ³³ Reder Gadow 1988, Bd. II, 89-100.
- ³⁴ Schmidtchen 1997, 345.
- ³⁵ Schmidtchen 1997, 345f.
- ³⁶ Schmidtchen 1997, 348.
- ³⁷ Menéndez-Pidal 1983-84, 20; Liedl 2005, Bd. 1, 41ff.
- ³⁸ Schmidtchen 1997, 348.
- ³⁹ Müller/Ludwig 1982, 151f.
- ⁴⁰ Müller/Ludwig 1982, 153.
- ⁴¹ Schmidtchen 1997, 209f.

- ⁴² Schmidtchen 1997, 216.
- ⁴³ Schmidtchen 1997, 219.
- ⁴⁴ Schmidtchen 1997, 214.
- ⁴⁵ zur Waffe selbst vgl. McJoynt 1995, 31; Cook 1994, 60.
- ⁴⁶ Parker 1990, 20.
- ⁴⁷ Schmidtchen 1997, 267f..
- ⁴⁸ Schmidtchen 1997, 268.
- ⁴⁹ Schmidtchen 1997, 271.
- ⁵⁰ Schmidtchen 1997, 277 (Abb. 104) .
- ⁵¹ Schmidtchen 1997, 276.
- ⁵² Schmidtchen 1997, 217f.
- ⁵³ Schmidtchen 1997, 218f.
- ⁵⁴ Schmidtchen 1997, 323.
- ⁵⁵ Schmidtchen 1997, 323.
- ⁵⁶ Schmidtchen 1997, 324.
- ⁵⁷ Müller/Ludwig 1982, 154.
- ⁵⁸ Müller/Ludwig 1982, 154.
- ⁵⁹ Schmidtchen 1997, 334.
- ⁶⁰ Schmidtchen 1997, 276.
- ⁶¹ Christine de Pisan: ›The Book of Fayttes of Armes‹, Byles) 1932.
- ⁶² Editionen: Giovanni de Lignano, Holland/Brierly 1917; Jean de Meun, Löfstedt 1977; Aegidio Colonna, Jähns 1889.
- ⁶³ Bernerbrief von 1474 (Schlacht von Héricourt): Schaufelberger 1966, 179.
- ⁶⁴ Thomas Fuller: ›The Historie of the Holy Warre‹ (1639), zitiert nach Matar 1999, 14.
- ⁶⁵ Z.B. Wittek 1952; Shaw 1976; Matuz 1985; Finkel 1988; Wheatcroft 1995; Grant 1999; Majoros/Rill 1999; Murphey 1999 u.a.
- ⁶⁶ Pittioni 2002, 100.
- ⁶⁷ Goldstone 1991, 354 f.

Literatur

- Bartlett 1996 = Bartlett, Robert: Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350, München 1996.
- Boschke 1985 = Boschke, Friedrich L.: Ritter, Burgen, Waffen. Glanz und Elend ritterlicher Zeit, Stuttgart 1985.
- Braudel 1966 = Braudel, Fernand: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., 3 Bde. Frankfurt am Main 1990 ff. (Paris 1949/1966).
- Byles 1932 = Pisan, Christine de: Le Livre des Faits d'Armes et de Chevalerie. Engl. Übers. v. William Caxton: ›The Book of Fayttes of Armes and of Chyvalrye‹, hg. v. A.T.B. Byles, Oxford 1932.
- Castro 1990 = Castro, Américo: De la España que aún no conocía, 2 Bände, Barcelona 1990.
- Cook 1994 = Cook, Weston F., Jr.: The Hundred Years War for Morocco: Gunpowder and the Military Revolution in the Early Modern Muslim World, Boulder/San Francisco/Oxford 1994.

- Crónica de Juan II, Carriazo Arroquía 1982 = Crónica de Don Juan II de Castilla (Chronik Johannis II. von Kastilien und León). Edition: Juan de Mata Carriazo Arroquía, Madrid 1982.
- Crónica del rey Don Enrique, Biblioteca 1846ff. = Crónica de Don Enrique III, Edition: Biblioteca de Autores Españoles, Band LXVIII, Madrid 1846 ff.
- Crónicas de los Reyes, Rosell 1953 = Crónicas de los Reyes de Castilla desde Alfonso X hasta los Reyes Católicos, Edition: Rosell, Biblioteca de autores españoles, Band 66, Madrid 1953.
- Delbrück 2000 = Delbrück, Hans: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Nachdruck der Originalausgabe der 1. Auflage, Berlin 1920. Berlin/New York 2000.
- Finkel 1988 = Finkel, Caroline: The Administration of Warfare. The Ottoman Military Campaigns in Hungary 1593–1606, in: Beiheft zur Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Band 14, Wien 1988.
- García-Arenal 1984 = García-Arenal, Mercedes: Los moros de Navarra en la Baja Edad Media, in: García-Arenal/Leroy: Moros y Judíos en Navarra en la Baja Edad Media, Madrid 1984.
- Giménez Soler 1908 = Giménez Soler, A.: La Corona de Aragón y Granada, Band IV., Barcelona 1908.
- Goldstone 1991 = Goldstone, Jack A.: Revolution and Rebellion in the Early Modern World, Berkely/Los Angeles 1991.
- Grant 1999 = Grant, Jonathan: Rethinking the Ottoman Decline: Military Technology Diffusion in the Ottoman Empire, Fifteenth to Eighteenth Centuries, in: Journal of World History 10/1 (1999), 179–201.
- Grohotosky 2004 = Grohotosky, Michael: Militärische Transfers – das Beispiel der Feuerwaffen, in: Liedl, Gottfried (Hg.): Der Zorn des Achill. Europas militärische Kultur – Konfrontation und Austausch, Wien 2004.
- Hale 1983 = Hale, John Rigby: Renaissance War Studies, London 1983.
- Hall 1997 = Hall, Bert S.: Weapons and Warfare in Renaissance Europe. Gunpowder, Technology, Tactics = Johns Hopkins Studies in the History of Technology. New Series, Bd. 22, Baltimore/London 1997.
- Harvey 1990 = Harvey, Leonard Patrick: Islamic Spain, 1250 to 1500, Chicago/London 1990
- Holland/Brierly 1917 = Holland, T.E./Brierly, T.E. (Hg.): Giovanni de Lignano: Tractatus de Bello, de Represaliis et de Duello, Oxford 1917.
- Ibn al-Khatib 1347 H = Ibn al-Khatib: Al-Lamha al-badriya fi-l-dawla an-nasriya (»Erhellender Blick auf die Dynastie der Nasriden«). Edition: Kairo 1347 H.
- Jähns 1889 = Colonna, Aegidius (Aegidius Romanus): De re militari veterum. Edition: Max Jähns (Geschichte der Kriegswissenschaften, Band I), München/Leipzig 1889
- Liedl 1997 = Liedl, Gottfried: Al-Farantira: Die Schule des Feindes. Zur spanisch-islamischen Kultur der Grenze. Band 1: Recht, Wien 1997.
- Liedl 2004 = Liedl, Gottfried: Der Zorn des Achill. Überlegungen zur militärischen Kultur, in: Liedl, Gottfried (Hg.): Der Zorn des Achill. Europas militärische Kultur – Konfrontation und Austausch, Wien 2004, 15–56.
- Liedl 2005 = Liedl, Gottfried: Auf dem Weg in die Neuzeit. Zur spanisch-arabischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 2 Teilbände, Wien 2005.

- Löfstedt 1977 = Löfstedt, Lena (Hg.): Jean de Meun: Li Abregemenz noble homne Vegesce Falve René des establissemenz apartemanz à chevalerie, Helsinki 1977.
- Majoros/Rill 1999 = Majoros, Ferenc/Rill, Bernd: Das Osmanische Reich 1300–1922. Die Geschichte einer Großmacht, Augsburg 1999.
- Matar 1999 = Matar, Nabil: Islam in Britain 1558–1685, Cambridge 1999.
- Matuz 1985 = Matuz, Joseph: Das Osmanische Reich, Grundlinien seiner Geschichte, Darmstadt 1985.
- McJoynt 1995 = McJoynt, Albert D.: The Art of War in Spain (Einleitung, Teil I), in: William H. Prescott: The Art of War in Spain. The Conquest of Granada 1481–1492. Hgg. von Albert D. McJoynt, London 1995.
- Menéndez-Pidal 1983–84 = Menéndez-Pidal, Gonzalo: La España del siglo XIII leída en imágenes, in: Cuadernos de la Alhambra, vol. 19–20, Granada 1983–84.
- Müller/Ludwig 1982 = Müller, Achatz von/K.-H. Ludwig: Die Technik des Mittelalters, in: Ulrich Troitzsch/Wolfgang Weber (Hg.): Die Technik – von den Anfängen bis zur Gegenwart, Braunschweig 1982.
- Murphey 1999 = Murphey, Rhoads: Ottoman Warfare 1550–1700, London 1999.
- Parker 1990 = Parker, Geoffrey: Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800, Frankfurt am Main/New York 1990.
- Pittioni 2002 = Pittioni, Manfred: Die neue Feldarmee: Das Beispiel der Osmanen, in: Liedl, Gottfried/Pittioni, Manfred/Kolnberger, Thomas (Hg.): Im Zeichen der Kanone. Islamisch-christlicher Kulturtransfer am Beginn der Neuzeit, Wien 2002, 85–122.
- Reder Gadow 1988 = Reder Gadow, Marion: Calidad de la pólvora malagueña con destino a las Indias. Siglos XVI y XVII, in: Temas de Historia Militar (= Publikation zum 2. Militärhistoriker-Kongreß, Zaragoza 1988), Madrid 1988, Band II, 89–100.
- Sagarminaga 1932 = Sagarminaga, Fidel de: El gobierno y regimen foral de señorío de Viscaya. 2 Bände, Bilbao 1932 u. 1934 (Neuausgabe).
- Schaufelberger 1966 = Schaufelberger, Walter: Der alte Schweizer und sein Krieg, Zürich 1966.
- Schmidtchen 1997 = Schmidtchen, Volker: Technik im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zwischen 1350 und 1600, in: König, Wolfgang (Hg.): Propyläen Technikgeschichte, Zweiter Band = Ludwig, Karl-Heinz/Schmidtchen, Volker: Metalle und Macht. 1000 bis 1600, Berlin 1997, 207–598.
- Shaw 1976 = Shaw, Stanford J.: History of the Ottoman Empire and Modern Turkey, Vol I. Empire of the Ghazis – The Rise and decline of the Ottoman Empire 1280–1808, Cambridge 1976.
- Sunzi 1988 = Sunzi: Die Kunst des Krieges, hg. von James Clavell, München 1988.
- Suzuki 1994 = Suzuki, Daisetz Teitaro: Zen und die Kultur Japans, Bern/München/Wien 1994.
- Wheatcroft 1995 = Wheatcroft, Andrew: The Ottomans – Dissolving Images, London 1995.
- Wittek 1952 = Wittek, Paul: Le rôle des tribus turques dans l'empire ottoman, in: Georges Smets: Extrait des melanges Georges Smets, Bruxelles 1952.
- Zinn 1989 = Zinn, Karl Georg: Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jahrhundert, Opladen 1989.

MENTALITÄT

Reflexionen über den Krieg

Wie kaum andere Zeugnisse geben uns gerade bildliche als auch schriftliche Quellen einen Einblick in die mittelalterliche Wahrnehmung von Krieg und Kampf. Ihre thematische und künstlerische Vielfalt stehen dabei als klares Zeichen für die Bedeutung, die der militärischen Auseinandersetzung in diesem Zeitraum zukam und zugebilligt wurde.

Gerade im Bereich der bildenden Kunst sei hier nur auf so bekannte Werke, wie den *Teppich von Bayeux* hingewiesen, der in seiner an moderne Comic erinnernde Darstellungsweise ein großartiges Zeugnis von der Anbahnung bis zum Ende eines Krieges liefert. Dabei fiel das Auge des oder der Künstler bei den Schlachtszenen aber nicht nur auf das heroische Hauptgeschehen, sondern – zumindest am Bildrand – auch auf das Grauen und den oft namenlosen Tod der einfachen Kämpfer. Zahllose weitere Buchillustrationen, Wandmalereien wie auch Abbildungen auf Keramiken aus dem christlich-lateinischen, byzantinischen als auch islamischen Raum ergänzen unser heutiges Verständnis von der Kriegsmentalität des Mittelalters.

Die schriftlichen Quellen wiederum liefern uns die Worte zu den Bildern, und zwar mitunter so eindrucksvoll, dass man fast glaubt, noch den Schlachtenlärm dieser vergangenen Zeiten zu hören. Im christlichen Europa werden dabei in den Erzählungen wiederholt bedeutende Einzelpersonen in den Vordergrund gerückt. Persönliche Feindschaft, als auch der heroische Zweikampf werden zu zentralen und überhöht dargestellten Themen. Dem islamischen Raum ist diese Erzählweise ebenso geläufig, wobei hier mit der Autobiographie des Usāma ibn Munqid, eines muslimischen Adligen des 12. Jahrhunderts, eine Quelle erster Ordnung vorliegt, die manche Bilder dieser Zeit relativiert. In Byzanz schließlich befasste man sich gleichsam von oberster Stelle aus mit der Bedeutung als auch der Frage nach der Recht- oder Unrechtmäßigkeit von Kriegen, was sich in den Werken der Kaiser Leon VI. und Konstantin VII. Porphyrogenetos niederschlägt.

Abseits vom Kampf gegen äußere Feinde zog man gegen andersdenkende, anderslebende oder reformorientierte Gruppierungen zu Felde. Solche Ketzerkreuzzüge machten aber eine Adaptierung der klassischen Vorstellungswelt von Krieg und Feind nötig.

Legitimierung und Rechtfertigung von Krieg und Frieden in byzantinischer Zeit

IOANNIS STOURAITIS

Byzanz, das Oströmische Reich

Die Geschichte des Byzantinischen Reiches, die von 331 bis 1453 datiert wird,¹ ist die Geschichte des Römischen Reiches unter der Führung eines neuen Rom: Konstantinopel. Die neue Metropole am Bosphorus wurde vom römischen Kaiser Konstantin I. (324–337)² im Jahre 331 gegründet. Mehr als tausend Jahre sollte das *Imperium Romanum* nach der Verlegung der Hauptstadt nach Osten in Gestalt des oströmisch-byzantinischen Reiches noch fortbestehen. Die »Byzantiner«, eine nachmalige Bezeichnung der Neuzeit, verstanden sich als Erben Roms und bezeichneten sich somit als Römer (*Rhomaioi*). Geprägt wurde die Geschichte dieses Reiches durch fortwährende Kriege zur Verteidigung, sowie zur Rückeroberung einstmalen römischer Territorien. Die Geschichte des byzantinischen Reiches kann mit Fug und Recht als eine »Kriegsgeschichte« betrachtet und so auch gelesen werden.

In der – aus byzantinischer Sicht – bekannten Welt, der *Ökumene*,³ die sich rund um das Mittelmeer erstreckte, war die Frage nach der Legitimität des Krieges – wie in der antiken Welt insgesamt – ein ethisches Problem, das auf den Wertvorstellungen der jeweiligen Gesellschaft und Zeit fußte. Die Verknüpfung mit religiösen Ansichten und Riten war selbstverständlich. Obwohl man zu jener Zeit in der *Ökumene* eine Art »internationaler Gemeinschaft« sehen kann, in der Groß- und Kleinmächte ihre zwischenstaatlichen Beziehungen durch Krieg und Diplomatie zu regeln suchten, existiert im heutigen Sinne noch kein internationales Rechtssystem, kein Völkerrecht moderner Prägung. Die Frage nach der Legitimität des Krieges wurde auch nicht von weltweit gepflogenen Rechtsvorstellungen bestimmt, deren Anwendung auch nicht durch internationale Organisationen, die für die Einhaltung des Friedens sorgen sollten, gehütet wurde. Daher kann im Fall von Byzanz nicht von einer Legitimität auf rechtlicher Ebene, sondern von Legitimierung und Rechtfertigung des Krieges auf ethischer bzw. religiös-ideologischer Ebene die Rede sein. Im Rahmen dieses Artikels werden wir uns mit der Frage der Rechtmäßigkeit des Angriffskrieges

des Byzantinischen Reiches anhand von Beispielen der großräumigen Eroberungen während des 6. und des 10. Jahrhunderts auseinandersetzen. Vorab ist hervorzuheben, dass die Byzantiner diese offensiven Kriege als Rückeroberungen, zur Wiederherstellung der römischen Herrschaft über Territorien des alten *Imperium Romanum* betrachteten. Dies in vollem Bewusstsein der Tatsache, dass die Fremdherrschaft über diese Territorien durch Friedensverträge eigentlich offiziell besiegelt worden war.

Die territoriale Entwicklung des Byzantinischen Reiches vom 4. bis zum 11. Jahrhundert: ein Überblick

Der Zerfall des westlichen Teiles des Römischen Reiches durch den Einfall germanischer Stämme im 5. Jahrhundert,⁴ zog für das christliche *Imperium Romanum* konstantinischer Prägung weiträumige territoriale Verluste nach sich. Die Grenzen des Reiches Konstantin I. umfassten im Westen Gebiete bis zum Atlantischen Ozean und im Osten bis nach Armenien und Mesopotamien, während sich im Norden das Reichsterritorium bis zur Donau, der Nordküste Deutschlands und nach Nordengland ausdehnte und im Süden eine breite Zone entlang der Küste Nordafrikas und Ägypten mit einschloss (zur territorialen Ausdehnung des *Imperium Romanum* im 4. Jahrhundert siehe Karte 1). Nach 476 beschränkte sich die Herrschaft der Römer/Byzantiner auf den Herrschaftsraum des nachmalig Oströmischen Reiches, d.h. hauptsächlich auf die Balkanhalbinsel, Kleinasien, Armenien, Mesopotamien, Syrien und Ägypten. Justinian I. (527–565) war der erste Kaiser, der das Oströmische Reich im 6. Jahrhundert unter Einsatz militärischer Mittel im Rahmen des alten *Imperium Romanum* restaurieren wollte.⁵ Die großräumigen Eroberungen seiner Zeit brachten Italien, einen großen Teil Nordafrikas und einen kleinen Teil Spaniens wieder unter die Herrschaft Konstantinopels (zur territorialen Entwicklung des Reiches unter Justinian I. siehe Karte 2). Diese territorialen Zugewinne gingen aber bald wieder verloren. Schon kurz nach dem Ende seiner Regierungszeit herrschten die Langobarden vom Norden aus über einen großen Teil Italiens, während ab etwa 578 die slawische Einwanderung auf der Balkanhalbinsel einsetzte. Diese führte bis zum ausgehenden 7. Jahrhundert zu einer großräumigen Landnahme⁶ slawischer Volksgruppen und zu einer vollkommen neu gestalteten Gebietsaufteilung dieser Region. Im Osten schließlich gelang dem neu-persischen Reich der Sasaniden bis 619 – auch Dank der politischen Instabilität Konstantinopels nach der Ermordung Kaisers Maurikios (581–602) – die Eroberung von Teilen Syriens und Ägyptens.





Der Sieg Kaiser Herakleios⁴ (610–641) über die Perser und die Rückeroberung verloren gegangener Gebiete im Osten (627)⁷ erwiesen sich, wie schon die Eroberungen unter Justinian I., als sehr kurzlebig. Mit Ende der Regierungszeit Herakleios⁴ tauchten im Osten schließlich unerwartet weitere Gegner, die Araber, auf. Ihr Aufstieg zur Großmacht sollte sich zu bald zur größten existentiellen Bedrohung des Oströmischen Reiches auswachsen. Von den Dreißigerjahren des 7. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts eroberten die Araber einen großen Teil der römischen Provinzen im Osten und Westen. Das Reich war mehr als je zuvor zusammengeschmolzen.⁸ Nach der zweiten erfolglosen Belagerung Konstantinopels durch arabische Truppen (717/718) bestand das Reich lediglich aus Kleinasien und kleinen Gebieten der Balkanhalbinsel sowie Italiens (siehe Karte 3). In dieser Zeit konzentrierte sich die byzantinische Militärpolitik naturgemäß auf Defensivmaßnahmen an den Ostgrenzen des Reiches, wo der arabische Angriff höchste Aufmerksamkeit und alle Kraft auf sich zog. Dies hatte die Vernachlässigung der Militärpolitik im Westen und Norden zur Folge. Die Langobarden bauten ihre Position in Italien aus und die Bulgaren gründeten 681 ihr erstes Reich im Norden der Balkanhalbinsel – wieder auf ehemals römischem Territorium.

Nach der erfolgreichen Abwehr der intensiven arabischen Offensiven, die fast ein Jahrhundert andauert hatten, gelang es den Byzantinern, sich ab der Mitte des 8. Jahrhunderts – auch Dank einer Neuorientierung der Außenpolitik des Kalifats – aus der defensiven Lage zu befreien und sich ihren Gegnern aufs Neue zu stellen. Bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts hatte sich das Reich militärisch erholt und die Herrschaft über Teile seiner an die Slawen verlorenen Territorien auf der Balkanhalbinsel zurückerobert. Die politische Schwäche und schließlich der militärische herbeigeführte Untergang des Kalifats im Osten, ermöglichte in dieser Zeit, ab dem zweiten Drittel des 10. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts, das Wiedererstarken des Reiches sowohl im Osten wie auch auf der Balkanhalbinsel. Höhepunkt dieser Zeit der Eroberungen war die Regierung der Kaiser Nikephoros II. Phokas (963–969), Ioannes I. Tzimiskes (969–976) und Basileios II. (976–1025). Am Ende der Regierungszeit Basileios⁴ II. schlossen die Grenzen des Byzantinischen Reiches im Osten Armenien und Syrien, im Norden fast den ganzen Balkanraum bis zur Donau und im Westen Süditalien ein (siehe Karte 3).

Kriegslegitimierung im Rahmen der Religion

Der Haltung des Christentums zum Krieg kam die zentrale Rolle bei der ideologischen Konzeption von Krieg und seiner Legitimität im Byzantinischen



Reich zu. Seit den Zeiten der Christianisierung des Römischen Reiches ab dem 4. Jahrhundert mussten sich die Römer mit der Tatsache arrangieren, dass die neue, dann spätere Staatsreligion von friedliebenden Grundlagen und Wertschätzungen ausging. Das ging so weit, dass der Krieg als Sünde definiert wurde. Vor der Anerkennung ihres Glaubens standen die Christen dem Krieg grundsätzlich ablehnend, ja feindselig gegenüber,⁹ was sie deutlich von den »heidnischen« Grundlagen des *Imperium Romanum* abhob: Krieg war aus römischer Sicht ein notwendiges und legitimes Mittel, um die *Pax Romana*, den römischen Frieden, zu verwirklichen, was die Herrschaft des römischen Kaisers über die von ihm mit militärischen Mitteln unterworfenen Territorien voraussetzte. Daher betrachteten die Römer das Kriegführen als Pflicht und legitimes Mittel im Namen und zur Ehre und Größe des Reiches.

Das Problem der Vereinbarkeit christlicher Ideologie und römischer Realpolitik wurde mit der Regierungszeit Konstantins I. dadurch gelöst, dass das bis dahin heidnische Römische Reich und der Kaiser die Rolle des Vertreters und Beschützers der christlichen Religion ergriffen.¹⁰ Die neue kaiserliche Ideologie stellte die christlichen Römer als das auserwählte Volk dar und legitimierte den Krieg als unumgängliches Mittel zur Verteidigung der Reichsinteressen, eines Imperiums, das sich nunmehr mit der christlichen Religion und deren Friedensvorstellung identifizierte. Die Christianisierung des Reiches führte zur Gleichsetzung römischer Macht mit christlich-legitimer Herrschaft, der *Pax Romana* mit dem christlichen Frieden auf Erden. Dies ermöglichte es den Christen, für den Kaiser und das Reich zu kämpfen, ohne die friedliebenden Prinzipien ihrer Religion verraten zu müssen.

Die ideologische wie ethische Auseinandersetzung mit den Notwendigkeiten der Politik führte zu einem Kompromiss seitens der christlichen Kirche, die Krieg anerkannte und gut hieß, solange er zur Verteidigung geführt wurde. Das kann etwa den Aussagen der Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts entnommen werden: Für Ambrosius, den Bischof von Mailand, sollte die Verteidigung des eigenen Landes, der Freunde und der Alliierten Pflicht eines jeden Christen sein¹¹. Der heilige Augustinus ging ebenfalls von der Verteidigung des Vaterlandes aus, um für den Krieg zu stimmen,¹² während Basileios von Caesarea betonte, dass die Beteiligung der Christen am Krieg gerechtfertigt wäre, wenn sie zur Verteidigung der Besonnenheit und Frömmigkeit geschähe,¹³ die freilich mit der christlich-römischen Herrschaft identifiziert wurden.¹⁴ Die Legitimierung des Krieges mit dem Prinzip der Reichsverteidigung schloss einen Angriffskrieg zur Eroberung fremder Territorien eigentlich aus. Dies scheint aus politischer Sicht den Spielraum der kaiserlichen Regierung eingeschränkt zu haben. Betrachtet man aber die geopolitische Lage des Reichs zu dieser Zeit, fällt diese ›Selbstbeschränkung‹ nicht ins Gewicht. Die letzte großräumige Eroberung neuer Territorien durch die Römer war unter Kaiser Trajan (98–117) Anfang des 2. Jahrhunderts durchgeführt worden. Dieser Kaiser hatte die Donau, die traditionelle nördliche Grenze des Reiches in Zentral- und Osteuropa, überschritten und Dakien besetzt, das zu einer Provinz des Reiches geworden war, bis es in den Siebzigerjahren des 3. Jahrhunderts im Rahmen der Völkerwanderung verloren gegangen war. Nach dieser Phase imperialer Eroberungskriege war die militärische Politik der Römer bis zum 4. Jahrhundert fast ausschließlich darauf ausgelegt, die Grenzen des Reiches zu schützen und zu bewahren. Von Expansion kann nicht mehr die Rede sein. Diese politische Lage wurde zur Voraussetzung für die Übernahme christlicher Konzepte – auch für die Legitimierung des Krieges als unumgängliches Mittel zur Selbstverteidigung.

Die Ablehnung von Angriffskriegen aus religiösen Gründen kam mit den damaligen politischen Interessen des Römischen Reiches weder praktisch noch theoretisch in Konflikt. Das Reich hatte den Zenith seiner territorialen Ausdehnung längst überschritten. Die Bewahrung und Integrität des Reichsgebietes stand im Zentrum der Politik. Auf diesem Hintergrund einer religiös-ideologischen Legitimierung des Krieges im christlichen *Imperium Romanum* ist die Entwicklung in Byzanz zu sehen.

Reichsidee und die »Idee vom Frieden«: ihr Zusammenhang mit der Legitimität des Krieges

Schon der nur flüchtige Blick auf die politische Ideologie des Byzantinischen Reiches zeigt, dass die Byzantiner im Selbstverständnis, Zentrum eines Weltreiches zu sein, weiterlebten, selbst wenn es nur noch ein Schatten einstiger Größe war. Der Gegensatz zwischen politischer Realität und ideologischer Wahrnehmung war eklatant. Weite Teile der römischen Territorien wurden schon seit Generationen von fremden Herren regiert. Eine Rückeroberung des gesamten altrömischen Territoriums war aufgrund der militärischen Machtverhältnisse schlichtweg unmöglich. Trotzdem blieben die Kaiser (*Basileis*) Konstantinopels auch nach der deutlichen Schrumpfung des Reiches im 5. Jahrhundert auf das ideologische Erbe des alten *Imperium Romanum* und seine Idee von Weltherrschaft fixiert. In ihrem Selbstverständnis waren die byzantinischen Kaiser noch im 9., 10. und 11. Jahrhundert, wie die spätantiken Kaiser von Rom, Herren des Erdkreises geblieben.¹⁵ Und dies, obwohl sie nun nur noch über einen Torso einstiger Größe regierten. Kaiser Theophilos (829–842) wurde beispielsweise im 9. Jahrhundert als »Herr der Römer und Kaiser der gesamten Ökumene« akklamiert.¹⁶ obwohl sein Reich sich noch nicht von den jüngsten Gebietsverlusten des 7. Jahrhunderts erholt hatte. Ab dem 9. Jahrhundert musste Byzanz darüber hinaus mit einem weiteren Nachfolger des römischen Weltreiches rechnen: Die Franken hatten mit Karl dem Großen und seiner Krönung im Jahr 800 im Westen das Erbe des *Imperium Romanum* angetreten.¹⁷ Die neue Führungsmacht des Abendlandes beanspruchte auch die Nachfolge Roms. Konstantin VII. übergang im 10. Jahrhundert diesen Anspruch des westlichen Parvenüs und konstatierte, dass »Konstantinopel die ganze Welt als kaiserlich regierte Stadt überragte«. (Konstantin Porphyrogenetos *De thematibus*, 1.2-3) Im 11. Jahrhundert schließlich sollte Konstantin IX. »als Kaiser mit Gott über die Ökumene herrschen« (Psellos, *Poemata* 17.447–448), obwohl das

Byzantinische Reich nach der begrenzten Expansion des 10. Jahrhunderts wieder in eine defensive Lage geriet.

Der für seine Bildung bekannte Kaiser Konstantin VII. lässt in den unter seiner Leitung verfassten Werken den byzantinischen Anspruch auf Herrschaft über die Territorien des alten *Imperium Romanum* bestätigen und gewährt uns dabei erhellende Einblicke in die Reichsvorstellung der Byzantiner. In *De Thematribus* bemerkt Konstantin in Bezug auf die Territorialverluste der Byzantiner bis zum 7. Jahrhundert, dass »das Römische Reich seit der Regierungszeit des Herakleios (610–641) im Osten und Westen reduziert und verstümmelt worden war« (Konstantin Porphyrogennetos *De thematribus* prolog.1.21-24). Die Territorien, die in der Regierungszeit des Kaisers Herakleios verloren gegangen waren, hatten die Byzantiner erst durch die Kriege unter Justinian I. zurück erobert. Die Wiedereroberungskampagnen Justinians zielten, wie schon gesagt, auf die Wiederherstellung der Herrschaft über die verlorenen Gebiete ab. Konstantin VII. schloss sich also im 10. Jahrhundert dem geistigen Erbe der politischen Ideologie Justinian I. nahtlos an. Er betrachtete sein Reich als ein »verstümmeltes« Römisches Reich. In seinem Politikhandbuch *De Administrando Imperio* instruiert er seinen Sohn »von den Neuerungen, die in der römischen Politeia sowie in der gesamten römischen Territorialherrschaft« (griechisch: *romaike Arche*) »zu verschiedenen Zeiten durchgeführt worden waren« (Konstantin Porphyrogennetos *De administrando imperio*, proimion 25-27). Er unterschied also deutlich zwischen einem kleinen römischen Staatsgebiet, in dem Konstantinopel militärisch und politisch regierte, und einem römischen Herrschaftsgebiet im weiteren Sinne, das zweifellos mit dem Territorium des *Imperium Romanum* gleichzusetzen ist. Dies lässt deutlich den byzantinischen Herrschaftsanspruch auf Territorien außerhalb der eigenen Reichsgrenzen ausmachen. Diese Reichsvorstellung der Byzantiner legitimierte eine potentielle Machtausdehnung der kaiserlichen Regierung von Konstantinopel im gesamten Raum des alten *Imperium Romanum*.¹⁸

Die byzantinische Auffassung von Frieden ist aufs Engste mit der Reichsidee bzw. Reichsvorstellung verbunden. Theophanes, ein Chronist des 9. Jahrhunderts, merkt in seinem Werk an, dass »Frieden über die Ökumene bzw. die Welt herrschte, als Kaiser Konstantin I. Alleinherrscher des gesamten römischen Territoriums wurde« (Theophanes *Chronographia*, 16.12-22). Im folgenden Jahrhundert wiederholt der Chronist Georgios Monachos diese Ansicht in seinem *Chronikon breve* (Georgios Monachos *Chronicon breve*, 110.585.26-29), wobei er auf die Zeit des Augustus zurückgreift und betont, dass »die Unterwerfung der einzelnen Nationen durch die Römer zum großen Frieden in der Ökumene führte« (Georgios Monachos *Chronicon*,

296.8-16; ähnlich in Georgios Monachos *Chronicon breve*, 110.352.52-353.5). Die Kontinuität des Römischen Reiches war aus byzantinischer Sicht unbestreitbar. Konstantinopel war an die Stelle Roms getreten.

Neben dem ideologisch geprägten Bild eines ›verstümmelten‹ Römischen Reiches ist *vice versa* auch die Rede von einem ›verstümmelten‹ römischen Frieden im byzantinischen Reichsdiskurs zu finden. Aus byzantinischer Sicht hatte Augustus, als römischer Kaiser, mit Ende seiner Eroberungskriege den römischen Frieden in der Ökumene hergestellt.¹⁹ Dieser Frieden wurde einige Jahrhunderte später nochmals erreicht, als Konstantin I. Alleinherrscher des *Imperium Romanum* mit der Hauptstadt Konstantinopel wurde. Konstantin ist jener Kaiser, der die Führung des Reiches bzw. die Weltherrschaft vom alten auf das neue Rom, das seinen Namen führen sollte, übertrug. Zu seiner Zeit erreichte das Römische Reich, von Konstantinopel aus, seine größte territoriale Ausdehnung. Daran orientierten sich alle Nachfolger, egal nun wie klein der Herrschaftsbereich des zweiten Roms geworden war.

So erklärt Kaiser Konstantin VII. im 10. Jahrhundert, während gleichzeitig die byzantinischen Kriege zur Wiederherstellung des Römischen Reiches im vollen Gange waren, wie die Byzantiner eine Friedensordnung nach Vorbild der alten *pax romana* schaffen könnten. Er stellt fest, dass »die alten römischen Kaiser mit dem Heer in den Krieg zogen, um die aufrührerische Ökumene der römischen Herrschaft zu unterwerfen. Dies machten alle Kaiser seit Julius Caesar und Augustus und Konstantin I. bis zu seinen Tagen« (Konstantin Porphyrogennetos *De thematibus* prolog.1.8-14). An dieser Stelle wird der Krieg subtil als Mittel zur Schaffung des römisch-byzantinischen Friedens präsentiert. Von dieser Reichspolitik und Friedensvorstellung ausgehend, ist der Frage nach dem ›gerechten Krieg‹ in Byzanz zu sehen.

Die byzantinische Vorstellung vom »gerechten Krieg«

Verteidigung als gerechte Sache und Kriegsgrund wird im Militärhandbuch des in akademischen Belangen bewanderten Kaisers Leon VI. (886–912) hervorgehoben. Dieses Werk, geschrieben am Übergang vom 9. zum 10. Jahrhundert, d. h. zwischen der ersten (6. Jahrhundert) und der zweiten byzantinischen ›Reconquista‹ (10. Jahrhundert), präsentiert analytisch ein theoretisches Konzept byzantinischer Vorstellung vom gerechten Krieg (*ius ad bellum*). Schon in der Einleitung seines Buches betont der Kaiser, dass »der Krieg für die Byzantiner unerwünscht aber trotzdem notwendig sei, weil sie sich vor den angreifenden Völkern verteidigen sollten« (Leon *Taktika*, 673). Somit schließt er sich der römisch-christlichen Tradition an, in der der Krieg

aus religiöser Sicht unerwünscht, aber aus politischer Sicht notwendig bzw. legitim war, zumal das Reich sich verteidigen musste. Er setzt die Byzantiner deutlich in die Position des Angegriffenen, der sich schützen muss.

Der Kaiser setzt sich in seinem Buch konkret mit den Begriffen der »gerechten Kriegführung« und des »ungerechten Krieges« (griechisch *dikaia arche tou poleμου* und *adikos polemos*) auseinander. Zuerst betont er, dass »die Kriegführung gerecht sein soll. Gerecht sei derjenige, der sich vor ungerechten Taten verteidigt, und er habe die Gerechtigkeit Gottes an seiner Seite, wenn er gegen die Feinde ausrückt. Hingegen werde demjenigen, der in Ungerechtigkeit begann, der Sieg von Gott entzogen« (Leon *Taktika*, 1028). Dann entwickelt er konkret das Konzept, das die Gerechtigkeit mit der Verteidigung des eigenen Territoriums verbindet. Er weist die führenden Offiziere seines Heeres darauf hin, dass »sie bei der Vorbereitung des Krieges vor allem darauf abzielen sollten, dass der Grund des Krieges gerecht sei und sie die Feinde nicht angreifen dürften, wenn diese nicht zuvor den Angriff auf byzantinisches Land begonnen haben« (Leon *Taktika*, 692.48). Das ungerechte Agieren des Feindes wird ausdrücklich mit dem Eindringen in byzantinisches Territorium verbunden.²⁰ Weiter erklärt er, dass aus der Sicht der Byzantiner der Frieden und die Gerechtigkeit des Krieges eng mit der territorialen Integrität des Reiches zusammenhängen. Er behauptet, dass »der byzantinische Kaiser für den Frieden sowohl seiner Untertanen (d.h. der Römer-Byzantiner) als auch der Barbaren Sorge. Falls die anderen Nationen den Frieden auch wollten und nicht ungerecht agierten, sondern in ihrem Territorium blieben, gebe es keinen Grund für die Führung von Krieg seitens der Byzantiner. Wenn die Byzantiner oder ihre Feinde den Krieg durch einen Angriff in fremdes Territorium initiierten, würden sie ungerecht agieren. Daher dürften die Byzantiner, die den Frieden wollten, keinen Krieg gegen Völker führen, die byzantinisches Territorium nicht angriffen und den Frieden mit den Byzantinern suchten« (Leon *Taktika*, 692-693.49).

Dieses von Leon VI. präsentierte Prinzip der Integrität der Grenzen für den Erhalt der Friedensordnung nähert sich modernen Prinzipien des internationalen Völkerrechtes an. Der Frieden setzte aus der Sicht des byzantinischen Kaisers voraus, dass alle Völker innerhalb ihrer Grenzen blieben und keinen Krieg zur Erwerbung fremder Territorien führten, sondern ihre Beziehungen mit den anderen Völkern durch friedliche Mittel regeln sollten.

Weiters hält Leon VI. fest, dass die Führung von Krieg nur dann legitim bzw. gerecht sein kann, »wenn die Gegner nicht maßvoll handelten, sondern in byzantinisches Territorium eindrangten. Dann lieferten sie die Ursache und den gerechten Grund für den Krieg, da sie ungerecht agierten bzw.

byzantinisches Territorium angriffen. Dies berechtigte die Byzantiner mit Hilfe des gerechten Gottes in den Kampf zu ziehen und den Sieg über den Feind zu erringen. Daher sollte das Oberhaupt des Heeres unbedingt darauf abzielen, Krieg aus einem gerechten Grund zu führen und lediglich aus einem solchen Grund die Feinde zu bekämpfen« (Leon *Taktika*, 693.50). Ausgehend davon ist festzustellen, dass die Gerechtigkeit des Krieges in Byzanz eng mit seiner Legitimierung auf religiöser Ebene zusammenhing, die das Prinzip der Verteidigung voraussetzte. Krieg konnte nur gerecht sein, wenn er aus der Sicht der Religion legitim war bzw. sich der Hilfe Gottes versicherte. Christen sollten aus Prinzip den Krieg als politisches Zweckmittel meiden, sich nur dann auf ihn einlassen, wenn es zur Verteidigung unerlässlich ist. Das Wohlwollen Gottes war dieser gerechten Sache sicher.

Betrachtet man aber diese ideologische Auffassung des gerechten Krieges im Rahmen der politischen Lage des Byzantinischen Reiches nach den territorialen Verlusten des 5. Jahrhunderts, so ist die Frage zu stellen, wie die offensiven Kriege des 6. und des 10. Jahrhunderts im Rahmen dieses Konzeptes begründet wurden. Die beanspruchten Territorien waren in den meisten Fällen jahrhundertlang von Völkern besetzt, mit denen Konstantinopel Friedensverträge abgeschlossen hatte, d.h. Frieden durch diplomatische Mittel erreicht und somit die Herrschaft dieser Völker über die Territorien anerkannt hatte.²¹

Leon VI. schrieb seine Abhandlung zum Thema ungefähr drei Jahrhunderte nach den Offensivkriegen Justinians I. und wenige Jahrzehnte vor den Eroberungszügen des Nikephoros II. Phokas, Ioannes I. Tzimiskes und Basileios II. Seine Ansichten bildeten keinen ideologischen Bruch in Bezug auf Legitimität und Gerechtigkeit des Krieges. Der Schlüssel zur Rechtfertigung des Krieges außerhalb der jeweils aktuellen Reichsgrenzen durch sein defensives Konzept ist wieder in der idealen Reichsvorstellung der Byzantiner zu suchen.

Die uns überlieferten Quellen kommen immer wieder auf diese Schlüsselstelle byzantinischer Reichspolitik zurück. Im Gesetzestext *Eisagoge*, der im Namen der Kaiser Basileios I., Leon VI. und Alexander veröffentlicht wurde, erklärt der Gesetzgeber ausdrücklich, dass »(es) das Ziel des Kaisers sei, durch seine Weisheit und gerechte Siege das nicht Vorhandene bzw. Verlorene zurück zu erwerben« (*Jus Graecoromanum* II 240.2.β'). In einer Lobrede auf Kaiser Leon VI., die nach einem Sieg der byzantinischen Armee über die Araber im Herbst 901 gehalten wurde, spricht Bischof Arethas von Kaesareia aus, was durch die »gerechten Siege«, d. h. den »gerechten Krieg«, zurück gewonnen werden sollten. Er rechtfertigt den Krieg gegen die Araber dadurch, dass »die Armee des Kaisers nicht dem nahte, was den Byzantinern

nicht gehörte, sondern dem, was früher der römischen Macht unterworfen war« (Arethas *Scripta Minora* II, 62.33.14-15). Die Eroberungskriege des Heeres Leon VI. im arabischen Gebiet waren mit christlichen Prinzipien vereinbar, ging es doch um altrömisches Gebiet, das aus ideologischer Sicht nicht den Arabern, sondern rechtmäßig den Byzantinern gehörte.

Trotz der Vereinbarung von Friedensverträgen mit Völkern, die römische Territorien besetzt hatten, verzichteten die Byzantiner niemals auf ihre altvorderen »Besitzrechte«. Dieses ideologische Konzept wird auch ausdrücklich in einem Brief des Kaisers Romanos I. (919–944) an den Zaren Bulgariens, Symeon, ausgesprochen. Die Bulgaren hatten sich seit 680 auf römischem Territorium niedergelassen und ihre Okkupation war durch einen Friedensvertrag 681 von Kaiser Konstantin IV. anerkannt worden. Allerdings bemerkt Romanos I. – mehr als zwei Jahrhunderte später – angesichts des Krieges mit Symeon, dass »die Römer sich daran gewöhnt haben, dass die Bulgaren römisches Land besetzen, aber dies bedeutet nicht, dass sie auf dieses Land verzichtet haben. Sie machen vielmehr den Kaisern große Vorwürfe, die den Bulgaren ermöglicht hatten, dieses Land zu besetzen« (Theodoros Daphnopates *Epistoles*, 65.121-124). Über Territorien des *Imperium Romanum* war ausschließlich die Herrschaft Konstantinopels legitim.²² Daher bedeutete ein Friedensvertrag mit einem Volk, das römische Gebiete annektiert hatte, je nach der militärischen Lage des Reiches lediglich einen kurz- oder langfristigen Waffenstillstand, nicht aber die Bestätigung des Verlustes.

Solange ein fremdes Volk römisches Territorium besetzt hielt und der Herrschaft des byzantinischen Kaisers nicht unterstellt war, konnten sie diese Besetzung als ungerechtes Agieren des Feindes betrachten und so einen Krieg rechtfertigen. Offensive Kriege wurden so auf ideologischer Ebene als Verteidigungskriege legitimiert. Die Kaiser Konstantinopels konnten nach dem 5. Jahrhundert im Rahmen dieses ideologischen Konzeptes fast jeden Krieg außerhalb der jeweiligen Grenzen ihres Staatsgebietes als gerecht betrachten bzw. Krieg im geopolitischen Raum des alten *Imperium Romanum* nach Belieben führen.²³

Kriegsrechtfertigung – religiöser Krieg

Das Recht auf Wiedererrichtung römischer Herrschaft ist seit den militärischen Offensiven Justinians I. im 6. Jahrhundert verbürgt. Die Unterwerfung des Vandalenreiches in Nordafrika (533–534), großer Teile Italiens (535–555) und der südöstlichen Küstenzone Spaniens stellten die Herrschaft

des Kaisers in Konstantinopel über weite Teile des *Imperium Romanum* wieder her. Explizit kommt das in einem Gesetzestext (Novelle) des Jahres 536 vor, das die Rückeroberung Nordafrikas, die laufenden Kriege in der italienischen Halbinsel sowie die geplanten Kriegszüge auf der Iberischen Halbinsel legitimierte. Dort hieß es, dass »der Abschluss eines Friedens mit den Persern im Osten gottgewollt war, damit das Reich die Vandalen, die Alanen und die Mauretanier besiegen und so Afrika und Sizilien unterwerfen konnte. Er hoffte auch, dass er mit Hilfe Gottes seine Herrschaft über die restlichen Territorien erweitern werde, die unter der Herrschaft der alten Römer gewesen waren und sich von einem Ozean zum anderen ausdehnten, aber aus Nachlässigkeit verloren gegangen waren« (*Corpus Iuris Civilis* II Nov. XXX.11.2).

Im Osten blieb den Byzantinern nur eine Arrondierung der Territorien in Mesopotamien. »Alte Rechte« auf Reichsgebiete konnten hier nicht geltend gemacht werden. Beim Krieg gegen die Perser handelte es sich hauptsächlich um die Kontrolle über eine breite Grenzzone sowie wichtige Handelszentren und Festungen.²⁴ Im Westen bestand hingegen das Potential zur großräumigen Expansion.

Im Werk des byzantinischen Historikers Prokop, der ein Zeitzeuge der Kriege Justinians I. war, werden die offensiven Kriege des Kaisers in Afrika und Italien durch das Konzept des *Libertas*-Gedankens gerechtfertigt.²⁵ Als Ziel des Krieges in Afrika wird überdies die Befreiung der römischen Bevölkerung proklamiert, die aus byzantinischer Sicht unter dem Joch der Vandalen zu Leiden hatten. Dieses Ziel wird speziell durch die Aussagen des byzantinischen Generals Belisar hervorgehoben, der erklärte, dass »die Armee des Kaisers zur Befreiung der römischen Bevölkerung nach Afrika gekommen sei« (Prokopios *Peri polemon*, 3.16.9)²⁶. Diese Idee der Befreiung war im Rahmen des politischen *status quo* innerhalb der altrömischen *Ökumene* praktisch zu jeder Zeit anwendbar. Bemerkenswert dabei ist, dass der Friedensvertrag, den die Römer mit dem vandalischen König Geiserich abgeschlossen hatten (430), von Prokop lediglich als Zweckmittel dargestellt wird, mit dem der siegreiche Vorstoß der Vandalen in den römischen Territorien aufgehalten werden hat können. Eine Legalisierung, eine Anerkennung vandalischer Herrschaft über die besetzten Provinzen war zu keiner Zeit in Betracht gezogen worden.²⁷ Daher wird die Gerechtigkeit auch dieses Krieges, der den geschlossenen Frieden brach, von dem Chronisten gar nicht in Frage gestellt.

Auf ähnliche Weise erfolgt die Rechtfertigung des Gotenkrieges des Kaisers zur (Wieder)Unterwerfung Italiens. Belisar proklamierte bei der Einnahme von Syrakus auf Sizilien, dass »die Armee des Kaisers gekommen sei, um

die Befreiung der Bevölkerung der Stadt sowie ganz Italiens vorzunehmen« (Prokopios *Peri polemon*, 5.5.17-1). In den diplomatischen Aktionen zwischen Belisar und den Goten werfen diese den Byzantinern vor, dass »sie einen ungerechten Krieg führen, da sie Freunde und Alliierte bekämpfen, die im Auftrag des Kaisers Zeno Italien von Odoaker und den Germanen erobert hatten.« Die byzantinische Antwort, dass »der Kaiser durch diesen Auftrag an den Gotenkönig Theudorich nicht vorhatte, die Herrschaft über Italien den Goten zu überlassen« (Prokopios, *Peri polemon* 6.6.15-6), spricht dafür, dass die Byzantiner ausgehend von ihrer Reichsideologie Kriege in den ehemaligen Territorien des *Imperium Romanum* nach Belieben führen konnten. Der Abschluss von Friedensverträgen bzw. die Überlassung der Herrschaft über römische Territorien an ein anderes Volk fand nur im Rahmen der Realpolitik statt, wenn die Byzantiner keine andere Möglichkeit sahen, einen Feind durch militärische Mittel zu bezwingen, um die Herrschaft über römische Territorien wieder zu erringen. Sobald die militärischen Verhältnisse das Führen von Krieg seitens des Reiches begünstigten, konnten sich die Byzantiner auf das ideologische Prinzip der Vorherrschaft des Kaisers über alle römischen Territorien berufen, um diese Territorien militärisch zu beanspruchen.

Diese Vorgehensweise ist auch bei der Expansion des Reiches im 10. Jahrhundert nachweisbar, obwohl das Reich zu dieser Zeit militärisch nicht in der Lage war, eine großräumige Eroberung von Territorien, wie in der Zeit Justinians' I., auch nur annähernd vorzunehmen.

Die byzantinische Expansion im Osten begann unter Kaiser Romanos I. Lekapenos (919–944). Der Kommandant des byzantinischen Heeres, Ioannes Kurkuas, erlangte in dieser Zeit wichtige Siege über die Araber, die zu einer Erweiterung der östlichen Grenze des Reiches führten. In den Quellen der Zeit ist kein Vorwurf gegen diese Eroberungskriege, sondern nur Lob zu finden: »Ioannes Kurkuas eroberte sehr viele Städte und Festungen und Orte und Burgen und Posten der Sarazenen und so verdoppelte er die Romania, die früher bis zu der Festung Charsianon und dem Fluss Halys von den Sarazenen besetzt war. Er legte die Grenzen der Römer an Euphrat und Tigris fest und lieferte der Romania Mitgift und Geschenke« (Theophanes Continuatus *Chronographia*, 426). Die angesprochene Romania ist das Römische Reich, das im Osten vor der Zeit des Kurkuas bis zur Festung Charsianon und dem Fluss Halys, d. h. bis Kleinasien, von den Arabern besetzt worden war. Die Eroberung dieser Regionen durch die Byzantiner erweiterte die Grenzen des Reiches bis zum Tigris und Euphrat, d.h. bis Mesopotamien, der traditionellen Grenze des *Imperium Romanum* im Osten. Der Autor versucht, die Kriege des Kurkuas zu rechtfertigen, indem er die byzantinischen Eroberungen als Rückeroberung

römischen Territoriums von den Arabern darstellt. Die Byzantiner griffen also nicht an, um fremdes Land zu beherrschen, sondern um das eigene Reich zu verteidigen bzw. wiederherzustellen. Der Unterschied zu dem ideologischen Konzept der Kriege Justinian I. besteht darin, dass im 10. Jahrhundert die Idee der Befreiung römischer Bevölkerung bei der Rechtfertigung des Krieges nicht mehr so stark hervortrat. Die politische und kulturelle Entfremdung von Teilen der römischen *Ökumene*, die unter jahrhundertelanger ›Fremdherrschaft‹ vor sich gegangen war, ermöglichte in den meisten Fällen nicht mehr eine ideologische Identifizierung der Bevölkerungen dieser Teile mit dem *Imperium Romanum*. Daher wurde nur das ›Besitzrecht‹ des römischen Kaisers auf das beanspruchte Territorium hervorgehoben.

Der Fall der Unterwerfung des Bulgarenreiches durch Kaiser Ioannes Tzimiskes in den Jahren 970–972 demonstriert am besten die Entwicklung des byzantinischen Konzeptes der Kriegsrechtfertigung. Die Byzantiner drangen in das bulgarische Territorium ein, um die Rus davon zu vertreiben. Der Kaiser rechtfertigte diese Entscheidung dadurch, dass er das Land der Bulgaren als römisches Land deklarierte. Er richtete dem Fürsten der Rus, Svjatoslav, aus, dass »die Byzantiner den abgeschlossenen Frieden mit den Rus bewahren wollten. Daher verlangten sie, dass die Rus von den Territorien abziehen, die sie besetzt hatten, ohne dass sie ihnen gehörten. Sonst wären nicht die Byzantiner diejenigen, die den Bruch des Friedens verantworten sollten, sondern sie würden mit Hilfe Gottes den Krieg führen und die Rus von diesem Territorium vertreiben« (Leon Diakonos *Historia*, 105–106). Die Unterwerfung des bulgarischen Territoriums wird von den byzantinischen Quellen der Zeit als Rückeroberung dargestellt: »Der Kaiser brachte Moesia in das römische Reich zurück« (Leon Diakonos *Historia* 157–158).

Den Frieden, den Kaiser Ioannes Tzimiskes erwähnt, hatten die Byzantiner mit den Rus im Jahr 944 abgeschlossen.²⁸ Damals besetzten die Rus keine römischen Territorien, so bestand aus byzantinischer Sicht kein Grund, Krieg gegen sie zu führen. Die Besetzung Bulgariens ihrerseits bedeutete jedoch einen Bruch des geschlossenen Friedens. Dabei ist aber zu bemerken, dass das Gebiet, das der Kaiser für sich beanspruchte, vor der Besetzung durch die Rus nicht unter byzantinischer, sondern unter bulgarischer Herrschaft gestanden hatte. Der Krieg richtete sich also nicht nur gegen die Rus, sondern auch gegen die Bulgaren. Nach der Vertreibung der Rus wurde Bulgarien eine Provinz des Reiches unter der Führung Konstantinopels. Die jahrhundertelange bulgarische Herrschaft über dieses Territorium wurde dabei gänzlich übergangen. Das »Recht« der Byzantiner auf Herrschaft über ehemals römische Gebiete war höherrangig als die zahlreichen Friedensverträge zwischen Bulgaren und Byzantinern.

Nach dieser Unterwerfung nutzten die Bulgaren den byzantinischen Bürgerkrieg der Jahre 976–979, um abzufallen und ihr Reich unter dem Zaren Samuel erneut zu gründen. Kaiser Basileios II. nahm aber nach dem Ende des zweiten Bürgerkrieges seiner Regierungszeit (987–989) einen intensiven Kampf gegen die Bulgaren auf. In den Darstellungen der byzantinischen Quellen der Zeit wird der Krieg des Kaisers als ein Kampf gegen aufständische Untertanen dargestellt und somit gerechtfertigt.²⁹ Der Fall der Schlacht von Kleidion 1014, wo der Kaiser nach seinem Sieg tausende gefangene bulgarische Soldaten blenden ließ, ist für das Rechtfertigungskonzept dieses Krieges bezeichnend.³⁰ Diese Strafe wurde vom römischen Recht für diejenigen Untertanen bzw. römischen Bürger vorgesehen, die sich gegen den Kaiser erhoben.³¹ Dies zeigt, dass die Bulgaren als Untertanen des Kaisers betrachtet und bestraft wurden.

Ausgehend von diesen Beispielen über die Rechtfertigung der byzantinischen Kriege sowohl gegen Ungläubige als auch gegen Glaubensbrüder ist die Frage des religiösen Charakters des byzantinischen Krieges in Betracht zu ziehen. Der rein profane und politische Charakter des Krieges in Byzanz fußte auf dem Erbe des *Imperium Romanum*. Die besondere Beziehung dieses Reiches zu Gott und der Religion zog die Verwendung einer religiösen Rhetorik im Krieg mit sich, die aber keinesfalls im Sinne eines ›heiligen‹ Krieges verstanden werden kann.³² Die Byzantiner führten ihre Kriege immer im Namen Gottes, aber im Rahmen einer Ideologie vom gerechten Krieg – dem einzigen von Gott akzeptierten. Allerdings konnte der Krieg aus byzantinischer Sicht als Sünde nicht gottgewollt sein und daher von Gott auch nicht gelobt werden.³³ Dies unterscheidet den ideologischen Hintergrund der byzantinischen Kriege wesentlich von dem des Djihad und der Kreuzzüge, welche als ›heilige‹ Kriege qualifiziert werden können.

Unterschiede zu anderen Kriegsrechtfertigungen

Beim Djihad stellte Gott den Ausgangspunkt des Krieges dar. Es war der im Koran ausgesprochene Wille Gottes, die Religion durch den Krieg zu verbreiten, was somit Krieg verursachen und rechtfertigen konnte.³⁴ Daher brauchten die Muslime für die Führung des Djihad, um weite Teile der Welt zu erobern, keine profane, keine politische Rechtfertigung. Bei den Kreuzzügen der Christen ging es hingegen um eine gerechte Reaktion auf die Besetzung christlicher Territorien durch Muslime. Der Kreuzzug verstand sich als bewaffnete Pilgerreise zur Befreiung bzw. Rückeroberung des Heiligen Landes und zum Schutz der Pilger selbst.³⁵ In diesem Fall schwebt

der Kreuzzug aus ideologischer Sicht zwischen dem Konzept des »gerechten« und dem des »heiligen« Krieges. Im Gegensatz zu den byzantinischen Kriegen geht diese gerechte Reaktion aber nicht vom »Besitzrecht« eines Kaisers und seines Reiches über die beanspruchten Gebiete aus, sondern von der Religion, welche die Angegriffenen mit den beanspruchten Territorien verbindet. Entscheidend für die Wahrnehmung des Kreuzzugs durch die Beteiligten als ein Krieg, dessen Ausgangspunkt die Religion war, waren die Proklamationen seitens Papst Urban II., welche diesen Krieg als gottgewollt und als Mittel der *remissio peccatorum* verstehen ließen. Diese Wahrnehmung des Krieges als gottgewolltes Mittel, mit dem man das Paradies erreichen kann, welche ein Hauptelement von Kreuzzug und Dihad darstellte, war in Byzanz nie verbreitet. Hingegen ist eine negative Einstellung der Byzantiner gegenüber diesem ideologischen Kern des »heiligen« Krieges belegbar. Theophanes übt eindeutig Kritik an dem Konzept des Dihad, wenn er die im Koran stehenden Proklamationen über genussreiches Leben im Paradies für die Gefallenen im Krieg als »frevelhafte und törichte Sachen« bezeichnet (Theophanes, *Chronografia* 334.17-27). Ähnlich kommentiert Kaiser Konstantin VII. Mohammeds Lehre: »Und lehrte dieser Wahnsinnige und Getäuschte seine Anhänger, dass derjenige, der Feinde tötet oder von Feinden getötet wird, in das Paradies kommt und anderes solches Geschwätz« (Konstantin Porphyrogennetos, *De administrando imperio* 14.30-34).

Darüber hinaus akzeptierte die byzantinische Kirche – im Gegensatz zur Papstkirche – keine Innovation im Rahmen der auf dem Neuen Testament basierenden Regeln der Religion, welche den Krieg absolut als Sünde definierten und nicht als gottgewolltes Mittel anerkannten.³⁶ Dies war der Hauptgrund, weshalb die Religion in der tausendjährigen Geschichte des Byzantinischen Reiches nie als Ursprung oder Ursache für Krieg zu sehen ist. Sie unterstützte lediglich die Führung von defensivem Krieg, der aus realpolitischen Gründen gerechtfertigt war.

Ausgehend davon ist der Schluss zu ziehen, dass die Expansionskriege der byzantinischen Kaiser zur Unterwerfung von Gebieten, die Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang unter fremder Herrschaft waren, durch das ideologische Prinzip der legitimen Herrschaft Konstantinopels über die Territorien des *Imperium Romanum* sowohl innerhalb der byzantinischen Gesellschaft, als auch gegenüber den militärischen Gegnern des Reiches gerechtfertigt wurden. Die Ausdehnung der byzantinischen Herrschaft über ehemals römische Territorien wurde als »Verteidigungskrieg« betrachtet und so als Mittel zum Frieden als Wiederherstellung einer Friedensordnung im Sinne der altrömischen *pax romana* legitimiert und gerechtfertigt. Diese Ideologie, die für eine Darstellung des Kaisers und seiner Aktionen als

friedensstiftend sorgte, wurde sowohl durch die Schriften von Kaisern und gelehrten Beamten als auch durch die byzantinische Kirche innerhalb der byzantinischen Gesellschaft verbreitet. Dies ermöglichte dem Kaiser in Konstantinopel je nachdem, ob sein Reich militärisch dazu in der Lage war oder nicht, Krieg oder Diplomatie vorzuziehen, um die Beziehungen mit seinen Nachbarvölkern zu regeln. Zu Zeiten ihrer militärischen Übermacht zögerten die Byzantiner allerdings nie, Krieg zu initiieren, um ihre Herrschaft über Völker und Territorien auszudehnen.

Anmerkungen

- ¹ Die Zeit von 331 bis zur zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts (konventionell 565 – Ende der Regierungszeit Justinians' I.) wird von vielen Forschern nicht als byzantinische, sondern als spätrömische Zeit betrachtet. Der *terminus technicus* »Byzantinisches Reich« wird für das Oströmische Reich von der Zeit nach Justinian I. bis 1453 verwendet.
- ² Zeitraum seiner Alleinherrschaft.
- ³ Der Begriff Ökumene bezeichnete für die Byzantiner die bekannte bewohnte Welt. Zur byzantinischen Auffassung der Ökumene siehe: Koder 2002, 15-34.
- ⁴ Pohl 2001; Heather 2005.
- ⁵ Mazal 2001, 128-172; Evans 1996, 126-160; Ure 1979.
- ⁶ Curta 2001; Pohl 2002.
- ⁷ Stratos 1965-1977; Gerland 1894, 303-373.
- ⁸ Haarmann 2001; Lilie 1976.
- ⁹ Odahl 1976.
- ¹⁰ Barnes 1981, 245-260; Treitinger 1956, 158-160; Karayiannopoulos 1988, 7-13.
- ¹¹ Sancti Ambrosii, Opera, pars VIII, De Fide, ed. A. Faller (CSEL 78), vol. II. Vindobonae 1962, 106-107.
- ¹² Sankti Aureli Augustini, De civitate Dei. Corpus Christianorum ser. Lat. 47-48, pars 14, 1-2. Turnholti 1955 III, 10.71-72.
- ¹³ Saint Basile, Lettres II, ed. Yves Courtonne. Paris 1961, 130.1-5.
- ¹⁴ Chrysostomides, 2001, 91.
- ¹⁵ Treitinger 1956, 162-164.
- ¹⁶ Schneider 1929, 101.
- ¹⁷ Classen 1988.
- ¹⁸ Zur politischen Ökumene der Byzantiner siehe: Koder 2002, 25-31; Fögen 1993, 49-50. Zu einer differenzierten Meinung siehe Loungis 1995, 117-128.
- ¹⁹ Zum Römischen Reich der Zeit des Augustus siehe: Bringmann/Schäfer 2002; Kienast 1999.
- ²⁰ Michailides-Nouaros 1961; Laiou 1993, 167-8.
- ²¹ Shepard/Franklin 1992, 25-88.
- ²² Strässle 2004, 126.
- ²³ Strässle 2004, 123.
- ²⁴ Chrysostomides 2001, 92.

- ²⁵ Brodka 1999, 243-4.
- ²⁶ Dazu siehe Brodka 1999, 247-48.
- ²⁷ Brodka 1999, 246.
- ²⁸ Fouracre 2005.
- ²⁹ Skylitzes *Synopsis* 328.
- ³⁰ Skylitzes *Synopsis*, 349. Ahrweiler 1975, 61-62.
- ³¹ Lampsides 1949, 34ff.; Mpourdara 1981, 124ff.; Chrysos 1997, 207.
- ³² Zur Frage des »heiligen« Krieges in Byzanz siehe Laiou 1993; dies., 2006, 30-43; Oikonomides 1995; Dennis 2001, 31-39; Stouraitis 2007, 247-270. Zu einer differenzierten Meinung siehe Kolia-Dermizaki 1991; Kolbaba 1998, 194-221.
- ³³ Zur Beziehung zwischen gerechtem Krieg und Religion in Byzanz siehe Stouraitis 2007, 231-246.
- ³⁴ Koran Sure 3 Vers 169, Sure 4 Vers 74, Sure 9 Verse 5, 29, 111 und Sure 47 Verse 4-6 in: Henning/Hoffmann 2001, 72, 89, 187, 191, 204, 507.
- ³⁵ Becker 1988, 333-385; Erdmann 1965, 284-325.
- ³⁶ Zudem siehe Ablehnung der Forderung des Kaisers Nikephoros II. Phokas zur Anerkennung von im Krieg gefallenen Soldaten als Märtyrer durch die byzantinische Kirche; Stouraitis 2007, 259-267. Zu einer differenzierten Betrachtung dieses Falles siehe Kolia-Dermizaki 1991, 134-136.

Literatur

- Ahrweiler 1975 = Ahrweiler, H.: *L' Ideologie Politique de l' Empire Byzantin*, Paris 1975.
- Barnes 1956 = Barnes, T. D.: *Constantine und Eusebius*, London 1981.
- Becker 1988 = Becker, A.: *Papst Urban II. (1088–1099), Teil 2: Der Papst, die griechische Christenheit und der Kreuzzug* (*Monumenta Germaniae Historica* 19, II), Stuttgart 1988.
- Bringmann/Schäfer 2002 = Bringmann, K./Schäfer, Th.: *Augustus und die Begründung des römischen Kaisertums*, Berlin 2002.
- Brodka 1999 = Brodka, D.: *Prokopios von Kaisareia und Justinians Idee der »Reconquista«*, in: *Eos* 86 (1999).
- Chrysos 1997 = Chrysos, E.: *»Νόμος πολέμου«* (Byzantium at War), Athen 1997.
- Chrysostomides, 2001 = Chrysostomides, J.: *Byzantine concepts of peace and war*, in: Hartmann, A. V./Heuser, B. (Hg.): *War, Peace and World Orders in European History*, London/New York 2001.
- Classen 1988 = Classen, P.: *Karl der Große, das Papsttum und Byzanz. Die Begründung des karolingischen Kaisertums* (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, Bd. 9), Sigmaringen 1988.
- Curta 2001 = Curta, F.: *The Making of the Slavs: History and Archaeology of the Lower Danube Region, C. 500–700*, Cambridge 2001.
- Dennis 2001 = Dennis, G. T.: *Defenders of the Christian People: Holy War in Byzantium*, in: Laiou, A./Mottahedeh, R. P. (Hg.): *The Crusades from the Perspective of Byzantium and the Muslim World*, Washington D. C. 2001.

- Erdmann 1965 = Erdmann, C.: Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, Stuttgart 1965.
- Evans 1996 = Evans, J. A. S.: The Age of Justinian. The circumstances of imperial power, London/New York 1996.
- Fögen 1993 = Fögen, M. Th.: Das politische Denken der Byzantiner, in: Fetscher, I./Münkler, H.: Pipers Handbuch der politischen Ideen, Bd. 2., München/Zürich 1993.
- Fouracre 2005 = Fouracre, P. (Hg.): The New Cambridge Medieval History, vol. I, 500–700, Cambridge 2005.
- Gerland 1894 = Gerland, F.: Die persischen Feldzüge des Kaisers Herakleios, in: Byzantinische Zeitschrift 3 (1894), 303–373.
- Haarmann 2001 = Haarmann, U.: Geschichte der Arabischen Welt, München 2001.
- Heather 2005 = Heather, J. P.: The Fall of the Roman Empire: A New History, London 2005.
- Henning/Hofmann 2001 = Der Koran, arabisch-deutsch übers. von Max Henning. Bearb. und hrsg. von M. W. Hofmann, Hugendubel 2001.
- Karayiannopoulos 1988 = Karayiannopoulos, I.: Η πολιτική θεωρία των Βυζαντινών, Thessaloniki 1988.
- Kienast 1999 = Kienast, D.: Augustus. Prinzeps und Monarch 3, Darmstadt 1999.
- Koder 2002 = Koder, J.: Die räumlichen Vorstellungen der Byzantiner von der Ökumene, Wien 2002.
- Kolbaba 1998 = Kolbaba, T. M.: Fighting for Christianity. Holy War in the Byzantine Empire; in: Byzantion 68 (1998).
- Kolia-Dermitzaki 1991 = Kolia-Dermitzaki, A.: Ο βυζαντινός «ιερός πόλεμος». Η έννοια και η προβολή του θρησκευτικού πολέμου στο Βυζάντιο (Ιστορικές Μονογραφίες 10), Athen 1991.
- Lampsides 1949 = Lampsides, O.: Η ποινή της τυφλώσεως παρά τοις Βυζαντινοίς, Athen 1949.
- Lilie 1976 = Lilie, R. J.: Die byzantinische Reaktion auf die Ausbreitung der Araber, München 1976.
- Laiou 1993 = Laiou, A.: On Just War in Byzantium (To Hellenikon. Studies in Honor of Speros Vryonis Jr. I.), New Rochelle 1993.
- Laiou 2006 = Laiou, A.: The Just War of Eastern Christians and the Holy War of the Crusaders, in: Sorabij, R./Rodin, D. (Hg.): The Ethics of War. Shared Problems in Different Traditions, Ashgate 2006.
- Lounghis 1995 = Lounghis, T.: Die byzantinische Ideologie der »begrenzten Ökumene« und die römische Frage im ausgehenden 10. Jahrhundert, in: Byzantinoslavica 56 (1995).
- Mazal 2001 = Mazal, O.: Justinian I. und seine Zeit: Geschichte und Kultur des byzantinischen Reiches im 6. Jahrhundert, Köln/Wien 2001.
- Michailides-Nouaros 1961 = Michailides-Nouaros, G.: Ο δίκαιος πόλεμος στα Τακτικά του Λέοντος Στ' του Σοφού (Σύμμικτα Σεφεριάδου), Athen 1961.
- Mrourdara 1981 = Mrourdara, K.: Καθοσίωσης και τυραννίς κατά τους μέσους Βυζαντινούς χρόνους, Ι Μακεδονική Δυναστεία 867–1056, Athen 1981.
- Odahl 1976 = Odahl, C. M.: Constantine and the Militarization of Christianity: A Contribution to the Study of Christian Attitudes toward War and Military Service, Michigan 1976.

- Oikonomides 1995 = Oikonomides, A.: The Concept of »Holy War« and Two Tenth-century Byzantine Ivories, in: Miller, T. S./Nesbitt, J. (Hg.): Peace and War in Byzantium. Essays in Honor of G.T. Dennis, Washington 1995.
- Pohl 2002 = Pohl, W.: Die Awaren, München 2002.
- Pohl 2001 = Pohl, W.: Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration, Stuttgart 2001.
- Schneider 1929 = Schneider, A. M. (Hg.): Samos in frühchristlicher und byzantinischer Zeit, in: Mitteilungen des dt. Archäol. Inst. Athener Abt. 54 (1929).
- Shepard/Franklin 1992 = Shepard, J./Franklin, S. (Hg.): Byzantine Diplomacy. Papers from the Twenty-fourth Spring Symposium of Byzantine Studies, March 1990, Brookfield 1992.
- Stouraitis 2007 = Stouraitis, I.: »Krieg in Byzanz« – Eine Studie zur politischen und ideologischen Wahrnehmung des Krieges durch die Byzantiner in der Zeit vom 7. bis zum 11. Jahrhundert, Wien 2007.
- Strässle 2004 = Strässle, P. M.: Krieg und Frieden in Byzanz, in: Byzantion 74 (2004).
- Stratos 1965–1977 = Stratos, A.: Το Βυζάντιον κατά τον Ζ' αιώνα I-II, Athen 1965–1977.
- Treitinger 1956 = Treitinger, O.: Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell. Vom oströmischen Staats- und Reichsgedanken, Darmstadt 1956.
- Ure 1979 = Ure, P. N.: Justinian and his age, Connecticut 1979.

Quellenverzeichnis

- Arethas *Scripta Minora* II = Arethae Archiepiscopi Caesariaensis Scripta Minora II, ed. L-G. Westerink (Leipzig 1968).
- Corpus Iuris Civilis II = Corpus Iuris Civilis II Novellae, ed. G. Kroll (Berlin 1959).
- Georgios Monachos *Chronicon breve* = Georgii monachi Chronicon breve (Migne Patrologia Graeca 110).
- Georgios Monachos *Chronikon* = Georgii monachi chronikon, ed. P. Wirth (Stuttgart 1978).
- Jus Graecoromanum II = Jus Graecoromanum II, ed. Zachariae von Lingenthal (Aalen 1962).
- Konstantin Porphyrogennetos *De administrando imperio* = Constantine Porphyrogenitus: De administrando imperio, ed. G. Moravcsik (Corpus fontium historiae Byzantinae 1. Dumbarton Oaks Washington, D.C. 1967).
- Konstantin Porphyrogennetos *De thematibus* = Costantino Porfirogenito: De thematibus, ed. A. Pertugi (Biblioteca Apostolica Vaticana, ser. Studi e Testi 160, Vatikan 1952).
- Leon Diakonos *Historia* = Leonis diaconi Caloensis historiae libri decem, ed. K.B Hase, Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae (Bonn 1828).
- Leon *Taktika* = Leonis Imperatoris Tactica (Migne Patrologia Graeca 107, 672–1120).
- Prokopios *Peri polemon* = Procopii Caesariensis opera omnia, ed. P. Wirth (Leipzig 1962/3).

- Psellos *Poemata* = Michaelis Pselli poemata, ed. L.G. Westerink (Teubner, Stuttgart 1992).
- Sancti Ambrosii, Opera, pars VIII, De Fide, ed. A Faller (CSEL 78, vol. II, Vindobonae 1962)
- Sankti Aureli Augustini, De civitatae Dei (Corpus Christianorum ser. Lat. 47-48, pars 14, 1-2. Turnholti 1955).
- Saint Basile, Lettres II, ed. Yves Courtonne (Paris 1961).
- Skylitzes *Synopsis* = Ioannis Scylitzae synopsis historiarum ed. J. Thurn (Corpus Fontium Historiae Byzantinae 5, Series Berolinensis. Berlin 1973).
- Theodoros Daphnopates *Epistoles* = Thèodore Daphnopatès Correspondance, ed. J. Darrouzès/L. G. Westerink (Paris 1978).
- Theophanes Continuatus *Chronographia* = Theophanes Continuatus chronographia, ed. Bekker (Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae, Bonn 1838).
- Theophanes *Chronographia* = *Theophanes Chronographia*, ed. C. de Boor (Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae, Bonn 1883).

Krieg in mittelalterlicher deutscher Dichtung

HERMANN REICHERT

Die wenigsten mittelalterlichen Kampfhandlungen wurden als Kriege im heutigen Sinn verstanden. Im Gegensatz zur altrömischen Vorstellung der zwischenstaatlichen gewaltsamen Konfliktaustragung, resultierten die meisten mittelalterlichen bewaffneten Konflikte aus Streitigkeiten von Familien, die von uns begrifflich dem Fehdewesen zugeordnet werden.¹ Das spiegelt sich in der Dichtung. Auch in der wichtigen Gruppe der »Trojanerkriege« ist die persönliche Verfehdung des trojanischen und mykenischen Königshauses noch stärker als in den spätantiken Vorbildern – der originale Homertext wurde im mittelalterlichen Deutschland praktisch nicht rezipiert – der Kriegsgrund. Auch im Aeneasroman Heinrichs von Veldeke ist das Vergilische Kriegsgeschehen zwischen den Parteien des Aeneas und des Turnus zentriert auf den persönlichen Zweikampf zwischen den beiden Anführern, der aus Liebe zu Lavinia/Lavine geführt und durch die Kraft der Liebe entschieden wird. Als *bellum* galten im Mittelalter insbesondere die Kreuzzüge, zu denen die ganze Christenheit aufgerufen war. Emotionale Aufrufe zur Teilnahme an einem Kreuzzug finden sich in Predigten und in liedartigen Texten; wir besitzen mehrere »Kreuzlieder«, die auf die Situation des Kreuzritters Bezug nehmen.² Dabei wird aber nicht die Kriegsführung angesprochen, sondern die Situation des Kriegers; etwa sein Zwiespalt zwischen dem Wunsch, gegen das Heidentum zu kämpfen, mit der Befürchtung, seine Geliebte könne ihm während seiner Abwesenheit untreu werden (so im Kreuzlied des Friedrich von Hausen, anlässlich des Kreuzzuges von 1189/90). Details der Kriegsführung finden sich nur in längeren epischen Werken. Die hochmittelalterliche Literatur beschäftigt sich dabei weniger mit den zeitgenössisch aktuellen Kreuzzügen ins heilige Land als mit der Rückprojektion in die Vergangenheit, und zwar insbesondere mit den Kämpfen Karls des Großen gegen die Araber in Spanien.³ Diese werden meist als nachzuahmende Vorbilder gefeiert; kritische Gestaltungen wie in Wolfram von Eschenbachs »Willehalm« bleiben die Ausnahme.

Die Darstellung von Kriegen in der Dichtung unterscheidet sich, wie die Darstellung der Welt in der Dichtung überhaupt, von dem was wir sogenannten »historischen« Quellen entnehmen, in mehrfacher Hinsicht. »Historische« Quellen sind zum Teil solche, die wir direkt interpretieren, ohne dass sie zuvor

von einem mittelalterlichen Menschen interpretiert wurden; z. B. Funde auf Schlachtfeldern, die von Archäologen ausgegraben werden, und Rückschlüsse auf die Größe der Armeen, Bewaffnung usw. erlauben. Andere »historische« Quellen sind solche, die schon das Ergebnis einer Interpretation durch einen mittelalterlichen Geschichtsschreiber enthalten, der die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten, vielleicht absichtlich verfälschend, oder aus Unkenntnis, falsch wiedergibt, und der uns ein mehr oder (sehr oft) weniger zutreffendes Bild von Ethik, Kriegsgrund, Heeresgrößen, Strategie, Kampftechnik usw. übermittelt. Diese Quellen sind nicht schlecht, sondern sie sind nicht Quellen für das, was »tatsächlich« stattgefunden hat, sondern für das, was das Publikum nach dem Willen des Autors (bzw. des Fürsten, in dessen Auftrag er schrieb) über den betreffenden Krieg denken sollte, welche Aspekte des Krieges, seiner Ursachen und seiner Folgen interessierten, usw. Die Dichtung geht in dieser Hinsicht noch weiter. Wenn in ihr Kriege geschildert werden, die in Wirklichkeit nie stattfanden, so sind sie wertvolle Quellen dafür, wie man sich unter Einsatz der Phantasie, ohne Begrenzung durch historische, materialtechnische usw. Fakten, einen Krieg vorstellen wollte.

Die bekanntesten deutschen Dichtungen über die Heidenkriege zur Zeit Karls des Großen sind das Rolandslied des Pfaffen Konrad und der Willehalm Wolframs von Eschenbach. Beide folgen französischen Vorlagen; das vermutlich im Auftrag Heinrichs des Löwen um 1170 entstandene Rolandslied folgt ziemlich frei der um 1090 entstandenen »Chanson de Roland«; Wolframs Willehalm folgt dem altfranzösischen Aliscans-Epos, einer Chanson de geste aus dem Kreis der Epen um Guillaume d'Orange aus dem 12. Jahrhundert, vermutlich noch freier. Da die beiden französischen Werke in vielen Fassungen existierten, von denen ein Gutteil verloren ist, und wir nicht wissen, wie die Fassungen aussahen, denen die deutschen Autoren folgten, sind Angaben darüber, wie frei die deutschen Autoren mit ihren Vorlagen umgingen, nur Vermutungen. Beide nehmen ihren Stoff aus Sagen und Legenden, die sich um die Kriege Karls des Großen gegen die Araber in Spanien rankten; das Rolandslied spielt noch zur Zeit Karls, der Willehalm nach dessen Tod; in den Grundzügen der Handlung sind beide Werke stark unhistorisch (z. B. starb der historische Wilhelm früher als Karl der Große). Über die Darstellung der Kriege in ihnen gibt es eine reiche Literatur; die zu Wolframs Willehalm wurde, vorbildlich und auch in für Nicht-Literaturwissenschaftler lesbarer Weise, erst kürzlich von Joachim Bumke zusammengefasst.⁴ Die vielen kriegstechnischen Details, auf die Wolfram eingeht, werden dort, ebenso wie der moralphilosophische und moraltheologische Hintergrund, eingehend besprochen. Die starke



»Tristan«-Roman Gottfrieds von Straßburg (ca. 1210): Riwalin von Armenien, zu Gast bei König Marke von Cornwall, hilft diesem, sein Reich gegen Angreifer zu verteidigen, und wird dabei schwer verwundet (v. 1135ff.). Die Handschrift Cgm 51 der Bayerischen Staatsbibliothek München (vor 1250) illustriert diese Szene (fol. 10r oben). Riwalin, im rechten Viertel des Bildes, ist durch Beifügung des Namens gekennzeichnet.

Durch seinen Schild bohrt sich die Lanze eines Gegners.

Bildnachweis: Tristan und Isolde mit der Fortsetzung Ulrichs von Türheim.

Faksimile-Ausgabe des Cgm 51 der Bayerischen Staatsbibliothek München. Stuttgart: Müller & Schindler 1979.

Akzentuierung persönlicher Feindschaft in diesen Werken wird besonders an der Figur des Genelun im Rolandslied sichtbar.⁵

Ich bespreche hier zwei Kriege, die in den Werken, die sie enthalten, nicht zentral sind und daher in der Forschung meist nur nebenbei behandelt werden, in denen aber trotzdem die Sichtweise des Erzählers, gerade weil er nur das für das betreffende Werk am Krieg Wesentliche bringt, die Auffassung des Autors vom Krieg deutlich zeigt.

Ein fiktiver Krieg, der vom Kriegsgrund bis zum Friedensschluss geschildert wird und uns daher Einblick in das Kriegswesen gibt, wie man es sehen wollte, ist der »Sachsenkrieg« in der vierten Aventüre des Nibelungenliedes⁶

zwischen den Königen von Sachsen (Lüdeger) und Dänemark (Lüdegast), zwei Brüdern, als Angreifern und den Königen des Burgundenreiches um Worms am Rhein (drei Brüder; davon Gunther und Gernot bereits in waffenfähigem Alter) als Verteidigern. Der »Sachsenkrieg« gehört zu den Teilen des Nibelungenliedes, von denen man annimmt, dass in ihnen der Dichter kaum alten Sagen entnommene Stoffe gestaltete, sondern erst von ihm frei erfundene Elemente; und zwar nicht nur in Darstellungsweise, Problematiken und sprachlicher Ausformung (diese Dinge sind im ganzen Werk selbständige Leistung des Dichters), sondern auch im Handlungsfaden. Diese Teile sind, wenn auch in die Vergangenheit projiziert, ohne verfälschende Elemente älterer Sagenschichten, aussagekräftig dafür, wie der Autor die Vergangenheit sehen wollte. Entstanden ist das Nibelungenlied sicher zwischen 1191 und 1204; vermutlich in den Jahren knapp vor 1204, am ehesten 1202–1203.⁷

Als Ursache des Sachsenkrieges wird »Hass« angegeben (Str. 137), den der König über Sachsenland und der König von Dänemark gegen die Burgundenkönige tragen. Das mittelhochdeutsche Wort, *haz*, hat allerdings eine weitere Bedeutung als neuhochdeutsch *Hass*; es steht für jede Art von feindseliger Gesinnung. Der *haz* muss nicht durch eine Handlung der Angegriffenen hervorgerufen werden; auch Feindschaft, die der Eroberungslust entspringt, kann *haz* genannt werden. Kennzeichnend ist, dass die Rivalität der Herrscher als alleiniger Anlass genannt wird, nicht etwa Feindschaft der Einwohner, wirtschaftliche Zwänge oder dergleichen. Das hat das Nibelungenlied mit der gesamten germanischen Heldenepik gemeinsam: Konflikte entstehen vornehmlich zwischen Einzelpersonen; ob man diese in Zweikämpfen gegeneinander antreten oder ganze Heere gegeneinander aufbieten lässt, ist ein Darstellungsmittel, das von einer Gestaltung einer Sage zur nächsten gewechselt werden kann. Die Haltung der Sachsen und Dänen wird als *übermüete* bezeichnet. Ob das unserem »Übermut« entspricht, der gemeinhin ein Kavaliersdelikt darstellt, oder mehr unserem »Hochmut«, *superbia*, einer der sieben Todsünden, und ob *übermüete* auch eine der Ursachen der Schlusskatastrophe im Nibelungenlied ist, ist schwer zu beurteilen. Eine mögliche Interpretation ist, dass *übermüete* der Figuren (nicht nur der Sachsen und Dänen) zunächst als zum Teil liebenswürdige Eigenschaft erscheint, sich aber dann als gefährliche Verwandte der *superbia* erweist. Die Interpreten sind sich hierin sehr uneins.

Eingeleitet wird der Krieg durch eine formelle Kriegserklärung, die die Angreifer dem Burgundenkönig Gunther durch Boten überbringen lassen. Dieser lässt die Boten das Gastrecht genießen; sie sind, obwohl Feinde, gegen Übergriffe geschützt. Die Botschaft enthält das Angebot von Verhandlungen über freiwillige Unterwerfung, durch die Blutvergießen vermieden werden

könnte, sowie den Termin, zu dem der Angriff erfolgen würde: zwölf Wochen nach Überbringung der Kriegserklärung. Gunther beruft den Kronrat ein, in dem sein Bruder Gernot eine Meinung vorträgt, die für Kriegerkulturen kennzeichnend ist, und die wir kennen müssen, wenn wir die Handlungsweise ihrer Angehörigen verstehen wollen: Gernot schlägt vor, das Angebot von Friedensverhandlungen abzulehnen und das Land zu verteidigen, denn (Str. 148):

*dâ sterbent wan die veigen. die lâzen ligen tôt.
dar umb ich niht vergezzen mac der êren mîn.*

Da sterben nur die Todgeweihten. Lassen wir die tot liegen. Derentwegen kann ich nicht auf meine Ehre vergessen.

Gernot vertritt hier eine Form der Schicksalsgläubigkeit, die annimmt, dass für jeden Menschen die Todesstunde vorherbestimmt ist, aber er selbst entscheiden kann, ob er die Zeit bis dahin ehrenhaft oder unehrenhaft verbringt, indem er (erfolglos) versucht, dem Tod zu entkommen und sein Leben zu verlängern. Kulturen, in denen dieser Glaube verbreitet ist, haben eine grundsätzlich andere Einstellung zur Bereitschaft, das Leben zu riskieren, als Kulturen, in denen als wahr gilt, dass man durch entsprechende Handlungen sein Leben verkürzen oder verlängern kann. Die Schicksalsgläubigkeit, wie sie uns bei vielen Figuren des Nibelungenliedes entgegentritt, ist allerdings nicht konsequent; im Augenblick der Bedrohung im Kampf versuchen manche sehr wohl, das Leben zu retten; bisweilen sogar um den Preis unehrenhafter Handlungen wie dem Kampf von zwei gegen einen (im zweiten Teil des Nibelungenliedes ruft sogar der großartige Held Hagen seinen Bruder Dankwart zu Hilfe, als er gegen einen bayrischen Markgrafen zu unterliegen droht; zu zweit erschlagen sie den Bayern; Str. 1610f.). Das Ethos der programmatischen Reden vor Kriegsbeginn lässt sich in der direkten Konfrontation mit dem Tod nicht immer aufrecht erhalten.

Der nächste Diskussionspunkt im Kronrat ist: Hagen, Verwandter und Gefolgsmann der Könige, verweist auf die Unmöglichkeit, in so kurzer Zeit ein entsprechend großes Heer durch *besenden* (»Herbeiholen lassen«) von Gefolgsleuten aufzustellen (Str. 149). Hier zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen Dichtung und Realität: die Dichtung kann aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen negieren, auch wenn sie, wie ausgeführt, nicht einer alten Sagentradition verpflichtet ist; ein reicher Fürst der Zeit um 1200 hätte in einer derartigen Situation vermutlich versucht, Söldner anzuwerben. Diese und andere zeitgenössische Herrschaftsstrukturen werden im Nibelungenlied ausgeblendet. Die schwierige Frage, was den Dichter dazu motivierte, ohne sagengeschichtlichen Zwang (siehe

oben) Gesellschaftsstrukturen darzustellen, die von der zeitgenössischen abweichen, ist für die Interpretation des Werkes wichtig; für die hier zu leistende Darstellung des Kriegsgeschehens in der Dichtung kann sie jedoch übergangen werden. Hagen gibt einen anderen Rat: Gunther möge Siegfried, der als Gast am Burgundenhof weilt, um Hilfe bitten.

Die Herrschaft der Wormser Könige gründet sich nur auf das Erbrecht; dieses ist für sie die einzige Form der Herrschaftslegitimation. Zwei weitere Formen der Herrschaftslegitimation werden im Nibelungenlied mehrfach thematisiert:

- Herrschaft des Stärksten (durch Körperkraft und durch Klugheit) mehrfach im Zusammenhang mit Siegfried; nicht nur von diesem selbst, sondern auch von einer außerhalb der Haupthandlung stehenden Figur, dem Zwergen Alberich (Str. 498).
- Herrschaft dessen, der von den Untergebenen anerkannt wird; das wird insbesondere dem zuteil, der sich durch Entscheidungsstärke Respekt verschaffen kann. Im Nibelungenlied äußern die Gefolgsleute von Siegfrieds Vater, dass sie es gerne sähen, wenn er zu Gunsten des Sohnes auf die Herrschaft verzichten würde. Siegfried nimmt dieses Angebot jedoch nicht an; Eignung zur Ausübung von Macht und Machtstreben treffen nicht in den selben Figuren zusammen. Achtung gebietendes Auftreten wird auch dem Hunnenkönig Etzel zugeschrieben; die Furcht vor seiner Strenge erscheint als positiver, den Landfrieden sichernder Wert (Str. 1491 und öfter).

Voraussetzung dafür, eine der drei genannten Arten von Legitimation zu erhalten, ist königliche Geburt; »soziale Aufsteiger«, die es in der Realität gab, kennt das Nibelungenlied nicht.

Die Schwäche einer nur auf Erbe gegründeten Herrschaft wird durch die Notwendigkeit, Siegfried um Hilfe zu bitten, deutlich. Dieser ist königlicher Geburt und hat sich unermessliche Reichtümer und märchenhafte Wunderkräfte erworben, doch ist das Reich seines Vaters am Niederrhein weniger bedeutend als das der Burgunden am Oberrhein; daher trägt er Bedenken, ohne Weiteres um deren Schwester zu werben und ist bemüht, sich durch Freundschaftsdienste eine Stellung am Hof in Worms zu schaffen, die ihm die Werbung ermöglichen soll. Die Burgunden sind durch die Kriegserklärung der Sachsen und Dänen gezwungen, ihn um Hilfe zu bitten, und er sagt mit Freuden zu. Die Leitung des Kriegszuges überträgt Gunther Siegfried, der vorschlägt, nicht den Angriff der Feinde abzuwarten, sondern ihnen mit einem Einfall ins Sachsenland zuvorzukommen. Diese Antwort wird den Boten mitgegeben, die beschenkt und mit Geleitschutz für den Rückweg ausgestattet werden. Die Boten sind über diese Behandlung froh;

offensichtlich war es in der Realität nicht selbstverständlich, dass feindlichen Boten gegenüber die strengen Regeln des Gastrechts eingehalten wurden.

Siegfried ist mit nur zwölf Begleitern nach Worms gekommen; er macht sich erbötig, den Feind abzuwehren, falls dieser mit 30.000 Mann käme, wenn Gunther ihm tausend Krieger zur Verfügung stellt. 1 : 30 ist im Nibelungenlied das Zahlenverhältnis für eine hoffnungslos große Übermacht. Es wäre unzutreffend, wenn man diese Phantasiewerte in realistische umformen wollte und etwa annähme, ein Heer mit 1.000 im Epos genannten Rittern mache zusammen mit Hilfspersonal, Knappen, Tross usw., etwa 10.000 Mann insgesamt aus (im zweiten Teil des Nibelungenliedes machen sich die Wormser mit 1.000 Rittern und 9.000 Knechten auf den Weg nach Ungarn), und der Erzähler manipulierte die Leistungen der Wormser, indem er von ihnen nur die Zahl der Ritter, von den Feinden die Gesamtheeresstärke angibt. Siegfried sagt klar (Str. 158):

*Swenne iuwer starken vîande zir helfe möhten hân
drîzec tûsent degene, sô wolde ich si bestân,
und hete ich niuwan tûsent.*

Wenn eure mächtigen Feinde zu ihrer Hilfe 30.000 Kämpfer haben könnten, so wollte ich sie bekämpfen, und wenn ich nur tausend hätte.

Als es zum Treffen kommt, bringen Sachsen und Dänen zusammen sogar 40.000 Krieger auf; Siegfrieds Helfer sind 1000 Ritter der Burgunden und seine eigenen zwölf Recken. Das Publikum liebt übertriebene Zahlenangaben und einen Sieg gegen eine vierzigfache Übermacht; realistisch könnte man sich natürlich kein Heer von Sachsen und Dänen mit 40.000 Rittern und fast zehnfachem sonstigem Personal vorstellen; eine Gesamtheeresstärke von 300.000 bis 400.000 Mann wäre unmöglich. Der Unterschied zu einer Geschichtsdichtung, die eine historische Schlacht behandelt, ist: über eine Geschichtsdichtung könnte man sagen, dass sie die Zahlenverhältnisse manipuliert und aus einer vierfachen eine vierzigfache Übermacht macht, indem sie die Zahl der Ritter des einen Heeres gegen die Gesamtstärke des anderen stellt; bei einem fiktiven Krieg, der ja nie stattgefunden hat, kann man nicht von Manipulation sprechen, sondern von phantasievollen Zahlenangaben.

Die dem Gebot Folge leisten, sind Verwandte des Königshauses und andere Gefolgsleute der Könige; von den höchstgestellten darunter, wie Hagen, wird erwähnt, dass sie auch eigene Ritter in ihrem Gefolge besitzen, die sie aufbieten. Siegfried fordert Gunther auf, als König zu Hause zu bleiben; unter Siegfrieds Kommando folgt Gernot, sowie Hagen als *scharmeister*,

wie der Anführer der Truppen unter dem Oberbefehlshaber genannt wird; auch die anderen wichtigen Funktionen werden mit Verwandten des Königshauses besetzt. Hagens Bruder Dankwart, am Wormser Hof Inhaber des Hofamtes ›Marschall‹, beaufsichtigt auf dem Kriegszug mit dem Truchseß Ortwin von Metz das Gesinde und die Nachhut. Auch Mundschenk und Kämmerer des Wormser Hofes kommen mit. Eine besondere Funktion ist die des Fahnenträgers, die Siegfried dem tapferen adligen Spielmann Volker überträgt.

Die Burgunden erreichen Sachsen und verwüsten das Land mit Raub und Brand. Das erscheint nicht als Kriegsvergehen, sondern als selbstverständliches Ziel einer Schädigung des Gegners. Der nächste Punkt ist das Auskundschaften des gegnerischen Heeres, die *warte*. Die Übernahme dieser Aufgabe hat einen großen Stellenwert in mittelalterlicher Dichtung: Das Ausspähen des Gegners kann nur von einem Einzelnen oder einer geringen Zahl von Kriegern ausgeführt werden, damit der Feind nicht merkt, dass er ausgekundschaftet wird. Wenn der Held bei diesem Unternehmen auf Feinde stößt, ist er auf sich selbst gestellt und gerät leicht, wenn er einer Überzahl von Feinden begegnet, in Lebensgefahr. Der »Held auf der Warte« ist zentrales Thema des etwas jüngeren Heldenepos »Alpharts Tod«, in dem der junge Alphart darauf besteht, allein die Warte zu übernehmen, und zwei Feinden begegnet, die ihrerseits zu zweit die Warte übernommen haben, und ihn in einem unfairen Kampf von zwei gegen einen erschlagen. Vielleicht ist auch im (schon um 830 aufgezeichneten) althochdeutschen »Hildebrandslied« das Treffen von Hildebrand und Hadubrand *untar heriun tuem* (›zwischen zwei Heeren‹) auf der Warte zu denken; die knappe Schilderung des Heldenliedes erlaubt keine sichere Aussage darüber.⁸ Im Nibelungenlied übernimmt Siegfried allein die Warte; für die Dauer seiner Abwesenheit übergibt er das Heereskommando an Gernot und Hagen. Auf der Seite der Gegner reitet der Dänenkönig ebenfalls allein auf die Warte, allerdings folgt ihm zu seiner Sicherung in einiger Entfernung ein Trupp von dreißig Mann. Siegfried beobachtet das auf einem Feld lagernde Heer von 40.000 Mann; dann begegnet er dem Dänenkönig. Sofort beginnt ein Zweikampf zu Pferd; sie galoppieren aufeinander zu und zielen mit dem Speer auf den Schild des Gegners. Da keiner der beiden dadurch vom Pferd fällt, wenden sie die Pferde und gehen mit den Schwertern auf einander los. Ein mehrfach zur Kennzeichnung besonders kräftiger Schwerthiebe eingesetztes Mittel ist die übertriebene Schilderung der Funken, die mit den Schwertern aus den Helmen geschlagen werden: wie große Feuerbrände stieben sie hervor. Bevor noch die dreißig Dänen ihrem König zu Hilfe kommen können, hat ihm Siegfried schon drei Wunden durch die Brünne

geschlagen und ihn zur Kapitulation gezwungen. Als Preis für sein Leben bietet der Besiegte dem Sieger die Herrschaft über seine Länder an; Siegfried läßt ihm Leben und Land, nimmt ihn aber als Geisel mit. Die Dreißig wollen ihren König freikämpfen, doch erschlägt Siegfried kurzerhand alle bis auf einen, der Gelegenheit bekommt, das Geschehene bei seinem Heer zu melden. Siegfried hat es gegen dreißig Leute Lüdegers leichter als gegen diesen allein. Dass Herrscher viel besser kämpfen als ihre Leute, liegt in der Hyperbolik der literarischen Gattung, entspricht aber auch der Realität: je teurer die Rüstung ist, desto besser schützt sie. Die Dichtung betont auch immer wieder nicht nur die Kräfte der Helden, sondern auch die Qualität ihrer Rüstungen und insbesondere ihrer Schwerter, die zum Teil Namen tragen und eigene Geschichten haben (Siegfrieds Schwert Balmung war Teil eines wunderbaren Hortes, mit dem er magische Kräfte erwarb).⁹ Nach Siegfrieds Rückkehr zum Heer mit seinem Gefangenen wird die Feldschlacht vorbereitet.

An Eindrücken vor Beginn der Schlacht wird geschildert:

- die Aufnahme der Fahne durch den Fahnenträger
- das Aufstieben des Straßenstaubes beim Zureiten auf den Feind
- das Glänzen der Rüstungen und Waffen
- die besondere Qualität der Schwerter der Sachsen.¹⁰

In der Schlacht:

- der Schlachtlärm, sowohl beim Anprall der Lanzen an die gegnerischen Schilde, als auch das Erklingen durch Schwertschläge
- die Schwerter holen Blut aus den Helmen und Brünnen hervor
- die Frauen werden den Tod ihrer Angehörigen beweinen müssen.

An Kampfformen:

- die *widerkêre*
- der Zweikampf mit Lanzen oder Schwertern vom Pferd aus
- Absitzen und Fortsetzung des Zweikampfes mit Schwertern zu Fuß.

Zu erklären ist hier der Terminus *widerkêre*: Das Maß für besondere Leistungen eines Helden ist, dass er in die feindlichen Reihen eindringt und, links und rechts alles erschlagend, sich durch die Feinde eine Gasse bahnt und so das feindliche Heer durchmisst. Wenn es ihm gelingt, dabei durch alle Schlachtreihen der Feinde durchzudringen, bis er keinen Gegner mehr vor sich hat, kehrt er um und vollbringt die gleiche Leistung von hinten nach vorne, bis er wieder in der ersten Reihe des feindlichen Heeres angelangt ist. Eine solche Gasse hin und zurück bis zur Wiederkehr an den Ausgangspunkt zu hauen, heißt *widerkêre*. *Drî widerkêre* ›Dreimal hin und zurück‹ (Str. 204) schafft Siegfried; er wirkt dadurch wie ein Schnitter. In anderen Kämpfen des Nibelungenliedes schafft Wolphart drei *kêre* (Str. 2289); Dankwart geht, ebenfalls wie ein Schnitter durchs Korn, zweimal hin und her

(Str. 1944), und Rüdiger schafft es (Str. 2210) immerhin einmal. An derart hyperbolischen Kampfleistungen hat das Publikum der Heldendichtung offensichtlich Freude.

Der Zweikampf mit Schwertern, der zu Pferd beginnt und, wenn die Pferde durch die Schläge, die auf den Helmen der Kämpfer liegen, straucheln, zu Fuß fortgesetzt wird, erfolgt insbesondere zwischen dem König von Sachsen, der die Gefangennahme seines Bruders rächen will, und Siegfried, und endet durch Kapitulation Lüdegers, der seinem Heer befiehlt, die Fahne niederzulassen, und Frieden begehrt. *Mit gemeinem râte* ›auf allgemeinen Beschluss‹ (das heißt in einer Verhandlung der Heerführer) wird der Kampf eingestellt.

Nach dem Ende der Schlacht:

- so viele Feinde wie möglich, nämlich 500, werden gefangengenommen
- der Rest der Feinde entflieht in die Heimat
- die Verwundeten werden aufgebahrt
- die Verwandten beklagen den Tod der Gefallenen
- ein Bote wird vorausgeschickt, die Siegesbotschaft zu überbringen
- besonders die Frauen erkundigen sich nach ihren Geliebten und Verwandten
- Freude herrscht darüber, dass auf der eigenen Seite nur 60 Tote zu beklagen sind; diese werden gebührend betrauert
- der Bote wird großzügig belohnt

Nach der Rückkehr des Heeres:

- die gefangenen feindlichen Könige dürfen gegen Ehrenwort und Handschlag, nicht zu fliehen, ohne Fesseln gehen
- die Verwundeten erhalten ärztliche Pflege; die Tugend des Königs zeigt sich daran, dass er sie auch den verwundeten Feinden angedeihen lässt
- die Ärzte erhalten sehr hohe Bezahlung
- die blutigen Waffen werden vor den Frauen verborgen, damit sie nicht weinen müssen
- für sechs Wochen nach der Rückkehr wird ein Siegesfest angesetzt, bis zu dem die Gefangenen bleiben müssen.

Das Siegesfest:

- viele Gäste werden geladen
- Sitze für die Gäste werden hergerichtet
- die Frauen schmücken sich
- es gibt Gelegenheit, Kontakte mit dem anderen Geschlecht zu knüpfen
- Ritterspiele (Turniere und Ähnliches) werden veranstaltet
- auch die Verwundeten nehmen, soweit möglich, daran teil

Politische Konsequenzen:

- die gefangenen Könige bieten reiches Lösegeld (fünfhundert Saumtierladungen Gold)
- Siegfried, der als besonders weise dargestellt wird, rät Gunther, dieses nicht anzunehmen; eine bessere Friedenssicherung sei es, die Feinde gegen Ehrenwort, nie wieder anzugreifen, großzügig ohne Lösegeld freizulassen. Gunther handelt entsprechend
- Die eigenen Gefolgsleute werden vor ihrer Heimreise großzügigst beschenkt.

Diese Darstellung eines Krieges, wie Erzähler und Publikum wünschen, dass er verlaufen soll, entspricht natürlich nicht der Realität. Der wesentliche Unterschied liegt nicht nur in der in einer Heldendichtung erwarteten Übertreibung der kämpferischen Leistungen, sondern im Einhalten der Regeln des Kriegsrechts insbesondere durch die Verteidiger, aber auch durch die Angreifer (formelle Kriegserklärung; Halten des Ehrenwortes in der Gefangenschaft), und durch die weise und großzügige Friedenssicherung durch die Sieger nach Kriegsende. Die augenfälligsten Differenzen zwischen Heldendichtung und Realität, nicht nur im Nibelungenlied, liegen einerseits in den besonderen Leistungen der Herrscher und Protagonisten, andererseits in der vorbildlichen Moral vor allem der Sieger. Beides persifliert Wolfram von Eschenbach in seinem Roman »Parzival«, der ungefähr gleichzeitig mit dem Nibelungenlied entstand (nicht als direkte Kritik an diesem, sondern an der allgemein üblichen literarischen Fiktion). Der erste im »Parzival« geschilderte Krieg (16,1 – 43,19; in der Vorgeschichte, die noch vor der Geburt des Helden, zur Zeit seines Vaters spielt) karikiert literarische Klischees, indem er sie übertreibend gestaltet:

Belakane, die Königin des Mohrenlandes Zazamanc (irgendwo in Afrika gedacht), verlangte von ihrem Geliebten, dem König eines anderen Mohrenlandes, dass er ihr zu Ehren zuerst besondere kämpferische Leistungen vollbringe, bevor sie ihm ihre Hand schenken könne. Das ist ein in der europäischen Dichtung des 12. Jahrhunderts weit verbreitetes Motiv. Schon Geoffrey of Monmouth beschreibt in seiner wahrscheinlich 1135 entstandenen »Historia Regum Britanniae« die Sitten am Hof von König Artus so (Kap. 13): *facete etiam mulieres ... nullius amorem habere dignabantur, nisi tercio in milicia probatus esset. Efficiebantur ergo caste, et meliores, et milites pro amore illarum probiores* (»Klug gewährten die Damen ... keinem ihre Liebe, der sich nicht dreimal im Ritterkampf bewährt hatte. Dadurch sorgte man für die Keuschheit und größere Tugendhaftigkeit der Damen und für aus Liebe zu ihnen größere Waffentüchtigkeit der Ritter«). Der Dienst des Ritters für die Dame, der darin besteht, dass er ihr zu Ehren Heldentaten vollbringt, wurde

zu einem beliebten literarischen Motiv. Das Besondere an der im »Parzival« beschriebenen Situation ist, dass der Verehrer Belakanes eine besondere Rüstung hatte, aber, um besondere Ehre zu erwerben, ohne Rüstung kämpfte, da ein Sieg mit einer besonderen Rüstung keine Heldentat wäre. Dabei erlitt er den Tod. Während Belakane ihn tatsächlich liebte und über seinen Tod trauert, glauben seine Verwandten, sie habe ihn mit ihrer Forderung nach Heldentaten absichtlich in den Tod getrieben, und unternehmen einen Rachefeldzug gegen ihr Reich. Dass eine Frau die (literarische) Konvention, dass ein Ritter Minnedienst zu leisten habe, bevor sie ihn erhört, für Realität nimmt, er diesen Wunsch erfüllt und dabei umkommt, und sie im Nachhinein die Unsinnigkeit dieser Forderung erkennt, begegnet bei Wolfram mehrfach. Dass seine Verwandten die ehrliche Motivation ihrer Handlung nicht erkennen, zeigt die Diskrepanz zwischen literarischer Fiktion und Realität: auch einem Teil von Wolframs Figuren sind die Konventionen der Minnekultur fremd. Das nächste Charakteristikum der Adelskultur, das Wolfram übertreibend karikiert, ist die weltweite Versippung der Königshäuser: zu den Verwandten des getöteten Mohren gehören unter anderem der König von Schottland und andere europäische Fürsten, die mit ihren Heeren Belakanes Burg belagern. Damit ist der Kriegsgrund witzig, weder der Realität noch dem literarischen Klischee entsprechend, sondern dieses übertreibend, dargestellt. Das Ende, das der Krieg findet, ist unerwartet: Gahmuret (der Vater des Helden Parzival) ist zweitgeborener Sohn des Königs von Anjou, dessen Reich allein der erstgeborene erbt. Daraufhin begab Gahmuret sich als Söldner in den Dienst des Kalifen von Bagdad und erwarb dort ungeheuren Reichtum. Seine Schätze verlädt er auf ein Schiff und landet während der Belagerung in Zazamanc. Da die Übermacht der Belagerer erdrückend scheint, sieht er, dass es ihm mehr Ehre bringt, den Verteidigern aus einer aussichtslosen Situation zu helfen, als den Belagerern, die ohnehin des Sieges sicher sind. Die Heere der Belagerer schaltet er allein folgendermaßen aus: er fordert den Anführer jedes der Heere zum Zweikampf heraus, besiegt ihn und verlangt als Preis dafür, dass er ihm das Leben schenkt, dass er seine Truppen zurückzieht. So ist, ähnlich wie im Schachspiel, durch einen Sieg über den König der Krieg gewonnen. Als Siegespreis winkt Gahmuret die Hand der noch jungfräulichen Königin, die Herrschaft über ihr Land und der Königstitel, den er in seiner Heimat nicht erlangt hatte.

Die Kehrseite des Krieges und bittere Realität wird ebenfalls von Wolfram im »Parzival« gestaltet, und zwar anlässlich eines Kriegszuges, den Gawan, der zweite Held des Romans, miterlebt (Parzival Buch 7): Gawan zieht eine Straße entlang und sieht, dass ihm entgegen ein fremdes, großes Heer naht. Seine besondere Kriegertugend besteht darin, Mut, Ehrstreben und

Vorsicht zu vereinen. Einerseits ist er vorsichtig genug, sich nicht allein dem Angriff dieser Menge auszusetzen, anderseits will er auch von einer riesigen Übermacht nicht fliehen. Also tut er, als gehöre er selbst zu dem Heereszug und beobachtet ihn vom Wegrand aus. Im Heer ziehen gut gekleidete Ritter zu Pferd mit Helmen mit kostbarer Helmszier und bunt mit den Wappen bemalten Speeren, die ihnen Knappen nachtragen, und auf Maultiere und Wagen verladene Harnischen. Hinten nach kommt der Tross, zu Fuß, mit einem Markt, Landstreichern, die besser auf einen Galgen als zu einem Ritterheer passen würden, und Soldatenhuren. Als der Zug vorbei ist, begegnet Gawan ein Knappe, von dem er erfährt, dass noch ein zweites Heer folgt, und wer die Könige sind, die sie anführen: Der Sohn des einen Königs pflegt Frauen zu vergewaltigen; man sollte ihn von Rechts wegen dafür hinrichten. Der andere, der eigentliche Urheber dieses Krieges, handelt ebenfalls unrecht, doch mehr auf Grund eines Missverständnisses, das ähnlich zu Stande kam wie das zwischen Belakane und ihren Feinden: er war Sohn eines Königs, der ihn einem hohen Vasallen zur Erziehung übergeben hatte, verliebte sich in dessen Tochter Obie und bat sie um ihre Hand. Sie lehnte ab, mit folgenden Begründungen: sie wolle noch mindestens fünf Jahre mit der Verhelichung warten, bis dahin könne er durch Rittertaten zu ihren Ehren Ruhm erwerben; dann würde sie ihm gerne das Jawort geben; falls er in ihrem Dienste das Leben verlöre, wäre sie untröstlich und würde aus Trauer um ihn sterben. Während sie das ernst meint, hält er es für eine Verhöhnung und erklärt ihrem Vater, seinem Untergebenen, den Krieg. Im Gegensatz zu Belakane ist Obie nicht frei von Hochmut; es findet sich in diesem Konflikt Schuld auf beiden Seiten. Gawan entschließt sich, an dem Kampf teilzunehmen, zunächst ohne entschlossen zu sein, auf welcher Seite, es geht ihm nicht um Parteinahme in diesem Konflikt, sondern darum, dass er als Feigling gelten würde, wenn jemand erführe, dass er von einem Krieg gehört habe und diesem ausgewichen sei. Der noch kindlichen Schwester Obies gelingt es, durch ihre Naivität Gawan dazu zu bewegen, als ihr Ritter zu Gunsten der Verteidiger zu kämpfen. Die Funktion dieses Abenteuers im Roman ist, beide Haupthelden in problematischen Situationen zu zeigen, da sie die volle Bewährung noch nicht erreicht haben; am wenigsten Parzival: der kommt ebenfalls zufällig an den Ort dieses Krieges und schließt sich im Drang, durch Kampfesruhm Ehre zu erlangen, inkognito der nächstbesten Partei an, den Belagerern, und nimmt die Anführer der Verteidiger gefangen. Er trägt ihnen auf, die zuvor von einem der Verteidiger, dem von ihm nicht erkannten Gawan, gefangenen Anführer der Angreifer, auszulösen, und reitet weiter, dem nächsten Abenteuer zu. So ist der Krieg durch die Taten der beiden Haupthelden mit einer Pattstellung beendet. Während man von

dem (nicht erkannten) Parzival allgemein sagt, dass er von den Kämpfern beider Parteien der beste gewesen sei, hat Gawan nur am zweitbesten gekämpft, aber es gelingt ihm, das Paar zu versöhnen und eine Eheschließung herbeizuführen. Gemeinsam mit der Kriegshandlung des ersten Buches ist, dass die Entscheidung nicht durch die Leistung der großen Heere erfolgt, sondern dadurch, dass die Anführer von Heeren Zweikämpfe austragen und der Unterlegene nicht getötet wird, sondern sein Ehrenwort gibt, den Konflikt im Sinne des Siegers zu beenden, und diesen Eid auch tatsächlich hält. Die volkreiche Schlacht findet zwar statt und verursacht Leid und Verwüstungen, trägt aber nichts zum politischen Ergebnis bei.

Die Schilderung des Kriegsgeschehens bringt:

- Hochmut auf beiden Seiten als Kriegsursache
- die Problematik des Kampfes eines Lehnsmannes gegen seinen eigenen Herrn
- die Diskrepanz zwischen hohem kriegerischen Ethos des Rittertums und der Wirklichkeit, die Söldnerheere mit zwielichtigen Gestalten kennt
- die Prachtentfaltung der ritterlichen Kleidung
- die Verteidigung einer stark befestigten Burg gegen ein zahlenmäßig stärkeres Heer von Belagerern
- realistische, bildlich genaue Schilderung von Befestigungswerken und Kampftechniken
- Einsprengsel aus der Realität, der Gegenwart von Dichter und Publikum, in die märchenhafte Handlung.

Das interessanteste dieser Elemente ist ohne Zweifel das Hineinholen der Gegenwart in die Romanhandlung. Hier (Parzival 379, 18ff.) wird das Zertrampeln der Felder durch die Hufe der Rosse vor der belagerten Burg mit der Verwüstung der Erfurter Weingärten im Jahre 1203 verglichen, als König Philipp in Erfurt belagert wurde. Wolframs stark bildhafter Darstellungsweise verdanken wir es, dass wir, trotz der keineswegs realistischen, sondern märchenhaften und symbolisch zu verstehenden Romanhandlung, zahlreiche realistische Details erfahren; von den strategischen Überlegungen der Heerführer bis hinunter zu kleinen sachkundlichen Details, wie dass dem Pferd der Sattelgurt nachgezogen wird. Wolfram thematisiert auch unterschiedliche Verteidigungstechniken: angesichts eines übermächtigen Belagererheeres hatte es für günstig gegolten, Burgtore zu vermauern; als von fern ein großes Heer zur Hilfe der Verteidiger eintrifft, entpuppt sich diese Maßnahme als ungünstig. Bei Wolfram ist nicht nur im Turnier, sondern auch bei kriegerischen Kampfhandlungen der Stellenwert des Speerkampfes größer, während im Nibelungenlied im ernstesten Kampf der Schwertkampf das Hauptgewicht trägt; die Folge einer Tjost ist bei Wolfram auch im Krieg

meist nur, dass der Besiegte hinter das Pferd auf den Acker gesetzt wird und das Publikum über ihn lachen kann. Viel seltener als im Nibelungenlied gibt es bei Wolfram Verletzte oder Tote. Zu den Eindrücken, die vermittelt werden, gehört auch der Lärm: Posaunen und Trommeln sollen beim Gegner Furcht erzeugen; die Kämpfer rufen als Schlachtrufe meist die Namen der Burg ihres Königs. Außergewöhnlich für den deutschen höfischen Roman ist, dass Wolfram auch die unästhetischen Seiten einbezieht, indem er erwähnt, dass viele Pferde zu Aas werden und den Geiern zum Opfer fallen.

Die ökonomische Seite, dass das Pferd des Besiegten dem Sieger gehört, spielt ebenfalls eine Rolle; die höfisch erzogenen Helden Gawan und Parzival verzichten allerdings großzügig darauf, beziehungsweise verschenken die gefangenen Pferde an Knappen ihrer Partei. Da jede der beiden Seiten von mancherorts Verbündete herbeiholt, kann es geschehen, dass unter diesen Hilfstruppen sich Leute befinden, die zu einer Hilfstruppe der Gegenseite freundschaftliche Verbindungen haben. Wolfram lässt Gawan darauf achten, dass er nicht gegen solche Heeresteile der Gegenseite kämpft. Es gibt im Ritterkampf Gelegenheit, die Gegner zu Einzelkämpfen herauszufordern, mit denen man besonders verfeindet ist, und andere zu meiden.

Vorliegender Artikel analysierte zwei hochgradig fiktive Texte, die den Ergebnissen historischer Forschung in manchem zu widersprechen scheinen. Etwa kann P. Thorau in Auswertung der gängigen Fachliteratur formulieren »Eine Kriegserklärung im modernen Sinn kannte das MA noch nicht«.¹¹ Damit hat Thorau als Historiker Recht. Das Nibelungenlied schildert aber die Überbringung der Kriegserklärung genau, und auch der im siebten Buch von Wolframs »Parzival« beschriebene Krieg setzt eine solche voraus. In der Realität spielte sich die Kriegsführung offensichtlich anders ab als in den Köpfen der Menschen, und für letzteres, eine wichtige Dimension der Geschichtswissenschaft, ist die Dichtung das beste Zeugnis. Daher der Versuch, mit diesem Artikel die historischen Beiträge dieses Bandes durch einen für Historiker unkonventionellen Zugang über zwei rein fiktionale Texte zu ergänzen.

Anmerkungen

¹ Brunner 1965, 8, 39ff. und öfter.

² Zur Problematik der Gattungsbezeichnung »Kreuzlied« zuletzt Klein 2007.

³ Standardwerk zur Kreuzzugsdichtung: Wentzlaff-Eggebert 1960. Eine repräsentative Auswahl von Kreuzzugsdichtung enthält Müller 1979.

⁴ Bumke 2004, 320-351.

- ⁵ Dazu Hoffmann 2001.
- ⁶ Das Nibelungenlied ist in verschiedenen Fassungen mit ungleicher Strophenzahl erhalten. Ich benutze hier die Zählung nach der sicher dem Original am nächsten stehenden Sankt Galler Handschrift, »B«, und zitiere nach der Ausgabe von Reichert (Reichert 2005). Die Strophenzählung der Mischausgabe von Karl Bartsch ist bis 521 um zwei höher, von dort bis zum Schluss um drei höher.
- ⁷ Die aktuelle Diskussion um die Entstehungszeit referiert Reichert 2005, 347ff.
- ⁸ Kuhn 1969, 129.
- ⁹ Zu den »magischen« Fähigkeiten von Schwertern und ihrer Spiegelung in der Literatur siehe Grünzweig 2009, 381ff.
- ¹⁰ Das Wortspiel *Sahsen: mit swerten wol gewahsen* (Str. 196) zeigt, dass die etymologische Bedeutung des Sachsennamens, zu *sahs* »Schwert«, bewusst war.
- ¹¹ Thorau 2000.

Literatur

- Brunner 1965 = Brunner, Otto: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter, Wien ⁵1965.
- Bumke 2004 = Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach (= Sammlung Metzler 36), Stuttgart ⁸2004.
- Dickmann 1971 = Dickmann, Fritz: Friedensrecht und Friedenssicherung. Studien zum Friedensproblem in der Geschichte, Göttingen 1971.
- Duby 1990 = Duby, Georges: Krieg und Gesellschaft im Europa der Feudalzeit, in: (ders.), Wirklichkeit und höfischer Traum, Frankfurt am Main 1990, 133-170.
- Grünzweig 2009 = Grünzweig, Friedrich: Das Schwert bei den Germanen. Kulturgeschichtliche Studien zu seinem »Wesen« vom Altertum bis ins Hochmittelalter, Wien 2009.
- Hoffmann 2001 = Hoffmann, Werner: Genelun der Verrâtaere, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 120 (2001), 345-360.
- Klein 2007 = Klein, Dorothea: Ritter zwischen militia Christi und Frauendienst, in: Dallapiazza, Michael (Hg.): Krieg, Helden und Antihelden in der Literatur des Mittelalters. Beiträge der II. Internationalen Giornata di Studio sul Medioevo in Urbino 2004 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 739), Göppingen 2007, 28-45.
- Kuhn 1969 = Kuhn, Hugo: Hildebrand, Dietrich von Bern und die Nibelungen, in: Hugo Kuhn, Text und Theorie, Stuttgart 1969, 126-140.
- Müller 1979 = Müller, Ulrich (Hg.): Kreuzzugsdichtung, Tübingen ²1979.
- Reichert 2005 = Reichert, Hermann (Hg.): Das Nibelungenlied. Nach der St. Galler Handschrift, Berlin 2005.
- Thorau 2000 = Thorau, P.: Krieg, in: Lexikon des Mittelalters, CD-ROM-Ausgabe, Stuttgart 2000 = LexMA 5, 1525-1527.
- Wentzlaff-Eggebert 1960 = Wentzlaff-Eggebert, Friedrich-Wilhelm: Kreuzzugsdichtung des Mittelalters. Studien zu ihrer geschichtlichen und dichterischen Wirklichkeit, Berlin 1960.
- Wisniewski 1984 = Wisniewski, Roswitha: Kreuzzugsdichtung: Idealität in der Wirklichkeit (= Impulse der Forschung 44), Darmstadt 1984.

»Erschlagt sie alle ...«

Das Ketzer-Feindbild und seine Instrumentalisierung im lateinischen Mittelalter 1000–1500

THOMAS ERTL

Ketzer auf der Suche nach Erlösung

Die Anhänger monotheistischer Religionen nehmen eine absolute Glaubenswahrheit für sich in Anspruch und trennen scharf zwischen wahr und falsch. Nur in Ausnahmefällen sind sie dazu in der Lage und auch bereit, andere Religionen nicht als Gegner, sondern als gleichberechtigte Partner auf dem Weg der Wahrheitssuche anzuerkennen. Zu sehr befördert das eigene Überlegenheitsgefühl die Abwertung anderer Glaubensweisen und Frömmigkeitsformen.¹ Dies gilt für Juden, Muslime und Christen gleichermaßen – und für das Mittelalter ganz besonders. Interreligiöse Gespräche und Bemühungen um gegenseitige Toleranz konnten in diesem Klima nur spärlich gedeihen. Die mittelalterliche Geschichte des Christentums ist daher eine Abfolge von Ausgrenzung, Aggressivität, Verteufelung und Gewalt. Dies zeigte sich besonders in den Jahrhunderten nach dem Jahr 1000, in denen die Wirtschaft florierte und die Bevölkerung zunahm. Immer mehr Menschen hatten nun Zeit, sich mit kulturellen und religiösen Angelegenheiten zu beschäftigen. Mit dem wachsenden Lebensstandard wuchs jedoch auch der Wunsch der politischen und kirchlichen Führungskreise, die Gesellschaft zu vereinheitlichen und abweichende Strömungen zu unterdrücken. Juden in der christlichen Diaspora wurden in dieser Zeit vermehrt vertrieben oder getötet, heidnische Stämme im Osten zur Konversion gezwungen, Muslime von den Kreuzrittern innerhalb wie außerhalb Europas bekämpft. Die Konstruktion von Feindbildern begleitete die blutige Expansion der Christenheit: Juden wurden zu Hostienschändern, Christus- und Ritualmördern sowie Wucherern gemacht;² Heiden galten als irrationale Vollzieher grausamer Rituale;³ Muslime schimpfte man Adepten eines blutrünstigen Betrügers.⁴ Die Phasen friedlicher Koexistenz zwischen Christen und Nichtchristen wurden auf diese Weise immer kürzer.

Gegenüber Ketzern gab es solche friedliche Phasen zu keiner Zeit. Die Verwerflichkeit der Ketzer, die den Glauben wissentlich verfälscht hätten,

überstieg nach mittelalterlicher Anschauung nämlich jene von Heiden, Muslimen und Juden, welche allesamt noch nicht in den vollständigen Genuss der Glaubensbotschaft gekommen seien.⁵ Der Ausgrenzungs- oder Eliminationscharakter des christlichen Glaubens traf deshalb jene ehemaligen Christen, deren religiöse Überzeugungen und Praktiken von den offiziell sanktionierten Dogmen und Kultformen abwichen, mit besonderer Härte. Als »Ketzer« – eine volkstümliche Ableitung von Katharer, dem Namen der in Europa bedeutendsten Ketzergruppierung – wurden sie erst im späten Mittelalter bezeichnet. Das ältere griechische Wort »Häresie«, das ursprünglich ganz allgemein eine philosophisch-religiöse Denkweise bezeichnete, unter christlichem Einfluss allerdings die Bedeutung von »Irrglauben« annahm, verweist dagegen auf die frühen Wurzeln des Phänomens. Mit solchen Ketzern – zu denen auch jene Juden gezählt wurden, die nach einer Zwangstaufe zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt waren⁶ – schien den Rechtgläubigen weder Verständigung noch Koexistenz vorstellbar. Die Tollkühnheit, dem allgegenwärtigen Glauben eine andere Auslegung des Christentums entgegenzusetzen, bedeutete eine Herausforderung an die eigene Identität und zugleich ein Sakrileg, zu dem Nichtchristen in ihrer Unwissenheit gar nicht fähig waren. Die bewusste und offensichtliche Geringschätzung des Eigenen machte aus den katholischen Christen Europas unerbitterliche Verfolger und Vernichter des religiösen Abweichlers.

Nach Westeuropa gelangte die Ketzerei mit zögerlichem Schritt.⁷ Kurz nach dem Jahr 1000 behauptete der Bauer Leuthard aus dem Vertus in der Champagne, Bienen hätten ihn bei der Feldarbeit überfallen und erleuchtet. Er verjagte daraufhin seine Frau, zerschlug Christusbild und Kruzifix der Dorfkirche und gelobte, nunmehr allein nach dem Evangelium leben zu wollen. Seine Nachbarn hielten ihn für verrückt, doch bald scharte sich eine Gruppe Suchender um ihn. Gemeinsam wollte man Christus nachfolgen. Als Leuthard wenig später zum Bischof zitiert wurde und sich nicht rechtfertigen konnte, löste sich seine Gefolgschaft wieder auf. Als Narr bloßgestellt, stürzte sich der erste nachweisbare Ketzer Westeuropas beschämt in einen Brunnen. Impulsive Prediger, die sich an der Grenze zwischen Rechtgläubigkeit und Ketzerei bewegten, zogen in den folgenden Jahrzehnten immer wieder Menschenmassen in ihren Bann. 1022 und 1028 ließen Ketzer in Orléans und in Monteforte ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Das 11. Jahrhundert war ein Jahrhundert großer kirchlicher und sozialer Wandlungsprozesse, versinnbildlicht im Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst sowie dem Kampf der wachsenden Städte gegen ihre bischöflichen oder fürstlichen Stadtherren. Diese Entwicklungen boten einen guten Nährboden für innovative Versuche, die Sündhaftigkeit der Welt zu überwinden und das individuelle Heil auf

anderen Wegen zu finden.⁸ Die traditionellen Strukturen befriedigten nicht mehr, neue hatten sich noch nicht etabliert. Charismatische Seelenführer wie der ketzerische Priester Peter von Bruis wurden auch im beginnenden 12. Jahrhundert mit fanatischer Begeisterung verehrt und mit kaum weniger großem Ernst verfolgt und verbrannt.⁹ Bis zur Mitte des Jahrhunderts sanken die häretischen Eruptionen jedoch mit ihren Gründern ins Grab.

Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden in Westeuropa dauerhafte Ketzergemeinschaften, die Dörfer und ganze Landstriche auf ihre Seite zogen. Die Katharer hatten den größten Zulauf im Süden Frankreichs, fanden aber auch in Italien, Spanien und Deutschland viele Anhänger.¹⁰ Sie predigten eine dualistische Weltansicht, die sich an der Lehre des Bogomil orientierte. Dieser mazedonische Priester hatte im 10. Jahrhundert eine häretische Bewegung auf dem Balkan gegründet, seine Anhänger hießen Bogomilen. Wie diese betrachteten auch die Katharer die Welt als böses Machwerk eines satanischen Gottes. Das Leben der Mitglieder dieser häretischen Bewegung ist darauf ausgelegt, die gute und himmlische Seele des Menschen aus der bösen Welt in den Himmel zu bringen. Ihre Erfolge verdankten sie allerdings weniger dogmatischen Standpunkten als einer asketischen Lebensführung in Armut, Bescheidenheit und Enthaltensamkeit. Im Gegensatz zum Latein der katholischen Kirche predigten sie in der Volkssprache und erreichten dadurch weite Bevölkerungsschichten. So verfuhr auch der Lyoneser Kaufmann Valdes, der zudem eine Übersetzung der Heiligen Schrift in die Volkssprache anfertigen ließ. Seine Reformbemühungen zielten nicht auf eine Überwindung der bestehenden Kirche ab, sondern auf eine authentische Auslegung der Bibel und auf ein Leben gemäß den biblischen Geboten.¹¹ Durch das Studium der Bibel und ein Leben in Armut sollte jeder Laie ohne Vermittlung der kirchlichen Hierarchie seinen Glauben praktizieren und perfektionieren können. Weil Valdes, obwohl er keine kirchlichen Weihen besaß, auf die Predigt nicht verzichten wollte, wurde er vom Papst 1184 exkommuniziert. Trotz der Verketzerung gewannen die Waldenser vor allem in Südfrankreich und Oberitalien zahlreiche standfeste Mitglieder. Die radikale Rückbesinnung auf den Wortlaut der Bibel bildete auch den Ausgangspunkt für den Oxforder Theologen John Wyclif. Auf seine Schriften beriefen sich nicht nur die um 1400 in England für Unruhe sorgenden Lollarden, auch Wiklifiten genannt, sondern auch Johannes Hus, der durch seine Verbrennung auf dem Konstanzer Konzil 1415 zum Begründer des böhmischen Hussitismus wurde. Neben diesen Gemeinschaften suchten auch kleinere und weniger straff organisierte Gruppen, die häufig von monchischen Idealen inspiriert worden waren und auch Frauen eine aktive Rolle bei der Suche nach dem Seelenheil zubilligten, nach individueller Erlösung auf Pfaden, die von der offiziellen Lehre abwichen.

Mittelalterliche Häresien unterschieden sich durch ihre Lehren, Praktiken und Organisationsstrukturen voneinander. Esoterische Zirkel existierten neben Massenbewegungen, Theologen mit komplexem Gedankengebäude neben ungebildeten Laien. So manche Einzelgänger verdankten ihren kurzzeitigen Erfolg skurrilen Botschaften. Tanchelm von Antwerpen vermählte sich öffentlich mit der Gottesmutter Maria, Eon von Stella verstand sich als Apostel des Herren und Richter über Lebende und Tote, beide wirkten im beginnenden 12. Jahrhundert. Viele solcher Charismatiker bestiegen vermutlich den Scheiterhaufen, bevor sie in Schriftstücken ihrer christlichen Verfolger eine Spur hatten hinterlassen können. Von anderer Natur waren die großen Ketzergemeinschaften wie Waldenser, Katharer und Hussiten, die über organisierte Gemeinden mit eigener Hierarchie und eigenständigen Dogmen verfügten. Die Festigkeit ihrer Strukturen und Einstellungen stellte ihre geistlichen und weltlichen Gegner über Jahrhunderte vor schwierige Aufgaben. Trotz ihrer Vielfalt, die sowohl mit der Gründerpersönlichkeit als auch mit dem jeweiligen historischen Kontext zusammenhing, teilten die meisten Häresien gewisse Grundpositionen.

Alle waren sie davon überzeugt, fromme Christen zu sein. Die Katharer bezeichneten sich ausdrücklich als *veri christiani*, die »wahren Christen«; Johannes Hus berief kurz vor seinem Tod Gott zum Zeugen für seine Rechtgläubigkeit. Vom Weg des Heils war in ihren Augen die Römische Kirche selbst abgewichen. Dies war in erster Linie durch eine falsche oder entstellte Interpretation der Evangelien geschehen. Die Antwort der Ketzer war daher eine erneuerte Konzentration auf die heiligen Texte und häufig auch ihre Verbreitung und Bekanntmachung in Form von Übersetzungen. Das reine Leben nach dem Vorbild der urchristlichen Gemeinde bildete das Ideal der Ketzer. Gemeinsam war ihnen daher auch die Kritik an einer – im Kontrast zum Leben Christi und der Apostel – reich gewordenen Kirche, die Grundbesitz und Vermögen angehäuft habe. Das habe dazu geführt, dass liturgischer Prunk und äußerer Glanz eine ganz und gar unchristliche Lebensweise verdeckten. Von Priestern dieser Kirche war keine Erlösung zu erwarten. Denn nicht ein formaler Weiheakt befähige zur wirkungsvollen Spendung der Sakramente, sondern allein die vorbildhafte Frömmigkeit. Die daraus resultierende Befreiung von hierarchischen Fesseln übertrug dem einzelnen Gläubigen eine Freiheit bei der Suche nach dem rechten Glauben, wie er sie in der katholischen Priesterkirche niemals besessen hatte. Mit ihrem Bekenntnis glaubten die Ketzer, den richtigen Weg zur Erlösung gefunden zu haben. Ein Kampf gegen die katholische Kirche lag in der Regel nicht in ihrer ursprünglichen Absicht.

Ketzer als christliches Feindbild

Wenn Christen sich mit anderen Religionen beschäftigten, verfolgten sie in der Regel das Ziel, die Überlegenheit der eigenen Religion zu beweisen, den Gegner besser einschätzen zu können und Rüstzeug für die Mission zu gewinnen. Petrus Venerabilis bemühte sich Mitte des 12. Jahrhunderts aus diesem Grund um die erste lateinische Übersetzung des Korans; Thomas von Aquin und andere Theologen verfertigten mit derselben Absicht ihre Schriften *Contra Gentiles*. Die Beurteilung und Charakterisierung anderer Religionen war zumeist von Vorurteilen geprägt und wenig differenziert. Abschätzbare Stereotype wurden das gesamte Mittelalter über von Generation zu Generation weitergereicht. Die christliche Wahrnehmung der Ketzer folgte ähnlichen Mustern, war vielleicht sogar noch stärker von xenophoben Ängsten bestimmt. Das Ergebnis war ein katholisches Zerrbild, das bereits im 11. Jahrhundert – gleichzeitig mit dem Auftreten der ersten Ketzer in Westeuropa – Gestalt annahm, um mit großer Beharrlichkeit über viele Jahrhunderte hinweg die christliche Sichtweise zu bestimmen.

Ein gewisses Bemühen um Differenzierung ist bei den Juristen festzustellen, welche vor allem im 12. und 13. Jahrhundert eine systematische Definition der Ketzerei versuchten.¹² Um den Tatbestand der Ketzerei und ihre Erscheinungsformen zu beschreiben, stellten sie ein ganzes Bündel von Kriterien zusammen. Nach ihrer Definition war ein Häretiker durch eine der folgenden Eigenschaften gekennzeichnet: Er legte die Heilige Schrift falsch aus, gründete eine neue Glaubensgemeinschaft, schändete die Sakramente, war Simonist oder Schismatiker, verharrte in der Exkommunikation, missachtete den Primat des Papstes oder dachte über Glaubensartikel und Sakramente anders als die Römische Kirche. Mit Hilfe solcher Kriterien suchte man Orientierung zu gewinnen, um inmitten der gläubigen Herde die »räudigen Schafe« ausfindig zu machen, um den bloß irrenden Bruder in Christo vom verstockten Irrlehrer, den bußfälligen und damit der Erlösung fähigen Sünder vom hartnäckig auf seinem Irrtum beharrenden und darum unbußfertig in Todsünde verbleibenden Ketzer unterscheiden zu können. Wie nicht anders zu erwarten, geschah dies im juristischen Bereich auf nüchterne und differenzierte Weise. Die Juristen, häufig Gelehrte des Kirchenrechts, rückten bezeichnenderweise die Gehorsamspflicht gegenüber der Römischen Kirche in den Vordergrund. Häresie definierte sich aus dieser Perspektive nicht so sehr über divergierende Glaubensartikel und -praktiken, sondern über Missachtung päpstlicher Verfügungen. Die »Häresie des Ungehorsams« gegenüber dem Papst und seiner Kirche galt als die Häresie schlechthin.

Außerhalb der gelehrten Juristenwelt mit ihrer akademischen Argumentationsweise dominierte eine emotional aufgeladene Stimmung, die auf intellektuelle Unterscheidung wenig Wert legte. Das meiste, was von Christen über Ketzer gedacht und geschrieben wurde, diente nicht der sachlichen Erörterung, sondern der Bekämpfung und Abschreckung, der Warnung und Erziehung. Über Unterschiede zwischen den einzelnen häretischen Gruppierungen wurde kaum nachgedacht. Ketzer galten kollektiv als eine der zahllosen Erscheinungsformen des Bösen, teilweise den übrigen Übeltätern aus den Reihen der Heiden, Muslimen und Juden nicht unähnlich.¹³ Wie jene Füchse, die der alttestamentarische Held Simson an ihren Schwänzen zusammengebunden hat, jeweils ein anderes Gesicht besitzen, aber doch eine Einheit bilden (Richter 14,4-5), so seien die Ketzer zwar in einzelne Sekten geschieden, erstrebten aber doch alle gemeinsam die Zerstörung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung. Divergierende Erscheinungsformen konnten aus dieser Perspektive als etwas rein Äußerliches vernachlässigt werden. Jedem einzelnen Ketzer wurden die Irrtümer und Untaten des ganzen Genus angelastet.¹⁴

Die Pauschalverurteilung, die weniger auf Erfahrung als auf biblischen und patristischen Vorstellungen beruhte, führte sehr rasch zur Konstruktion eines Typus des Ketzers. Dieser Typus besitzt in katholischen Augen bestimmte Eigenschaften, wie sie Bibel und Kirchenväter für die Abtrünnigen vom Gottesreich geprägt haben. Als Grundübel der Häresie betrachtete man den Hochmut. Jeder Häretiker ist hochmütig (*omnis hereticus superbus est*) – das galt dem Mittelalter als Ausspruch des Augustinus. Von seiner Überheblichkeit verführt, maße sich der Ketzer ein eigenes Urteil in Gottesdingen an und verwerfe die über Jahrhunderte gewachsene Tradition der von Gott eingesetzten Römischen Kirche. Damit gehört er nicht mehr zur Gemeinschaft der Gläubigen, zur augustinischen *civitas Dei* (Gemeinschaft Gottes). Eingereiht in die Truppen des Antichrists, kämpfe er vielmehr für die *civitas diaboli* (Gemeinschaft des Teufels). Auch die scheinbar asketische Lebensweise der Ketzer sei in Wirklichkeit hochmütig, bilde sie doch bloß eine Maske ihres wahren Wesens. Er sei wie ein Wolf im Schafspelz (*lupus sub pelle ovina*), auch dies ein biblisches Bild,¹⁵ der durch seine Heimtücke einfache Gemüter in den Bann ziehen wolle. Die Heimlichkeit wird von der Kirche als weiterer Beweis für die Falschheit häretischer Bewegungen herangezogen. Ein Glaube, der sich stets verbirgt, könne nicht der wahre Glaube sein, den Gott durch seinen Sohn aller Welt offenbaren wollte. Der Ketzer ist nach katholischer Interpretation also böse, durch und durch böse, eine beständige Gefahr für alle Rechtgläubigen dieser Welt.¹⁶

Über die heimlichen Zusammenkünfte der Ketzer erzählten sich die westeuropäischen Christen bereits seit dem 11. Jahrhundert groteske Schauermärchen. Die Aussagen über die geheimen Vorgänge waren unkontrollierbar, so dass der Phantasie keine Grenzen gesetzt waren. Ein zentrales Element der Polemik – gruselig und aufregend zugleich – bildete der Vorwurf der perversen Sexualpraktiken.¹⁷ In völliger Verdrehung der rigorosen Moral, welche das Leben der meisten Ketzergemeinschaften bestimmte, schilderten die christlichen Chronisten mit erstaunlicher Leidenschaft, was sich bei den Zusammenkünften der Ketzer in Kellerräumen und Höhlen im Schutz der Dunkelheit regelmäßig abgespielt habe. In den Beschreibungen des Prozesses, der Ketzern im Jahr 1022 in Orléans gemacht wurde, sind die wesentlichen Requisiten eines solchen »Ketzersabbats« bereits vorhanden.¹⁸ In unterirdischen Räumen habe man sich mit Dämonen in Tiergestalt getroffen. Der Teufel sei als schwarzer Mensch aufgetreten. Nachdem die Lichter verlöscht worden seien, hätten die Ketzer sich rituellen Orgien und wahlloser Promiskuität hingegeben. Mann habe sich dabei mit Mann, Frau mit Frau, Vater mit Tochter, Mutter mit Sohn, Pate mit Patenkind in widernatürlicher Unzucht vereint. Die Kinder, welche dabei gezeugt worden seien, hätten sie später in gemeinsamer Feier verbrannt. Ihre Asche habe als Zaubermittel für Sterbende sowie als magisches Mittel für Proselyten und gegen den Abfall vom Glauben der Sekte gedient. Ähnliche Schandtaten waren in Byzanz Ketzern im 10. Jahrhundert und in Rom den ersten Christen vorgeworfen worden. Die ewige Gleichförmigkeit der Beschuldigungen legt die Annahme nahe, dass es sich um Topoi handelt, deren literarische Genese bis in die frühchristliche Apologetik und weiter zurückreicht.¹⁹

Zur Diffamierung der Ketzer bedienten sich katholische Autoren häufig der Sprachfelder von Krankheit und Schmutz; ja Krankheit (*morbus*) wurde bisweilen synonym mit Ketzerei gebraucht. Wie Krebs, Pest und Aussatz war auch der Irrglaube todbringend und gleichzeitig höchst ansteckend. Ketzerei gleicht einem Fieber, das, wurde es mit Mühe und Not erkannt und beim eigentlichen Krankheitsherd beseitigt, sich mit um so größerer Tücke anderswo einnistet und nicht selten die Seele aus dem Körper treibt, falls der Patient oder der Arzt auch nur geringfügig in ihrer Aufmerksamkeit nachließen. Bedrohten ein Krebsgeschwür oder ein Virus, die in den Eingeweiden wühlten, den einzelnen menschlichen Körper, so zersetze die Häresie den gesamten *corpus christianum* (christlicher Körper), worunter die Theologen die Gemeinschaft der Gläubigen verstanden. Bereits im 11. Jahrhundert wurden Ketzer auf den Scheiterhaufen geschickt, um so die Gefahr der sich ausbreitenden Epidemie im Keime zu ersticken. Als wirksames Heilmittel gegen dieses Gift blieb dort, wo Heilung nicht möglich war, nur die

Amputation der infizierten Glieder. Ketzer galten aber nicht nur als krank, sondern auch als schamlos und unrein. Sie bildeten Schandflecken inmitten der Christenheit, verderbt, stinkende Fäulnis, sich im Schmutz suhlend, dumm und verstockt wie Tiere. Die Berufsbezeichnung für den Inquisitor lautete dementsprechend »Inquisitor der häretischen Schlechtigkeit« (*inquisitor haereticæ pravitatis*). Wie ein Arzt habe er seiner Aufgabe nachzugehen, suche nach dem jeweils am besten geeigneten Gegenmittel gegen Keime und Entzündung. Seine Behandlung des ketzerischen Unkrauts hatte in den meisten Fällen allerdings nicht die fürsorgliche Heilung zum Ziel, sondern das erbarmungslose Ausreißen, Ausgrenzen und Auslöschen häretischer Geschwüre.²⁰

Zum Formenschatz antiketzerischer Propaganda gehörte schließlich die Charakterisierung der Ketzer als Teufelsdiener. Konrad von Marburg hatte im Erfahrungsbericht über seine 1231/32 in Deutschland stattfindende Inquisition an die päpstliche Kurie die ketzerische Verehrung Luzifers ausführlich dargelegt.²¹ Papst Gregor IX. verarbeitete die dort mitgeteilten Greuel in einem weit verbreiteten Schreiben, nach seinem Anfang »*Vox in Rama*« genannt, und schuf so die Grundlage für eine klischeebildende Tradition im späten Mittelalter. In den vielen Schriften zu diesem Thema wurden stets wiederkehrende Bilder beschworen: Als Kröte werde der Satan geküsst, von den einen auf das Hinterteil, von den andern aufs Maul, Zunge und Speichel des Untiers würden dabei in den eigenen Mund aufgenommen. Rückwärts von einer Säule steige ein schwarzer Kater mit erhobenem Schweif herab, um von allen Anwesenden dem Range nach auf die Hinterbacken geküsst zu werden. Auch als Verführer von großer Erhabenheit auf goldenem Thron begegnet der Teufel in dieser Gedankenwelt. In solchen und weiteren Gestalten lassen die katholischen Christen den Teufel die Verehrung seiner häretischen Diener erfahren. Die Ketzer werden dadurch einer teuflischen Gegenwelt zugeordnet, die jede Verständigung mit der Christenheit unmöglich macht. Aus Menschen nach dem Ebenbild Gottes waren Werkzeuge Satans geworden, die mit einem wahren Menschen nur das Aussehen gemein haben. Dieses satanische Ketzerbild bildete eine vielseitig einsetzbare Schablone, Ausgeburt inquisitorischer Phantasie, völlig losgelöst von der Realität.²²

Die Instrumentalisierung eines Feindbildes

Monotheistische Religionen neigen zur Bekämpfung und Ausschaltung ihrer Glaubensrivalen. Es gab für die mittelalterliche Christenheit keine Pluralität von Wahrheiten, sondern nur eine heilswirkende Offenbarung. Die Neigung

zur Verteufelung jeder Gegenposition war einem solchen Denken inhärent, insbesondere dann, wenn es um die Abgrenzung von einer vermeintlichen Irrlehre ging, welche die absolute Richtigkeit der eigenen Überzeugung problematisch erscheinen lassen konnte. Die Stilisierung der Ketzer zum Inbegriff aller Perversität mit der Absicht, sie moralisch und physisch zu vernichten, fügt sich in dieses Schema trefflich ein. Und dennoch erklärt der religionsgeschichtliche Ansatz allein nicht alle Facetten mittelalterlicher Ketzerverfolgung, insbesondere nicht ihre Systematisierung, Rationalisierung, Radikalisierung und Ausweitung im 13. Jahrhundert.²³

Verschiebungen in der Interpretation des biblischen Gleichnisses vom Weizen und dem Unkraut verdeutlichen diesen Wandel im hohen Mittelalter. Auf die Frage seiner Knechte, ob sie das Unkraut ausjäten sollten, hatte Jesus den Hausherrn antworten lassen: »Nein! damit ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune.«²⁴ Seinem Biographen gemäß entnahm der Lütticher Bischof Wazo dieser Bibelstelle in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, dass den Ketzern bis an ihr natürliches Ende der Weg zur Umkehr offen gehalten werden sollte. Der staubgeborene Mensch dürfe dem Urteil des Schöpfers nicht mit dem Schwert vorgreifen; denn schon morgen könne Weizen sein, was heute noch als Unkraut ausgerottet werde.²⁵ Thomas von Aquin sah dies im 13. Jahrhundert anders. Seiner Meinung nach habe Jesus lediglich von Fällen der Ununterscheidbarkeit gesprochen. Mit überführten Ketzern dagegen müsse man verfahren, wie dies das Gleichnis am Ende für das Unkraut vorsieht: man muss sie verbrennen!²⁶ Die historische Wirklichkeit scheint die kompromisslose Härte theologischer Argumentation im beginnenden 13. Jahrhundert noch überboten und das biblische Gleichnis gleichsam auf den Kopf gestellt zu haben. Zumindest legt dies ein Diktum nahe, mit dem der deutsche Chronist Caesarius von Heisterbach die Stimmung der Kreuzritter bei ihrem Kampf gegen die südfranzösischen Katharer wiederzugeben suchte. Nach der Erstürmung der Stadt Béziers im Jahr 1210 hätten die Kreuzritter den päpstlichen Legaten Arnaud Amaury, Abt von Cîteaux, gefragt: »Herr, was sollen wir tun, wir können nicht zwischen Gläubigen und Häretikern unterscheiden.« Aus Furcht, dass viele aus Todesangst behaupten würden, Christen zu sein, um nach ihrer Abreise wieder zu ihrem häretischen Glauben zurückzukehren, habe der Abt geantwortet: »Erschlagt sie alle! Der Herr wird die Seinen erkennen.« Unzählige Menschen seien daraufhin in dieser Stadt umgebracht worden.²⁷ Das Verlangen, jedes Unkraut auszujäten, hatte offenbar ein

solches Ausmaß angenommen, dass die Vernichtung der gesamten Saat in Kauf genommen wurde.

Zu einer Vereinheitlichung der Ketzerjagd kam es an der Wende zum 13. Jahrhundert. In der Zeit zuvor existierte keine einheitliche Vorgehensweise. Intellektuelle und Politiker neigten damals meist dazu, mit den Ketzern das Gespräch zu suchen, sie zu bekehren und möglichst sogar von ihnen zu lernen. Ein ähnliches Ziel verfolgten die Katharer, als sie sich mit katholischen Bischöfen und später mit Dominikus und seinen Helfern zur Glaubensdiskussion trafen. Einfache Gemüter gaben sich mit der Erörterung theologischer Standpunkte schon damals nicht zufrieden. Peter von Bruis wurde 1126 von einer wütenden Volksmenge verbrannt, der Ketzer Tanchelm 1115 von einem katholischen Priester totgeschlagen. Als um 1114 bei Soissons zwei Ketzer entdeckt worden waren, beriet die Geistlichkeit noch, was geschehen solle, während das Volk die Ketzer schon hinausschleppte und »mit ungeheurer Freude« verbrannte.²⁸ Eine ähnliche zeitliche Verschiebung lässt sich auch bei der Haltung gegenüber den Juden feststellen: Anonyme Agitatoren und ihre Scharen verfolgten und töteten Juden seit dem Beginn des ersten Kreuzzugs, während die führenden Intellektuellen noch über die heilsgeschichtliche Notwendigkeit jüdischer Existenz nachdachten. Volksverhetzer mit einfachen Thesen waren auch hier stärker als Theologen und das Kirchenrecht.²⁹ Die Volksmenge begnügte sich gegenüber dem religiös Anderen meist mit der starren Antithese Freund-Feind, ohne sich um Differenzierungen zu bemühen. Dadurch wähnte man sich von der eigenen Verpflichtung zur Menschlichkeit entbunden. Um 1200 übernahmen kirchliche und staatliche Autoritäten ähnlich radikale Positionen. Im Fall der Juden führte eine systematisierte Ausgrenzung zu allgemeinen Kleidervorschriften und zur umfassenden Reglementierung des täglichen Lebens der Juden. Gegenüber den Ketzern sorgte die staatlich-kirchliche Initiative für die Etablierung der Inquisition. An Gesprächen war nun keine Seite mehr interessiert.

Eine Systematisierung und Rationalisierung der Ketzerjagd erfolgte im Rahmen der Ketzerinquisition. Schon im Verlauf des 12. Jahrhunderts waren die Bischöfe, die für die Reinhaltung des Glaubens und die Aufrechterhaltung der christlichen Sitten verantwortlich waren, von den Päpsten zur nachdrücklichen Bekämpfung der anwachsenden Häresien aufgefordert worden. Erneut wurden sie 1184 daran erinnert, als Kaiser und Papst in Verona zusammentrafen und die Ketzerbekämpfung als dringliche Gemeinschaftsaufgabe definierten. Sorgsam sollten die Bischöfe auf den Reisen durch ihren Amtssprengel die Zeugenaussagen der Bevölkerung anhören und verdächtige Personen eingehend befragen. Nach dem erfolgreichen Kreuzzug

gegen die Katharer Südfrankreichs erfolgte 1229 eine Modernisierung der Ketzerbekämpfung. Es wurden kleine Trupps einer Art Spezialpolizei unter Leitung eines Priesters eingerichtet, die ohne Unterbrechung und unabhängig von der bischöflichen Visitation verdächtig erscheinende Häuser und Schlupfwinkel durchforschen und die Anhänger, Begünstiger und Verteidiger von Häresien dem Bischof anzeigen sollten. Diese Tendenz zur Verselbständigung der Ketzerverfolgung griff Papst Gregor IX. im Jahr 1231 auf, indem er bestimmten Personen aus päpstlicher Machtvollkommenheit richterliche Vollmachten zur Ketzerverfolgung übertrug. Dem Verfahren gegen die Ketzer wurde das sogenannte Inquisitionsverfahren zugrunde gelegt, welches um 1200 als disziplinarisches Instrument gegen pflichtvergessene Geistliche eingeführt worden war. Das Hauptcharakteristikum dieses Verfahrens bestand darin, dass die Gerichtsorgane von sich aus *ex officio* tätig wurden, um Verbrecher aufzuspüren und die Wahrheit zu ermitteln. Im Laufe des 13. Jahrhunderts erfolgte die Weiterentwicklung dieses Verfahrens zum speziellen Ketzerprozess.³⁰ Wichtigste Träger der Inquisition wurden Bettelmönche, insbesondere die Dominikaner, die ungehindert von Diözesan- und Landesgrenzen in der gesamten Christenheit agierten und stets gute Beziehungen zum Papsttum pflegten.

Im Rahmen des Inquisitionsverfahrens wurde die Ketzerjagd modernisiert. Dies betraf zum einen die Straffung des Verfahrens. Im Gegensatz zu älteren Prozessformen verfügte der untersuchende Richter über größere Freiheiten bei der Beschaffung und Würdigung von Zeugenaussagen oder schriftlichen Beweisen. Die Möglichkeit des Angeklagten, prozessverschleppende Einreden vorzubringen, wurde dagegen eingeschränkt. Zukunftsweisend an diesem Verfahren war daneben, dass es sich nicht mit Äußerlichkeiten zufrieden gab, sondern den wahren Tathergang zu ermitteln gedachte und individuelle Überzeugungen aufdecken wollte. Der Inquisitor versuchte, die wahre Gesinnung des angeklagten Ketzers zu ergründen, um seine Seele dem Satan doch noch zu entreißen.³¹ Der Inquisition ging es also wie der spätmittelalterlichen Buß- und Pastoraltheologie um den »ganzen Menschen«. Dementsprechend versucht der Inquisitor wie der Beichtvater mit gezielten Fragen und ausgefeilten Verhörtechniken nach psychologisch ausgefeiltem Muster in das Innere des Ketzers vorzudringen.³² Der zügigen Wahrheitsermittlung diente zudem die Folter, die seit 1252 mit ausdrücklicher päpstlicher Billigung von den weltlichen Machthabern auf Anweisung der Inquisitoren eingesetzt werden konnte. Wie häufig sie angewandt wurde, lässt sich nicht exakt feststellen, da ihre Nichterwähnung in Prozessprotokollen ihren Einsatz nicht ausschloss. Als psychologisches Druckmittel entfaltete sie mit Sicherheit eine große Wirkung.³³

Seinen modernen Charakter erhielt der Inquisitionsprozess vor allem durch die dabei intensiv angewandte Schriftlichkeit. Inquisitoren-Handbücher machen den Inquisitor mit den verschiedenen Sekten, ihren Täuschungsmanövern und Verstellungskünsten vertraut. Große Mengen von Namen wurden in Verhörprotokollen gespeichert, um zu einem späteren Zeitpunkt bzw. an entfernten Orten verfügbar zu sein. Die Ableistung von Bußen, der Besuch bestimmter Messen ebenso wie durchgeführte Wallfahrten mussten schriftlich nachgewiesen werden. Die entsprechenden Briefe musste der ehemalige Häretiker stets mit sich führen. Die Urteile der Inquisitoren wurden nach ihrer feierlichen Veröffentlichung an den folgenden Feiertagen immer wieder in der Messe verlesen. Der sorgfältige Einsatz der Schrift machte es möglich, Aussagen verschiedener Menschen zu kombinieren, Verhörte mit eigenen, früheren und eventuell anders lautenden Aussagen zu konfrontieren und anhand der gesammelten Texte einen Fall zu rekonstruieren.³⁴ Auch wenn die Ketzerinquisition im Mittelalter weder ein Behördenapparat noch ein von Rom zentral gelenktes und straff organisiertes Amt zur Bekämpfung von Dissidenten darstellte,³⁵ so wurde in ihrem Rahmen doch ein bis zu diesem Zeitpunkt unbekannt effektives schriftliches Kontrollsystem von großer zeitlicher und räumlicher Reichweite geschaffen. Ganze Dörfer mussten vor dem Inquisitor erscheinen und ihren Lebensalltag durchleuchten und dokumentieren lassen. Das bekannteste Beispiel bilden die Verhörprotokolle, die Jacques Fournier, der spätere Papst Benedikt XII., zwischen 1318 und 1325 bei der Befragung der Bewohner von Montailhou anfertigen ließ.³⁶ Der inquisitorische Unterdrückungsapparat bildete, obwohl er wie kaum ein anderes mittelalterliches Phänomen Assoziationen an brennende Scheiterhaufen, gequälte Körper und den brutalen Terror kirchlicher Herrschaftsansprüche weckt, zweifellos einen, wenn auch ambivalenten Schritt in die Moderne. Der Nutzen dieses jurisdiktionellen Zwangsmittels wurde an den europäischen Fürstenhöfen rasch erkannt und auch in den weltlichen Bereich transponiert.

Gleichzeitig mit dieser Systematisierung und Rationalisierung erfolgte eine Ausweitung der Ketzerverfolgung. Um 1200 zeigten nämlich neben den kirchlichen Autoritäten auch viele Könige und Fürsten einen ausgeprägten Willen, gegen Häresien in ihren Herrschaftsbereichen vorzugehen. Ausgehend von dem Gedanken der Einheit von Kirche und Staat entstand so eine weltliche Gesetzgebung, die auf eine Unterdrückung häretischer Bewegungen und die Freiheit der katholischen Kirche zielte. Friedrich II. beispielsweise erließ noch am Tag seiner Königskrönung im Jahr 1220 ein Ketzergesetz, das ihm von der päpstlichen Kurie diktiert worden war und das gemeinsame Vorgehen gegen Feinde der Kirche und des Reichs symbolisieren

sollte.³⁷ Von den kirchlichen Rechtsgelehrten stammte die Gleichsetzung von Häresie mit einer Beleidigung der ewigen Majestät Gottes.³⁸ Die am antiken Kaiserrecht orientierte Interpretation kam den Vorstellungen geistlicher und weltlicher Machthaber sehr entgegen, konnten sie damit doch alle Häretiker als Majestätsverbrecher und umgekehrt Rebellen jeder Art als Häretiker verfolgen und bestrafen. Ketzerei bildete als Gotteslästerung ein politisches Verbrechen gegen die irdische Ordnung, die der regierende Fürst im Auftrag Gottes repräsentierte und zu bewahren hatte.³⁹ Das Strafmaß für Majestätsbeleidigung umfasste kaiserlichem Recht gemäß beständige Infamie, kaiserlichen Bann, Güterkonfiskation und schließlich vor allem den Feuertod. Die Verketzerung des politischen Gegners war damit zu einer gefährlichen politischen Waffe geworden.

Als Störung der sozialen Ordnung waren Häresien von Anfang an betrachtet worden. Die Vermengung von Religiösem und Politischem bildete daher immer schon ein Element der Ketzerbekämpfung. Seit der Wende zum 13. Jahrhundert erlangte diese Vermengung jedoch eine neue Qualität. Eine Zäsur stellte in dieser Hinsicht der Albigenserkreuzzug von 1209–1229 dar. Ursprüngliches Ziel des ersten Kreuzzuges, den ein Papst innerhalb der Christenheit ausrief, bildete die Vernichtung der südfranzösischen Katharer, auch Albigenser nach der Stadt Albi, einem ihrer wichtigsten Zentren, genannt. Im Verlauf der Ereignisse wurde dieses religiöse Anliegen jedoch mehr und mehr durch das politische Bestreben des französischen Königs überlagert, den Süden des Landes in den sich herausbildenden Zentralstaat einzugliedern. Der Abwehrkampf der nahezu selbständigen südfranzösischen Städte und Feudalherren unter Führung des Grafen von Toulouse gegen die Einordnung verwob sich vielschichtig mit dem Schicksal der Katharer. Katharertum und Unabhängigkeitskampf verbanden sich zu einer breiten Front gegen Zentralisierung und Inquisition. Als die französische Krone schließlich siegreich aus dem blutigen Ringen hervorging, blieb weder vom Katharertum noch von der politischen Selbständigkeit Südfrankreichs viel übrig.⁴⁰

Wenige Jahre nach den Ereignissen in Südfrankreich wurden die Stedinger Bauern, die das Land zu beiden Seiten der Weser nördlich von Bremen bewohnten, von einer Bremer Synode 1231 als Ketzer verurteilt. Auch in dieser Auseinandersetzung zwischen einem Erzbischof, der seine angestammten Herrschaftsrechte einforderte, und Bauerngemeinden, die nach politischer Unabhängigkeit strebten, verschmolzen religiöse und politische Motive. Vorgeworfen wurde den vermeintlichen Ketzern nicht nur Ungehorsam der kirchlichen Autorität gegenüber, sondern auch Sakramentsmissachtung, Hostienfrevl und Zauberei. Obwohl sich

Kaiser und Papst dem erzbischöflichen Standpunkt anschlossen und zum Kreuzzug aufriefen bzw. die Reichsacht verhängten, gelang es den von vielen Feudalherren unterstützten Truppen des Bremer Erzbischofs erst nach mehreren Anläufen im Jahr 1234, die militärische Macht der Rebellen zu brechen. Dies wäre dem Kirchenfürsten ohne die Hilfe des weltlichen Adels, welche erst durch die Verketzerung des Gegners mobilisiert werden konnte, möglicherweise nicht geglückt.⁴¹

Ein besonders deutliches Beispiel für eine politische Zweckentfremdung des Häresievorwurfs ist der Templerprozess. Im Herbst 1307 hatte der französische König in einer Nacht- und Nebelaktion seinen Beamten befohlen, die Templer ohne Ausnahme zu ergreifen, der kirchlichen Inquisition vorzuführen und ihren Besitz zu beschlagnahmen. Dieser Besitz wies einen beträchtlichen Umfang aus, hatten es die Tempelritter in den vergangenen 200 Jahren doch verstanden, ihren Reichtum durch Bankgeschäfte und kluge Investitionspolitik beständig zu vermehren. Von Philipp IV. wurden die geistlichen Ritter der Gotteslästerei, Häresie und Unzucht beschuldigt. Man warf ihnen vor, die Gottheit Christi zu leugnen, das Kreuz zu besudeln, statt seiner ein Idol zu verehren und neue Ordensmitglieder zu widernatürlicher Unzucht aufzufordern. Sehr wahrscheinlich entsprach keine dieser Behauptungen der Wirklichkeit, dennoch begann auf dieser Grundlage ein mehrjähriger und vielstufiger Inquisitionsprozess, kontrolliert und gesteuert vom französischen König und seinen Helfern. Systematisch wurden die Templer voneinander isoliert und damit an wirkungsvoller Verteidigung gehindert. Unter der Folter zwang man sie zu immer neuen Geständnissen, so dass sich die meisten am Ende in nicht weniger als 127 Punkten für schuldig erklärten. Die Liste der angeblich begangenen Verbrechen umfasste ein Sammelsurium häretischer Abweichungen, magischer Künste und sittlicher Vergehen. Die wenigen zur Verteidigung bereiten Templer büßten mit ihrem Leben. Den königlichen Manipulationen und Pressionen konnte selbst der Papst nicht widerstehen. Trotz massiver Bedenken der Konzilsteilnehmer verurteilte Clemens V. die Templer auf dem Konzil von Vienne 1312 als Ketzer und löste den Orden auf. Sein Besitz ging zum größten Teil an die französische Krone. Die Vermutung einzelner Zeitgenossen, dass politische Motive und finanzielle Interessen die wahren Motive des Königs gebildet hätten, wurde von der historischen Forschung weit reichend bestätigt.⁴²

Der böhmische Hussitismus des 15. Jahrhunderts ist ein weiteres Beispiel für die Vermengung von Häresie und Politik. Johannes Hus war im Sommer 1415 auf dem Konstanzer Konzil als »verstockter Ketzer« zum Tod verurteilt worden.⁴³ Den Scheiterhaufen bestieg der tschechische Volksprediger in der festen Überzeugung, ein guter Christ zu sein. Die katholische Kirche

fühlte sich durch seine Lehre jedoch in ihren Grundfesten bedroht. Und zu recht, denn der böhmische Prediger lehrte seine Zuhörer, dass die Bibel die maßgebliche Richtschnur menschlichen Verhaltens sein müsse und niemand, der sich im Zustand der Todsünde befinde, rechtmäßiger Priester sein könne. Die Wirksamkeit der kirchlichen Sakramente wurde dadurch ebenso in Frage gestellt wie die klerikale Lehrautorität insgesamt. Die Hoffnung der Konzilsväter, mit dem Ketzer auch sein Denken auszulöschen, ging allerdings nicht in Erfüllung. Der brennende Scheiterhaufen markierte nämlich nicht das Ende der vermeintlichen Irrlehre, sondern vielmehr den Beginn der hussitischen Bewegung, in der sich religiöse Überzeugungen mit protonationalen Gefühlen und sozialgeschichtlichen Entwicklungen zu einem explosiven Gemisch verbanden. Gegen die Mehrheit der Bevölkerung und ein Bündnis des böhmischen Adels erlitten die kaiserlich-katholischen Truppen eine Reihe vernichtender Niederlagen. Gespalten in sich untereinander bekriegende Fraktionen, vereint jedoch durch die Forderung nach dem Laienkelch und der freien Predigt, zwangen die Hussiten das Basler Konzil zu religiösen Zugeständnissen. Die böhmischen Länder verloren durch die verheerenden Feldzüge ihre wirtschaftlich und kulturell führende Stellung in Europa, der Anstoß für die Bildung eines tschechischen Nationalbewusstseins konnte jedoch auch von den habsburgischen Armeen späterer Jahrhunderte nicht mehr ausgelöscht werden.⁴⁴

Die Übertragung des Häresievorwurfs in die Sprache der Politik war nicht nur das Ergebnis einer Ausweitung der Ketzerverfolgung, sondern auch das Resultat umfassender gesellschaftlicher und politischer Wandlungsprozesse. Zwischen der ersten Jahrtausendwende und dem Beginn des 14. Jahrhunderts vollzogen sich entscheidende Weichenstellungen für die Geschichte Europas. Verbunden mit einem schnellen und stetigen Bevölkerungswachstum und günstigen klimatischen Verhältnissen wurde Europas Landschaftsbild dramatisch verändert: Wälder wurden abgeholzt, Sümpfe trockengelegt, Küstenzonen durch Deiche geschützt, um zusätzliche Anbau- und Weideflächen zu gewinnen. In den ökonomischen Kernzonen in Norditalien, Südfrankreich und in Flandern erreichte die Urbanisierung einen beachtlichen Grad. Das politische Denken und Handeln wurde von Phänomenen der Rationalisierung und Zentralisierung durchdrungen. Politische Machthaber strebten in ihren Bistümern, Grafschaften, Herzogtümern und Königreichen nach herrschaftlicher Verdichtung und Arrondierung. In den deutschen Ländern begann ein Territorialisierungsprozess, während in Westeuropa die Monarchien erstarkten. In Italien strebten die oberitalienischen Städte ebenso nach einer selbständigen Landesherrschaft wie das Papsttum im Kirchenstaat.

Im Rahmen dieser politischen Verdichtung wurde mit Rebellen und Widersachern der neuen Geschlossenheit, die als Einmütigkeit begriffen wurde, möglichst kurzer Prozess gemacht.⁴⁵ Erfolgversprechende Mittel zu ihrer Diffamierung und Delegitimierung wurden gerne aufgegriffen. Bei der politischen Propaganda spielten wie in allen Epochen Formulierungen, die der eigenen Überhöhung bzw. der Verunglimpfung des Anderen dienten, eine zentrale Rolle. In einer Zeit, in der jede Herrschaft als von Gott gewollt und legitimiert galt, weltliche und geistliche Herrschaft sich also immer überschneiden, besaßen religiöse Begriffe häufig auch eine politische Bedeutungsebene. Die politische Instrumentalisierung des Ketzerbegriffs lag daher nahe. Das Papsttum ging auf diesem Gebiet voran. Bereits seit dem 11. Jahrhundert exkommunizierten und verketzerten die Päpste ihre Gegner. Aus den kirchenrechtlichen Debatten der folgenden Jahrzehnte zog der Kanonist Huguccio von Pisa um 1200 folgende Schlussfolgerung: »Wer prinzipiell bestreitet, dass der apostolische Stuhl das Haupt aller Kirchen bilde sowie über diese ein Verfügungsrecht und das Recht auf Gesetzgebung besitze, und wer sich aus diesem Grunde den Kanones und Dekreten gegenüber hartnäckig ungehorsam zeige sowie verkünde, man müsse ihnen gar nicht gehorchen, der legt durch sein Verhalten nahe, dass er ein Häretiker und Schismatiker ist.«⁴⁶ Mit dieser Gleichsetzung von Ungehorsam und Häresie betrieben die Päpste Politik. Als Papst Innocenz IV. auf dem Konzil von Lyon 1245 Kaiser Friedrich II. absetzte, beschuldigte er ihn unter anderem der Häresie. Als Argument für den Häresievorwurf wurde angeführt, dass der Kaiser die päpstliche Schlüsselgewalt verachtet habe, da er, trotz der über ihn verhängten Exkommunikation, Jahre hindurch in seiner Gegenwart die Messe habe lesen lassen. Die Verachtung der päpstlichen Exkommunikation sei jedoch ein Angriff auf den päpstlichen Primat. Da es außerhalb der Kirche keine von Gott eingesetzte Gewalt gebe, habe Friedrich II. seine Herrschaftsrechte verloren.⁴⁷

Ungehorsam als Majestätsbeleidigung, Majestätsbeleidigung als Bruch der öffentlichen Ordnung und dies wiederum als Vergehen gegen Gott und somit als Häresie: Dies waren Begriffe und Vorstellungen, die auch im hochmittelalterlichen weltlichen Fürstenstaat die politische Sprache prägten. Die Semantik aus dem Kampf um die Reinheit der religiösen Lehre wurde so in das Ringen der weltlichen Staaten um innere Ausgestaltung und äußere Behauptung übertragen. Bereits Herzog Heinrich der Löwe war im Fürstenprozess von 1180 nicht wegen Beraubung seiner Nachbarn oder Verweigerung der Heeresfahrt, sondern wegen der Nichtachtung der kaiserlichen Majestät verurteilt worden. Herrscher wie Friedrich II. oder Philipp IV. zögerten nicht, aus dem reichen Repertoire der topischen

Ketzerbeschuldigungen die besonders geeignet erscheinenden Versatzstücke zu verwenden, um ihre politischen Gegner damit zu diffamieren.⁴⁸ Auf diesem Wege war der Ketzer zum zentralen Feindbild des Mittelalters geworden, als Inbegriff des Bösen weit über die religiöse Sphäre im engeren Sinne hinausreichend.

Moderne Interpretationen

Das katholische Ketzerbild des westeuropäischen Mittelalters hatte mit der Realität nichts zu tun. Nicht empirische Wahrheitsfindung, sondern die Einordnung in das vorgeblich Bekannte formte die Wahrnehmung der religiösen Abweichler. Zusätzlich war die Feindseligkeit der Kirche und der Laienwelt gegenüber den Häresien mit mangelnder Erfahrung und fehlendem Interesse vermengt. So entstanden typische Wandermotive, die nichts über die Ketzer, aber viel über die Welt aussagen, in der sie lebten und von der sie verfolgt wurden. Wandermotive zudem, die sich vielseitig adaptieren ließen und am Ende des Mittelalters nicht zuletzt bei der Konstruktion des Hexen-Feindbildes gute Dienste leisteten.⁴⁹ Von den Ketzern selbst sind kaum schriftliche Zeugnisse überliefert. Allein die Texte der christlichen Sieger – Verhörprotokolle der Inquisition, Inquisitoren-Handbücher, mit dem Thema befasste Geschichtsschreiber – erzählen die Geschichte der mittelalterlichen Häresien.⁵⁰ Diese völlig einseitige Quellenlage wurde von der historischen Forschung »gegen den Strich« gelesen, um einerseits das Zerrbild der Ketzer zu dekonstruieren und andererseits das tatsächliche Wesen mittelalterlicher Ketzerei zu rekonstruieren. Von der vorurteilsbeladenen apologetischen Sicht des mittelalterlichen Christentums hat man sich dadurch gründlich gelöst.

Teilweise kehrte sich dabei die mittelalterliche Sichtweise in ihr Gegenteil und machte aus ehemals verdammungswürdigen Existenzen die heimlichen Helden des Mittelalters. Als revolutionäre Opposition gegen die Feudalität wurden die Ketzer von der marxistischen Geschichtsschreibung gefeiert.⁵¹ In Johannes Hus sahen und sehen nicht nur böhmische Historiker einen Vorkämpfer für die Freiheit des Gewissens und der Demokratie.⁵² Modernisierungsskeptiker interpretierten Häresien als »ohnmächtige Reflexe unterdrückter Alternativen«, die von »Machtpotentialen« gezielt einer Modernisierungsstrategie geopfert worden seien.⁵³ Kirchenkritiker, Verschwörungstheoretiker und Liebhaber okkultistischer Literatur schließlich teilen das Interesse an mittelalterlichen Geheimbünden, denen in anachronistischer Weise unterstellt wird, den christlichen Glauben als Ideologie und seine Repräsentanten als ignorante, aber machtbewusste

Scharlatane entlarvt zu haben. Vor allem die geheimnisvollen Gesellschaften, Logen und Orden in der Tradition der Temppler sind dieser Denkrichtung verpflichtet.⁵⁴

Von der modernen Geschichtswissenschaft werden Häresien differenzierter als Signal und Vehikel beschleunigten historischen Wandels begriffen. »Reform und Häresie waren Zwillinge«. ⁵⁵ Immer dann, wenn Ideale unter den gegebenen Umständen der Zeit nicht oder nicht zur Gänze verwirklicht werden konnten, wenn Impulse zu einer als notwendig betrachteten Reform schwanden, das kritische Empörungspotential zugleich eine gewisse Grenze überschritten hatte, dann wurde außerhalb der gewohnten Wege nach neuen Lösungen gesucht. Häretische Bewegungen beeinflussten dabei immer auch die Reformbestrebungen innerhalb der katholischen Kirche. Zu den Begegnungsfeldern gehörten unter anderem der hohe sittliche Anspruch an die zölibatär lebenden Führer, die Wiederbelebung einer am vorbildlichen Leben der Apostel, an der so genannten *vita apostolica*, orientierten asketischen Lebensweise sowie eine stärkere pastorale Betreuung der Laien. Insgesamt förderten die Häresien, sowohl in ihrer Existenz als auch in ihrer Bekämpfung, eine stärkere Durchdringung der Gesellschaft mit christlichen Werten und Dogmen. Die Instrumentalisierung des Ketzer-Feinbildes wurde zudem in die politische Sprache übertragen und für einen ganz Europa erfassenden herrschaftlichen Verdichtungsprozess nutzbar gemacht. Häresien – sowohl durch ihre Existenz als auch durch ihre Wahrnehmung – können daher gleichzeitig als Vehikel und Verlierer von Modernisierungsprozessen begriffen werden. Als Stachel im eigenen Fleisch erzeugten sie bei den Rechtgläubigen Grusel und Gewalt. Das Ziel ihrer Vernichtung setzte jedoch auch neue Energien frei, die – wenngleich durchaus ambivalenter Natur – zur Modernisierung Westeuropas beitrugen.

Anmerkungen

- ¹ Assmann 2005.
- ² Cohen 1983; Rohrbacher/Schmidt 1991, 269-291.
- ³ Schmieder 2005.
- ⁴ Southern 1981; Reichert 2005.
- ⁵ Patschovsky 1999, 328f.
- ⁶ Patschovsky 1999, 330.
- ⁷ Einführender Überblick bei Lambert 2001.
- ⁸ Kurze 1979, 556f.
- ⁹ Fearn 1966.
- ¹⁰ Borst 1998; Barber 2003.
- ¹¹ Audisio 1996.

- ¹² Hageneder 1976, 42-103.
- ¹³ Patschovsky 1999, 343-354.
- ¹⁴ Grundmann 1976a, 320f.
- ¹⁵ Mt. 7,15.
- ¹⁶ Grundmann 1976a, 314-319.
- ¹⁷ Grundmann 1976a, 322-324; Borst 1988, 234.
- ¹⁸ Gorre 1982, 56ff.
- ¹⁹ Grundmann 1976a, 326f.
- ²⁰ Moore 1976; Patschovsky 1987, 173f.
- ²¹ Patschovsky 1981, 653f.
- ²² Patschovsky 1991, 323-327; Merlo 1996; Hergemöller 1996, 22-59.
- ²³ Bosworth 2003.
- ²⁴ Mt. 13,24-30.
- ²⁵ Borst 1988, 242f.
- ²⁶ Patschovsky 1999, 329.
- ²⁷ Caesarius von Heisterbach, ed. Strange 1966, V.21, 302.
- ²⁸ Borst 1988, 235-237.
- ²⁹ Hiestand 1999, 185-195.
- ³⁰ Trusen 1993.
- ³¹ Scharff 1999, 141f.
- ³² Scharff 1999, 154-156.
- ³³ Peters 1991, 94-100; Scharff 2000, 151-169.
- ³⁴ Scharff 1996, 558-561; Lentjes/Scharff 1997.
- ³⁵ Benzinger 2001.
- ³⁶ Le Roy Ladurie 1989.
- ³⁷ Selge 1974, 318-321.
- ³⁸ Kolmer 1991, 1-13.
- ³⁹ Selge 1974, 324-326.
- ⁴⁰ Oberste 2003.
- ⁴¹ Köhn 1979, 15-85.
- ⁴² Elm 1990.
- ⁴³ Graus 1990.
- ⁴⁴ Smahel 2002.
- ⁴⁵ Kurze 1979, 532f.
- ⁴⁶ Hageneder 1978, 42.
- ⁴⁷ Kempf 1974; Hageneder 1978, 30-32.
- ⁴⁸ Segl 1992.
- ⁴⁹ Patschovsky 1991, 328-331
- ⁵⁰ Grundmann 1976b.
- ⁵¹ Kurze 1979, 573.
- ⁵² Graus 1990, 115-117.
- ⁵³ Landfester 1976, 152.
- ⁵⁴ Elm 1990, 85.
- ⁵⁵ Lambert 2001, 405.

Literatur

- Assmann 2005 = Assmann, Jan: Die Mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus, München/Wien 2005.
- Audisio 1996 = Audisio, Gabriel: Die Waldenser. Die Geschichte einer religiösen Bewegung, München 1996.
- Barber 2003 = Barber, Malcolm: Die Katharer. Ketzer des Mittelalters, Düsseldorf 2003.
- Benzinger 2001 = Benzinger, Wolfram: Dezentralisierung und Zentralisierung. Mittelalterliche Ketzerinquisition und neuzeitliche Römische Inquisition, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 81 (2001), 67-106.
- Borst 1988 = Borst, Arno: Ketzerie und Massenwahn, in: Ders.: Barbaren, Ketzer und Artisten. Welten des Mittelalters, München 1988, 232-243.
- Borst 1998 = Borst, Arno: Die Katharer, Freiburg i. Br. 6. Auflage 1998.
- Bosworth 2003 = Bosworth, Lucy E.: The Changing Concept of Heresy in Western Europe, 12th-13th Centuries, in: Pieper, Irene: Häresien. Religionshermeneutische Studien zur Konstruktion von Norm und Abweichung, München 2003, 39-51.
- Caesarius von Heisterbach, ed. Strange 1966 = von Heisterbach, Caesarius: Dialogus miraculorum, ed. Joseph Strange, Nachdruck Ridgewood 1966.
- Cohen 1983 = Cohen, Jeremy: The Jews as Killers of Christ in the Latin Tradition from Augustine to the Friars, in: Traditio 39 (1983), 1-27.
- Elm 1990 = Elm, Kaspar: Der Templerprozess (1307-1312), in: Demandt, Alexander: Macht und Recht. Große Prozesse in der Geschichte, München 1990, 81-101.
- Fearn 1966 = Fearn, James: Peter von Bruis und die religiöse Bewegung des 12. Jahrhunderts, in: Archiv für Kulturgeschichte 48 (1966), 311-335.
- Gorre 1982 = Gorre, Renate: Die ersten Ketzer im 11. Jahrhundert. Religiöse Eiferer – soziale Rebellen? Zum Wandel der Bedeutung religiöser Weltbilder, München 1982.
- Graus 1990 = Graus, František: Der Ketzerprozess gegen Magister Johannes Hus (1415), in: Demandt, Alexander: Macht und Recht. Große Prozesse in der Geschichte, München 1990, 103-118.
- Grundmann 1976a = Grundmann, Herbert: Der Typus des Ketzers in mittelalterlicher Anschauung, in: Ders., Ausgewählte Aufsätze Bd. 1, Stuttgart 1976, 313-327.
- Grundmann 1976b = Grundmann, Herbert: Ketzer verhört des Spätmittelalters als quellenkritisches Problem, in: Ders.: Ausgewählte Aufsätze, Bd. 1, Stuttgart 1976, 364-416.
- Hageneder 1976 = Hageneder, Othmar: Der Häresiebegriff bei den Juristen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Lourdaux W./Verhelst, D.: The Concept of Heresy in the Middle Ages (11th-13th c.). Proceedings of the International Conference Louvain, May 13-16, 1973, Leuven 1976, 42-103.
- Hageneder 1978 = Hageneder, Othmar: Die Häresie als Ungehorsam und das Entstehen des hierokratischen Papsttums, in: Römisch Historische Mitteilungen 20 (1978), 29-47).
- Hergemöller 1996 = Hergemöller, Bernd-Ulrich: Krötenkuss und schwarzer Kater. Ketzerie, Götzendienst und Unzucht in der inquisitorischen Phantasie des 13. Jahrhunderts, Münster 1996.

- Hiestand 1999 = Hiestand, Rudolf: Juden und Christen in der Kreuzzugspropaganda und bei den Kreuzzugspredigern, in: Haverkamp, Alfred: Juden und Christen zur Zeit der Kreuzzüge, Sigmaringen 1999, 153-208.
- Kempf 1974 = Kempf, Friedrich: Die Absetzung Friedrichs II. im Licht der Kanonistik, in: Fleckenstein, Josef: Probleme um Friedrich II., Sigmaringen, 1974, 345-360.
- Köhn 1979 = Köhn, Rolf: Die Verketzerung der Stedinger durch die Bremer Fastensynode, in: Bremisches Jahrbuch 57 (1979), 15-85.
- Kolmer 1991 = Kolmer, Lothar: Christus als beleidigte Majestät. Von der »Lex Quisquis« (397) bis zur Dekretale »Vergentis« (1199), in: Mordek, Hubert: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann, Tübingen 1991, 1-13.
- Kurze 1979 = Kurze, Dietrich: Häresie und Minderheit im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 229 (1979), 529-573.
- Lambert 2001 = Lambert, Malcolm: Häresie im Mittelalter. Von den Katharern bis zu den Hussiten, Darmstadt 2001.
- Landfester 1976 = Landfester, Rüdiger: Frühneuzeitliche Häresien und koloniale Protestkulte. Möglichkeiten eines historisch-komparativen Zugangs, in: Archiv für Reformationsgeschichte 67 (1976), 117-153.
- Le Roy Ladurie 1989 = Le Roy Ladurie, Emmanuel: Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294-1324, Frankfurt Main/Wien 1989.
- Lentes/Scharff 1997 = Lentes, Thomas/Scharff, Thomas: Schriftlichkeit und Disziplinierung. Die Beispiele Inquisition und Frömmigkeit, in: Frühmittelalterliche Studien 31 (1997), 233-251.
- Merlo 1996 = Merlo, Grado G.: Membra del Diavolo. La demonizzazione degli eretici, in: Ders.: Contro gli eretici, Bologna 1996, 51-73.
- Moore 1976 = Moore, Robert I.: Heresy as Disease, in: Lourdaux W./Verhelst, D.: The Concept of Heresy in the Middle Ages (11th-13th c.). Proceedings of the International Conference Louvain, May 13-16, 1973, Leuven, 1976, 1-11.
- Oberste 2003 = Oberste, Jörg: Der »Kreuzzug« gegen die Albigenser. Ketzerie und Machtpolitik im Mittelalter, Darmstadt 2003.
- Patschovsky 1981 = Patschovsky, Alexander: Zur Ketzerverfolgung Konrads von Marburg, in: Deutsches Archiv 37 (1981), 641-693.
- Patschovsky 1987 = Patschovsky, Alexander: Was sind Ketzer? Über den geschichtlichen Ort der Häresien im Mittelalter, in: Kerner, Max: »... eine finstere und fast unglaubliche Geschichte?« Mediävistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman »Der Name der Rose«, Darmstadt 1987, 169-190.
- Patschovsky 1991 = Patschovsky, Alexander: Der Ketzer als Teufelsdiener, in: Mordek, Hubert: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag, Tübingen 1991, 317-334.
- Patschovsky 1999 = Patschovsky, Alexander: Feindbilder der Kirche, Juden und Ketzer im Vergleich, in: Haverkamp, Alfred: Juden und Christen zur Zeit der Kreuzzüge, Sigmaringen 1999, 327-357.
- Peters 1991 = Peters, Edward: Folter. Geschichte der peinlichen Befragung, Hamburg 1991.
- Reichert 2005 = Reichert, Folker: Mohammed in Mekka. Doppelte Grenzen im Islambild des Mittelalters, in: Saeculum 2005, 17-31.

- Rohrbacher/Schmidt 1991 = Rohrbacher, Stefan/Schmidt, Michael: Judenbilder. Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile, Reinbek 1991.
- Scharff 1996 = Scharff, Thomas: Schrift zur Kontrolle – Kontrolle der Schrift. Italienische und französische Inquisitoren-Handbücher des 13. und frühen 14. Jahrhunderts, in: Deutsches Archiv 52 (1996), 547-584.
- Scharff 1999 = Scharff, Thomas: Auf der Suche nach der ›Wahrheit‹. Zur Befragung von verdächtigen Personen durch mittelalterliche Inquisitoren, in: Esders, Stefan/Scharff, Thomas: Eid und Wahrheitssuche: Studien zu rechtlichen Befragungstechniken in Mittelalter und früher Neuzeit, Frankfurt am Main 1999, 139-162.
- Scharff 2000 = Scharff, Thomas: Seelenrettung und Machtszenierung. Sinnkonstruktion der Folter im kirchlichen Inquisitionsverfahren des Mittelalters, in: Burschel, Peter: Das Quälen des Körpers. Eine historische Anthropologie der Folter, Köln 2000, 151-169.
- Schmieder 2005 = Schmieder, Felicitas: Menschenfresser und andere Stereotype gewalttätiger Fremder – Normannen, Ungarn und Mongolen (9.-13. Jahrhundert), in: Braun, Manuel/Herberichs, Cornelia: Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, München 2005, 159-179.
- Segl 1992 = Segl, Peter: Die Feindbilder in der politischen Propaganda Friedrichs II. und seiner Gegner, in: Bosbach, Franz: Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit. VII. Bayreuther historisches Kolloquium, 31. Mai - 1. Juni 1991, Köln 1992, 41-71.
- Selge 1974 = Selge, Kurt-Victor: Die Ketzerpolitik Friedrichs II., in: Fleckenstein, Josef: Probleme um Friedrich II., Sigmaringen 1974, 309-343.
- Smahel 2002 = Smahel, Frantisek: Die Hussitische Revolution, in: Hannover 2002.
- Southern 1981 = Southern, Richard W.: Das Islambild des Mittelalters, Stuttgart 1981.
- Trusen 1993 = Trusen, Winfried: Von den Anfängen des Inquisitionsprozesses zum Verfahren bei der *inquisitio haereticae pravitatis*, in: Segl, Peter: Die Anfänge der Inquisition im Mittelalter, Köln 1993, 39-76.

SOZIALGESCHICHTE

Krieg und Gesellschaft

Krieg und Kampf beeinflussten von jeher jede Art von Gesellschaften, da sie sowohl zum Untergang als auch zur Bildung von gesellschaftlichen Strukturen beitragen konnten. Somit stellt auch der Krieger, der Kämpfende, den Ausgangspunkt für die Bildung des Rittertums und des europäischen Feudalwesens des Mittelalters dar. Der gepanzerte Reiterkrieger, von seinem Herren mit Land und Herrschaftsrechten ausgestattet, um sich in Friedenszeiten zu versorgen und um für den Kriegsfall gerüstet zu sein, wurde zur Stütze der Verwaltung des feudalen Staatsapparates. Die zivile und militärische Position gingen beim Lehnskrieger, dem Ritter, fließend ineinander über. Diese Gruppe von Personen bildete den Wehrstand, eine Oberschicht, die sich klar von den versorgenden Bauern – dem Nährstand – gesellschaftlich abgrenzte. Auf den ersten Blick sah man diese Kriegerkaste oftmals als rein männliches Konstrukt an, aber auch der Frau kam eine bedeutende Rolle im Modell des Rittertums zu. Dabei stellte sie nicht nur die Umworbene oder auch die zuhause wartende Versorgerin dar, sondern Frauen konnten auch regieren, verwalten und sogar in den Krieg ziehen.

Abseits der so bekannten Welt des europäischen Rittertums existierten im Mittelalter aber auch andere Gesellschaftsmodelle, die von den außenstehenden zeitgenössischen Kommentatoren – aber selbst noch heute – in ihrer Gesamtheit gerne als besonders kriegerisch eingestuft wurden. Als Beispiel sind hier die Wikinger anzuführen, die oftmals in der Sekundärliteratur auf die Dimension von mordenden und plündernden Seeräubern reduziert werden, ohne aber deren Kultur, Gesellschaftsordnung oder auch Wirtschaft zu berücksichtigen.

Die nachfolgenden Artikel tragen anhand ausgewählter Beispiele der Bedeutung von Krieg und militärischen Aspekten in unterschiedlichen Bereichen wie Verwaltung, politische Systeme, Wirtschaft und Geschlechterrollen Rechnung.

Steigbügel und Pflug

Das Zeitalter der Panzerreiter und die Etablierung des Feudalismus

ALEXANDER JURASKE

Das Lehnswesen als europäischer Sonderweg des Feudalismus verdankt seine Entstehung primär militärischen Neuerungen, nämlich dem Aufbau eines Panzerreiterheeres im Frankenreich der Karolinger auf der Basis der Vasallität.¹

Der Prozess der »Verreiterung« von der Spätantike bis ins Frühmittelalter

Die bis in die 1960er Jahre vertretene Ansicht,² dass die Übernahme des Steigbügels eine relevante Erklärung für den Aufstieg und die Vorherrschaft der schweren Reiterei für die mittelalterliche Kriegstechnik bildete, wurde in den 1970er Jahren überzeugend in Zweifel gezogen.³ Gleichzeitig bot der Einsatz des Steigbügels, durch die Stabilisierung des Reiters, wichtige Impulse für das mittelalterliche Heerwesen. Erste Angaben zur Verwendung dieser Reithilfen finden sich bei berittenen Bogenschützen im 5. Jahrhundert n. Chr. im chinesisch-koreanischen Grenzgebiet.⁴ Auch die Awaren verwendeten eiserne Reithilfen und brachten diese auf ihren Beutezügen im 6. und 7. Jahrhundert bis nach Europa und in den Nahen Osten.

Vorläufer für die schwere Panzerreiterei des Mittelalters finden sich schon in der antiken Welt. Kampftechniken der Steppennomaden Eurasiens sind wiederum Ausgangspunkt dieser Entwicklung. Als Reaktion auf ihre blitzartigen Einfälle stellten Rom und Persien Reiterverbände ähnlicher Zusammensetzung auf. Im 2. Jahrhundert v. Chr. entwickeln die mit den Skythen verwandten Parther, ein iranisches Reitervolk mit Siedlungsgebiet südöstlich des Kaspischen Meeres, schwer bewaffnete Panzerreiter. Pferd und Reiter waren durch Panzer geschützt. Als Hauptwaffe findet zuerst der Bogen, später die Lanze, Verwendung. Erst die Zucht spezieller Pferderassen mit einer Widerristhöhe von bis zu 1,60 m im Gebiet von Nisa, ermöglichte den Aufbau einer schwer gepanzerten Reiterei. Der gemeinsame Einsatz

von schwerer Reiterei und berittenen Bogenschützen entwickelte sich zu einer wichtigen Taktik der parthischen Kampfweise. Ihre Spezialität war der ›Parthische Schuss‹, ein Hagel gezielter Pfeilschüsse der von berittenen Bogenschützen bei einer vorgetäuschten Flucht auf die Verfolger abgegeben wurde.

Die den Parthern ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. im persischen Raum folgenden Sasaniden übernahmen die schwere Reiterei und bauten diese, stärker noch als ihre Vorgänger, zu einem wichtigen Element ihrer Kriegsführung auf. Der Stolz der sasanidischen Militärorganisation, die *sawaran*, waren im Unterschied zu ihren parthischen Vorgängern mit Kettenhemden statt Schuppenpanzern gerüstet. Ihre volle Angriffskraft entwickelten die Angriffe der sasanidischen Panzerreiter in Verbindung mit berittenen Bogenschützen sowie den eindrucksvollen indischen Kriegselefanten. Neben den *sawaran* setzten die Sasaniden auch schwer gepanzerte armenische Reitereinheiten ein. Die gemischte sasanidische Kriegsführung hatte eindrucksvolle Siege zur Folge, deren Höhepunkt die Gefangennahme des römischen Kaisers Valerian 260 n. Chr. markierte. Weder Parther noch Sasaniden kannten allerdings den Steigbügel.⁵

Auch dem großen Rivalen dieser iranischen Reiche im Westen, Rom, war diese Reithilfe unbekannt. Über den gesamten Zeitraum des römischen Staatswesens machte die römische Reiterei verschiedene Transformationsprozesse durch. Aus der elitären Adelsreiterei der römischen Frühgeschichte und frühen Republik wurde im Laufe der mittleren und ausgehenden Republik die aus Nichtrömern zusammengesetzte berittene Hilfstruppe.⁶

Erfolgsgarant der römischen Kriegsmaschinerie blieb die römische Infanterie, in Form der schwer gepanzerten Legion, die durch Disziplin, Ausrüstung und Drill zum schlagkräftigen Arm der römischen Expansion wurde. Seit der Heeresreform des Marius im 1. Jahrhundert v. Chr. rekrutierte sich die Reiterei ausschließlich aus Nichtrömern; unterworfenen Völkern mit Gefolgschaftspflicht, Verbündeten oder Söldnertruppen. In der ersten Hälfte des 1. Jahrhundert wurden die Hilfsvölkerkontingente der Reiterei zu einem fixen Bestandteil des stehenden römischen Heeres. Im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. bestand die Rüstung eines römischen Reiters aus Kettenpanzer oder Schuppenpanzer, schwerem Helm aus Eisen oder Bronze sowie länglichem Schild. Als Bewaffnung dienten Langschwert, Lanze für Wurf und Stoß sowie kurze Wurfspere. Die Legion als Kern der römischen Heeresordnung blieb weiter bestimmend.

Erst ab der Mitte des 3. Jahrhundert vollzog sich ein Strategiewechsel. Aufgrund immer stärkerer Auseinandersetzungen mit berittenen Gegnern

wie den Sarmaten, Skythen, Markomannen, Sasaniden, Goten und Hunnen wurde die bis dahin untergeordnete Reiterei aufgewertet und zahlenmäßig vergrößert. Schon Kaiser Trajan (98–117) hatte auf seinem Persienfeldzug berittene Kontingente mitgeführt. Entscheidend für die Schaffung einer berittenen Feldarmee wurde die Reform des Kaisers Gallienus (253–268). Zum Schlüsselfaktor wurde die größere Mobilität dieser neuen Feldarmee, die schneller an den entsprechenden Krisenherden zur Unterstützung der Grenztruppen vor Ort eingesetzt werden konnte.⁷ Nach sasanidischem Vorbild formierten sich schwer gepanzerte Reiterformationen, unterschieden in *catafracti* und *clibanari*. Vom Einsatz und der Kampfweise gleich, waren die später entstandenen *clibanarii* stärker gerüstet. Um auf die differenzierte Kampftechnik der Sasaniden zu reagieren, kombinierten die Römer berittene Bogenschützen, leichte Speerwerfer und schwer gerüstete Lanzenreiter zu gemeinsamen Truppenformationen. Die stärkere Differenzierung innerhalb der römischen Reiterei wurde auf Grund der heterogenen ethnischen Zusammensetzung weiter vertieft. Die wichtigen Reformmaßnahmen wurden durch die Kaiser Diokletian (284–305) und Konstantin (307–337) fortgesetzt. Während Erstgenannter Maßnahmen zur Grenzsicherung weiter vorantrieb, etablierte Konstantin das mobile Feldheer und gab ihm seine entscheidende Zusammensetzung aus Fußtruppen und Reiterei.⁸ Auf Grund der hohen Kosten darf der tatsächliche Prozentsatz der schweren römischen Reiterei als nicht zu hoch angesetzt werden. Im Gegensatz zum mittelalterlichen System wurde der finanzielle Aufwand für Ausrüstung, Besoldung und Unterhalt der Reitertruppen zentral vom römischen Staat übernommen und brachte immense Belastungen für das spätantike Staatswesen mit sich.

Im Byzantinischen Reich wurde das spätrömische Militärwesen, der Ausbau der schweren Reiterei als Reaktion auf die Kampftechnik der berittenen Gegner, fortgesetzt. Mitte des 6. Jahrhundert übernahmen die Byzantiner von den Awaren den Steigbügel. Der hohe finanzielle Aufwand für den Unterhalt der schweren Reiterei bildete für den byzantinischen Zentralstaat eine große Belastung. Durch die Themenverfassung, der Nachfolgeorganisation des byzantinischen Provinzsystems, erfuhr das byzantinische Besoldungssystem eine entscheidende Wandlung. Ab der Mitte des 8. Jahrhundert ersetzte ein flächendeckendes Wehrbauernsystem zentral besoldete Truppenverbände. Nur mehr spezialisierte – in ihrer Zahl geringe – Kontingente wurden zentral unterhalten. Der Großteil des Heeres bestand aus Soldaten (*stratioten*), die durch ihre Verpflichtung zum Militärdienst, Land zum erblichen Besitz (*stratiotika ktemata*) zugewiesen bekamen. Damit wurde auch die Verantwortung für Ausrüstung und Unterhalt delegiert. Gewisse Ähnlichkeiten mit dem westeuropäischen

Lehnswesen finden sich im 12. Jahrhundert beim byzantinischen *pronoia*-System. Gegen die Verpflichtung zum Militärdienst erhielten Einzelne Land vom Kaiser. Ob durch das *pronoia*-System feudale Beziehungen entstanden, kann nicht eindeutig geklärt werden. Bestes Argument, das gegen eine »feudale« Struktur spricht, ist der Rechtsstatus der byzantinischen Bauern, die im Gegensatz zu ihren westeuropäischen Standesgenossen frei blieben.⁹ Im Unterschied zur Situation in Westeuropa entwickelte sich im Byzantinischen Reich keine zweigeteilte Grundherrschaft, die der Schlüssel zur Trennung in einen Kriegeradel und ein demilitarisiertes Bauerntum wurde. Gerade die rechtliche Bindung der Arbeitskräfte an ihre Grundherren bildete die dingliche Grundlage der Grundherrschaft, die im byzantinischen System fehlt.

Gleich wie im spätrömischen Staat darf aufgrund der immensen Kostenbelastung der Prozentsatz der schweren Reiterei als nicht zu hoch angenommen werden. Im Laufe der Zeit widersprach, die nur als Offensivwaffe einsetzbare schwer gepanzerte Reiterei, der immer defensiver werdenden byzantinischen Militärstrategie.

In der Völkerwanderungszeit entwickelten sich bei den verschiedenen ethnischen Gruppen Formen und Einsatzweisen der Reiterei unterschiedlich. Während die Goten relativ zügig Berittene als dominante Kernstrategie übernahmen, setzten die Franken weiter auf ihre Fußtruppen. Im 5. und 6. Jahrhundert wurde der gepanzerte Bogenschützenreiter, der sowohl im Nahkampf als auch im Fernkampf einsetzbar war, zur Stütze der militärischen Expansion. Daneben blieb die schwere Reiterei weiter bestehen. Mit einem Blick auf Zentraleuropa ist eine unterschiedlich schnelle Entwicklung bei den einzelnen ethnischen Gruppen erkennbar.

Die agrarischen Innovationen des Frühmittelalters

Wichtige Innovationen (z.B.: Dreifelder/Vierfelderwirtschaft) in der Landwirtschaft gaben den Anstoß für Entstehung und Etablierung der Panzerreiterei in karolingischer Zeit. War in der Antike der Mittelmeerraum noch wirtschaftliches Kerngebiet, verlagerte sich im Frühmittelalter der Schwerpunkt nach Nordwesteuropa, ins Zentralgebiet des Karolingerreiches zwischen Rhein und Seine.¹⁰

Die schweren Böden Westeuropas förderten im Gegensatz zur mediterranen Bodenbeschaffenheit, die Entwicklung des schweren Pfluges, der durch das Wenden der Scholle eine tiefere Bearbeitung des Bodens möglich machte.¹¹ Auf Grund der klimatischen Bedingungen kam widerstandsfähigen Ge-

treidesorten eine Schlüsselrolle zu. Wichtigste Feldfrucht in Südeuropa war der auf günstige klimatische Bedingungen angewiesene Weizen. Seine wenig robuste Natur machte ihn unbrauchbar für Osteuropa und Skandinavien und nur eingeschränkt tauglich für Westeuropa im Frühmittelalter. Erst nach seiner Verbreitung im 11. und 12. Jahrhundert konnte Weizen über die Normandie und die Britischen Inseln in Westeuropa Fuß fassen. Als besser für diese Breiten geeignet, erwiesen sich Roggen (*secale cereale*) und Hafer (*avena sativa*). Diese wurden zu den beiden vorherrschenden Getreidesorten Westeuropas. Roggen war im Gegensatz zu Weizen widerstandsfähiger gegenüber unterschiedlichen Witterungsbedingungen, relativ anspruchslos bezüglich der Bodenqualität und erschöpfte den Boden weniger als Weizen.¹² Ein weiterer Grund für die beherrschende Stellung des Roggens lag in seiner besseren Haltbarkeit. Im Gegensatz zum prestigeträchtigeren Weizenbrot, blieb das in den ländlichen Regionen zum Eigenverzehr hergestellte Roggenbrot länger genießbar. Dinkel (*triticum spelta*) gelangte aus dem germanischen Raum nach Westeuropa und erfreute sich einer gewissen Beliebtheit. Die höhere Nachfrage nach Pferden forcierte die Kultivierung des Hafers, der als Futter diente. Einerseits brauchte man gut genährte und starke Pferde zum Aufbau der Panzerreiterei, andererseits fand das Pferd ab dem 9. Jahrhundert in der Landwirtschaft immer stärkeren Einsatz.

Durch die Entwicklung eines für Pferde tauglichen Pferdegeschirrs, konnte nun das gegenüber dem Ochsen wesentlich schnellere und leichter lenkbare Pferd zum Eggen und Pflügen eingesetzt werden. Nachteil des Pferdes, gegenüber dem genügsamen Ochsen, war der höhere Getreideverbrauch. Mit dem ab der Mitte des 8. Jahrhunderts vollzogenen Wechsel von Zweifelder- auf Dreifelderwirtschaft, im Kreislauf von Wintersaat, Sommergetreide und Brache, konnte dem höheren Getreideverbrauch entsprochen werden. Die neue Feldwirtschaft erwies sich als vorteilhaft. Einerseits konnte die landwirtschaftliche Tätigkeit besser über das Jahr verteilt werden, andererseits wurden die Risiken witterungsbedingter Ausfälle verkleinert und für die Viehweide auf den abgeernteten Feldern blieb mehr Zeit. Längere Phasen der Abweidung hatten eine bessere Düngung der Böden zur Folge.¹³ Insofern ein wichtiger Nebeneffekt, da die unzureichende Möglichkeit der Düngung im gesamten Mittelalter ein großes Problem für die Landwirtschaft darstellte.

Im Bereich der Organisation der landwirtschaftlichen Arbeit wurde die Villikationsgrundherrschaft zur wichtigsten Bewirtschaftungsorganisation. Sie war zweiteilig, bestand einerseits aus dem Fron- und Herrenhof, andererseits aus von ihm abhängigen Bauernstellen. Das den Herrenhof umgebende Salland, *terra dominicalis*, wurde einerseits von Sklaven, andererseits mit Hilfe von Frondiensten der auf eigenen Höfen lebenden

Bauern bearbeitet. Außerhalb der Frondienste, bebauten die Bauern ihr Hufenland, wobei es sich bei der Hufe um eine landwirtschaftliche Grundeinheit handelt, die auch als Bemessungsnorm für die zu leistenden Abgaben diente.¹⁴ Gerade im Frühmittelalter war zwar genügend Land zur Bewirtschaftung vorhanden, es fehlte aber oft genug an verfügbaren Arbeitskräften. Deshalb war der personale Charakter der Grundherrschaft, die Bindung des Einzelnen an den Grundherrn, welche sowohl auf spätantike als auch germanische Wurzeln zurückging, von entscheidender Bedeutung. Durch die gesamte Periode des Frühmittelalters gab es freie Bauern außerhalb der einzelnen Grundherrschaftsbereiche, doch wurde deren Anteil im Laufe der Karolingerzeit immer geringer, da sie durch wirtschaftliche Not oder auf Druck der Grundherren, in die Grundherrschaft gezwungen wurden. Zum Sinnbild und teilweisen Motor der weiteren Expansion der Grundherrschaft wurden die Wassermühlen, die sich im Laufe der Zeit über ganz Europa verbreiteten. Sie erforderten einerseits einen einmalig höheren Kapitaleaufwand, der nur von weltlichen oder geistlichen Grundherren zu leisten war, andererseits konnte von Seiten der Grundherren mittels der Nutzungsrechte Druck auf die Bauern ausgeübt werden. Auf Grund der Etablierung feudaler Strukturen, wurde das bis ins Frühmittelalter andauernde antike Sklavensystem durch die Grundherrschaft als neues Ausbeutungssystem abgelöst.¹⁵ An die Stelle der antiken Sklaverei trat nun die Hörigkeit, bis zum Anfang des Spätmittelalters hatte nahezu der gesamte Bauernstand seine Freiheit verloren. Während sich sowohl die spätantike als auch die fränkische Gesellschaft aus Adligen, Sklaven und in dörflichen Gemeinschaften lebenden Bauern zusammensetzte, wurde im Laufe des Mittelalters der freie Bauernstand, mit wenigen Ausnahmen, in personale Abhängigkeit zum Adel und Klerus gebracht.

Die Heeresreform der frühen Karolinger

Im 8. und 9. Jahrhundert vollzog sich ein Strategiewechsel in der karolingischen Kriegstaktik, der gravierende Auswirkungen auf die Aristokratie des *Regnum Francorum* hatte.

Hatten die merowingischen Herrscher noch stärker auf Fußsoldaten gesetzt, kam es unter den Karolingern zu einem Auf- und Ausbau einer schlagkräftigen Reiterei. Die Gründe für diesen Schritt sind einerseits in der äußeren Bedrohung durch Mauren, Slawen und Awaren und deren wendigen Reiterattacken, andererseits in der eigenen Expansionspolitik, die einer schnellen Verschiebung von Truppen bedurfte, zu sehen. Die

Entfaltung des Militärwesens erfuhr ab dem Jahr 800 durch den Ausbau des mittelalterlichen Straßennetzes im karolingischen Kernraum eine weitere wichtige Voraussetzung. Wann genau der Kurswechsel von Fußtruppen zur Reiterei festzumachen ist, kann nicht eindeutig bestimmt werden. Die Hypothese, dass Karl Martell (714–741) mit der Übernahme des Steigbügels in der Auseinandersetzung mit den maurischen Reiterheeren bei Poitiers 732 den Anstoß zur Entwicklung von Panzerreiterherren gab,¹⁶ gilt inzwischen als überholt. Die behäbige schwere Reiterei hätte sich in der Abwehr der wendigen, blitzartig zustoßenden arabischen Reiterverbände als untauglich erwiesen. Die Verwendung des Steigbügels, der einen innovativen Schub für die berittenen Truppen bedeutete, war aber – wie die Antike beweist – keine zwingende Voraussetzung für die Aufstellung einer effektiven Reiterei und wurde erst über einen längeren Zeitraum hinweg eingeführt. Während die Franken und Byzantiner im 6. und 7. Jahrhundert relativ schnell den Steigbügel übernahmen, verzichteten die Angelsachsen in der Schlacht von Hastings (1066) auf die Verwendung des Steigbügels, obwohl er, wie der Teppich von Bayeux zeigt, auf normannischer Seite in Gebrauch war.¹⁷

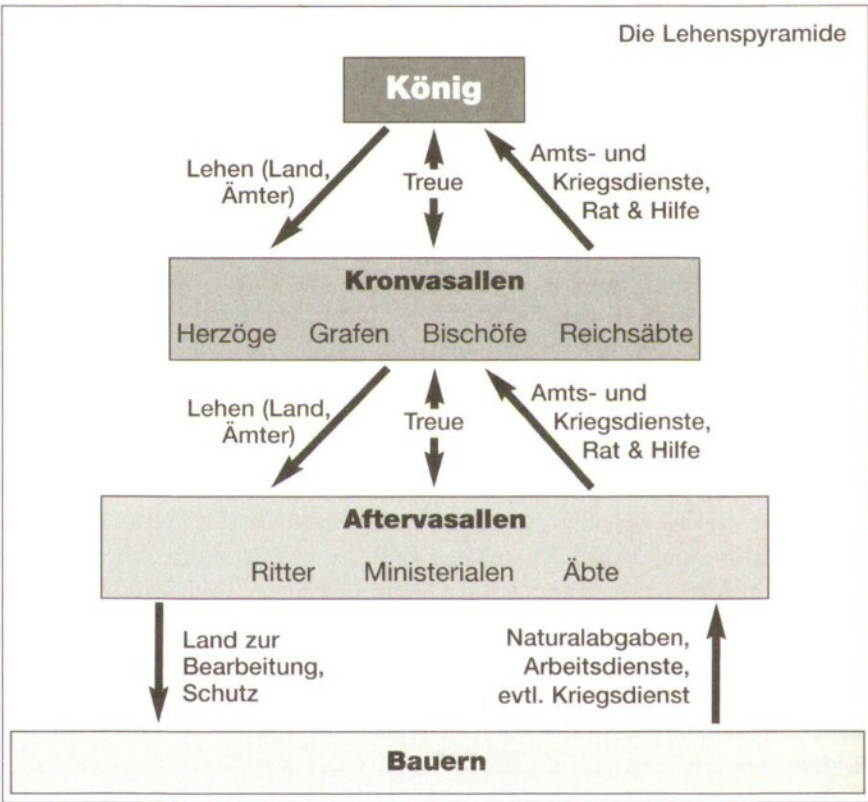
Die Forcierung der Panzerreiter war ein längerer Prozess, der von Karl Martell begonnen, aber erst unter Karl dem Großen (768–814) endgültig zum Durchbruch kam. Als Beweis für die Dominanz der Reiterei wurde die Verlegung der karolingischen Heeresversammlung durch Pippin III. (751–768) seit Mitte des 8. Jahrhunderts von März auf Mai, aufgrund besserer Futterbeschaffung für die Pferde, angeführt.¹⁸

Der Vorrang der Reiterei hatte große soziale Auswirkungen. War zu Beginn des Frühmittelalters noch ein Volksheer mit unterschiedlich bewaffneten Fußtruppen dominierend, sollte bald eine Elite schwer und teuer bewaffneter Reiter den Ton angeben.¹⁹ 807 hielt die Heeresreform Karls d. Großen grundsätzlich an der Verpflichtung aller Wehrfähigen zum Kriegsdienst fest, die Praxis zeigte aber eine selektive Einberufung. Insbesondere die Gefolgschaftspflicht der Geistlichkeit trug entscheidend zum Aufbau der karolingischen Panzerheere bei. Zum Träger dieser neuen Elite wurde der fränkische Reichsadel, der sich aus den Nachfahren der gallo-römischen Senatsaristokratie, den einflussreichen Familien aus den eroberten Gebieten sowie den wichtigsten fränkischen Geschlechtern zusammensetzte. Da die mittelalterliche Reichsform keine zentrale Finanzierung des kostenintensiven Reiterkampfes vorsah, lastete der Kostenaufwand auf den Schultern des Einzelnen. Um die Ausrüstung und den Unterhalt der Reitertruppen sicher zu stellen, gingen die karolingischen Herrscher in der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts dazu über, Gefolgsleuten Land zur Nutzung als Lehen – *beneficium* oder *feudum* – zu übergeben. Die Nutznießer dieser Landzutei-

lung traten in ein Lehnverhältnis und wurden zu Vasallen des Königs. Durch den Akt der Kommendation,²⁰ der Unterwerfung des Vasallen einerseits und der Verpflichtung des Herrn zu Schutz und Unterhalt andererseits, wurde die persönliche Seite des Verhältnisses begründet. Der Herr gab dem Vasall »Schutz und Schirm«, dieser wiederum leistete »Rat und Hilfe«, *consilium et auxilium*. Letztgenannte Hilfe bezieht sich auf den Waffendienst, den der Vasall unter der Führung des Lehnsherrn leistete.

Zwischen der Ordnung im Frieden, im ›Zivilleben‹, und dem Krieg wurde nicht unterschieden. Der einzelne Kämpfer leistete seine Kriegsfolge, zusammen mit Personen aus seinem unmittelbaren sozialen Umfeld, unter dem Kommando seines Lehnsherrn, dem er auch im zivilen Leben Rechenschaft schuldete. Diese Form der permanenten sozialen Kontrolle machte das mittelalterliche Militärwesen so effektiv.²¹

Bei entsprechender Größe des Lehens konnte nun seinerseits der Vasall eigene Lehnsmänner mit Land belehnen, um sich eine verpflichtete



Gefolgschaft aufzubauen. Karl der Große verwendete das Lehnswesen als Basis für die Verwaltung seines Reiches. Er band einerseits die Herzöge und Grafen durch Landverleihungen und Bestätigung der Titel und Ränge an sich, andererseits führte er das System in den eroberten Gebieten ein. Konnte ein starker Herrscher das Lehnswesen zur Erweiterung seiner eigenen Machtposition nützen, wurden unter einem schwachen Herrscher die zentrifugalen Tendenzen des Systems weiter verschärft.

Der zur Nutzung übergebene Grund und Boden stellte die ökonomische Basis zur Ausrüstung des Lehnsmanns dar. Der Lehnsmann, als Panzerreiter und späterer Lehnssitter, schied nun aus der agrarischen Erwerbstätigkeit aus, da Vorbereitung, Schulung und tatsächliche Leistung des Kriegsdienstes seine volle Konzentration erforderten. Die agrarische Existenzsicherung leistete der vom Kriegshandwerk befreite Bauer. Hatte in den Anfängen des Frühmittelalters der Bauer noch Kriegsdienst geleistet, wurde er nun entwaftet und dem Willen des Grundherrn unterworfen. Statt auf ein allgemeines Aufgebot von 10–25 Prozent der Wehrfähigen zurückzugreifen, bildeten die Panzerreiter nun eine absolute Elite bei einem verschwindend kleinen Prozentsatz von geschätzten ein bis drei Prozent der Gesamtbevölkerung. Die klassische Vorstellung eines kollektiv kämpfenden ethnischen Verbandes, die noch für die Frühzeit des Mittelalters galt, war somit überholt.²² Die funktionale Dreiteilung der mittelalterlichen Bevölkerung in Bauern (*laboratores*), Kriegern (*bellatores*) und Klerus (*oratores*) hat hier seinen Ausgang genommen.

Exkurs: Ausrüstung, Bewaffnung – Ausbildung der Panzerreiter und deren Kosten

Der karolingische Staat wollte und konnte eine zentral durchgeführte Rüstung der einzelnen Reiter nicht bewerkstelligen. Die Ausrüstung eines Panzerreiters gestaltete sich ausgesprochen kostenintensiv. Bewaffnung und Rüstung bestanden aus Eisen, einem der Zeit entsprechenden, seltenen und teuren Material. Die Gesamtkosten für einen voll gerüsteten Panzerreiter beliefen sich auf 36–40 Schilling, den Gesamtwert von 18 bis 20 Kühen. Zum Vergleich bestand ein großer karolingischer Königshof aus 2000 Hektar Land und verfügte über 45 Kühe.²³

Zur Grundausrüstung gehörten Schild, Lanze, Schwert und Bogen, sowie ein Helm und die »Brünne«, das Kettenhemd. Die Lanze wurde in karolingischer Zeit entweder als Wurf- oder Stichwaffe verwendet. Vom Pferde aus wurde »gestochert«, die Lanze aber noch nicht eingelegt. Um

800 entwickelte sich mit dem konischen Helm eine wichtige technische Innovation, der die Wucht des Schlags nun effektiver auf die Seite ablenkte.

Aus Kostengründen waren nicht alle Kämpfer komplett gerüstet, wobei Rüstung, Schild und Lanze die Grundausrüstung darstellten. Plünderungen toter Standesgenossen nach geschlagener Schlacht folgten einer gängigen Praxis, um fehlende oder beschädigte Ausrüstungsgegenstände zu ersetzen. Bewaffnung und Ausrüstung wurden als begehrte Erbstücke von Generation zu Generation weitergegeben. Wichtigstes und teuerster Teil der Ausrüstung blieb die Brünne, das Kettenhemd oder der Schuppenpanzer. Eine gut gearbeitete Rüstung widerstand nahezu jedem Treffer und vergrößerte die im Karolingerreich entstandene Kluft zwischen leicht und schwer gepanzerten Kämpfern weiter. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Exportverbot von Kettenhemden und Waffen an Slawen und Awaren aus der Zeit Karl des Großen, die technologisch nicht im Stande waren Rüstungen von karolingischer Qualität herzustellen.²⁴

Neben den Kosten für Rüstung, Schild und Schwert gestalteten sich die Aufwendungen für Pferde extrem kostenintensiv. Gezüchtet wurden die edlen Streitrösse an den Küstengebieten von Dänemark bis in die Normandie. Das in der Schlacht gerittene Streitross (*dextrarius*), im Regelfall ein Hengst, durchlief eine spezielle Ausbildung. Ferner musste der Panzerreiter über ein Marschpferd (*palefridus*) sowie ein weiteres Pferd (*roncinus*), welches für den Transport der Ausrüstung eingesetzt wurde, verfügen.²⁵ Die räumlichen Voraussetzungen zum Zweck der Aufzucht und des Unterhalts für Pferde mussten geschaffen werden. Damit verbunden war die Ausbreitung von adeligen und geistlichen Herrensitzen, die die dezentrale Herrschaftsorganisation des Lehnswesens noch weiter akzentuierten. Neben den hohen Kosten erforderte die Ausbildung zum Ritter jahrelanges Training und Spezialisierung in unterschiedlichen Waffentechniken. Damit einher ging ein völliges Ausscheiden des Reiters aus dem klassischen Segment der Landarbeit, weil Training und Unterweisung in den einzelnen Techniken zu einer Vollzeitbetätigung wurden. Von entscheidender Bedeutung ist der häusliche Rahmen der Ausbildung, die im Zuge der familiären Bindungen, vom Vater auf den Sohn, von einer zur nächsten Generation weitergegeben werden.²⁶ Abschließend mit dem Akt der Schwertleite, wurde der junge Knappe, im Alter zwischen 14 und 18 Jahren durch die feierliche »Umgürtung« mit dem Schwert in den Kreis der Wehrfähigen aufgenommen. Im Laufe des 13. Jahrhunderts ersetzte der klassische Ritterschlag – der im französischen Raum schon seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar ist – die Schwertleite.

Die Herausbildung einer ritterlichen Aristokratie

Die Ausbreitung des Lehnswesens aus dem Zentralraum des Karolingerreiches ging zügig von statten und erfasste in Wellen schließlich ganz Europa. Betrachtet man ab 950 das mittelalterliche Kriegswesen, so zeigen sich drei wichtige Entwicklungen. Mit dem Aufstieg des Ritterheeres gingen die Verbreitung von Armbrust und Bogenschütze sowie die rasche Entwicklung von speziellen Formen des Burgenbaus und der Belagerungstechnik einher.²⁷ Um 1100 veränderten neue Innovationen den Reiterkampf grundlegend. Der Angriff mit eingelegter Lanze setzte sich durch. Veränderungen am Sattel, die Erhöhung von Vorder- und Hinterzwiesel, ließen nun den Reiter unbeweglicher aber mit festerem Halt in seinem Sattel sitzen.

In Kombination mit dem Steigbügel war es nun möglich, die Lanze unter der rechten Achselhöhle einzuklemmen, während der Reiter mit der linken Hand Schild und Zügel hielt. Davor wurde die Lanze entweder geworfen, oder in der Mitte gefasst und als Stichwaffe verwendet. Jetzt umfasste man die Lanze am Schaft, hinter dem Schwerpunkt, und konnte sie so länger und schwerer machen. Durch die abgestimmte Einheit Pferd-Reiter-Waffe, wurde einerseits die Geschwindigkeit beim Anreiten, andererseits die Wucht beim Aufprall, erhöht.

Wer die Attacke eines Panzerreiters aufhalten wollte, griff den verwundbaren Teil dieser ›Zentauren‹, das Pferd, an. Dazu musste zuerst das Pferd kampfunfähig gemacht werden. Ein abgeworfener Reiter war eine entsprechend leichte Beute. Dieser neue Kampfstil sollte die Kreuzzüge im 12. und 13. Jahrhundert maßgeblich beeinflussen und das Standesbewusstsein der Ritter weiter vorantreiben. Mit einer Karte von Europa im Jahr 1100 können Landstriche mit vorherrschend Panzerreitern und Burgenbau von solchen ohne diese Komponenten unterschieden werden. In einer, Frankreich, Deutschland und England umfassenden Zone, sind gepanzerte Reiterei, Belagerungstechnik, Burgen und Bogenschützen schon entwickelt und bilden die prägenden militärischen Komponenten. In einer Schottland, Wales und Skandinavien umspannenden Zone ist der Kampf zu Fuß mit Schwert, Speer, Axt und Bogen vorherrschend, während in einer dritten Zone, in Osteuropa, der Einsatz von Reiterei schon praktiziert, aber noch keine schweren Truppenkontingente verwendet werden.²⁸

Im Skandinavischen Raum hatte sich als Alternative zum karolingischen Militärsystem das *Ledung*-System entwickelt. Dieses System regelte die Ausrüstung und Bemannung von Kriegsschiffen durch die Bewohner eines bestimmten Gebietes sowie die eigentliche Kriegsfahrt unter dem König.²⁹ In Kontrast dazu, übernahmen die normannischen Staatengründungen im



europäischen Kernland, in der Normandie, der Bretagne und in Süditalien, das Lehnssystem zügig.

Im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts griff das Ritterwesen auf alle europäischen Gebiete aus und veränderte die jeweiligen Gesellschaften entsprechend. Einerseits fand dies durch Eroberung, andererseits durch Nachahmung der Eroberer als Abwehrstrategie, statt. In einem dritten Fall wurde die Annahme der neuen kriegstechnologischen Entwicklungen als bewusste Politik verfolgt und Panzerreiter als Söldner und Träger ausländischen Wissenstransfers in das eigene Machterhaltungs- und Erweiterungsbestreben integriert.³⁰ Aus dem durchlässigen Adelsstand des Karolingerreiches, welcher seine Existenzgrundlage durch Kriegszüge finanzierte, wurde eine abgehobene adelige Gruppe mit ausgeprägtem Standesbewusstsein, deren endgültige Strukturen sich in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts festigten.³¹

Vom Ministerialen entwickelte sich der *miles* zum Ritter, einem Angehörigen einer durch das Lehnswesen vernetzten Aristokratie, die untereinander in hartem Konkurrenzkampf stand. Diese hoch militarisierter Aristokratie entwickelte Idee und Ideal des Rittertums als höfische Gesellschaft. Den blutigen Rivalitäten wurde ein äußerer Rahmen verliehen, um diese in geordneten Bahnen zu lenken. Innerhalb dieser neuen Kriegerschicht (*militia*) vollzog sich nun eine stärkere Unterscheidung zwischen höheren (*milites superiores*) und niederen Panzerreitern (*milites inferiores*).³²

Nachhaltigere Bedeutung als den Panzerreitern kommt der Burg als Befestigungsanlage und ihrer Transformation von der alten Fluchtborg im 10. zur Adelsburg des 11. Jahrhunderts zu. Im Frühmittelalter unterschied man den Hügel mit einer Vorburg (*motte*), den Steinturm mit dicken Mauern (*donjon*) sowie die Höhenburg am Berge und die Niederungsborg in der Ebene. Mit ständiger militärischer Besatzung belegte feste Orte bildeten innerhalb des karolingischen Reiches noch die Ausnahme und waren vereinzelt in den Grenzgebieten zu finden. Im 8. und 9. Jahrhundert hatte sich durch die agrarischen Innovationen die landwirtschaftliche Nutzfläche vergrößert. Im 10. Jahrhundert entwickelten sich, durch Umsiedlung von Bauernfamilien aus Einzelgehöften, befestigte Siedlungen, errichtet an topographisch beherrschenden Punkten, welche die spätere Burgentwicklung vorwegnahmen.³³ Neben ihrer militärischen Funktion, konnte einerseits der Grundherr seine abhängigen Bauern besser kontrollieren, andererseits fungierten diese neuen Siedlungen als Markt- sowie durch die Beherrschung der Verkehrswege als Zollplätze. Gleichzeitig veränderten Burgbauten ganz entscheidend die adeligen Familienstrukturen. Es entstanden Namen gebende Stammsitze, die in männlicher Linie weitergegeben wurden.

Der Bedeutungsverlust der Panzerreiter im Spätmittelalter

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts verlor das feudale Berufskriegertum im Vergleich zu den geschlossenen kämpfenden Infanterieverbänden, seine dominierende Stellung innerhalb des Kriegswesens. Die Länge der kriegerischen Auseinandersetzungen, die nicht mehr mit der beschränkten Heeresfolge der Lehnspflichtigen bestritten werden konnte, machte den Aufbau von stehenden, also länger verpflichteten Truppenkontingenten nötig. Mit der Verpflichtung von bezahlten Truppen, entwickelte sich eine »Kommerzialisierung« des Kriegswesens, wobei für die Entlohnung nicht der Rang, sondern die selbst gestellte Bewaffnung sowie die Erfahrung ausschlaggebend wurden. In Italien, begünstigt durch die hohe Geldfluktuation in den reichen Handelsstädten, sowie durch das Fehlen einer starken Zentralmacht, wurde die Rekrutierung von Söldnerheeren verstärkt, die sowohl bei inneren wie äußeren Auseinandersetzungen zum Einsatz kamen. Unter der Führung eines *condottieri*, entwickelten sich diese Söldnerverbände, in Friedenszeiten zu einer regelrechten Landplage, da sie ihren Unterhalt durch Plünderungen sicherten.³⁴

Der Wandel weg von den Ritterverbänden hin zu einer stärkeren Rolle des Fußvolks, welches jetzt mit Halmbarte und Landspießen in geschlossener Formation auftrat, zeigte sich in den Schlachten bei Kortrijk (1302), Bannockburn (1314) und Morgarten (1315), in denen zu Fuß kämpfende Bürgermilizen und Bauern über ritterliche Panzerheere, triumphierten.

Diese straff organisierten Bürgermilizen, entstammten den städtischen Zünften und waren einander durch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden. Auf Grund der starken Bindung und dem hohen Grad an Disziplin, konnten die neu entstandenen Milizen, wie die »Sporenschlacht«³⁵ von Kortrijk exemplarisch zeigt, Schlacht-entscheidende Manöver durchführen.³⁶

Inwieweit Disziplin, taktisches Geschick und Waffenausstattung ein zahlenmäßig kleineres Heer zum Sieg führen konnte, zeigten auch die Schlachten des Hundertjährigen Krieges. Die englischen Truppen, überwiegend rekrutiert aus Söldnerkontingenten, verbanden die einzelnen Stärken der unterschiedlichen Waffengattungen und feierten eindrucksvolle Siege.

Bei Crécy (1346) und Azincourt (1415), stiegen englische Ritter von ihren Pferden ab, um gemeinsam mit Bogenschützen und Fußtruppen dem Angriff der zahlenmäßig überlegenen französischen Ritterheere stand zu halten. Dieser Prozess wird mit dem Begriff *Infantry Revolution* bezeichnet.³⁷ Das gemeinsame Vorgehen zwischen Fußtruppen und Reiterei hohlte das

militärische Selbstverständnis der Ritter als dominierender Faktor weiter aus. Durch den Einsatz von neuen Waffen, Langbogen, Armbrust und Kanonen wurde die Bedeutung der schweren Reiterei weiter eingeschränkt. Der bis zu zwei Meter lange Langbogen, mit seiner Reichweite von 200 Metern und seinem Schussintervall von sechs bis zwölf Pfeilen pro Minute, bildete den wichtigsten englischen Beitrag zur mittelalterlichen Kriegstechnik. Aus seinem Gebrauch im Hundertjährigen Krieg entwickelte sich ein Taktikwechsel. Es wurden nun gemischte Formationen gebildet, wobei die Langbogenschützen an den Flanken die schwer bewaffneten Verbände im Zentrum schützten.³⁸

Die Armbrust, schon aus römischer Zeit bekannt, war mit einer Schussfrequenz von zwei Schuss pro Minute dem Bogen unterlegen, aber wegen ihrer leichten Handhabung begehrt und gefürchtet. Ihr Hauptvorteil blieb die größere Durchschlagskraft, die Anfang des 14. Jahrhunderts zu einer Verbesserung der Panzerung führte.

Die Entwicklung von Schusswaffen, besonders die technischen Innovationen bei den Kanonen, denen keine Burgmauern mehr standhalten konnten, verschärfte die Lage der Ritter weiter. Durch die Zentralisierung des Heerwesens auf Betreiben mächtiger Landesherren und der Einrichtung stehender Truppen die ihre erste Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert feierten, wurde der Handlungsspielraum für die Ritterheere immer kleiner.³⁹ Gleichzeitig kam der Adelsstand durch die konstant bleibende Grundrente gegenüber Zentralmacht und wachsendem bürgerlichem Kapital wirtschaftlich ins Hintertreffen. Die verbesserte Durchschlagskraft der Angriffswaffen machte den teureren Plattenpanzer für die Ritterverbände nötig. Mit der Entwicklung der Reiterpistole Mitte des 16. Jahrhunderts, deren Durchschlagskraft keine Panzerung mehr standhielt, kam das Ende der Panzerreiterei und ihre Transformation zur schweren Kavallerie, wie sie bis zum Ersten Weltkrieg bestand.⁴⁰

Anmerkungen

- ¹ Mitterauer 2004, 141.
- ² Vgl. dazu White 1964.
- ³ Vgl. dazu Bachrach 1970, 1983; Morillo 1999.
- ⁴ Schippmann 1990, 105.
- ⁵ Schippmann 1980, 93.
- ⁶ Junkelmann 1991, 15.
- ⁷ Flick 2007, 197.
- ⁸ Palme 2007, 90.
- ⁹ Maksimovic 1995, 249f.

- ¹⁰ Mitterauer 2008, 154.
- ¹¹ Mitterauer 2004, 22.
- ¹² Mitterauer 2004, 19.
- ¹³ Mitterauer 2004, 21.
- ¹⁴ Hilsch 1995, 76.
- ¹⁵ Zur Gegenüberstellung Kontinuitätsentwicklung spätantiker Kolonen – Sklavenwirtschaft und Fortbestand der antiken Sklavenordnung in frühmittelalterlicher Zeit siehe Juraske 2008, 135.
- ¹⁶ Siehe Brunner 1887; White 1964, 28.
- ¹⁷ Contamine 1985, 183.
- ¹⁸ Fleckenstein 1993, 113.
- ¹⁹ Van Houte 1980, 99.
- ²⁰ Kommendation, von lat. *commendo*; übergeben, anvertrauen, empfehlen.
- ²¹ Prietzel 2007, 14.
- ²² Contamine 1989, 1988; Zum weiteren Vergleich; die Aufteilung zwischen Fußtruppen und Berittenen in den mittelalterlichen Heeren betrug fünf zu eins, bei den Byzantinern vier zu eins.
- ²³ Prietzel 2006, 18.
- ²⁴ Prietzel 2006, 21.
- ²⁵ Prietzel 2006, 79.
- ²⁶ Mitterauer 2004, 135.
- ²⁷ Bartlett 1996, 79.
- ²⁸ Bartlett 1996, 91.
- ²⁹ Ehrhardt 1990, 1851.
- ³⁰ Bartlett 1996, 93.
- ³¹ Moore 2001, 108.
- ³² Ehlers 2006, 25.
- ³³ Toubert 1999, 397ff.
- ³⁴ Schmidtchen 1990, 46.
- ³⁵ Die Schlacht verdankt ihrem Namen 500 Rittersporen, die in der Liebfrauenkirche von Kortrijk aufgehängt wurden, siehe dazu Schmidtchen 1990, 227.
- ³⁶ Schmidtchen 1990, 227.
- ³⁷ Kortüm 2001, 39.
- ³⁸ Jones 1980, 895.
- ³⁹ Ehlers 2006, 99.
- ⁴⁰ Prietzel 2006, 164.

Literatur

- Bachrach 1983 = Bachrach, Bernhard S.: Charlemagne's Cavalry: Myth and Reality, in: Bachrach, Bernhard S.: *Armies and Politics in the Early Medieval West*, *Military Affairs* 47 (1983), 181-187.
- Bachrach 1970 = Bachrach, Bernhard S.: Charles Martel, Mounted Shock Combat, the Stirrup, and Feudalism, in: *Studies in Medieval and Renaissance History* 7 (1970), 49-75.

- Bartlett 1996 = Bartlett, Robert: Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt, München 1996.
- Brunner 1887 = Brunner, Heinrich: Der Reiterdienst und die Anfänge des Lehenswesens, in: Zeitschrift der Savigny – Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 8 (1887), 1-38.
- Contamine 1985 = Contamine, Philippe: War in the Middle Ages, Oxford 1985.
- Contamine 1989 = Contamine, Philippe: Heer, Heerwesen, A. West- und Mitteleuropa, Lexikon des Mittelalters Band 4 (1989), 1987–1990.
- Ehlers 2006 = Joachim Ehlers: Die Ritter. Geschichte und Kultur, München 2006.
- Ehrhardt 1990 = Ehrhardt, Harald: Leidang, Leding, Ledung, Lexikon des Mittelalters Band 5 (1990), 1851.
- Fleckenstein 1993 = Fleckenstein, Josef: Maifeld, Lexikon des Mittelalters Band 6 (1993), 113.
- Flick 2007 = Flick, Jürgen: Der Ritt in die Mitte. Reitervölker im Dienste Roms, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja (Hg.): Krieg in der antiken Welt (Krieg und Gesellschaft Band 1), Essen 2007, 195-213.
- Hilsch 1995 = Hilsch, Peter: Mittelalter. Grundkurs Geschichte 2, Weinheim 1995.
- Jones 1980 = Jones, Michael: Archers, Lexikon des Mittelalters Band 1 (1980), 895-896.
- Junkelmann 1991 = Junkelmann, Marcus: Die Reiter Roms. Teil II: Reitweise und militärischer Einsatz (Kulturgeschichte der antiken Welt Band 49), Mainz 1991.
- Juraske 2008 = Juraske, Alexander: Unfreie Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft von der Antike bis ins Frühmittelalter, in: Cerman, Markus/Steffelbauer, Ilja/Tost, Sven (Hg.): Agrarrevolutionen. Verhältnisse in der Landwirtschaft vom Neolithikum zur Globalisierung (Querschnitte Band 24), Innsbruck u. a. 2008, 120-136.
- Kortüm 2001 = Kortüm, Hans Henning: Der Krieg im Mittelalter als Gegenstand der Historischen Kulturwissenschaften. Versuch einer Annäherung, in: Kortüm, Hans Henning (Hg.): Kriege im Mittelalter, Berlin 2001, 13-44.
- Maksimovic 1995 = Maksimovic, Ljubomir: Pronoia, Lexikon des Mittelalters Band 7 (1995), 249-250.
- Mitterauer 2008 = Mitterauer, Michael: Roggen, Reis und Zuckerrohr. Drei Agrarrevolutionen des Mittelalters im Vergleich, in: Cerman, Markus/Steffelbauer, Ilja/Tost, Sven (Hg.): Agrarrevolutionen. Verhältnisse in der Landwirtschaft vom Neolithikum zur Globalisierung (Querschnitte Band 24), Innsbruck u. a. 2008, 152-172.
- Mitterauer 2004 = Mitterauer, Michael: Warum Europa? Grundlagen eines Sonderwegs, München 2004.
- Moore 2001 = Moore, Robert: Die erste europäische Revolution. Gesellschaft und Kultur im Hochmittelalter, München 2001.
- Morillo 1999 = Morillo, Stephen: The »Age of Cavalry« Revisited, in: Kagay, Donald J./Villalon, Andrew L. J. (Hg.): The Circle of War in the Middle Ages. Essays on Medieval Military and Naval History, Woodbridge 1999, 45-59.
- Palme 2007 = Palme, Bernhard: Feldarmee und Grenzheer. Das römische Militär in der Spätantike, in: Mandl, Gerfried/Steffelbauer, Ilja (Hg.): Krieg in der antiken Welt (Krieg und Gesellschaft Band 1), Essen 2007, 85-113.
- Prietzl 2006 = Prietzl, Malte: Krieg im Mittelalter, Darmstadt 2006.

- Schippmann 1990 = Schippmann, Klaus: Grundzüge der Geschichte des Sasanidischen Reiches, Darmstadt 1990.
- Schippmann 1980 = Schippmann, Klaus: Grundzüge der parthischen Geschichte, Darmstadt 1980.
- Schmidtchen 1990 = Schmidtchen, Volker: Kriegswesen im späten Mittelalter. Technik, Taktik, Theorie, Weinheim 1990.
- Toubert 1999 = Toubert, Pierre: Incastellamento, Lexikon des Mittelalters Band 5 (1999), 397-399.
- Van Houte 1980 = Van Houte, Jan: Europäische Wirtschaft und Gesellschaft von der großen Wanderungen bis zum schwarzen Tod, in: Ders.: Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter (Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter, Band 2), Stuttgart 1980, 1-150.
- White 1964 = White Jr., Lynn: Medieval Technology and Social Change, London u. a. 1964.

Das Geschlecht von Krieg im Mittelalter

Der Ritter – eine Ikone heldenhafter Männlichkeit

BEA LUNDT

Das Bild des Ritters gehört zum kollektiven Wissensbestand und ist jedem Kind vertraut. Es ist im Alltag der Gegenwart präsent: Jungen identifizieren sich mit ihm, indem sie selber in die Rolle schlüpfen, Rüstung, Helm und Schwert tragen; oder mit nachgeformten Spielfiguren in Miniaturform hantieren. Namen und Taten einiger Ritter sind über Jahrhunderte tradiert und werden immer wieder neu medial vergegenwärtigt; auch die Werbungsmaschine hat sich ihrer bemächtigt und baut darauf, dass kalkulierbare Signale, die von dieser Gestalt ausgehen, verinnerlicht sind. Was sind das für Zeichen?

Der Ritter steht für die Epoche des Mittelalters, eine Zeit, die, so die verbreitete Vorstellung, extrem brutal und unterentwickelt war. Zugleich war sie aber auch ›heroisch‹, denn sie brachte die Männer hervor, die sich den vielen drohenden Gefahren mutig entgegenstellten und durch körperliche Kraft und Geschicklichkeit die Feinde besiegten. Um sich und ihre Familien gegen Angreifer aller Art zu schützen und zu verteidigen, waren sie ständig in Kriegshandlungen verwickelt. Die Frauen waren dieser Aufgabe schon deshalb nicht gewachsen, weil sie zahlreiche Kinder erzogen und kranke und alte Verwandte versorgten. Sie waren also an das Haus gebunden und dort hilflos der männlichen Gewalttätigkeit und Willkür ausgeliefert. Der Ritter aber verfügte über Qualitäten wie Fairness, Gerechtigkeit, Höflichkeit und er steht daher für eine kultivierte Zukunft und für Fortschritt in dieser wilden Zeit.

Kampf ist männliche Tugend

In der Tat bestätigt die Etymologie einen Zusammenhang von Kampf und Maskulinität seit der lateinischen Antike. In dem Begriff für Tugend, ›*virtus*‹, steckt ja *vir*, der Mann. In Rezeption der Aeneis definiert etwa Vergil eine gelungene Männlichkeit über Kampfeskraft. Im *Georges*, einem bis heute immer wieder neu aufgelegten lateinischen Wörterbuch aus dem Jahre 1913, heißt es: »Virtus, eigentlich die Mannheit, d.i., alles, was den Mann

in körperlicher und geistiger Hinsicht ziert und adelt, und zwar: [...] die Tauglichkeit, Vorzüglichkeit, Tugend [...] Vorzüge, Verdienste, [...] die männliche Vollkommenheit, die kriegerische Tüchtigkeit, der kriegerische Mut, die Tapferkeit, [...] Heldentaten«.¹ Diese Anhäufung von Qualitäten, die zur Erklärung des alten Begriffes ›Mannheit‹ angeführt werden, umreißt ein Leitbild: es existiere eine grundlegende männliche Disposition zu einer lobenswerten Lebensweise; diese könne ausgebildet werden und erfülle sich besonders im Kampf – das Adjektiv »kriegerisch« wird gleich zweimal genannt. Neben den körperlichen Vorzügen wird diese Anlage, das wird gleich zu Anfang explizit herausgehoben, auch »in geistiger Hinsicht« wirksam.

Eine entsprechende assoziative Kette geistert auch durch die populären Überblickswerke für die Epoche des Mittelalters: Dass Tugend »männlich« gewesen sei, behauptet etwa auch Arno Borst in seinem viel gelesenen Werk »Lebensformen im Mittelalter«, »denn sie bedeute ›Tauglichkeit‹ für Krieg und Herrschaft«.² Mit der Wehrhaftigkeit wird hier also auch eine reale Machtausübung legitimiert. Das Fallbeispiel, an dem Borst diesen Satz exemplifiziert, definiert nun auch die weibliche Rolle spiegelbildlich zum Ritter: Eine Dame heiratet einen ihr zugedachten standesgemäßen Mann,



Aus: Guillaume de Machaut, *Nouviaux Dis amoureux* (14. Jahrhundert) (Nationalbibliothek Paris, *Sélection Images*), in: Georges Duby: *Die Ritter* (aus dem Französischen von Tobias Scheffel), Carl Hanser Verlag, München/Wien 1999, 62-63.

obwohl sie ihn nicht liebt. Denn: »ihr adliges Geblüt ist noch immer Mittel, um männliche Tugend zu vererben«, so Borst weiter. Durch ihre reproduktive Fähigkeit also hat sie Anteil an der herrschenden Elite und deren Selbstbild. Es »adele« den Mann, tüchtig im Kampf zu sein, so hieß es ja im *Georges*: die verbale Konstruktion verwies noch darauf, dass eine Aktivität nötig ist, um den Mann innerhalb der Hierarchie der Werte oben zu platzieren. In der Geschichte, die Borst erzählt, wird nun die männliche Tugend den Adligen bereits in die Wiege gelegt. Sie ist also an einen konkreten sozialen Stand gebunden. Warum aber, so mag man fragen, ist die Teilhabe adliger Frauen an diesem System auf ihre Rolle als Mutter reduziert? Wenn es ein »geistiges« Programm ist, warum sollte es nicht auch das ihre sein? »Es ist und bleibt ein Männerbund«, schreibt Borst, um einen solchen nahe liegenden Einwand zu entkräften, »daran ändern alle ritterlichen Normen nichts.«

Freilich findet man die Teile dieses Bedeutungskomplexes auch ganz anders sortiert: Im Grimmschen Wörterbuch, entstanden 1854, werden seitenlang Textbelege für »Tugend« ausgewertet. Männlichkeit und Kampfeskraft aber tauchen dabei nicht als entscheidende sinnbildende Konstituenten auf. Vielmehr wird sie zunächst präsentiert als eine universale religiöse Kraft, die an den Kosmos gebunden ist, »Gottes Macht, Stärke [...] göttliche Wunder«, an denen sich dann der Mensch orientierte, wobei sie in der weltlichen Literatur seit dem 13. Jahrhundert als innere Verfassung, Moral und höfische Lebensform begegne. Vor allem aber bezeichne sie »Keuschheit, Standhaftigkeit, Unschuld« bei Frauen! Ein solches tugendhaftes Handeln aber sei gerade nicht standesspezifisch vererbt, sondern es bringe, so heißt es hier für die Zeit des späten Mittelalters, einen eigenen »Adel« hervor. Auch in den neueren lexikalischen Werken tritt die Begrenzung von »Tugend« auf das männliche Geschlecht und seine Kampfeskraft zurück. Der geistige Gesichtspunkt sei es, der von den mittelalterlichen Jahrhunderten in die nächste Epoche weitergereicht wird, so A. Buck 1999: *Virtus* wurde, »zum ethischen Schlüsselbegriff im Mittelalter und in der Renaissance« und beschreibt eine innere Qualität, die »als Voraussetzung für sittliches Handeln« galt.³

Wie kommt es zu diesen unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Angaben? Ist nicht doch die erste, die verbreitete Sichtweise realgeschichtlich begründet? Die spiritualisierende zweite Perspektive vielleicht erst ein Produkt der »political correctness«, also einer gewissen Sensibilität der Fachleute gegenüber den weitreichenden Konsequenzen der Behauptung, der höchste gesellschaftliche Wert sei nur von Männern erbracht worden und habe in der Kriegstüchtigkeit bestanden? Werden nicht mit einer Anketzung des Phänomenes an Gott, Moral und Zukunft die Gleichheitsvorstellungen und

das Problembewusstsein der Moderne ausgedrückt, die es in vergangenen Zeiten in der Tat nicht gab?

Ein Mann wird zum Ritter gemacht

Der renommierte französische Mediävist Georges Duby (1919–1996) widmete sich ein kreatives Forscherleben lang Kriegen und Kriegern des Mittelalters und schrieb zahlreiche Werke zu diesem Thema. Einem Ritter aus dem 13. Jahrhundert widmete er eine Monographie, die 1984 erschien: Der Titel des Werkes überschlägt sich fast mit Superlativen, die dem Anspruch nach die ganze Welt umfassen. »*Guillaume le Maréchal ou le meilleur chevalier du monde*«, so im Französischen; im Deutschen heißt es: »G.I.M oder der beste aller Ritter«. Kein geringerer als ein König soll den Grafen Guillaume so bezeichnet haben, als er von dessen Abscheiden hörte: Der Tapferste war er, ja der »heldenhafteste, der treueste, der weiseste, (und daher wurde er) zum besten aller Ritter proklamiert«.⁴ Trotz des Pathos – Duby ordnet das Phänomen kenntnisreich historisch ein. Die »Treue« verweist auf das Lehnswesen, so erklärt er, in dem der Ritter an einen anderen, höheren Herrn gebunden ist, der von ihm auch »Weisheit« erwartet. Diese Qualität enthält eine Entwicklungskomponente, denn sie hat mit Erfahrung und Alter zu tun und transzendiert die Vorstellungen von jugendlicher Körperkraft. Auch der



Aus: Miniatur im *Roman de la Poire* (um 1275)
(Nationalbibliothek Paris, Edimedia),
in: Georges Duby:
Die Ritter (aus dem
Französischen von
Tobias Scheffel),
Carl Hanser Verlag,
München/Wien 1999, 84.

adlige Mann wird nicht zum Ritter geboren, er wird dazu gemacht. Das Interesse richtet sich damit auf die Sozialisationsprozesse und die Tradierung von Wissens- und Verhaltenselementen, also auf jene Akte, mit denen eine Gesellschaft ihre Geschlechterordnung reproduziert.

Schon hochbetagt, verfasste Duby ein Jugendbuch: »*Die Ritter*«. Die Überraschung über dieses Werk war groß, fehlte ihm doch alle Erfahrung auf diesem Gebiet. Doch es wurde ein großer, ja überwältigender Erfolg. Offenbar war es ihm ein ganz persönliches Anliegen, sich auch gegenüber jüngeren Lesenden über dieses sein Lebens-Thema mitzuteilen. Die Historiker haben das Buch nicht als Fachliteratur ernstgenommen. Durch eine dichte Lektüre möchte ich versuchen, seine Botschaft zu entschlüsseln. Zweifellos richtet Duby sich vor allem an Jungen, die er gezielt in seinem Vorwort »An den Leser« anspricht; er verheißt ihnen eine »Abenteuerreise«. Diese verbindet den Lebensweg eines adligen Knaben, den er verfolgen wird, mit den Gedankenwelten der Leser: ein Angebot zur Identifikation im Modus dieser Kernmetapher. Seine Beispielgestalt heißt Arnoul und wird um 1160 in der Nähe der französischen Stadt Calais am Ärmelkanal als Sohn eines Grafen geboren. Als wichtigste Quelle über sein Leben nennt Duby eine Darstellung seiner Familientradition, verfasst von dem Hauspriester seines Vaters, und dieser Geistliche habe Arnoul sein Werk geschenkt. Arnoul sei daher der »wahre Held der Erzählung [...] Seine Taten und Handlungen erscheinen darin in strahlendem Licht« (6). Neben dieser Vita freilich habe er weiterführende Werke benutzt und auch Bilder und Gegenstände aus der Zeit Arnouls hinzugezogen. Mit dieser Eröffnung hat Duby die Erwartungshaltung seiner Lesenden vorprogrammiert: er verheißt, eine historisch belegte Rittergeschichte aus der Feder eines Zeitgenossen und Augenzeugen nachzuerzählen und ihre Details fachkundig zu erklären.

Er charakterisiert nun die Wohnsituation auf einer Burg und die Welt des Vaters seines Helden, der als Burgherr verantwortlich für den Frieden war. Mit sechs oder sieben Jahren beginnt die Erziehung des Jungen sich von der seiner Geschwister zu unterscheiden. Denn als der älteste Sohn soll Arnoul als einziger aus der Kinderschar die Burg und auch die Macht erben, und es wird erwartet, dass er seinem Erzeuger als Herr und Ritter folgt. Daher müssen adlige Knaben ihre Familie verlassen.: »Sie waren noch Kinder, und der Aufbruch bedeutete für sie eine schmerzhaft Trennung. Ihr ganzes Leben blieb die Verletzung durch diesen brutalen Bruch, durch die Trennung von ihrer Mutter und von den Ammen, die sie gestillt und gehegt hatten, lebendig.« (28f., auch 34) Arnoul kommt zu dem Lehnsherrn seines Vaters in eine größere Burg, wo er 12 Jahre lang bleiben wird. Um seinen neuen Zieheltern zu gefallen, wird er, so Duby, sich »bemühen, ein

»Recke« zu werden, ein tapferer Krieger.« (36). Die Stufen auf diesem Wege werden beschrieben. Der Junge lernt Reiten, Jagen, die Waffen führen, er muss sich in der Natur zurechtfinden, sich körperlich ertüchtigen. Doch auch in abendlichen Geselligkeiten auf der Burg soll er sich bewähren, Musik und Tanz beherrschen. Intellektuelle Ausbildungsziele stehen hinter diesem Programm zurück. »Lesen lernte er nicht« (55). Mit den erworbenen Techniken zugleich entwickelten sich auch seine »Wildheit und seine Gier« (57). Ein zukünftiger Herr über viele Menschen freilich sollte auch seine eigenen körperlichen Triebe beherrschen. Um Arnoul im Zaume zu halten, wird er daher in ein Wertsystem eingewiesen, das ihn auf Treue, Tapferkeit, Besonnenheit verpflichtet. Mit etwa 20 Jahren beginnt das eigentliche »Abenteuer« (64), so die Kapitelüberschrift. In dem feierlichen Akt der Schwertleite muss er beweisen, dass die Erziehung erfolgreich war; ein Halsschlag testet seine Fähigkeit, Schmerz und Angst auszuhalten. Nach diesem Initiationsritual wird er in die Welt der Erwachsenen aufgenommen und kehrt auf die Burg des Vaters zurück. Doch erfolgt der Wechsel der Generationen nicht abrupt. Vielmehr ist es üblich, dass der junge Ritter etwa zwei Jahre lang umherreist und sich auf Turnieren tummelt.

Genau hier ist also der Punkt gekommen, an dem Arnoul sich als ein strahlender Held bewähren kann, in dessen erhabenen Taten man, mit heißen Wangen lesend, schwelgen kann. Sparsam und besonnen allerdings, wie es das ihm vermittelte Ideal der *»mace«*, der Selbstbeschränkung vorsieht, ist er nicht. Sogar Arnouls Vater fürchtet die Verschwendungssucht seines Sohnes, denn dieser vernachlässigt »in seinen Ritterlehrjahren alles, was nicht der Befriedigung seiner Eitelkeit und seiner Vergnügungssucht diene. Sein eigensinniger und unsteter Charakter ließ ihn jahrelang durch die Provinzen irren. Er lebte von einem Tag auf den anderen, jagte dem Ruhm hinterher und ließ keine Gelegenheit aus, sich als Kämpfer hervorzutun.« (74) Die Ansprüche und Erwartungen an einen christlichen Ritter und die Realität, von der hier berichtet wird, klaffen also auseinander. Und das gilt nicht nur für das gewählte Beispiel des Arnoul. Vielmehr holt Duby jetzt aus, um die allgemeine Situation des Rittertums im 12. Jahrhundert in Frankreich zu kennzeichnen. Eigentlich ist es die Aufgabe der Herren, den Frieden aufrechtzuerhalten; dafür werden sie durch Steuern quasi bezahlt. Doch habe eine Verselbständigung des Kriegshandwerkes stattgefunden: Der Kampfeinsatz zwischen Fehden und Krieg ist ein »Dauerzustand« und »Lebenszweck« (75) der Ritter geworden. Und er richtet sich primär gegen die, die eigentlich geschützt werden sollten: »Die Gewalttätigkeiten, unter denen der Rest der Gesellschaft zu leiden hatte, (gingen) in Wirklichkeit von der Ritterschaft aus.« (79) Um der Selbstbereicherung der Ritter



Aus: Miniatur im *Roman de la Poire* (um 1275) (Nationalbibliothek Paris, Edimedia), in: Georges Duby: *Die Ritter* (aus dem Französischen von Tobias Scheffel), Carl Hanser Verlag, München/Wien 1999, 85.

entgegentreten, habe die Kirche zunächst Turnierverbote erlassen. Dann seien die Kreuzzüge propagiert worden. »Tatsächlich war der Kriegszug ins Heilige Land für die Ritter, für all die Hagestolze, die nicht wussten, wozu sie ihre Waffen nutzen sollten, die Gelegenheit, sich abzureagieren. Gegen die Feinde Christi konnten sie ihrer Rauf- und Zerstörungslust bedenkenlos freien Lauf lassen. Und sie hielten sich nicht zurück.« (94f.) Das negiert die religiöse Basis der Kreuzzüge und lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Auch Arnoul erklärt, in das Morgenland ziehen zu wollen, dazu zieht er Gelder ein von seinen Untertanen. Da er diese aber veruntreut, wird er von einem Bischof ins Gefängnis gesperrt. Wieder freigelassen, macht er sich erneut schuldig – er zerstört die Mühle einer armen Witwe- und wird zur Strafe exkommuniziert. Der Ausschluss aus der christlichen Gemeinschaft und das Verbot, wieder eine Kirche zu betreten, bis er Buße getan habe, behindern seine Heiratsabsichten. Der christliche Held und unschlagbare Streiter wird an der Erfüllung seiner Bestimmung im Vorderen Orient gehindert und schon vor seiner eigenen Türe arretiert und zwar von einem Priester! Besiegt

durch seine eigene Geldgier und Skrupellosigkeit! Und auch zu Hause ist er an einer legalen Ehe zur Fortsetzung der Dynastie gehindert!

Steht es wirklich so in der Vita, die doch die Heldentaten beschreiben sollte? Duby lässt die Lesenden teilhaben an seiner Deutungsarbeit bei der Entzifferung der Quellen. Er weist immer wieder auf die Defizite, die Brüche in der Überlieferung hin, markiert deutlich Wissenslücken, lässt sie offen. Er holt seine jungen Leser zwar ab bei ihren Erwartungen, die er gut kennt. Doch dann zeigt er ihnen seine Version der Dinge: Er legt den Finger auf die Schattenseiten dieses Männlichkeits-Leitbildes und erklärt, wie es dazu kam: Sein Beispielritter ist selber ein Opfer einer bedrohlichen Kindheit, die ihm Angst gemacht hat. Da seine Gefühle missachtet wurden, lernt er nicht, die Bedürfnisse anderer Menschen zu achten. Er erfuhr also eine Prägung, die nicht dazu führte, sein Herrenamt als Verpflichtung zu Fürsorge und Hilfe für die Untertanen zu begreifen. Deshalb wird er zum Täter. Der Befund macht Lesende nachdenklich. Vielleicht ist es gar kein Widerspruch innerhalb des Charakters dieses einen Ritters, sondern das Rittertum war insgesamt gefährdet, Menschen hervorzubringen, die zur Willkürherrschaft neigten? Vielleicht ist unser Bild vom edlen Ritter ein vereinfachtes? Und: Wie kommt es dann, dass wir dieses Bild von einem tugendhaften Ritter haben?

Krieg und Geschlecht in der Historischen Genderforschung

»Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben«, so schrieb Friedrich Schiller um 1800. Der männliche Lebenskampf »draußen« wird in Abgrenzung gegenüber der weiblichen Sphäre des Häuslichen »drinnen« situiert; eine polare Zweiteilung der Erfahrungsräume der beiden Geschlechter wird beschrieben. Es war die bürgerliche Gesellschaft, die mit diesem Modell eine erwünschte Genderordnung beschrieb und sie durch »natürliche« Unterschiede legitimierte, aufgrund derer Männer und Frauen sich nur in den jeweiligen Bereichen realisieren könnten: so »muss« es sein und gilt es für immer.⁵ Die Erforschung der kriegerischen Männerwelten der Moderne hat freilich ergeben, dass dieses Konzept niemals vollständig umgesetzt worden ist.⁶ Die in ihm behauptete allgemeingültige, also überhistorische Gesetzmäßigkeit der Zweiteilung, so fasste Karen Hagemann 1998 zusammen »wird zumindest in der Frauen- und Geschlechterforschung schon seit längerem selbst als Produkt sozialer und kultureller Konstruktionsprozesse begriffen.«⁷

Ein Konzept, das im 18./19. Jahrhundert entstand, kann für die Vor-moderne keine Erklärungsmacht beanspruchen. In der Tat hatte die

Kategorie »Geschlecht« im Mittelalter eine andere Bedeutung als in der Moderne: die Grenzen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit waren durchlässiger als in der Neuzeit. Im medizinischen Diskurs wurden Menschen in antiker Tradition nach der Mischung und dem Zustand der vier zentralen körperlichen Flüssigkeiten beurteilt. Blut, Schleim, die beiden Gallensekrete, galten als Entsprechung der Elemente, die sich auf verschiedene Art im Universum, der Materie und im menschlichen Dasein wiederholten. Es wurde sogar bestritten, dass ein Dualismus von zwei aufeinander bezogenen Geschlechtern überhaupt zentral gewesen sei, so Thomas Laqueur 1992. Menschen wurden also nicht primär nach einer biologisch determinierten Körperlichkeit unterschieden. Auch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung zählten andere Kriterien, vor allem Stand und Herkunft, aber auch selbsterworbene Faktoren wie die Zugehörigkeit zu einer *familia* bestimmter Gruppen wie Kloster oder Zunft; differenziert wurde auch nach dem Alter, sowie nach den erlernten Fertigkeiten. Denn Geschlecht ist, so sieht es die Historische Genderforschung, eine mehrfach relationale Kategorie, die in einem vielfältigen Bezugssystem steht. Daher musste im Laufe der Geschichte immer wieder neu ausgehandelt werden, was in einer Gesellschaft unter Männlichkeit und Weiblichkeit verstanden wurde und welche Elemente wie dabei eingebunden wurden.

Gerade im Mittelalter waren denn auch keineswegs grundsätzlich alle Männer zum Kampf bestimmt. Diese Aufgabe wird einigen wenigen zuerkannt, es gab keine allgemeine Wehrpflicht; und sogar innerhalb der adligen Familie – das zeigt ja auch Duby – galt eine gewisse Verpflichtung und Ausbildung zu kriegerischen Aktivitäten nur für den ältesten Sohn. Ein hoher Anteil von Männern lebte zudem nicht mit Familie und Hausstand, die sie hätten verteidigen müssen, sondern dauerhaft zölibatär. Bis zu den Kreuzzügen führten Priester zudem nicht die Waffen. Die Gregorianischen Reformen erzwangen im 12. Jahrhundert eine strikte Einhaltung der Ehelosigkeit für Kleriker; das Askeseideal dieser männlichen Elitegruppe wirkte auch in die Laiengesellschaft hinein als neues Orientierungsmodell. Die angelsächsische Forschung der 90er Jahre hat daher diskutiert, ob diese Regelungen eine »Krise der Männlichkeit« ausgelöst, gar ein »drittes Geschlecht« erzeugt hätten. Denn es sei ja das Prinzip, dass Männer sich über ihre sexuelle Potenz und über familiäre Rollen definierten, in Frage gestellt worden. Doch wird heute bestritten, dass die Norm, an der gemessen diese Situation als »krisenhaft« wahrgenommen wurde, je bestand. Es habe sich vielmehr ganz einfach um eine andere Art von Männlichkeit gehandelt; schon vorher habe es ein Nebeneinander verschiedener Sinnkonzepte und Leitbilder für ein gelungenes männliches Leben gegeben, so sieht man es heute.⁸



Aus: Codex
Manesse (Ende
12. Jahrhundert)
(Uni Heidelberg,
Held-Arteport), in:
Georges Duby: *Die
Ritter* (aus dem
Französischen von
Tobias Scheffel),
Carl Hanser
Verlag, München/
Wien 1999, 103.

Die Alltäglichkeit von Fehde und willkürlicher Gewalt, die Duby so kritisch beschrieb, weisen vor diesem Hintergrund auf ein Konzept von kriegerischer Männlichkeit, das nur sehr selektiv wirksam wurde. Arnoul hat gelernt, anders als seine Brüder, die Laufbahnen in der Kirche ergriffen, ständig mit Waffen seine persönlichen Interessen durchzusetzen. Dieses Umheragieren hat aber nur vermittelt mit seiner Männlichkeit zu tun.

Die hier beschriebenen Formen von »Krieg« erinnern in vielfacher Weise an den »neuen« globalen Krieg der Gegenwart. Im Zeitalter der Nationalstaaten war das Phänomen »Krieg« quasi gleichgesetzt worden mit Armeen in offenen Schlachten auf Befehl von Repräsentanten der Regierung wie Generälen und Feldmarschällen. Die neue kulturwissenschaftliche Forschung überwand die primär politisch-ereignisgeschichtlichen Perspektive und damit zugleich auch die Fixierung auf die Front als den entscheidenden Aktionsplatz für das

Thema Krieg. Damit entwickelte sich auch ein neues Verhältnis zwischen Krieg und Geschlecht, denn auf vielfältige Weise wurden jetzt Frauen sichtbar als aktiv beteiligt am Kampfgeschehen, selbst wenn sie nicht in erster Schlachtreihe gegen den Feind anrannten. Anregungen für eine umfassendere Definition des Themenkomplexes stammten aus der Erforschung nicht-industrieller Gesellschaften; sie wurden von der Ethnologin Margaret Mead angestoßen.⁹ Von Interesse waren nun Gruppenstreitigkeiten aller Art und das entsprechende Konfliktmanagement für Krisen. Diese Erweiterung des Problemverständnisses ließ sich effektiv auch auf die Verhältnisse der mittelalterlichen Jahrhunderte anwenden.

Denn gerade für diese Zeit galt eine ganz andere Geschlechterordnung als sie in den eingangs genannten und weitverbreiteten Vorstellungen zum Ausdruck kam. So gab es keine strikte Geschlechtertrennung; Frauen und Kinder lebten und arbeiteten mit den Männern im Lager. Auch die »zivilen« Welten aber sind ja vom Krieg betroffen und das Schicksal der Menschen »zu Hause« ist für das Verständnis des Gesamtphänomens unverzichtbar. Der Krieg der Vormoderne wird also nicht mehr als punktuelles Ereignis und Kampfgetümmel betrachtet, mit Sieg oder Niederlage als Ergebnis, er wird vielmehr in Raum- und Zeitdimension neu gedacht: der Ort des Geschehens umfasst jetzt alle betroffenen Gebiete, und bedenkt die lange Dauer vor und nach der unmittelbaren bewaffneten Konfrontation. In der Gestalt des heimkehrenden Kämpfers etwa, der nicht mehr die vertraute Welt vorfindet, zeigt sich die fortwirkende Zerstörungskraft des Krieges. Viele Frauen hatten während der oft jahrelangen Abwesenheit selbstverantwortlich die Aufgaben der Männer übernommen; zum Teil sehr erfolgreich. Dabei haben sich neue Beziehungen ergeben. Umgekehrt war die ungeschützt zurückbleibende Ehefrau aber auch auf vielfältige Weise bedroht und gefährdet.¹⁰ Die Schwierigkeiten für den Heimkehrer, sich in diese veränderte Welt zurückzufinden, sind oft literarisch gestaltet worden. Auch die Familien müssen einen Fremdgewordenen und unter Umständen psychisch und physisch beschädigten Menschen integrieren.

Für solche Dimensionen des Verständnisses der langfristigen Wirkung und Bedeutung von Kampf sind auch erzählende Texte wertvoll, sogar Sagen und Mythen, deren fiktive Gedankenwelten entschlüsselt werden müssen. Fabelwesen und Tiergestalten wie Schwanenritter oder Drachen repräsentieren bedrohliche, aber auch helfende Kräfte. Der exemplarische Kampf solcher Phantasiegeschöpfe symbolisiert die Angst, mobilisiert das Vertrauen in eine Rettung und spielt mögliche Verläufe und Handlungsoptionen durch. Quellen dieser Art vermögen es also, mentale Strukturen und Verarbeitungsweisen sichtbar zu machen. Kurzum: Der Krieg ist in den Menschen zurückverlegt

worden, denn es ist nicht eine Naturgewalt, die den Krieg inszeniert, sondern der Mensch ist es, der den Krieg auslöst und führt.

Die Vielfalt kriegerischer Männlichkeiten

Duby dekonstruiert also die Erwartungen an seinen Helden als typisch moderne Bilder vom Mittelalter. Der Priester, der die Quelle schrieb, so hatte man wohl zunächst vermutet, werde die Genealogie seiner Herren gewiss beschönigen und das Positive hervorheben; er überrascht nun mit einer ganz anderen Selektion. Doch wollte er möglicherweise den jungen Ritter ermahnen, indem er ihn mit einer Darstellung konfrontierte, die seine Position in der Ahnenreihe in kritischer Abweichung pointierte. Vielleicht aber wollte er auch die Versuchungen aufzeigen, denen der Ritter sich gewachsen zeigen muss, um ihn desto erfolgreicher aus der Talsohle auftauchen zu lassen? Dass ein zukünftiger Held zunächst versagt, ist geradezu ein Topos, nach dem hagiographische Texte gestrickt sind. Duby hält sich mit Betrachtungen ob des unerwarteten Desasters in diesem Ritterleben nicht auf und er zeigt tatsächlich im Fortlauf der Erzählung, dass sich solche Krisen innerhalb der Vita rückgängig machen ließen; die Lebensbilanz des so beschädigten Adligen sah daher keineswegs vernichtend aus. Auch für die anderen, die zu den Kreuzzügen ausgezogen waren, endete es oft mitnichten glanzvoll und reich: die ausgezogen waren, kamen krank und geschwächt, ja, »fast immer bettelarm« (100) zurück. Arnoul, der bereits in der Heimat gestrandet war, begann nun nach dem verpassten Krieg der anderen ganz wie diese »kläglich und hilflos« (104) ein neues Leben.

Es gelang dem so rastlos und aggressiv Umherziehenden, an dem Ort Fuß zu fassen, an dem er herrschen sollte. Er versöhnte die Kirche, gewann eine standesgemäße Frau als Gattin, mit der er offenbar zufrieden lebte. Neun Kinder wurden dem Paar geboren. Er bewährte sich als Herr, hielt in Gastfreundschaft und Gerechtigkeit Hof. Im Alter öffnete er sich den neuen geistlichen Bewegungen und ihren Idealen, so vermutet Duby. Sie kulminierten in einem anderen »Ideal männlicher Vervollkommnung« (137), repräsentiert in einer Symbolfigur für ein erfolgreiches Leben: Franz von Assisi, der auf alle die Werte verzichtet, die der Rittergeneration vor ihm wichtig waren. Dieses neue Leitbild wird in die Zukunft wirken, so wird versichert.

In der Tat: Die adligen Ritterwelten werden im 13. Jahrhundert tiefer mit christlichen Werten durchdrungen – der heroische Code transformiert sich. Möglicherweise haben sich diese Übergänge und Brüche in der unsicheren Bewertung Arnouls innerhalb seiner Lebensgeschichte und erneut in der

Rezeption der Quelle niedergeschlagen. Auch andere Schriften vermitteln jetzt neue Botschaften, vor allem die Höfische Literatur: Chrétien de Troyes gestaltet eine Rittergeschichte, in der der Held nicht mehr ausfährt, um Ruhm durch Kampf zu erringen. Parzival sucht vielmehr nach dem heiligen Gral, einem diffizilen Symbol für eine spirituelle Erfahrung, die den höchsten Wert darstellt, den ein Mensch auf Erden erringen kann.

Es pazifiziert sich also der Ritterstand: es militarisieren sich zugleich aber auch die Kleriker. Freilich: das Christenleben ist ein ständiger Kampf gegen böse Mächte; eine Revolte gegen den Teufel und sein Wirken auf Erden. Daher hat die Wehrhaftigkeit immer auch eine geistige Dimension.¹¹ Zwei große Krieger sind unter den beliebtesten Heiligen; ihre Geschichte wird in der *Legenda Aurea* (vor 1264) in neuer Form präsentiert. Ein Engel Michael ist in allen drei monotheistischen Religionen bekannt. In Christentum und Judentum ist er der erfolgreiche Kämpfer gegen den Teufel. Er fungiert als »Bannerträger des himmlischen Heeres«¹² und bestätigt damit, dass die überirdische Macht Gottes verteidigt wird und unbesiegbar ist. Zugleich weist er aber auch darauf hin, dass es auch in den Wolken des militärischen Schutzes bedarf. Auf Erden streitet St. Georg: Er rettet eine Jungfrau vor einem giftigen Drachen, zunächst scheinbar ein älteres Männlichkeitsideal. Seit dem 12. Jahrhundert aber wird ein missionarischer Aspekt in den Legenden weiter ausgebaut. Mit dieser Tat habe er eine Stadt davon überzeugt, dass dies nur mit Hilfe des Christengottes gelingen konnte. Als Märtyrer muss er sein Leben lassen, erscheint aber den Kämpfenden vor Jerusalem und führt sie zum Sieg gegen die Sarazenen. Erneut ist es gerade nicht männliche Kraft, die den Protagonisten siegen lässt, sondern ein überirdischer Auftrag oder Wille, der so überraschend wirkt, dass er als »Zauber« beargwöhnt wird. Und dieser Heros kämpft nicht um einen irdischen Preis – er erhält die gerettete Jungfrau nicht zur Ehe. Die Trümpfe in der vielschichtigen Erzählung werden allerdings immer wieder neu gemischt und entsprechend dem Bedarf an Orientierungsmustern arrangiert und funktionalisiert: Georg gilt als der Patron und Helfer der Kreuzritter; in Byzanz ist er ein wichtiger Heiliger der Soldaten. Dabei wird sein Opfer-Aspekt herausgearbeitet: In seinem Schicksal, so sah man es, wiederholt sich das Leid des Erlösers. Nicht sein Sieg über das Ungeheuer wird dabei gefeiert, sondern sein Tod als Märtyrer. Das neue Ideal beschwört den inneren Kampf, den Verzicht, die Ergebenheit in einen höheren Willen und er erhebt die Leidensbereitschaft zur zentralen Mannestugend. Der hagiographisch-gattungstypische Lobeschoral für solche Charaktereigenschaften begegnet hier freilich unterlegt mit ganz anderen Tönen, ein Beispiel für die Durchmischung und das Nebeneinander unterschiedlicher Modelle des Umgangs mit Gewaltanwendung.

Die narrativen Konzepte in der Heiligenverehrung erfüllen eine gewisse Orientierungs- und Vorbildfunktion für menschliches Handeln; sie wirken also in den Alltag hinein. Umgekehrt folgen aber auch die realitätsnah scheinenden Chroniken literarischen Gesetzen und Bedürfnissen für erwünschte Sinnstrukturen. Die Brechungen und Verzerrungen der beschriebenen Fakten im Spiegel der angeblich »objektiven« Quellen werden heute kritischer als früher reflektiert. Vor dieser Folie gibt die Sicht Gerd Althoffs zu denken, der immer wieder die Dominanz der martialischen Bilder vom blutigen Alltag im Mittelalter in Frage gestellt und stattdessen die Wirksamkeit von Konsensbildung zur kooperativen Konfliktlösung behauptet hat. Es habe auf der realen Ebene der Verständigung die »elaborierte Technik vertrauensbildender Verhaltensweisen wie demonstrativ-ritueller Drohgebärden« gewirkt, so sein Fazit.¹³ Bei der Diskussion um diese Thesen wird stets unterstellt, Althoff verharmlose die Brutalität des Mittelalters.¹⁴ Freilich sollte erwogen werden, ob seine Argumentationskette nicht tatsächlich eine Art von Männlichkeit und eine Praxis der Machtausübung beschreibt, die bisher systematisch unterbewertet worden ist. Aus vielen Quellen schallt uns das Getöse des Feldgeschreis entgegen, das die gewaltsamen Akte begleitet; daneben sind die stillen Gesten und Riten der Vermittlung und Verhandlung nicht als bedeutend, ja schon gar nicht als real wirksam ins Blickfeld geraten. Bei solchen Aktivitäten aber wurden insbesondere Frauen aktiv; im »Damenfrieden von Cambrai« 1529 wurden die umsichtigen Bemühungen von zwei Herzoginnen um Ausgleich der Interessen namensprägend für den weitreichenden Vertrag. Insgesamt aber wurde das weibliche Wirken auf dem diplomatischen Sektor zumeist als sekundär betrachtet.

Duby ist befangen in Visionen vom Schlachtross. Doch hört er mit feinen Ohren vor allem die Klagen der Bauern über ihre zertrampelten Felder und brennenden Hütten, seine Parteilichkeit gilt ihnen. Auch Johan Huizinga, dessen weitverbreitetes Werk die öffentliche Meinung stark beeinflusst, neigt der Variante zu, hinter der »Maske« des ethischen Rittertums verberge sich »eine Welt von Gewinnsucht und Gewalt«.¹⁵ Doch wenn nicht von einer offensichtlichen Realität, sondern von Verstecken und Verkleiden ausgegangen werden muss, kann es auch umgekehrt gewesen sein: die Faszinationskraft von Rüstung, Panzer, Federbusch bis in unsere Gegenwart kann auch darauf beruhen, dass diese Utensilien eine Potentialität von Männlichkeit signalisieren, das Wunschbild der Gefährlichkeit, die auf einer Unnahbarkeit und Unerreichbarkeit beruht. Eine maskuline Selbstrepräsentation also, die sich aber in diesem dekorativen Akt weitgehend erschöpfte.

Der Begriff »Maskerade« spielt in der neueren Genderforschung eine Schlüsselrolle, um die theatralischen Inszenierungen von Männlichkeit zu

kennzeichnen, die bis heute immer wieder offenbar bewährte klassische Stereotype zitieren, aber zuweilen auch neue Wege verfolgen. Diese diskursiven Spiele mit variablen Geschlechterrollen gelten gerade für das Mittelalter; ihr Tummelplatz ist die höfische Literatur.¹⁶ Am *Erec* des Hartmann von Aue, einem Versroman, der etwa 1170 nach einem französischen Vorbild entstand, zeigt etwa Horst Wenzel die Dialektik der Zeichen, die die beiden Geschlechterrollen festschreiben und spiegelbildlich gedanklich aufeinander beziehen: »Die Dame wird erst durch die Tapferkeit ihres Ritters anerkannt schön und gut, der Ritter erst durch die Dame und deren Schönheit zu einem anerkannten Sieger im Turnier.«¹⁷ Damit ist die adlige Frau aber zugleich auch als ein Teil des Kampfes rehabilitiert, den der Ritter um sie führt, um vor ihr und sich selbst bestehen zu können. Er deutet sich selbst, so erklärt es Wenzel, »vor dem internalisierten Blick des Anderen.«¹⁸ Eine äußerst fragile männliche Identität, abhängig von den weiblichen Erwartungen, die einen Teil seiner selbst darstellen. In einem ständigen Prozess des Verhandelns der Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit – diese Ausgangsthese der Genderforschung bestätigt sich hier – entwirft sich der Ritter immer wieder neu. Er realisiert also gerade nicht eine starr definierte Mannespflicht durch konkrete Aggression. Auffallend ist die Individualität des Handelns, das so ganz im Gegensatz steht zu den neuzeitlichen Strukturen des kollektiven militärischen Agierens innerhalb der Truppe auf Befehl eines Vorgesetzten. Gerade die Ritterromane zeigen ihre Protagonisten ohnehin oft als allein Wandernde auf einem zweifellos symbolisch gemeinten »Lebenspfad«, das betont auch DUBY.¹⁹ Einsamkeit und Suche spielen eine große Rolle in den Rittergeschichten, die zirkulierten; auch in der Tafelrunde der Erwählten bleibt immer ein Platz frei für eine Person, die noch fehlt, aber niemals kommt. Gibt es auch mittelalterliche Konzepte, die dem kämpfenden Mann zugestehen, dass er jenseits der kriegerischen Männergruppen andere Identitätsmodelle findet und verwirklicht?

Der Krieger und andere kulturelle Einflüsse

Auch Arnoul wandelt sich in seinem Leben: er fügt sich zwar in seine Kindheit, möglicherweise sind aber seine Jugendsünden auch ein Protest gegen die Zumutungen einer Rollenerwartung, die er trotzig pervertiert, schließlich aber doch erfüllt. Doch gibt es auch literarische Beispiele für eine individuelle Verweigerung der klassischen Rolle des Herrschers im Kampf, wie sie etwa Karl der Große repräsentierte: Geoffrey of Monmouth (ca. 1100–1155) gilt als der Begründer eines national orientierten Geschichtsbildes

Großbritanniens; seine Beschreibung der Taten der Könige, die *Historia Regum Britanniae*, wurde ein großer Erfolg. Sie wird als ein erster Beleg dafür genannt, dass Ritter sich von Damen in Kampf und Turnier anspornen ließen, ein Hinweis auf den höfischen Kodex. Eine zweite Schrift nun, die der englische Kleriker verfasste, gilt der *Vita* eines der von ihm bereits vorgestellten Könige. Das Gedicht in Hexametern zeigt diesen aber in einer anderen Pose: Während einer Schlacht verzweifelt der Herrscher plötzlich an dem Bürgerkrieg, er »klagte in Tränen mitten unter den Kämpfenden und beweinte die Männer.«²⁰ Als Konsequenz kehrt er Hof, Herrschaft und Ehefrau den Rücken: Er »entwich [...] ungesehen in die Wälder.«²¹ Dort lebt er jahrelang in asketischer Einsamkeit; nach einer Phase des »Wahnsinns« aber begründet er ein neues Dasein: zusammen mit drei Freunden und seiner Schwester zieht er in ein Haus im Walde. Zahlreiche Schreiber sollen seine Visionen aufschreiben. Als sich bei seiner Schwester ebenfalls eine Gabe zur Seherkunst zeigt, übernimmt er ihre Ausbildung.

Hatte Geoffreys zunächst einen gewissen Anspruch erhoben, ein historiographisches Werk zu verfassen, so handelt es sich hier zweifellos um eine narrative Utopie. Sie enthält einen Entwurf männlicher Existenz, der auf eine besondere Hochschätzung einer intellektuellen Lebensweise hinweist. In diesem Fall schließt er sogar die Gleichrangigkeit weiblicher Begabung mit ein. Die Gründung der Universitäten seit dem 12. Jahrhundert hat ein neues männliches Leitbild hervorgebracht, den Gelehrten. Dieses mag die Erinnerung an ältere Formen der Geistigkeit wiederbelebt haben. Denn neben den antiken Einflüssen, an denen Geoffrey sich orientierte, hat der Bischof offenbar aus keltischen Traditionen geschöpft: Es ist »Merlin«, der Druide aus älterer vorchristlicher Tradition, von dessen Krise er in diesem Poem schrieb. Auch andere Werke des 12./13. Jahrhunderts zeigen die Herrschaft des Gott auf Erden vertretenden Kriegsherrn nicht als das männliche Idealmodell: Der aus orientalischer Erzähltradition stammende *Dolopathos*, ein umfangreicher Roman aus der Feder des sonst als Autor unbekannten Zisterziensers Johannes de Alta Silva, lässt einen Königssohn durch zahlreiche gefährliche Proben hindurch zwar zunächst erfolgreich den Thron des Vaters besteigen. Doch verlässt er ihn wieder, wird ein Pilger und zieht zu den heiligen Stätten des Christentums. Das zentrale Leitbild ist hier der Mönch, nicht die Herrschaftsausübung eines Königs.²²

Die Fixierung auf den christlichen Ritter hat die Wahrnehmung der Einflüsse anderer Kulturen und Religionen im europäischen Raum zurücktreten lassen;²³ diese bieten andere Ideale und Orientierungen für Geschlechterrollen. Bei der Integration in christianisierte Gedankenwelten werden sie ihrer irritierenden Andersartigkeit zum Teil beraubt. Ein weiser Mann gibt sein Wissen gerne

einer weiblichen Gestalt weiter, so hatte die *Vita Merlini* geendet. In späteren Rezeptionen wird dieses Motiv umgewandelt: Die kundige Frau ruiniert den Weisen, sie bannt ihn oder sie schwingt die Peitsche über seinem Rücken, wie es sogar einer aus antiker Tradition bekannten Autorität wie Aristoteles mit Phyllis erging. Die keltische Sehergestalt des Merlin wird zum Teufelssohn stilisiert, nur so kann die Provokation ihres heidnischen Prophetentums bewältigt werden. Nicht als König neben anderen, sondern als Berater steht er nun hinter Artus, der Idealfigur für das christianisierte Rittertum. Doch wird er auch weiterhin gebraucht, denn er ergänzt ihm eine Geistigkeit hinzu, die dem siegreichen Kämpfer fehlt. Innerhalb der Männerrunde der erlesenen Tischgenossen repräsentiert Merlin quasi »weibliche« Elemente: er führt nicht die Waffen, versammelt die Männer zu einer Tafelrunde, »nährt« sie also physisch, stabilisiert aber auch ihren psychischen Haushalt durch seine Prognosen, ja, Geoffrey zeigt ihn quasi als »Vater« von Artus, denn er bringt durch Zauberkunst dessen Eltern zusammen, auf dass der große Held gezeugt werde. Zumeist wird überlesen, ja vergessen, dass Merlin eigentlich als erfolgreicher Herrscher in die Erzähltradition eingeführt wird, der in seinem Leben durch Krankheit, Wahn, Verzweiflung hindurch verschiedene Modelle von Männlichkeit realisiert.²⁴

Frauen und Krieg

Und was ist mit den Frauen angesichts dieser kulturellen Ambivalenzen des kämpfenden Mannes? Die Dame ist, das hat sich gezeigt, immer schon ein Teil des Modells des Ritters, eine Dimension, die seine »feminine« Seite repräsentiert und auf die sich der Ritter immer wieder bezieht, um sich selbst als das Andere zu entwerfen. Deutlicher als in der Neuzeit ist die ganze Identität des Kriegers in den mittelalterlichen Quellen in das rhetorische Spiel um die Anerkennung und Liebe einer Frau eingebunden. Im *Beringer*, einem Schwank, dessen Kritik am Rittertum im Modus der »verkehrten Welt« gestaltet wird, kann auch eine Frauengestalt in der Maskerade der Ritterrüstung Erfahrungen machen; auf einem Turnier entlarvt sie den Ehrbegriff ihres Ehemannes, durchschaut ihn als missratenen Krieger und nimmt dieses Wissen in ihren Alltag mit, in dem sie ihrem entlarvten Gatten nun anders, deutlicher als vorher, entgegentreten kann. In diesem Spiel geht es also durchaus auch um Macht innerhalb und außerhalb der Geschlechtergemeinschaft.²⁵ Das Konzept der »höfischen Liebe« aber, so wird immer wieder zu Recht gewarnt, stammt keineswegs aus dem Mittelalter. Es wurde von den Literaturwissenschaften des 19. Jahrhunderts geprägt.²⁶

Doch beschreibt Duby ja keine Fiktionen, sondern die Wirklichkeit der Frauen auf der Burg. Die Gattin des Burgherrn, die Dame, hat gewisse Herrschaftsfunktionen inne, so erklärt er gleich zu Anfang seines Buches. Sie »kommandierte« das Dienstpersonal, die Mägde, ja, »sie schlug sie brutal« (25); manchmal brachte sie sie sogar um. Am Beispiel der weiblichen, nicht der männlichen Gestalt führt er in die Epoche ein, die allgemein »wild und unzivilisiert« (25) war. Zwar sind Mädchen ausgeschlossen von der systematischen Vorbereitung auf die Kriegerrolle des Mannes, sie haben aber doch Anteil an der allgemeinen Brutalität der Zeit, sie sind also nicht passiv, sanft und wehrlos.

Herrscherinnen waren keineswegs nur schmachthende Bewunderinnen des männlichen Turniers, sie waren auch unmittelbar in Kampfeswelten verstrickt. Das französische Recht habe es Frauen untersagt, Waffen zu tragen, so erinnert Ursula Vones-Liebenstein; doch vertraten jene Königinnen, die die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn führten, den Thronfolger durchaus auch bei militärischen Kampagnen. Für Blanche von Kastilien ist zudem mehrfach belegt, dass sie auch selber an der Spitze einer Armee auftrat,²⁷ auch Gaeta, Gattin Robert Guiscards, soll in den Kampf geritten sein und dort »wie ein Mann« gekämpft haben.²⁸ Der »Fall« Jeanne d'Arcs ist also wohl nicht völlig singulär. Ein bekanntes Beispiel für die Zeit zu Anfang des 15. Jahrhunderts ist Isabeau von Bayern, die als französische Königin erfolgreich für den Frieden intervenierte, um einen Bürgerkrieg zu verhindern.²⁹ Amalie Föbel bestätigt solche Ergebnisse für das römisch-deutsche Reich: In einer systematischen Untersuchung arbeitet sie die vielfältigen Herrschaftsakte der Königinnen heraus, die keinesfalls ein Schattendasein an der Seite ihres Mannes führten, sondern ein politisches Amt durch konkrete beratende Akte ausfüllten.³⁰ Gerade auch für den Norden Europas ist das Phänomen wehrhafter Weiblichkeit in zahlreichen Quellenbelegen greifbar. Die starke Frau in den Sagas galt als ein »ein rechtes Kernweib«, ³¹ eine lobende Kennzeichnung, die sicherlich auch auf die Gestalt der Brünhild zutrifft.³²

Das Verbot, mit Waffen zu kämpfen, muss also vor dem Hintergrund verschiedener Kontexte verstanden werden. Gerade innerhalb der Kreuzzüge relativierte sich die Aussage: Denn das Heilsversprechen, vom Papst verkündet für die Teilnahme an den kriegerischen Reisen in das Morgenland, galt zunächst eigentlich für beide Geschlechter. Wenn Duby dieses Ereignis pauschal als ein Ventil für maskuline Brutalität brandmarkt, übersieht er die weibliche Beteiligung. Sabine Geldsetzer wertet Quellen über insgesamt 89 identifizierbare Frauen aus, die sich an einem der »heiligen« Kriegszüge beteiligten. Die adeligen Damen begleiteten ihren Mann schon deshalb, weil

man es sich aus dynastischen Gründen nicht leisten konnte, während der jahrelangen Trennung auf Nachwuchs zu verzichten. Geburten unterwegs waren für sie, so Geldsetzer, »business as usual«.³³ Für die Schwangeren und Gebärenden, ja auch die Kinder, gab es eine Versorgung in den Hospitälern am Wege, die von christlichen Orden unterhalten wurden; auch in den Pilgerhospizen war man auf Niederkünfte vorbereitet. Und natürlich vertrat die adlige Dame ihren Ehemann nicht nur auf der Burg, sondern auch unterwegs in seiner Abwesenheit und war daher in vielfältiger Weise unmittelbar in politische Handlungen verstrickt. Auch für zahllose andere Frauen gab es Aufgaben zu bewältigen: sie kochten, versorgten Kranke, bewachten die Heerlager, besorgten Informationen, arbeiteten als Hilfskräfte und zogen als Prostituierte mit. Ständig wird in den Schriften der Chronisten auf die gefährdete Sexualmoral der Kreuzzugsteilnehmer hingewiesen. Doch lebten auch die mitziehenden Frauen nicht ungefährlich: Es gibt Belege für Vergewaltigungen.³⁴ Ohnehin brachten die gefährlichen Reisen Krankheiten und Unfälle mit sich.

Einen Markstein dafür, wie Geschlechterwelten in der Vergangenheit auch gegen den Strich der offiziellen Aussagen erschlossen werden können, stellte ein 2001 in England erschienener Sammelband über die Kreuzzüge dar. Bezeichnenderweise wird hier nicht nach einzelnen Frauengestalten innerhalb von militärischen Aktionen gefragt, sondern die Untersuchung der Kreuzzüge unter Gesichtspunkten des »Gendering« in Angriff genommen: »gender as a factor in social relationships.«³⁵ Schon die Quellengattung der Kreuzzugsberichte habe dazu tendiert, die männliche Welt zu universalisieren, so wird dort argumentiert;³⁶ dennoch geisterten Frauen weitgehend unbemerkt durch alle diese Narrative: ihre symbolischen Bedeutungen gelte es zu entschlüsseln. So seien etwa die vielen Geschichten, die den tränenreichen Abschied von der zurückbleibenden Ehefrau thematisierten, eine Reaktion auf Papst Urbans Absicht, den ersten Kreuzzug 1095 ohne Teilnahme von Frauen zu veranstalten. Die verbotene weibliche Referenz wird daher in das Bild der unerwünschten Schwäche gekleidet, die »*fragilitas*« der Frau beschworen. Metaphern für feminine Weichheit wurden also in eine sprachliche Gestalt gegossen, die den Gegenpol zu der offiziell erwarteten maskulin konstruierten Aufbruchsstimmung darstellte.

Die Chroniken bedürfen also der sorgfältigen Lektüre, um die in ihnen enthaltenen Konstruktionen von Geschlecht zu erkennen. Auch die Feindbilder seien rhetorische Konstruktionen, so wird in diesem Band argumentiert, die das Phänomen Geschlecht benutzten, um stereotype Abwehrhaltungen zu erzeugen. Christliche Frauen, so wurde es in den Quellen immer wieder dargestellt, unterstützten ihre Männer im Feldlager



Grabmahl von Eleonore von Aquitanien und König Heinrich III. Plantagenet von England in der Abtei von Fontevrault (E. Revault/Pix), in: Georges Duby: Die Ritter (aus dem Französischen von Tobias Scheffel), Carl Hanser Verlag, München/ Wien 1999, 128.

und versorgten sie im Kampf mit Speis und Trank. Dagegen erschienen die türkischen oder sarazenischen Frauen in den Berichten meist aufreizend gekleidet, feige fliehend ließen sie ihre Kinder im Stich.³⁷ Eine Untersuchung der *Chansons de Geste*, der Lieder über die Taten der am Kreuzzug Beteiligten, bestätigt die Funktionalisierung religiöser Normen zur Produktion von Kampfbereitschaft: Im ›Pseudo-Turpin‹ etwa, einer Erzählung über die Feldzüge Karls des Großen in Spanien und Aquitanien aus der Feder des legendären Erzbischofes Turpin, sind »die schwarze Hautfarbe und die verführerische Schönheit der Frauen [...] Anzeichen einer Verbindung zum Teuflichen«, so hält es Ines Hensler 2006 fest.

Entsprechende Feindbilder werden aber auch über die gegnerischen Männer kolportiert. Die Kausalitäten überschneiden sich: die Abwehr gilt der fremden Kultur und Religion, deren andersartige Männer wie Frauen diabolisiert werden. Die Zuordnung zum ›Bösen‹ speist sich aus dem überlieferten Wissensinventar von religiösen Werten und literarischen Konventionen. Dabei waren diese Feinde so fremd nicht: die Forschung hat umgekehrt gerade gezeigt, wie stark die arabischen Denker bei ihrer Lehre

vom Krieg von antiken Vorstellungen des Aristoteles und Platon geprägt waren. Die mentale Bereitschaft, die Gemeinsamkeiten zu sehen, war reduziert – durch viele Schriften geistern primär die Unterschiede und diese werden in bedrohlicher Einfärbung ausgemalt. Diese Attitüde gilt gerade auch für die Genderwelten – bis heute.

Fazit

»Der Graf Maréchal kann nicht mehr«, so hatte Georges Duby sein Buch begonnen, in dem er den »besten aller Ritter« vorstellte. Das lange Sterben hatte den auf sein Leben Zurückblickenden einsehen lassen, dass er immer nur ein einfacher Ritter gewesen war, der seine Aufgaben recht und schlecht erfüllt hatte, nichts sonst, nichts besonderes, »Sein einziger Vorzug [...] bestand in seinem Ruf, der beste aller Ritter zu sein.«³⁸ Er repräsentierte ein Ideal des 12. Jahrhunderts, das sich schon zu seinen Lebzeiten selbst überholte. Wahrlich kein Heldentod und zweifellos ist dieses Ende auch symbolisch gemeint. Duby dekonstruiert das Männlichkeitsideal einer vergangenen Zeit in der imaginären Gedankenwelt eines sterbenden Ritters, der melancholisch die Einsicht gewinnt, dass er seine eigene Mittelmäßigkeit mit einem Mythos übertünchte; eine »Selbst-Täuschung«, die auch all die anderen Menschen nicht durchschauten. Alle folgten sie dem »Ruf«, ohne dessen Wahrheit zu prüfen; ein bekanntes Phänomen der Kommunikation, das auch in der Wissenschaft auftaucht. In der historischen Forschung wird es »Rezeption« oder »Tradition« genannt: einseitige Wertungen werden fortgeschrieben und übernommen. Duby nun rekonstruiert an diesem Fallbeispiel ein Stück des realen Rittertums. Er garantiert damit das literarische Weiterleben dieses Entwurfes vom Heldenleben, holt den Protagonisten aber herab vom »hohen Ross« und versucht, seinem aufgeplusterten Leitbild den Garau zu machen. Vergeblich! Es ist nicht totzukriegen.

Daher wendet sich Duby an die junge Generation mit seiner Botschaft: Er zeigt den Lesern ein historisches Vorbild für den Mythos von den wunderbaren Abenteuern des erfolgreich kämpfenden Mannes: er berichtet von der Angst und Not des Knaben, der anders als seine Brüder in eine Rolle gedrängt wird, er rechnet ab mit der Schäßbigkeit der Kreuzzüge. Auch Arnould ist eher ein Mittelmäßiger, der zunächst an dem Wertekanon scheitert, der ihm mitgegeben wurde; in reiferen Jahren seine Aufgabe als Burgherr aber wohl zufrieden stellend erfüllt.

Anders als in seinem Guillaume-Buch zieht Duby in dem Jugendbuch jetzt aber die Kontinuitätslinie gezielt bis in die Gegenwart: er vergleicht

das Turnier mit Fußballspielen, die Kopfbedeckung des Ritters mit einem Motorradhelm: der Ritter ist unter uns, er spielt mit, er ist nur eine Metapher für die Sehnsucht nach den Abenteuern der Selbsterkundung. Das Pathos des 12./13. Jahrhunderts verebbt daher nicht in Mollklängen des Verschwindens, sondern weist auf kommende Zeiten und neue Ideale, die sich ankündigen. Das Buch schließt denn auch mit einem überraschend versöhnlichen Fazit: »Im Rittersum verwirklichte sich das Gleichgewicht zwischen Tapferkeit, Weisheit und Hingabe an die Unterdrückten«, ein »Ideal männlicher Vervollkommenung« (137). Und da ist sie wieder, die Geschlechtszuweisung! Die Ikone von dem kämpfenden Mann ist höchst vital, die Jungen haben sie verinnerlicht, davon geht der Kenner der Materie aus. Er schreibt ihnen eine kritische Bearbeitung dieser Art von Männlichkeit ins Stammbuch, überantwortet es ihnen, es besser zu machen, neue Werte zu realisieren. Wie schade, dass Duby dabei nicht auch die Rolle der Mädchen mitbedenkt, deren Sehnsucht sich ebenfalls auf die spannenden Angebote auf Abenteuerwelten in der Vergangenheit richtet. Diese gäbe es durchaus: wir haben gesehen, dass nicht nur der heldenhafte Ritter als männliche Lichtgestalt eine Rückprojektion moderner Phantasien ist, die in der Gegenwart Aufgaben erfüllt, die es zu durchdenken gilt. Auch die passiv leidende Frau ist eine solche Fiktion, die bestimmten Interessen am weiblichen Handeln gerecht wird. Der eine Teil der Geschlechterphantasie, um den Duby ein Leben lang kreiste, wird erst verschwinden, wenn auch der andere in seiner historischen Parallelität reflektiert und korrigiert sein wird.

Anmerkungen

¹ Georges 1992, 3514.

² Borst 1979, 461. Ähnlich etwa auch: Fumagalli 1988: »Kriegstüchtigkeit galt bei Laien wie bei Geistlichen mehr als jede andere Fähigkeit als Merkmal der voll entfaltenen Persönlichkeit des Mannes«, 85.

³ Buck 1999, 1713. Auch in den zwei weiteren auf das Mittelalter spezialisierten Wörterbüchern wird »Virtus« nicht mit Männlichkeit und Kampfeskraft übersetzt. Heinichen 1987 und Habel/Gröbel 1989.

⁴ Duby, Guillaume 1986, 34. Alle weiteren Zitate in Klammern im Text beziehen sich auf dieses Werk.

⁵ Vgl. den Überblick in: Opitz 2005, 156-187.

⁶ Vgl. zu dieser Dichtotomie: Lundt Öffentlichkeit 2008.

⁷ Hagemann 1998, 13.

⁸ Vgl. den umfangreichen Literaturbericht zur Männerforschung von Erhart 2005; Lundt Krise 2009.

⁹ Kortüm 2001, 19.

- ¹⁰ Beispiele dazu bei Schulte 1998 sowie Lundt 2001.
- ¹¹ Brilliant geschrieben, aber etwas einseitig pointiert, stellt den Übergang von der Orientierung am »Blut« zur Selbstdarstellung durch das »Wort« dar: Wieland 1998, etwa 283.
- ¹² »Von Sanct Michael dem Erzengel« in: *Legenda aurea* 1997, 743-756.
- ¹³ Althoff 1999, 4.
- ¹⁴ So Kortüm 2001. Auch die kulturwissenschaftliche »Ästhetisierung des Krieges« (31) bei der Präsentation der vielfältigen Sachquellen und Visualisierungen findet Kortüm problematisch.
- ¹⁵ Huizinga 1975, 98.
- ¹⁶ Stephan 2003, 31.
- ¹⁷ Wenzel 2003, 252.
- ¹⁸ Ebd., 254.
- ¹⁹ Duby, *Situationen* 1990, 473-496.
- ²⁰ Geoffrey von Monmouth 1964, 43.
- ²¹ Ebd., 44.
- ²² Zu dieser Erzähltradition, die sich mit der Sozialisation eines idealen Mannes auseinandersetzt, vgl. Lundt 2002.
- ²³ Vgl. aber Kortüm 2006.
- ²⁴ Zu Gegentypen von Männlichkeit und Weiblichkeit in keltischer Tradition: Lundt, Melusine 1991. Die arabischen Einflüsse auf eine neue asketische Intellektualität des Mannes außerhalb der christlichen Universität betont: de Libera 2003, 139-186.
- ²⁵ Wenzel 2003.
- ²⁶ Fleckenstein 2002, 228.
- ²⁷ Vones-Liebenstein 1996. Bd. 2, 9-22.
- ²⁸ Mc Namara 1994, 4.
- ²⁹ Gibbons 1996, 23-33.
- ³⁰ Föbel 2000.
- ³¹ Rüdiger 2005, 22-48.
- ³² Steger 2001, 341-366.
- ³³ Geldsetzer 2005, 96.
- ³⁴ Ebd., 88.
- ³⁵ Powell 2001, VII-IX.
- ³⁶ Lambert 2001, 2.
- ³⁷ Ebd., 8 f.
- ³⁸ Duby 1986, 198.

Literatur

- Althoff 1999 = Althoff, Gerd: Schranken der Gewalt. Wie gewalttätig war das »finstere Mittelalter«?, in: Brunner, Horst (Hg.): *Der Krieg im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit: Gründe, Begründungen, Bilder, Bräuche, Recht*, Wiesbaden 1999, 1-24.
- Borst 1979 = Borst, Arno: *Lebensformen im Mittelalter*. Frankfurt am Main/Berlin 1979 (zuerst 1973).

- Buck 1999 = Buck, A.: Virtus, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 8 (1999), Sp. 1713 f.
- Duby 1986 = Duby, Georges: *Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter*, Frankfurt am Main 1986.
- Duby 1998 = Duby, Georges: »Die Ritter« erzählt von Georges Duby, aus dem Französischen von Tobias Scheffel, Darmstadt 1998.
- Duby 1990 = Duby, Georges: Situationen der Einsamkeit: 11.-13. Jahrhundert, in: ders. (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens Bd. 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance*, Frankfurt am Main 1990 (zuerst Paris 1985), 473-496.
- Erhart 2005 = Erhart, Walter: Das zweite Geschlecht: »Männlichkeit«, interdisziplinär, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 30/2 (2005), Tübingen, 156-232.
- Fleckenstein 2002 = Fleckenstein, Josef: *Rittertum und ritterliche Welt*, Berlin 2002.
- Föbel 2000 = Föbel, Amalie: *Die Königin im mittelalterlichen Reich. Herrschaftsausübung, Herrschaftsrechte, Handlungsspielräume*, Darmstadt 2000.
- Fumagalli 1988 = Fumagalli, Vito: *Wenn der Himmel sich verdunkelt. Lebensgefühl im Mittelalter*, Berlin 1988 (zuerst Bologna 1987).
- Geldsetzer 2005 = Geldsetzer, Sabine: Frauen auf Kreuzzügen. Möglichkeiten und Grenzen der Rekonstruktion weiblicher Kreuzzugspräsenz, in: Lundt, Bea/Salewski, Michael (Hg.): *Frauen in Europa. Mythos und Realität*, Münster 2005, 199-222.
- Geoffrey von Monmouth 1964 = Geoffrey von Monmouth: *Vita Merlini*, übers. von Inge Vielhauer, in: *Das Leben des Zauberers Merlin*, Amsterdam 1964, 2. Auflage, 42-88.
- Georges 1992 = Georges, Karl Ernst: *Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch 2 Bände, Band 2*: Darmstadt 1992, Nachdruck der 8. Auflage 1913.
- Gibbons 1996 = Gibbons, Rachel: *Les vanciliatrices au bas Moyen Age: Isabeau de Bavière et la guerre civile (1401-1415)*, in: Contamine, Philippe/Guyotjeannin, Olivier (Hg.): *La guerre, la violence et les gens au Moyen Age*, 2 Bände Paris 1996, Bd. 2, 23-33.
- Habel 1989 = Habel, Edwin/Gröbel, Friedrich (Hg.): *Mittellateinisches Glossar*, Paderborn 1989.
- Hagemann 1998 = Hagemann, Karen: Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg, in: dies./Pröve, Ralf (Hg.): *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt am Main 1998, 13- 50.
- Heinichen 1987 = Heinichen, Friedrich A.: *Wörterbuch lateinisch-deutsch*, Stuttgart 1987.
- Huizinga 1975 = Huizinga, Johan: *Herbst des Mittelalters*, 11. Auflage Stuttgart 1975, 98 (zuerst Amsterdam 1941).
- Kortüm 2001 = Kortüm, Hans-Henning: Der Krieg im Mittelalter als Gegenstand der Historischen Kulturwissenschaften. Versuch einer Annäherung, in: ders. (Hg.): *Krieg im Mittelalter*, Berlin 2001, 13-44.
- Kortüm 2006 = Kortüm, Hans-Henning (Hg.): *Transcultural Wars from the Middle Ages to the 21st Century*, Berlin 2006.
- Lambert 2001 = Lambert, Sarah: Crusading or spinning, in: Edington, B./Lambert, Sarah (Hg.): *Gendering the Crusades*, Cardiff 2001, 1-15.
- Legenda aurea 1997 = *Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine*, aus dem Lateinischen von Richard Benz, Darmstadt 1997 in der 12. Auflage (zuerst Heidelberg 1955).

- De Libera 2003 = de Libera, Alain: Denken im Mittelalter, München 2003 (zuerst Paris 1991).
- Lundt 1991 = Lundt, Bea: Melusine und Merlin im Mittelalter. Modelle und Entwürfe weiblicher Existenz im Beziehungsdiskurs der Geschlechter, München 1991.
- Lundt 2001 = Lundt, Bea: Konzepte einer (Zu)-Ordnung der Geschlechter zu Krieg und Frieden (9.-15. Jahrhundert), in: Garber, Klaus u. a. (Hg.): Der Frieden – Rekonstruktion einer europäischen Vision (2 Bde.) Bd. 1: Erfahrung und Deutung von Krieg und Frieden, München 2001, 335-356.
- Lundt 2002 = Lundt, Bea: Weiser und Weib. Weisheit und Geschlecht am Beispiel der Erzähltradition von den Sieben weisen Meistern 12.-15. Jahrhundert, München 2002.
- Lundt 2008 = Lundt, Bea: »Öffentlichkeit« und »Privatheit« innerhalb der Historischen Geschlechterforschung, in: Jurczyk, Karin/Oechsle, Mechthild: Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen (Forum Frauen- und Geschlechterforschung Bd. 21), Münster 2008, 48-68.
- Lundt 2009 = Lundt, Bea: Mönch, Kleriker, Gelehrter, Intellektueller: Zu Wandel und Krise der Männlichkeiten im 12. Jahrhundert, in: Hämmerle, Christa/Opitz, Claudia (Hg.): L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft: Krise(n) der Männlichkeit, 19/2 (2008), 11-30.
- McNamara 1994 = McNamara, Jo Ann: The Herrenfrage, The Restructuring of the Gender System, 1050–1150, in: Lees, Clare A. (Hg.): Medieval Masculinities. Regarding men in the middle Ages, London 1994, 3-30.
- Opitz 2005 = Opitz, Claudia: Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte, Tübingen 2005.
- Powell 2001 = Powell, James M.: Preface, in: Edington, Susan B./Lambert, Sarah (Hg.): Gendering the Crusades, Cardiff 2001, VII-IX.
- Rüdiger 2005 = Rüdiger, Jan: Ein rechtes Kernweib. Die »starke Frau« der Wikingerzeit als historiographischer Mythos, in: Lundt, Bea/Salewski, Michael (Hg.): Frauen in Europa. Mythos und Realität, Münster 2005, 22-48.
- Schulte 1998 = Schulte, Regina: Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod, Frankfurt am Main/New York 1998.
- Steger 2001 = Steger, Priska: Brünhild, in: Müller, Ulrich/Wunderlich, Werner (Hg.): Herrscher, Helden, Heilige (MittelalterMythen Bd. 1), 2. Auflage St. Gallen 1996, 2001, 341-366.
- Stephan 2003 = Stephan, Inge: Im toten Winkel, Die Neuentdeckung des »ersten Geschlechts« durch men's studies und Männlichkeitsforschung, in: Benthien, Claudia/Stephan, Inge (Hg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln/Weimar/Wien 2003, 11-35.
- Vones-Liebenstein 1996 = Vones-Liebenstein, Ursula, Une femme gardienne du royaume? Régentes en temps de guerre, France-Castille, XIIIe siècle, in: Contamine, Philippe/Guyotjeannin, Olivier (Hg.): La guerre, la violence et les gens au Moyen Age, 2 Bände, Paris 1996, Bd. 2, 9-22.
- Wenzel 2003 = Wenzel, Horst: Rittertum und Gender-Trouble im höfischen Roman (Erec) und in der Märendichtung (Beringer), in: Benthien, Claudia/Stephan, Inge (Hg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln 2003, 248-276.
- Wieland 1998 = Wieland, Karin: Worte und Blut. Das männliche Selbst im Übergang zur Neuzeit, Frankfurt am Main 1998.

Wikingische Strategien

Historisch erfolgreiche Szenarien der Konfliktbewältigung

RUDOLF SIMEK

Wiking und Wikingzeit

Die Wiking (altnord. *víkingr*) in der ursprünglichen Bedeutung »Seeräuber« haben der Epoche der Wikingzeit ihren Namen gegeben, die man heute gerne mit den markanten Eckdaten 793 (Überfall auf das Kloster Lindisfarne auf Holy Island) und 1066 (Schlacht von Stamford Bridge bei York) umreißt. Diese Eigenbezeichnung skandinavischer Seefahrer hat man aber in der Neuzeit auf die Gesamtbevölkerung Skandinaviens vom Ende des 8. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts übertragen, sodass heute mit ›Wikingern‹ meist alle Skandinavier der Zeit gemeint sind.

Geographisch umfasste der Siedlungsraum anfangs etwa das heutige Festlandskandinavien mit Dänemark, Norwegen und Schweden, nur 200 Jahre später jedoch siedelten Skandinavier in Gebieten zwischen Grönland und Sizilien sowie der Bretagne bis tief in das heutige Russland.

Die Gründe für diese plötzliche und Europa erschütternde Expansion sind bis heute nicht völlig geklärt, aber auf jeden Fall in einem Zusammenspiel zahlreicher Voraussetzungen und Auslöser zu sehen, von denen die früher als Hauptursachen angesehen Faktoren wie Klimawandel und Überbevölkerung heute nur mehr eine Nebenrolle spielen, während den politischen Verhältnissen zwischen Skandinavien und dem fränkischen Reich, der noch relativ neuen Entwicklung von schnellen Segelschiffen und nicht zuletzt ökonomischen Faktoren wie dem Aufstieg des Omajadenreichs im Nahen Osten als Hauptimporteur von Sklaven nun mehr Rechnung getragen wird. Eine vollständige Erörterung der Gründe und Auslöser ist hier aus Platzgründen nicht möglich.¹

Ebenfalls nur kurz angerissen sei die Tatsache, dass die wikingzeitliche, im Wesentlichen auf Viehzucht und Handel basierende agrarische Subsistenzkultur Skandinaviens im 9. und 10. Jahrhundert kaum etwas mit dem zu tun hat, was als neuzeitlicher ›Wikingermýthus‹ zu bezeichnen wäre; also die Überlagerung der historischen Fakten durch ein facettenreiches Bild hörnerhelmtragender, metsaufender, aggressiver und unbeherrschter,

einem atavistischen Schicksals- oder Odinsglauben anhängender Seeräuberbanden, wie es in Film, Comics und Literatur, aber auch zunehmend durch *Reenactments* in Form von Schaukämpfen, Märkten und ganzen Wikingerdörfern propagiert wird. Dieser Wikingermythus ist nicht Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

Historischer Paradigmenwechsel als Beginn der Wikingerzeit

Die frühmittelalterlichen Skandinavier, die in Westeuropa mit anderen Anrainern des Nordatlantiks in Kontakt kamen, hatten bis zum Ende des 8. Jahrhunderts einen guten Ruf als Händler wie auch als Kunden der westeuropäischen Manufakturen für Luxusprodukte. Zwar reichte dieser Ruf nicht an jenen der Friesen heran, deren Name bald zum Synonym für »Händler« wurde, war aber doch gut genug, um den von ihnen frequentierten Handelsplätzen noch während des 8. Jahrhunderts zu überregionaler Stellung zu verhelfen: das galt für Quentowic am Ärmelkanal ebenso wie für Groß-Strömkendorf/Rerik, dem Vorgängermarkt von Haithabu an der Ostseeküste,² und auch für den Aufstieg von Dorestad in der Rheinmündung zum karolingischen Haupthandelsplatz an der Nordsee. Immerhin konnte man bei Ankunft eines der typischen »doppelendigen« Schiffe vom skandinavischen Typ bis dahin davon ausgehen, dass es sich um Händler handelte, wie auch die tragische Geschichte um den Tod des königlichen Vogts oder Stadtkommandanten Beaduheard in Dorchester um 789 durch Norweger aus Hordaland (*Anglo-Saxon Chronicle* s. a. 789; *Chronicon Æthelweardi* III, 1) belegt. Folgt man den Chroniken, dann wollte der besagte Vogt die auf drei Schiffen eingelaufenen Skandinavier – in den Texten werden sie teilweise als Dänen bezeichnet –, die er für Händler hielt, in die Stadt führen, wurde jedoch von ihnen erschlagen. Ob die Norweger wirklich auf Handel aus waren und Beaduheard womöglich im Streit ermordeten oder ob sie sich von vornherein mit räuberischen Absichten an Land begeben hatten, wissen wir allerdings nicht.³

Erst mit Vorfällen wie diesen und dem viel berühmteren des Jahres 793, als Männer aus dem Norden das Kloster Lindisfarne auf der nordostenglischen Insel Holy Island aus heiterem Himmel überfielen, plünderten und niederbrannten, werden die Skandinavier zu dem, was wir seither unter »Wikinger« verstehen: Seeräuber, ja sogar Räuber allgemein. Obwohl sie selbst sich offenbar auch schon länger so genannt hatten, also ursprünglich höchstwahrscheinlich die »Männer aus den Buchten« oder aus dem Oslofjord (*Viken*)⁴, bedeutete am Ende der Wikingerzeit (also knapp 300 Jahre später)

auch in Skandinavien selbst *vikingr* in erster Linie »Räuber, Seeräuber«. Die fränkischen, flämischen und englischen Chronisten des Frühmittelalters nannten die Skandinavier allerdings nie so, sondern entweder *Nordmanni* »Nordmänner, Norweger« oder *Dani* »Dänen«, oder, abfälliger: *pagani* »Heiden«, *pyratae* »Piraten«, *latrones* »Diebe«, u.ä.

Heute sehen wir in diesem so auffälligen Paradigmenwechsel im Sozialverhalten der Skandinavier um das letzte Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts den Beginn der Wikingerzeit, einer Epoche von fast 300 Jahren, deren Bezeichnung sich von dem Begriff für diese Seeräuber ableitet, obwohl mit Sicherheit nur ein ganz geringer Prozentsatz der skandinavischen Bevölkerung aktiv an Plünderungsfahrten ins Ausland beteiligt war. Das heutige Wikingerbild ist geprägt von Schlagwörtern wie Rauflust, Unbeherrschtheit, Trunksucht, Rüpelhaftigkeit, Draufgängertum, Todesverachtung und ein gewisses »Naturburschentum«, das die damaligen Wikinger nahe an den Topos vom edlen (oder in diesem Fall oft weniger edlen) Wilden rückt.

Auch die meisten Bücher, Spielfilme und sogar Dokumentationen der Gegenwart bedienen sich dieser gängigen Topoi von den Wikingern als blutrünstige Trunkenbolde aus dem finsternen Norden und auf den allerersten Blick scheinen ihnen die frühmittelalterlichen Berichte klösterlicher Annalisten und Chronisten dafür Material genug zu liefern: (*De moribus et actis primorum Normanniæ ducum*, Lib. I,3):

»Diese Dänen [...] strömten nun unter ihrem Führer, Anstignus, mit Gewalt auch in die entlegendsten Landschaften Frankreichs. [...] Er tötete, wen er traf und wen er aufstöberte. Er erschlug die Feinde und tötete die Unglücklichen mit der Speerspitze. Er verurteilte die Priesterschaft und bestrafte sie mit einem grausamen Tod. Sie bekleideten sich schamlos mit priesterlichen Gewändern, die sie von den heiligen Altären raubten. Sie bekleideten sich mit den weißen Chorröcken, die dem Gottesdienst geweiht waren. Jeden, der es wagte, eine Waffe gegen sie zu erheben, töteten sie aufs grausamste. Das übrige Volk verschleppten sie entwaffnet in die Gefangenschaft. Die Hausfrauen wurden, von vielen vergewaltigt, weinend in die Fremde geführt. Alle Mädchen wurden schamlos ihrer Jungfräulichkeit beraubt. Mit den jungen Männern wurden auch die alten in großer Zahl ins Ausland verschleppt. Alle Haustiere machten sie zu Geld; und ihre Wildheit wuchs, genährt von ihren Übeltaten.«

Wikinger, so beschreiben die Quellen Englands wie Frankenreichs, tauchen plötzlich auf, fallen besonders über Kirchen und Klöster her, deren Weinkeller sie plündern, bevor sie sich in den Sakristeien und

Schatzkammern am Kirchengerät und sogar Reliquienschreinen bedienen und nach dem Abschlagen des Klerus die Frauen der umliegenden Ortschaften drangsalieren, wobei sie mit schlecht bewaffneten Gruppen Widerstand leistender Bauern leichtes Spiel haben. Wo aber ist der schwer bewaffnete fränkische oder englische Adel, der all dies verhindern sollte? Er glänzt in vielen dieser Berichte über Klosterplünderungen, Raub und Vergewaltigung durch Abwesenheit. Am Anfang der Wikingerzeit hat dies vielleicht damit zu tun, dass angeblich niemand mit diesen Überfällen rechnete (obwohl der engl. König Offa von Mercia, gest. 796, bereits im Jahre 792 seine Küstenverteidigung gegen Raubüberfälle verstärken hatte lassen: aber gegen wen?); nach dem Tod Karls des Großen im Jahre 814 mit dem sukzessiven Aufgeben seiner effizienten Küstenverteidigung, wohl auch deshalb, weil es bis um 840 im Wesentlichen bei isolierten Angriffen der Skandinavier auf Friesland und Nordfrankreich blieb. Friesland wird bis 820 nur ganz vereinzelt, ab 834/35 jedoch immer öfter von Angriffen heimgesucht. Offenbar schuf erst die Zeit nach der Absetzung Ludwigs des Frommen durch seine Söhne im Jahre 833 günstige Voraussetzungen für die Wikingerfälle, und ab 841 operierten üblicherweise mindestens zwei Wikingerflotten in Frankreich, eine auf der Seine, die andere auf der Loire, was sicher damit zu tun hatte, dass Karls Enkel alle Truppen benötigten, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Dennoch mag der wahre Grund für den Erfolg der Wikinger auch darin liegen, dass sich die relativ kleinen Gruppen skandinavischer Plünderer bewusst dort auf Beutezug begaben, wo eben von vornherein kein Widerstand zu erwarten war. Die Vermeidung von wohlverteidigten Gebieten lässt sich gut daran zeigen, dass in den Jahren der erwähnten, organisierten Küstenverteidigung durch Karl den Großen – er ließ die Flussmündungen sperren, legte dort ständig besetzte Garnisonen an und ließ offenbar sogar irgendwelche Schiffe zur Verteidigung der Flussmündungen bauen⁵ – das Karolingerreich so gut wie gar nicht unter Wikingerüberfällen zu leiden hatte, England dagegen gerade in den Jahrzehnten von 790 bis 820 umso intensiver heimgesucht wurde.

Die Quellen, vor allem die genannten fränkischen Annalen, zeichnen nach 840 ein nur scheinbar eintöniges Bild von den Angriffen der Skandinavier, das sich durch offenbar überraschende Angriffe, Plünderungen, kleinere Scharmützel, den Versuchen der Franken, ihnen den Rückweg abzuschneiden, und die immer wieder erwähnten sehr hohen Schutzgeldzahlungen durch die Könige auszeichnet. Eine genauere Lektüre ergibt aber gerade aus diesen Konstanten ein Bild, dass uns etwas über die Strategien der Skandinavier verrät, auch wenn wir natürlich nicht davon ausgehen können, dass es darüber einen Konsens oder etwa gar Absprachen gegeben hätte. Grundlage

des Handelns waren aber eben normale Konfliktbewältigungs- und Überlebensstrategien der Skandinavier, die sich offensichtlich als erfolgreich erwiesen und die vor allem recht flexibel den Umständen angepasst worden sein dürften.

Das Element der Überraschung

Das in der älteren Sekundärliteratur am häufigsten gebrachte Argument für den Erfolg wikingischer Überfälle war das Überraschungsmoment, gepaart mit dem – angeblichen – Vorteil der Wikingerschiffe, auch über das Heck relativ schnell ablegen zu können. Tatsächlich kann zwar auch ein Wikingerschiff der typisch skandinavischen ›doppelendigen‹ Bauweise nicht achteraus segeln, aber das An- und Ablegen an flachen Stränden wird durch diese Bauweise dennoch beträchtlich erleichtert, unterstützt durch den flachen, aber dafür sich über die ganze Schiffslänge ziehenden Kiel, der den Tiefgang so gering hielt, dass man von Bord der wikingischen Kriegsschiffe im Ernstfall auch ohne Verwendung von Beiboote, Laufplanken oder Kaianlagen an Land kommen konnte. Der Effekt war, dass vor allem kleinere Kriegsschiffe an allen halbwegs flachen Küstenstreifen anlegen konnten und daher von der vorgegebenen maritimen Infrastruktur völlig unabhängig waren.

Zu diesem technischen Vorteil der nordischen Seefahrzeuge kam die auch für heutige Verhältnisse noch beträchtliche Geschwindigkeit der Fahrzeuge, die ausschließlich auf den Gebrauch des Segels zurückging. Denn während unter Riemen auch bei einer beträchtlichen Zahl von Ruderern die Geschwindigkeit von Langschiffen auf etwa 5 Knoten (= 9,26 km/h) beschränkt ist, sind unter Segeln mehr als doppelt so hohe Geschwindigkeiten durchaus realistisch. Erstmals in der Neuzeit wurde dies mit dem Nachbau des Gokstadschiffes deutlich gemacht, welcher 1893 von Bergen nach Neufundland und von dort zur Weltausstellung nach Chicago segelte und dabei wiederholt Geschwindigkeiten von 11 Knoten (ca. 20,37 km/h) erreichte. Neueste Nachbauten von extremen Langschiffskonstruktionen, wie des ursprünglich 1042 bei Dublin erbauten 31,2m langen »Wracks 2« von Roskilde mit 60 Ruderern,⁶ in den Jahren 2000–2004 als *Haþhengsten fra Glendalough* nachgebaut, haben erstaunliches Geschwindigkeitspotenzial bewiesen: bislang hat man Geschwindigkeiten bis 11 Knoten schon erreicht, die Rumpfgeschwindigkeit sollte jedoch 15–20 Knoten (27,8 bis 37 km/h) zulassen.⁷

Nicht nur entlang der Küsten Westeuropas, Irlands und der Britischen Inseln erwies sich das hohe Geschwindigkeitspotenzial der Schiffe als

Grundvoraussetzung für den Überraschungseffekt bei Angriffen, sondern – sogar noch mehr – auch auf den großen Wasserstraßen. Einerseits waren sämtliche Typen von Binnenschiffen den Wikingerschiffen geradezu drastisch unterlegen (s. dazu noch unten),⁸ sondern auch die möglichen Landverbindungen waren trotz der Verwendung alter Römerstraßen nur bedingt in der Lage, ein Frühwarnsystem zuzulassen, das die effiziente Abwehr wikingischer Überfälle auch tief im Landesinneren des Frankenreichs garantieren hätte können. Als Beispiel seien dafür die Überfälle der Jahre 863 und 864 genannt, als die Wikinger jeweils während des Rheinhochwassers im Januar bis nach Köln bzw. Xanten vordrangen,⁹ wobei davon ausgegangen werden kann, dass die Landwege bei Überflutungen im Bereich des Niederrheins, zumal mitten im Winter, nur schwer passierbar waren und Landtruppen somit von vornherein kaum eine Chance hatten, rechtzeitig zur Verteidigung der Städte zusammengezogen zu werden. Die damals noch unübliche Verwendung von Segelfahrzeugen auf den Wasserstraßen des Binnenlandes durch die Wikinger begünstigte somit die Verwendung ihrer von den Küsten her gebräuchlichen Strategien der plötzlichen Überfälle und des raschen Abzugs beim Angriff auf nahe dem Wasser gelegenen Ziele.

Die Inseltaktik: Inseln garantieren Schutz und Bewegungsfreiheit

Schon während der ersten Phase der Wikingerüberfälle hören wir davon, dass die Skandinavier sich nach erfolgten Überfällen gerne auf Inseln zurückzogen, so 842 (843?), als nach der Eroberung der Stadt Nantes am 24. Juni (mit Hilfe und wohl auf Anstiftung eines gegen Karl den Kahlen revoltierenden Grafen Lambert)¹⁰ sich ein kleines wikingisches Heer auf eine nicht allzuweit entfernt gelegene Insel (wohl die Ile de Noirmoutier, allenfalls auch die Ile d'Yeu) zurückzog, »dann holten sie vom Festland ihre Häuser und ließen sich dort wie an festen Wohnsitzen nieder«.¹¹

Es sind aber nicht nur diese vielfach belegten Lager auf Flussinseln der Seine, Loire, Maas und des Rheins zu erwähnen, sondern schon die ersten wikingischen Überfälle konzentrierten sich auf Inseln, nicht zuletzt, weil dabei die Chance eines feindlichen Gegenangriffs minimal war: der gut dokumentierte und berühmte Überfall auf das Kloster Lindisfarne auf der northumbrischen Insel Holy Island 793 markiert heute sogar den Beginn der Wikingerzeit, und in Irland richtet sich 802 der erste überhaupt belegte Raubzug gegen die Klosterinsel Inishmurray (County Sligo) auf einer vorgelagerten Insel der Nordküste,¹² schon 809 wird auch das auf einer Insel im tief im Landesinneren gelegenen Lough Rea Kloster Inchbofin (County

Westmeath) geplündert;¹³ die entlegene Klosterinsel Iona in den Hebriden wurde schon 795 (und dann wieder 802 und 806 bis zur Verlegung des Klosters nach Kells in Irland 807) angegriffen.

Dass die Orkneys, Hebriden oder auch die Isle of Man in der Irischen See zu den bevorzugten Zielen skandinavischer Aggression zählten, liegt schon in deren geopolitischer Lage begründet. Wesentlich auffälliger ist aber die Konzentration auf Inseln dort, wo diese keine so offenkundige Rolle als Ziel von Überfällen oder auch als Siedlungsgebiete spielten, nämlich bei den vorgelagerten Inseln der Bretagne (besonders die Île de Groix) oder auch den Inseln in den Mündungen von Themse (Thanet und Sheppey), Rhein (Betuwe), Seine (Oissel und Jeufosse), Schelde (Walcheren), Rhône und selbst des Guadalquivir (Qubtil, heute Isla Menor).

Strategisch waren die Flussinseln von enormer Bedeutung. Das zeigen verschiedene Episoden in den fränkischen Reichsannalen über die Konfrontation zwischen den Seeräubern und regulären Truppen. Im Jahre 863 etwa gelangten die Wikinger auf dem Rhein bis zu einer Insel vor Neuss, wo sie von König Lothar blockiert werden, bis sie geraume Zeit später, aber offenbar ohne jegliche Verluste wieder flussabwärts abziehen konnten.¹⁴

Das extremste Beispiel wikingischer Nutzung von Inseln ist die berühmte Historie der *Battle of Maldon* im Jahre 991, an der laut *Anglo Saxon Chronicle* (Version A) sogar der spätere norwegische König Olaf Trygvason teilgenommen haben soll. Als eine wikingische Schar von einem einheimischen Heer auf der Gezeiteninsel gestellt wurde, warf ihr Anführer in den Verhandlungen mit der gegnerischen Seite nach ausgiebigen gegenseitigen Aufstachelungen ein, dass ein fairer Kampf so überhaupt nicht möglich sei. Unklugerweise gewährte ihnen der englische Anführer, ein *ealdorman* Bryhtnoth, freies Geleit bis ans Ufer, worauf er und seine Truppe von den Wikingern ausgelöscht wurden. Dieses Musterbeispiel des englischen *Fairplay* blieb von den Siegern übrigens insofern unbedankt, als die Episode keinen Niederschlag in der nordischen Literatur gefunden hat.

»Geradezu zur fixen Idee entwickelte sich das Streben nach freiem Zugang zu einer Insel, als Paris 885/87 über 12 Monate lang von den Wikingern belagert wurde, um freie Fahrt die Seine aufwärts zu erzwingen. Selbst nachdem die Dänen schließlich die Brücken eingerissen hatten, war der Kampf noch nicht zu Ende: zu sehr war offensichtlich die französische Stadt auf der Seineinsel ein Symbol dafür, dass die falsche Seite im Besitz einer Insel war!«¹⁵

Die Möglichkeit, Inseln als Stützpunkte und schließlich als nahezu permanente Winterlager zu nutzen, hat allerdings auch mit der erwähnten

Konstruktionseigenschaft der skandinavischen Schiffe zu tun, die ihres flachen Kiels halber nicht ausschließlich auf natürliche und künstliche Häfen angewiesen waren. Diese Unabhängigkeit von Häfen war also nicht nur ein entscheidender Faktor in der wikingischen Taktik des Überraschungsangriffs in Küstenregionen, sondern bildete eine Grundvoraussetzung für die Nutzung besonders von unbewohnten Inseln in Küstennähe und in den großen Flussläufen als Stützpunkte, später zusätzlich eine wichtige Voraussetzung für die wikingische Kolonisation, die ihre Anfänge in der Anlage von Winterlagern auf Inseln nahm.

Die Ohnmacht der Franken gegen diese wikingische Taktik zeigt das massive, aber fruchtlose Aufgebot militärischer Stärke durch Karl den Kahlen, als sich eine Gruppe von Wikingern auf der Seineinsel Oisell niedergelassen hatte:

»858: König Karl kam im Monat Juli nach der Insel Oscellus, um die Dänen zu belagern, welche sich darauf festgesetzt hatten; daselbst traf sein Sohn, der Knabe Karl, aus Aquitanien bei ihm ein. Mit diesem zugleich empfing er den, nun als Laien auftretenden Pippin, und schenkte ihm Grafschaften und Klöster in Aquitanien. Auch König Lothar kam nach dieser Insel im Monat August geeilt, um seinem Oheim Hülfe zu bringen. Und nachdem sie daselbst bis zum 23. September, ohne die Belagerung zu fördern, geweilt hatten, kehrten sie wieder nach Haus zurück.«¹⁶

Abgesehen von der praktischen Seite hatten die Niederlassungen auf Inseln, so etwa auf den atlantischen Inselgruppen der Orkneys und Hebriden um Schottland, auch außerhalb militärischer Operationen den Vorteil, nicht direkt in fremde Herrschaftsgebiete einzudringen, sondern sich zuerst an deren Peripherie zu etablieren. Es ist vielleicht bezeichnend, dass gerade im Falle von Schottland mit Ausnahme der Nordostecke Caithness der Großteil des Königreichs nie unter skandinavische Herrschaft fiel, während die Orkneys zu einem Earldom unter norwegischer Protektion wurden, die Herrschaft des Lord of the Isles in den Hebriden noch bis ins Spätmittelalter zwischen schottischen und norwegischen Ansprüchen oszillierte.

Die Taktik der kleinen Schritte

Die ersten Gruppen der Wikinger in Westeuropa Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts bestanden aus sehr kleinen Flotten, mitunter wohl nicht mehr als drei Schiffen (so *Anglo-Saxon Chronicle* s. a. 789); selbst

895 hören wir von Wikingerflotten wie der eines gewissen Hundeus (Hundr) in der Seine, die nur aus fünf Schiffen bestanden (*Annales Vedastini* s.a. 895), und auch die Angabe der *Annales Regi Francorum* zum Jahre 820 von einer Wikingerflotte von 13 Schiffe ist wohl exakt. Erst ab der Mitte des 9. Jahrhunderts beginnen die Annalen von Hunderten von Schiffen zu sprechen, Zahlen, die aber mehr von der Furcht der Franken als von realistischen Flottengrößen zeugen; Flotten von 200 oder gar 600 Schiffen sind jedenfalls auf Binnenwasserstraßen nicht nur unrealistisch, sondern auch höchst unpraktikabel, aber immerhin zeigen diese hohen Zahlen, dass es nun um deutlich größere Verbände ging, die die Möglichkeit des Zählens der einzelnen Fahrzeuge offenbar überstiegen.

Nicht nur handelte es sich anfangs um kleine Gruppen von Heerfahrern aus Skandinavien, sie kehrten auch noch lange Jahrzehnte jährlich nach Hause zurück, den alten Mustern von Handelsreisen folgend, wohl auch unsicher über den eigenen Erfolg, die Chancen einer Expansion oder die Stärke der Feinde; erst ab den 40er Jahren des 9. Jahrhunderts hören wir von den ersten Überwinterungen, wozu in Frankreich zuerst die genannte Niederlassungen auf der Ile de Noirmoutier 842 und 845 zu zählen sind und in England eine Überwinterung auf der Themseinsel Thanet um 850.

Nicht allein die militärische Expansion der Skandinavier im europäischen Westen belegt diese kleinschrittige Politik, sondern noch mehr die Kolonisation der nordatlantischen Inselgruppen: es dauerte über 100 Jahre, bis von ersten vereinzelt Niederlassungen in Nordirland (um 820), auf den Orkneys, Hebriden sowie Shetlands und Färöern die ersten Siedler um 870 nach dem erst seit 860 systematisch erforschten Island aufbrachen, und nochmals zwei weitere Generationen, bis die Insel weitgehend bevölkert war; Historiker haben sich nach den Gründen für diese langsame Expansion gefragt,¹⁷ weil die Färöer schon seit etwa 700 und Island seit ca. 790 in Europa bekannt waren, aber offenbar bestand aus verschiedenen Gründen damals noch nicht der gleiche Landbedarf wie im 9. Jahrhundert. Ein weiteres Jahrhundert verging dann, bis Ende des 10. Jahrhunderts auch Grönland besiedelt war, und dann nochmals eine Generation, bis in einer Serie von Expeditionen, niemals Landkontakt mit der kanadischen Küste verlierend, Vinland, das heutige Neufundland, erreicht war. Anhand der zweiten Vinlandexpedition, die Thorvald und Thorfinn Karlsefni nach der Darstellung der *Eiríks saga rauða* zwischen 1000 und 1020 mit drei Schiffen und 160 Personen unternahmen, lässt sich die Taktik der kleinen Schritte gut zeigen: über die grönländische Westsiedlung erreichte man Bjarney (»Bäreninsel«), von dort segelte man in zwei Tagen nach Süden nach Helluland, in zwei weiteren Tagen nach Markland, auf dem Weg nach Süden benannte man noch ein Kap als

Kjalarnes, dann die weiten und unwirtlichen Strände dort als Furðustrandir (»Wunderstrände«), bevor man Vínland erreichte: keine dieser Überfahrten dauerte länger als zwei Tage, dann konnten Schiffe und Mannschaften wieder aufeinander warten.

Diese Taktik der kleinen, fast zögerlichen Schritte spricht eine andere Sprache als das heute geläufige, von Tatendurst, Unbeherrschtheit und Todesverachtung geprägte Wikingerbild, aber wir dürfen nicht vergessen, dass bei der dünnen Besiedlung Skandinaviens, immer an der Grenze zur Subsistenzkultur, der Untergang eines Schiffes eine Katastrophe bedeutete und selbst der Tod weniger Männer das Überleben ganzer Bevölkerungsgruppen zu Hause in Westnorwegen massiv gefährden konnte.

Aber nicht nur die skandinavischen Kleinbauern waren vorsichtige Entdecker und Siedler, auch die schon feudal geprägten Normannen des 11. Jahrhunderts gingen bei ihrer Eroberung Süditaliens ausgesprochen vorsichtig zu Werke, worauf noch im Abschnitt über Verlustminimierung einzugehen sein wird. Die Taktik der kleinen Schritte – ein Dorf als Lehen hier, eine Burg als Bezahlung für Militärdienste da – führte aber im Süden mit erstaunlicher Geschwindigkeit zur Etablierung des normannischen Königreichs beider Sizilien.

Das Prinzip der Risikovermeidung und Verlustminimierung

Im 13. Jahrhundert klärt uns der altnorwegische Königsspiegel über das unternehmerische Prinzip der Diversifikation (also der Risikominimierung durch verteilte Anlegung) auf, wenn er dem Händler empfiehlt, ein Drittel des Profits in Gesellschaften neu zu investieren und zwei weitere Drittel möglichst weit gestreut in Anlagen und Beteiligungen zu verteilen,¹⁸ aber dieser Text stammt erst aus der Zeit nach 1260 und ist stark von hochmittelalterlichem Gedankengut geprägt.

Dennoch scheint die Verlustminimierung auch in der Wikingerzeit eine beträchtliche Rolle gespielt zu haben, wenn auch auf ganz andere Art, nämlich bei kriegerischen Auseinandersetzungen vor allem durch die Vermeidung der (eigenen) Lebensgefahr. Gerade die fränkischen Annalen erwecken zwar keineswegs den Eindruck, dass es an Kämpfen zwischen Franken und Wikingern mangelte, aber ein genauerer Blick zeigt, dass die Skandinavier offene Feldschlachten häufig vermieden und selbst im Feindesland – unter Umgehung der feindlichen Armee – eine Art von Guerillataktik anwandten, um das Heer der Karolinger lieber von seiner Versorgung abzuschneiden, so wie von Regino von Prüm für das Jahr 891 beschrieben:

»Doch ehe sich das Heer an dem verabredeten Orte bei der Feste Maastricht sammeln konnte, setzten die Normannen flussaufwärts bei Lüttich über die Maas, lassen die feindlichen Scharen in ihrem Rücken und zerstreuen sich in den Wäldern und Sümpfen in der Nähe der Pfalz Aachen; sie töten alle, die ihnen in die Hände fallen, und nehmen sehr viele Wagen und Karren weg, auf denen dem Heer Lebensmittel zugeführt wurden. Als das Gerücht hievon zum Heere drang, welches gerade an dem Tage der Geburt des hl. Johannes des Täufers fast vollständig beisammen war, ergriff nicht sowohl Zagen als vielmehr lähmendes Entsetzen die Gemüter aller.«¹⁹

Es unter ungünstigen Umständen auf eine Feldschlacht ankommen zu lassen, galt also als äußerst unklug, und wir hören in etlichen Fällen, dass sich Wikinger in ihren Lagern, aber auch eroberten fränkischen Burgen und Kirchen verschanzten, wenn die Aussichten für einen Sieg schlecht standen.

Noch extremer dürften sich die wenigen, ab 1017 in Süditalien operierenden normannischen Ritter verhalten haben, bei denen sich mitunter der – sicherlich nicht ganz richtige – Eindruck aufdrängt, sie hätten den Kampf gerne vermieden, ihre massive Kampfeskraft aber so taktisch klug an den jeweils Höchstbietenden verkauft, dass Kämpfe zumindest theoretisch unnötig wurden, weil die kleinen Heere der süditalienischen Stadtstaaten zum Kampf gegen die normannischen Söldner überhaupt gar nicht erst antreten konnten oder wollten. Die einzige Großmacht, die sich auf solche Kämpfe einlassen konnte, war das seine letzten Besitzungen in Apulien verteidigende Byzanz, das in seinen Truppen sowohl in Süditalien als auch in Sizilien selbst Wikinger einsetzte, nämlich die legendäre, nur aus Skandinavien bestehende Warägergarde der byzantinischen Kaiser. Die ersten normannischen Ritter zogen als Unterstützung des langobardischen Aufstands 1017 nach Süditalien, und zwar ausdrücklich als Söldner; binnen weniger Jahre waren sie im Dienst der – schließlich unterlegenen – Langobarden, der Städte Capua, Salerno, Benevento, Gaeta, Aversa und Neapel sowie des römisch-deutschen Kaisers, des byzantinischen Kaiserreichs, des Klosters Monte Cassino und des Papsts gestanden und hatten schon 1022 den Ruf, dass sie *»had in fact already mastered the art of being on the winning side«* (»[...] dass sie die Kunst beherrschten, auf der Seite der Gewinner zu sein«).²⁰ Der Beweis dafür stellte sich 1030 ein, als ein Normannenführer namens Rainulf die Stadt Aversa zwischen Capua und Neapel als Lehen bekam, dazu die Hand einer Prinzessin von Gaeta. Als diese 1034 starb, ergab die nächste Ehe eine ausgezeichnete Gelegenheit zum Seitenwechsel zugunsten von Capua, wieder mit Zugewinnen an Land und Macht.

Hier drängt sich der Vergleich mit der Karriere des Wikingerführers Rollo (Hrólfr) auf, der wie viele andere skandinavische Söldnerführer vor ihm 911 die Verteidigung der Normandie übernommen hatte, dafür Teile als Lehen zugesprochen bekam, aber sich klugerweise schon im Jahre 912 taufen ließ, eine Prinzessin zur Frau bekam, bis er 933 die ganze Normandie zurückeroberte und damit den Grundstein für die Verleihung der Herzogswürde an seinen Enkel (um 1006) legte. Dieser Vorgang resultierte damit in der nachhaltigsten wikingischen Eroberung überhaupt.

Seitenwechsel nach bestem Gebot

Im Frankenreich und im England des 9. und 10. Jahrhunderts – und dann eben besonders erfolgreich in Süditalien im 11. Jahrhundert – gelang es den Wikingern bzw. Normannen, mit einem Minimum an persönlichem Risiko ein Maximum an finanziellem Ertrag aus einer komplexen politischen Situation zu ziehen, die geprägt war durch massive Konflikte innerhalb ihrer Gegner und welche die Wikinger zum Einsatz im Dienste jeweils einer der beiden Gruppen qualifizierte, meistens aber beider Seiten. Dies führte dazu, dass Wikinger in vielen Phasen ihrer Expansion auf beiden Seiten von Konfliktsituationen zu finden waren, aber nicht unbedingt gleichzeitig; dies gilt nicht nur für die erwähnte Situation in Süditalien, als die Warärggarde im byzantinischen Dienst gegen die normannischen Ritter auf Seiten der westlichen Allianzen dem byzantinischen General Basil Boioannes zu seinen Erfolgen verhalf. Auch in Irland bei der berühmten »Briansschlacht«, der Schlacht von Clontarf, am Karfreitag 1014 standen Skandinavier auf beiden Seiten: Wikinger aus Irland und der Isle of Man auf Seiten des siegreichen Königs Brian von Munster – der aber ums Leben kam – norwegische Wikinger und solche aus Dublin, Man und den Orkneyinseln auf Seiten des Heeres von Leinster, die hier letztmalig und vergeblich versucht hatten, noch einmal größeren politischen Einfluss in Irland zu gewinnen.²¹ König Sigtrygg Seidenbart, der wikingische Herrscher von Dublin, nahm dagegen mit seinem Heer an der nur wenige Kilometer entfernten Schlacht gar nicht erst teil.

Im Frankenreich gehörten die schon genannten Versuche der Könige, Wikingerbanden als Verteidigung gegen andere Wikinger anzuheuern, im 9. Jahrhundert zur Tagesordnung. Um 850 nahm Pippin in Aquitanien im Bürgerkrieg mit Karl dem Kahlen die auf der Garonne und um Toulouse plündernden Wikinger in seine Dienste, und der zwischen 850 und 873 unter Ludwig und Lothar als Heerführer, Lehnsmann in Friesland, Verräter und Gegner agierende dänische Anführer Horik gewann beinahe den

legendären Ruf als »Galle der Christenheit«.²² Typisch für die Ineffizienz der Schutzgeldzahlungen an Wikinger im Frankenreich können die beiden Wikingerheere unter Weland und Hasting auf der Seine im Jahre 861 angeführt werden, die Karl der Kahle gegeneinander ausspielen wollte. Karl der Kahle bot dem wikingischen Söldnerführer Weland an, dass dieser mit über 100 Schiffen gegen Zahlung von 5.000 Pfund Silber und der Stellung von Lebensmitteln die Belagerung der auf der Insel Oscellus verschanzten Wikinger unter Hastein und Bjorn übernehmen solle. Weland nahm zwar das Geld, die solchermaßen Belagerten ließen es jedoch auf keinen Kampf mit anderen Wikingern ankommen, sondern arrangierten durch eine weitere Zahlung Hastings an Weland in Höhe von 6.000 Pfund Silber aus Teilen ihrer Beute (!) einen freien Abzug; in der Folge schlossen sich beide Heere zusammen und überwinterten allesamt im Tal der Seine.²³

Punkte des schwächsten Widerstands

Es wurde schon eingangs erwähnt, dass gerade in den ersten Jahrzehnten der wikingischen Überfälle in Irland, England und Schottland Klöster Ziele der Plünderungen waren, während von Angriffen auf Städten noch keine Rede ist. Dies lag sicherlich nicht zuletzt an den schon genannten Küstenverteidigungsmaßnahmen, die König Offa von Mercia 792 in England und Kaiser Karl der Große ab 810 im Frankenreich vornehmen ließen.²⁴ Klöster dagegen boten, unbefestigt wie sie zu dieser Zeit waren, eine leichte Beute und nur sehr geringes Risiko. Es muss aber dezidiert davor gewarnt werden, die Angriffe auf Klöster und Kirchen als religiös motiviert zu betrachten, da der Konflikt Heidentum – Christentum von den Skandinaviern bis Ende des 10. Jahrhunderts kaum als solcher wahrgenommen wurde. Vielmehr war es wiederum die Minimierung des Risikos, welche die Skandinavier mit ihren ja relativ kleinen Gruppen von Kämpfern bewog, sich diese an Schätzen und Wein reichen Objekte vorzunehmen. Es ist sogar fraglich, ob die Skandinavier solche unverteidigten Klosteranlagen, noch dazu auf vorgelagerten Inseln, anfangs auf Grund ihrer Verwundbarkeit nicht sogar als Erweiterung des Rechtes auf »strandhögg« (also des legitimen Schlachtens von frei weidendem Vieh in Küstennähe zur eigenen Versorgung) betrachtet haben könnten, da unverteidigtes fremdes Eigentum in Küstennähe von diesem Rechtsdenken her geradezu zur Mitnahme aufforderte.

Wir hören von keinem einzigen Fall, dass unter Karl dem Großen die durch Forts, Garnisonen, Schiffe und sogar Sperrketten geschützten Flussmündungen des Frankenreichs direkt angegriffen wurden, obwohl

die Angriffe auf Friesland bereits vor 810 massiv waren.²⁵ Sobald diese Garnisonen aber aufgegeben worden waren, bestand der einzige Schutz der Flussläufe dann im Landesinneren in den Landheeren, welche die Wikinger im Regelfall mit ihren Schiffen entweder völlig umgehen oder ihnen nach Belieben entkommen konnten,²⁶ – und in den Schiffen der Verteidiger, die aber, vom Typ des Prahms oder des Utrechter Handelsschiffs, für kriegerische Zwecke völlig ungeeignet waren.²⁷ Nur die Friesen als Händler dürften, in Form kleinerer (Segel-?)Schiffe, halbwegs brauchbare Schiffe besessen haben, mit denen sie in der Lage waren, den Wikingern Schaden zuzufügen.

»Die Friesen, die Destarbenzon (Einwohner des Gaus Testerbant) heißen, kamen auf ganz kleinen Schiffen, wie ihre Gewohnheit ist, herangefahren und begannen sie im Rücken anzugreifen.«²⁸

Dort, wo die fränkischen Grafen den königlichen Auftrag erhielten, mit ihnen unvertrauten Booten gegen Wikingerflotten vorzugehen, kam es zu Katastrophen für die Verteidiger, die dabei Eigentum und Leben verloren, ohne dass für die Wikinger ein allzu großes Risiko bestand, solange sie sich auf ihren Schiffen aufhielten. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte vom Überfall auf Stade im Jahre 994, als die Wikinger offensichtlich tagelang mit ihren Geiseln, feierend und sich am erbeuteten Wein berauschend, auf ihren Schiffen lagerten, aber innerhalb der Stadt beim Eintreiben des Lösegelds und dabei auftretenden Verzögerungen eine deutliche Nervosität an den Tag legten:

»Die Feinde aber, die ihm nachsetzten, drangen in eine Burg in der Nähe des Ufers, Namens Stethu (Stade), ein, und suchten ihn eifrig an den verborgensten Orten, und als sie ihn nicht fanden, raubten sie den Weibern die Ohrringe und kehrten ergrimmt zurück.«²⁹

Solidarität und Gütergleichheit in der Gruppe

Von ganz anderer Art als diese Kampf- und Überlebensstrategien ist die folgende Beobachtung, die aber sicherlich einen wesentlichen Teil zum Erfolg wikingischer Operationen beitrug, nämlich die förmlich beedete Solidarität unter den Schiffsmannschaften, welche für Händler und Krieger gleichermaßen gegolten haben dürfte und bis über den Tod hinaus reichte.

Die Organisationsform dieser Zusammenschlüsse war das *félag* (ursprüngl. und wörtlich: »Gütergemeinschaft«), wobei es nicht notwendig ist, zwischen militärischen und ökonomischen Zwecken zu trennen, wie das früher geschah,³⁰ denn es ist naheliegend, dass die Funktion des genossenschaftlichen

Zusammenschlusses für beide Zwecke recht ähnlich war: »félagar waren Männer, die Teile ihrer beweglichen Habe (Geld, Lebensmittel, Handelswaren, Schiffsausrüstung u.ä.) zu einem gemeinsamen Kapital zusammenlegten, das einem gemeinsamen Handelsunternehmen mit anteilmäßigem Gewinn und Risiko dienen sollte.«³¹ Diese ökonomischen Voraussetzungen aber galten ja auch für militärische Wikingerfahrten, »wobei neben der Akkumulation von Investitionskapital und der Risikoaufteilung noch die Sorge für die Hinterbliebenen, die Rachepflicht und nicht zuletzt die Verantwortung für die Memoria genannt werden müssten.«³² Die über den Tod hinaus dauernde Solidarität manifestiert sich in den Fällen, wo Runensteine für Gefallene nicht von einem Familienmitglied, sondern von anderen Mitgliedern der Fahrgemeinschaft gesetzt wurden, was wohl Teil der Abmachung gewesen sein muss: »*in any case we can expect mutual promises to ensure that an appropriate memorial would be erected when the time came*« (»auf jeden Fall können wir mit gegenseitigen Versprechen rechnen, die sicherstellen sollten, dass ein angemessenes Grabmal errichtet würde, wenn es so weit kommen sollte«.³³

Neben diesen »versicherungstechnischen« Aspekten des félag spielte aber wohl der ökonomische Aspekt der vorher vereinbarten gerechten Aufteilung des Profits aus Handelsgewinn oder Beute die wesentlichste Rolle für den erfolgreichen und intern friedlichen Verlauf wikingischer Operationen. Schon vorab wurde vereinbart, nach welchem Schlüssel jeglicher Gewinn verteilt würde, und dieser Schlüssel richtete sich einerseits nach dem Grad der Verantwortung an Bord (also mehr für Steuermann und Stevenmann), andererseits nach der Höhe der ursprünglich getätigten Investition bei Bau und Ausrüstung des Schiffes. Um nun eine gerechte Aufteilung der Beute zu garantieren, war es notwendig, diese zuerst zentral zu sammeln, »zur Stange zu bringen«, wie die so genannten (aber erst aus dem 13. Jahrhundert stammenden und literarisch überformten) »Wikingeresetze« es nennen:

»Alles, was sie auf Heerfahrten erbeuteten, sollten sie zur Stange bringen, minderes oder größeres Gut, das Geldeswert hätte. Und wenn einer das nicht getan hätte, so sollte er fort müssen.«³⁴

Derartige Verteilungsregeln sowie die hier genannte Sanktionierung abweichenden Verhaltens konnten garantieren, dass es nicht von vornherein zu Streitigkeiten, zum Recht des Stärkeren und damit zur Auflösung der wichtigen Funktionsstrukturen innerhalb einer Schiffsmannschaft kam.

Maximale Öffentlichkeitsarbeit

Kein anderes Volk des europäischen Frühmittelalters hat so umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit geleistet wie die Wikinger, die von dieser Politik bis zum heutigen Tage zehren, da sie einen besseren Ruf genießen, als es auf Grund ihrer rein objektiven Handlungen zu erwarten wäre.

Dieser ›Gute Ruf‹ und die Bereitschaft, etwas dafür zu tun, hat etwas mit den eher dürftigen Jenseitserwartungen des heidisch-germanischen Polytheismus zu tun, in dem es keine dezidierten Vorstellungen von einem ewigen Nachleben im Jenseits gab, wogegen der dem Toten gebliebene gute Ruf eine ganz wichtige Stellung einnahm, denn nur dadurch konnte die Erinnerung an ihn – und damit sein irdisches Nachleben – aufrecht erhalten werden.³⁵

Der gute Ruf konnte nun meines Erachtens auf dreierlei Arten erreicht werden, nämlich erstens durch erwähnenswerte Großtaten, zweitens durch sich rasch über die *fama* verbreitende abschreckende Handlungen und drittens durch ostentativ zur Schau gestellten Reichtum (samt großzügigem Verhalten), der den Ruf eines Menschen schon zu Lebzeiten verbreiten konnte.

Was erstens die Großtaten anlangt, so ist es keineswegs überraschend, wenn es den heidnischen wie den – nach der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts – schon teilweise christianisierten Wikingern sehr wichtig war, dass über sie Geschichten erzählt wurden, besonders natürlich solche, die ihre Fahrten und Taten in einem guten Licht präsentierten, da solche Geschichten die Erinnerung an die Menschen sowohl in Form von mündlichen Erzählungen, vielleicht auch Liedern, und schließlich auf den die Zeiten überdauernden Monumenten der Runensteine bewahrt blieben. Um solche Geschichten erzählen zu können, war es notwendig, die dafür erforderlichen erzählenswerten (altnord. *söguligr*, »Saga-tauglich«) Taten zu setzen, auch wenn »kleinere Großtaten« literarisch wirksam aufgebauscht werden konnten, womit aber die Wikinger nicht allein waren: Das althochdeutsche *Ludwigslied* feiert überschwänglich einen höchst peripheren Schlachtenerfolg Ludwigs des Jüngeren gegen eine Wikingervertruppe bei Saucourt 881, der aber in den historischen Quellen kaum einen Niederschlag gefunden hat und politisch ohne jegliche Konsequenz blieb.³⁶

Spezifisch wikingisch scheint mir dagegen die Tendenz, Aktionen ausschließlich deswegen zu starten, um damit (Nach-)Ruhm zu erwerben; dies ist eine dem Wunsch christlicher Missionare nach dem Martyrium nur äußerlich verwandte Motivation, und lässt sich von dieser schon allein wegen des keineswegs zu belegenden Todeswunsches der heidnischen

Wikinger trennen. Eine bekannte Geschichte des 9. Jahrhunderts mag dies exemplifizieren:

»Nach der schon geschilderten sinnlosen Vergeudung einer Sondersteuer durch Karl den Kahlen 960 zur Bezahlung der Wikingertruppe des Weland brachen im selben oder darauffolgenden Jahr die zwei, zuvor auf der Seineinsel lagernden Wikingerführer Hastings (wohl für altnord. Hásteinn) und Björn Eisenseite zu einer der spektakulärsten Abenteuerfahrten der Wikingerzeit auf: sie beschlossen, nur um des Ruhmes willen Rom zu erobern. »Mit 62 Schiffen, so die Annalen, sei das von Oissel abgezogene Dänenheer unter Björn Eisenseite und Hástein nach Süden gesegelt. Nachdem sie die spanische Küste entlang gesteuert war, habe die Flotte den Fluss Guadalquivir aufwärts befahren, dort aber im Kampf gegen die Mauren eine Niederlage hinnehmen müssen. [...] Die Flotte durchfuhr dann die Meerenge von Gibraltar, plünderte Algeciras, und wandte sich anschließend der nordafrikanischen Küste zu, wo man plünderte und schwarze Sklaven machte, die man in typisch mittelalterlicher Manier als Souvenirs nach Hause mitbrachte, wie sogar irische Quellen vermerken. Danach begaben sich Björn und sein Heer wieder gen Norden und verheerten die Küste bei Murcia und die Balearen, bevor man auf einem der Inselchen vor der Camargue in der Nähe der Rhonemündung Winterquartier bezog. Obwohl ihre Schiffe zu diesem Zeitpunkt schon mit Beutegut überfüllt waren, plünderten sie nicht zuletzt zur Verproviantierung in Südfrankreich bis Arles, Nîmes und Valence, bevor sie dem Widerstand der Franken weichen mussten. Im Frühling des zweiten Jahres segelten sie die Côte d'Azur entlang nach Italien, wo sie zunächst Pisa einnahmen. Den fränkischen Annalisten zufolge – die hier wohl in ihrer Verachtung der intellektuellen Fähigkeiten der Wikinger die Wahrheit biegen mögen – habe das Heer jedoch irrtümlich die gut befestigte Stadt Luna für Rom gehalten und mit Hilfe einer List eingenommen. Demzufolge hätten die Wikinger vorgetäuscht, ihr Anführer Hástein sei gestorben und habe um ein christliches Begräbnis gebeten. Nachdem aber der ›Leichnam‹, eskortiert von einem Gefolge der Wikinger, in die Kirche überführt worden war, sei der vermeintlich Tote plötzlich aufgesprungen; auf einmal hätten auch seine Begleiter die Waffen gezogen und erst den Bischof, dann die übrigen Bewohner der Stadt erschlagen und diese geplündert. Dieselbe Geschichte wird noch 200 Jahre später als eine von mehreren Episoden über einen Kriegszug Haralds des Harten in Sizilien erzählt (Snorri, *Heimskringla*, *Haralds saga Sigurðarsonar*, Kap. 10), ist aber deswegen keineswegs authentischer. Auch Angaben

über weitere Reisen ins östliche Mittelmeer sind unbestätigt, wogegen Dudo und Benedict darin übereinstimmen, dass die Flotte im Jahre 861 in der Straße von Gibraltar in einem Gefecht mit einer maurischen Einheit geschlagen wurde, jedoch in den Atlantik entkommen konnte. Dennoch plünderten sie noch Pamplona im Königreich Navarra und sind 862 wieder an der Loire: zwar nur mehr mit einem Drittel der ursprünglichen Flotte, aber mit reichen Schätzen, den gefangenen Afrikanern und umgeben von einer Aura des Ruhmes.³⁷

Die Geschichte wird ansatzweise auch in den fränkischen Reichsannalen greifbar, ausgestaltet aber bei den Normannenhistorikern Dudo von St. Quentin und später Benedikt von St. Maur erzählt und, mit deutlich verändertem Personeninventar, noch in der isländischen *Saga af Ragnars sonum* (»Saga von den Söhnen Ragnar loðbroks«) neu gestaltet. Hieran lässt sich verdeutlichen, dass die mitunter für das 18./19. Jahrhundert konstatierte Mythisierung wikingischer Vergangenheit³⁸ nicht nur schon im Hochmittelalter in den isländischen Sagas³⁹, sondern schon in der Wikingerzeit selbst ihren Anfang nahm, weil diese schon ein eigenes, von den späteren Rezeptionsphasen der Nachfahren noch ganz unbeeinflusstes eigenes Interesse an der Legendenbildung über die Heldentaten der Wikinger hatte.

Der zweite wichtige Aspekt der wikingereitlichen PR ist der der Abschreckung; wir hören wiederholt, dass Geiseln zum Zwecke der Abschreckung zum Teil extrem verstümmelt wurden, Thietmar von Merseburg spricht in seiner Darstellung der Ereignisse von Stade von 994 ausdrücklich davon, dass die Wikinger über die Flucht einer Geisel zornig wurden »und so schnitten sie am nächsten Morgen dem Geistlichen und meinem Neffen, so wie allen übrigen Geiseln Nasen, Ohren und Hände ab, und warfen sie über Bord in den Hafen«, ⁴⁰ Verstümmelungen, an denen einige der Geiseln noch Wochen später starben. Eine noch drastischer Form der Abschreckung nahm eine wikingische Truppe auf der Seine im Jahre 845 vor, als einer der beiden Truppenteile Karls des Kahlen auf einer Seite der Seine aufgerieben wurde und die gegenüber lagernde Truppenabteilung hilflos zusehen musste, wie die Wikinger 111 Gefangene auf der Seineinsel erhenkten. Allerdings ist die Geschichte des früheren Mittelalters voll von derartigen Maßnahmen, sodass hier nicht unbedingt ein spezifisch skandinavischer Wesenszug vorliegt. Jedenfalls waren die christlichen Westeuropäer genauso rasch bereit, ihre Opfer zu blenden oder zu verstümmeln wie die Skandinavier, und es gilt für das ganze, nicht nur das frühe Mittelalter, wenn gesagt wird: »Dass ein Heer Schrecken verbreite, dies sogar ein militärischer Vorteil sei, war im

Mittelalter ein vertrauter Gedanke.«⁴¹ Allerdings mag es bezeichnend sein, wenn für diese zweifellos richtig Behauptung ausgerechnet die Geschichte eines Italo-Normannen als Beispiel gebracht wird; dabei handelt es sich um die in der Kreuzfahrerchronik des Wilhelm von Tyrus überlieferte Geschichte des Normannenführers Bohemund von Tarent, der bei der Belagerung Antiochias durch das Kreuzfahrerheer 1098 einige gefangene Türken hinrichten, braten und würzen ließ, als wolle man sie verspeisen (was er auch öffentlich verkünden ließ), und zwar ausdrücklich mit der Absicht, mit dieser Ankündigung andere Spione abzuschrecken, was offenbar auch funktionierte, denn diese verließen aus Angst vor einem derartigen Schicksal schleunigst das Kreuzfahrerlager.⁴²

Drittens ist ein auffälliger Zug wikingerzeitlicher »PR« zu erwähnen, der allerdings nur vereinzelt in archäologischen Quellen der Zeit und dann erst wieder in späteren skandinavischen literarischen Quellen greifbar wird, nämlich ein dezidierter Hang zur Schaustellung des eigenen Reichtums, der bis hin zur billigen Angeberei reicht, und der sowohl in Kleidung, Waffen als auch in der Ausstattung des liebsten Besitzes, also der Schiffe hervortritt. Die in einem archäologischen Fund teilweise bewahrte und rekonstruierte Kleidung eines Häuptlings von Mammen in Jütland ist außerordentlich farbenprächtig und reich dekoriert,⁴³ die anderen – seltenen – Funde von wikingerzeitlicher Prunkkleidung haben die Textilhistoriker veranlasst, für die Wikinger geradezu eine Imitation der karolingischen Hoftracht zu konstatieren; Gelegenheit zur Beobachtung dieser Hofkleidung boten die zahlreichen dänischen Gesandtschaften an die Pfalzen der Karolinger ja genug. Auch wenn die Quellen historisch suspekt sind, so liefern aber noch die isländischen Sagas des 13. Jahrhunderts ein Stimmungsbild von dem Eindruck, den die Vorfahren vor 200 Jahren mit ihrer Kleidung erwecken wollten:

»Als sie zu ihnen [den Wikingern] kamen, stand ein Mann auf dem Drachenschiff auf und trat an den Bordrand. Er trug einen scharlachroten Mantel und eine blaue Kapuze darüber, auf dem Haupt trug er eine mit Bändern verzierte Haube.«⁴⁴

Sinn dieser extravaganten Kleidung war es, den eigenen Reichtum – und damit auch die potenzielle Kampfkraft als Wikinger – möglichst offen zur Schau zu tragen.

Noch deutlicher konnte man dies an Hand der Schiffe exemplifizieren, deren Steven nicht nur mit Schnitzwerk verziert wurden wie beim Osebergsschiff, sondern die auch zusätzlich vergoldet werden konnten (davon dann ein Schiffsname wie *Gullbringa*, »Goldbrust«),⁴⁵ während die Schiffsrümpfe

selbst mitunter auch in unterschiedlichen Farben bemalt wurden, wobei extremste Form wohl Goldverzierungen (oder sogar Vergoldungen?) der Bugpartien anzusehen sind, wie sie skaldische Metaphern (so genannte *Kenningar*) des 11. Jahrhunderts nahelegen scheinen.⁴⁶ Dazu kamen Wimpel und vergoldete metallene Standarten, welche die Jahrhunderte, umgewidmet zu Windfahnen auf Kirchendächern, in ihrem ganzen Prunk überdauerten. Die beste Möglichkeit, weil leicht auszuwechseln und darüber hinaus auch noch am weitesten hin sichtbar, bot die Prunkentfaltung bei den Segeln der Schiffe, die nicht nur aus unterschiedlich gefärbten Bahnen zu gestreiften Mustern zusammengenäht wurden, sondern auch mit Borten und selbst – wohl eher unpraktisch – mit Pelzwerk besetzt werden konnten.

Wie sehr man sich etwas auf das Aussehen der Schiffe zugute hielt, und wie wichtig das spektakuläre Aussehen erst einer ganzen Flotte für die Fürsten war, zeigt selbst eine nachwikingerzeitliche Anekdote wie die von König Sigurd dem Jerusalemfahrer, der auf dem Rückweg vom Heiligen Land im Jahre 1111 zwei Wochen in Kleinasien vor Kap Malea vor Anker wartete, um schließlich mit Halbwindkurs in Byzanz einlaufen zu können, wobei die Vor- und Achterliken der Segel mit kostbaren Stoffen besetzt gewesen sein sollen; die Flotte segelte dann in Kiellinie so knapp beieinander, dass die Segel vom Land her wie eine Mauer gewirkt hätten, was sicherlich den von Sigurd beabsichtigten imponierenden Eindruck hinterlassen musste.⁴⁷

Wikingische Strategien?

Es ließe sich natürlich fragen, wie sehr die genannten Strategien einfach Überlebensstrategien des europäischen Frühmittelalters überhaupt wiedergeben oder politische Verhaltensmuster reflektieren, die sich in ganz West- und Nordeuropa von der Völkerwanderungszeit zum Frühmittelalter gemeinschaftlich herausgebildet haben. Die erwähnten Tendenzen zur ›Publicity‹ (auch) bei den Franken – ebenso wie die abschreckenden Grausamkeiten, die wir in ähnlicher Form auch für andere *gentes* berichtet bekommen – könnten auf eine solche weitere Gültigkeit dieser Strategien hinweisen.

Andererseits sind jedoch bestimmte Verhaltensmuster in den Quellen so dezidiert mit dem Auftreten von Wikingern und Normannen konnotiert, dass wir hier sicherlich nicht zu Unrecht von spezifisch wikingischen Strategien sprechen können, ganz besonders im Bereich der extremen Flexibilität mit etwaigen Bündnispartnern bzw. Auftraggebern für Söldnertruppen, aber auch was die Organisationsform des *félag* als Grundlage der Fahrgemeinschaft anlangt.

Alles in allem entsprechen die kühle Abschätzung politischer Lagen, verbunden mit der klugen Einschätzung schlechter Ausgangspositionen, gepaart mit dem die Opfer in Schrecken versetzenden Überraschungsangriffen und selbst Guerillataktiken so gar nicht dem gängigen Wikingerbild von völlig unbeherrschten, meist betrunkenen, streitsüchtigen und vor allem todesverachtenden dümmlichen Raufbolden. Hier, wie auf anderen Bereichen mittelalterlicher Lebenswirklichkeit, ist also dringend eine Entmythologisierung wenigstens auf der wissenschaftlichen Ebene von Nöten.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Simek 2004a und Simek 2005, sowie schon früher, wenn auch verkürzend: Boyer 1994, 67-97.
- ² Wietrzichowski 1993.
- ³ Vgl. Simek 2004a, 9f.
- ⁴ DeVries 1977, 662f.
- ⁵ Eickhoff 2004, 51f.
- ⁶ Crumlin-Pedersen/Olsen 2002 173 und 183f.
- ⁷ Damgård-Sørensen 2006, 9.
- ⁸ Van de Moortel 2004, 39ff.
- ⁹ *Annales Bertiniani*, s.a. 863; *Annales Xantenses* s.a. 864.
- ¹⁰ Vgl. Magnusson 1973, 22.
- ¹¹ *Annales Bertiniani*, s.a. 843.
- ¹² Harbison 1977, 216f.
- ¹³ Harbison 1977, 243.
- ¹⁴ *Annales Bertiniani*, s.a. 863.
- ¹⁵ Simek 1999, 51.
- ¹⁶ *Annales Bertiniani*, s.a. 858.
- ¹⁷ Jones 1973, 273.
- ¹⁸ Königspiegel Kap. 4; vgl. Rudolf Meißner (Üb.): Der Königspiegel – Konungsskuggsjá, Halle 1944, 40.
- ¹⁹ Regino von Prüm: *Chronicon*, s.a. 891.
- ²⁰ Norwich 1992, 36ff.
- ²¹ Jones 1973, 396f.
- ²² »Ruorich, fel Christinitatis« (*Annales Xantenses*, s.a. 873).
- ²³ *Annales Bertiniani*, s.a. 861.
- ²⁴ Dazu grundlegend: Eickhoff 2004, 51ff.
- ²⁵ *Annales regni Francorum*, s.a. 810; Einhard: *Vita Karoli Magni*, cap. 14.
- ²⁶ *Annales Bertiniani*, s.a. 863.
- ²⁷ Van de Moortel 2004, 39ff.
- ²⁸ *Annales Fuldenses*, s.a. 885.
- ²⁹ Thietmar von Merseburg, *Chronicon*, IV,16.
- ³⁰ Vgl. die Diskussion bei Ruprecht 1958, 69f.

- ³¹ Ruprecht 1958, 69.
- ³² Simek 2004b, 176.
- ³³ Sawyer 2002, 62.
- ³⁴ *Jomsvíkinga saga* cap. 7 (Thule 19, 405).
- ³⁵ Vgl. dazu ausführlicher Simek 2000, 255-267.
- ³⁶ Nur in den *Annales Vedastini*, s.a. 881.
- ³⁷ Simek 1999, 35f.
- ³⁸ vgl. Haavardsholm 2004.
- ³⁹ Vgl. Simek 2000, 99-110 und Simek 2001, 9-25.
- ⁴⁰ Thietmar von Merseburg, *Chronicon*, IV, 16.
- ⁴¹ Hehl 2007, 16.
- ⁴² Wilhelm von Tyros, *Chronicon* IV, 23; hier zitiert nach nach Hehl 2007, 15.
- ⁴³ Vgl. Iversen/Näsman/Vellev 1991.
- ⁴⁴ *Svarfdæla saga*, Kap. 5: Jónas Kristjánsson (Ed.): *Eyfirdinga sôgur*, Reykjavík 1956 (= ÍF 9), 136).
- ⁴⁵ Simek 1982, 112.
- ⁴⁶ Vgl. dazu zuletzt knapp Jesch 2001, 147.
- ⁴⁷ *Sigurðar saga Jórslafara* (Kap. 11f), verfasst vom Isländer Snorri Sturluson als Teil seiner norwegischen Königsgeschichte *Heimskringla* um 1230.

Literatur

- Boyer 1994 = Boyer, Regis: Die Wikinger, Stuttgart 1994.
- Crumlin-Pedersen/Olsen 2002 = Crumlin-Pedersen, Ole/Olsen, Olsen (Eds.): *The Skuldelev Ships I*, Roskilde 2002.
- Damgård-Sørensen 2007 = Damgård-Sørensen, Tinna: Projekt: Fuldbloed på havet. Forsøgsreisen. Projektbeskrivelse, Roskilde 2007
- DeVries 1977 = DeVries, Jan: *Altnordisches etymologisches Wörterbuch*, 2. Aufl. Leiden 1977.
- Eickhoff 2004 = Eickhoff, Ekkehard: Maritime Defence of the Carolingian Empire, in: Simek, Rudolf/Engel, Ulrike (eds.): *Vikings on the Rhine. Recent Research on Early Medieval Relations between the Rhinlands and Scandinavia*, Wien 2004, 51-64.
- Haavardsholm 2004 = Haavardsholm, Jørgen: *Vikingtiden som 1800-tallskonstruksjon*, Oslo 2004.
- Harbison 1977 = Harbison, Peter: *Guide to the National Monuments of Ireland*, New ed., Dublin 1977.
- Hehl 2007 = Hehl, Ernst-Dieter: Terror als Herrschaftsmittel des früh- und hochmittelalterlichen Königs, in: Gerok-Reiter, Annette u.a. (Hg.): *Angst und Schrecken im Mittelalter* (= *Das Mittelalter* 12.1), Berlin 2007, 11-23.
- Iversen/Näsmann/Vellev = Iversen, Mette/Näsman, Ulf/Vellev, Jens (Hg.): *Mammen. Grav, kunst og samfund i vikingetid*, Højbjerg 1991
- Jesch 2001 = Jesch, Judith: *Ships and Men in the Late Viking Age. The Vocabulary of Runic Inscriptions and Skaldic Verse*, Woodbridge 2001
- Jones 1973 = Jones, Gwyn: *A History of the Vikings*, London 1973.
- Krause 2006 = Krause, Arnulf: *Die Welt der Wikinger*, Frankfurt am Main 2006.

- Magnusson 1973 = Magnusson, Magnus: Viking Expansion Westwards, London u.a. 1973.
- Norwich 1992 = Norwich, John Lulius: The Normans in Sicily, London 1992.
- Ruprecht 1958 = Ruprecht, Arndt: Die ausgehende Wikingerzeit im Lichte der Runeninschriften (= Palaestra 224), Göttingen 1958.
- Sawyer 2001 = Sawyer, Peter (Hg.): Die Wikinger. Geschichte und Kultur eines Seefahrervolkes, Stuttgart, 2. Aufl. 2001.
- Sawyer 2002 = Sawyer, Birgit: The Viking-Age Rune-stones. Custom and commemoration in Early Medieval Scandinavia, Oxford 2002.
- Sawyer/Sawyer 2002 = Sawyer, Birgit und Peter: Die Welt der Wikinger (= Die Deutschen und das europäische Mittelalter), Berlin 2002.
- Simek 1982 = Simek, Rudolf: Die Schiffsnamen, Schiffsbezeichnungen und Schiffskennningar im Altnordischen, Wien 1982.
- Simek 1999 = Simek, Rudolf: Die Wikinger (= Reihe Beck Wissen), München 1999, 4. Aufl. 2005.
- Simek 2000a = Simek, Rudolf: Gloria – Memoria – Historia. Zu Berühmtheit und Erinnerung als Kern von Geschichtsdenken und Sagaschreibung, in: Beck, Heinrich/Ebel, Else (Hg.): Studien zur Isländersaga. Festschrift für Rolf Heller (= Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 24), Berlin/New York 2000, 255-267.
- Simek 2000b = Simek, Rudolf: Nur ein toter Wikinger ist ein guter Wikinger. Zur Aktualität von Wikingerzeit und *Landnámssöð* in den *Íslendingasögur*, in: Skandinavistik 30 (2000), 99-110.
- Simek 2001 = Simek, Rudolf: Wikingi: Mif i epocha. Srednewekowaja koncepcija epochi wikingow. In: Drewneischie gosndarstwa wortotschnoi Ewropy 1999 g. Moskwa 2001, 9-25.
- Simek 2004a = Simek, Rudolf: The Emergence of the Viking Age. Reasons and Triggers, in: Simek, Rudolf/Engel, Ulrike (Hg.): Vikings on the Rhine. Recent Research on Early Medieval Relations between the Rhinelands and Scandinavia, Wien 2004, 9-21.
- Simek 2004b = Simek, Rudolf: Bruderschaften, Totengedenken und literarische Öffentlichkeitsarbeit auf Runensteinen. Nochmals zur Memoria im frühmittelalterlichen Skandinavien, in: Hoff, K. u.a. (Hg.): Poetik und Gedächtnis. Festschrift für Heiko Uecker zum 65. Geburtstag, Frankfurt am Main 2004, 171-183.
- Simek 2005 = Simek, Simek: L'émergence de l'âge viking: circonstances et conditions, in: Les Vikings, premiers Européens. VIIe-Xie siècle. Les nouvelles découvertes de l'archéologie, Paris 2005, 9-26.
- Van der Moortel 2004 = Van de Moortel, Aleydis: Shipbuilding and Navigation in the Rhine Delta during the Late Viking Age, in: Simek, Rudolf/Engel, Ulrike (Hg.): Vikings on the Rhine. Recent Research on Early Medieval Relations between the Rhinelands and Scandinavia, Wien 2004, 39-49.
- Wietrzichowski 1993 = Wietrzichowski, Frank: Untersuchungen zu den Anfängen des frühmittelalterlichen Seehandels im südlichen Ostseeraum unter besonderer Berücksichtigung der Grabungsergebnisse von Groß Strömkendorf (= Wismarer Studien zur Archäologie und Geschichte 3), Wismar 1993.

Autoren

Leopold Auer, Historiker mit Schwerpunkten mittelalterliche Kriegsgeschichte, Geschichte der Frühen Neuzeit und Historische Hilfswissenschaften, Honorarprofessor für Historische Hilfswissenschaften an der Universität Wien, Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien.

Thomas Ertl, Mediävist mit Schwerpunkt Kulturgeschichte, Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Universität Heidelberg.

Norbert Hofer, Archäologe und Historiker mit den Schwerpunkten Archäologie der Reitervölker und Kriegs- und Militärgeschichte des Mittelalters, Restaurator am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien.

Jan Willem Honig, Mediävist mit Schwerpunkt Kriegs- und Militärgeschichte, lehrt am King's College in London, derzeit Prof. für Militärstrategie am Swedish National Defence College.

Alexander Juraske, Historiker und Althistoriker mit Schwerpunkt Antikenrezeption im Film sowie Arbeitsorganisation in Antike und Mittelalter. Mitarbeiter der Fachbibliothek Alte Geschichte und Lektor am Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik.

Christoph Kaindel, Historiker mit den Schwerpunkten Alltagsgewalt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, sowie Fechtkunst des Spätmittelalters. Arbeitet als Experte für Neue Medien für den Verein »ICE-Vienna – Internet Center for Education« in Wien.

Gottfried Liedl, Historiker und Philosoph mit Forschungsschwerpunkt islamisch-christlicher Kulturtransfer und Geschichte der Méditerranée, Dozent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

Bea Lundt, Historikern mit Forschungsschwerpunkt Geschlechtergeschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Professorin für Geschichte des Mittelalters und für Didaktik der Geschichte an der Universität Flensburg, Lehraufträge und assoziiert an der Humboldt-Universität Berlin.

Werner Meyer, Mediävist und Mittelalterarchäologe mit Schwerpunkt Burgenforschung, Kriegs- und Militärgeschichte, emer. Prof. für Geschichte des Mittelalters am Historischen Seminar der Universität Basel.

Gerfried Mandl, Archäologe und Sozialgeograph; Arbeitsschwerpunkte: Sozialgeschichte des antiken Griechenland; Raumsoziologie, Ressourcen-geographie, Sozialgeographie des Westbalkans.

Andreas Obenaus, Historiker und Mathematiker mit Schwerpunkt islamische Kultur im Mittelalter, AHS-Lehrer in Wien und externer Lektor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

Hermann Reichert, Germanist mit Forschungsschwerpunkt ältere deutsche und ältere nordische Philologie, Professor am Insitut für Germanistik der Universität Wien.

Ulrich Schmielewski, Historiker mit Schwerpunkt Landeskunde Schlesiens, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter mit der Aufgabe der Geschäftsführung bei der Stiftung Kulturwerk Schlesien in Würzburg.

Rudolf Simek, Mediävist und Skandinavist mit Schwerpunkt Wikingerzeit, mittelalterliche Literatur und Wissenschaft; Prof. für mittelalterliche deutsche und nordische Philologie an der Universität Bonn.

Ilja Steffebauer, Althistoriker mit Schwerpunkt antike Staatsentstehung, Kriegs- und Militärgeschichte, ist Projektmitarbeiter und Lektor am Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien.

Ioannis Stouraitis, Byzantinist mit Schwerpunkt Kriegsideologie, Kriegs- und Militärgeschichte in der mittelbyzantinischen Zeit, ist Projektmitarbeiter am Institut für Byzantinistik und Neogräzistik der Universität Wien.

Gerald Weigl, Historiker mit Schwerpunkt frühneuzeitliche Expansion Europas und indigene Kulturen Mexikos, AHS-Lehrer für Geschichte, Philosophie und Psychologie in Niederösterreich.

Kriege gehören ins Museum



HEERESGESCHICHTLICHES MUSEUM
1030 Wien · Arsenal · Straßenbahn D/O/18 www.hgm.or.at

www.bundesheer.at



**SCHUTZ
& HILFE**

Peter Feldbauer | Bernd Hausberger | Jean-Paul Lehnert

GLOBALGESCHICHTE

DIE WELT 1000 – 2000

Seit knapp einem Vierteljahrhundert publiziert die internationale Geschichtswissenschaft Bücher, die einen Überblick über die zusammenhängenden Entwicklungslinien der Globalisierung bieten. In dieser achtbändigen Globalgeschichte des Zweiten Jahrtausends wird der Blick weg von einer eurozentristischen hin zu einer globaleren Sicht weltumspannender Entwicklungen gerichtet. Die Einzelbände erscheinen halbjährlich.

Peter Feldbauer | Angela Schottenhammer (Hg.)

Die Welt von 1000–1250

ISBN 978-3-85476-322-2 (erscheint im Herbst 2011)

Thomas Ertl | Michael Limberger (Hg.)

Die Welt von 1250–1500

ISBN 978-3-85476-293-5

Peter Feldbauer | Jean Paul Lehnert (Hg.)

Die Welt im 16. Jahrhundert

ISBN 978-3-85476-266-9

Bernd Hausberger (Hg.)

Die Welt im 17. Jahrhundert

ISBN 978-3-85476-267-6

Bernd Hausberger | Jean Paul Lehnert (Hg.)

Die Welt im 18. Jahrhundert

ISBN 978-3-85476-323-9 (erscheint im Frühjahr 2011)

Michael Mann (Hg.)

Die Welt im 19. Jahrhundert

ISBN 978-3-85476-310-9

Walther L. Bernecker | Hans Werner Tobler (Hg.)

Die Welt im 20. Jahrhundert bis 1945

ISBN 978-3-85476-324-6

Helmut Konrad (Hg.)

Die Welt im 20. Jahrhundert ab 1945

ISBN 978-3-85476-325-3 (erscheint im Herbst 2010)

JEDER BAND HAT CA. 360 SEITEN, EURO 28,—

Alexander Marboe, Andreas Obenaus (Hg.)

Seefahrt und die frühe europäische Expansion

Das Transportmittel, das die Expansion Europas in der frühen Neuzeit über die Weltmeere erst ermöglichen konnte, war das Schiff. Im Verlauf des Mittelalters war es von europäischen Schiffsbaumeistern schrittweise zur Hochseetauglichkeit gebracht worden. Das Schiff war durchaus im wörtlichen Sinne der elementare Träger der europäischen Expansion der frühen Neuzeit.

224 SEITEN | ENGL. BROSchUR | EURO 17,80 | ISBN 978-3-85476-299-7

Alexander Trupp, Claudia Trupp (Hg.)

Ethnotourismus

Interkulturelle Begegnungen auf Augenhöhe?

Ethnotourismus ist jene Reiseform, die Touristen gezielt zu »fremden und ursprünglichen« Kulturen führt, wobei die lokale Bevölkerung selbst als Objekt des touristischen Interesses im Mittelpunkt steht. Am Ende der Lektüre wird man sich noch einmal die Frage stellen, wer nun die Wilden im Ethnotourismus sind.

176 SEITEN | ENGL. BROSchUR | EURO 17,80 | ISBN 978-3-85476-318-5

Peter Feldbauer, Gottfried Liedl

Die islamische Welt 1000 bis 1517

Wirtschaft, Gesellschaft, Staat

Im Unterschied zur Epoche des frühen Kalifats gilt die Islamische Welt von der Jahrtausendwende bis ins frühe 16. Jahrhundert als von Niedergang und Stagnation gekennzeichnet. Bisweilen ist sogar von einem Frühfall von Unterentwicklung die Rede, was bereits auf die spätere wirtschaftliche, politisch-militärische und wissenschaftliche Unterlegenheit gegenüber dem Westen verweisen soll. Im vorliegenden Band soll gezeigt werden, dass diese Einschätzung unzutreffend ist.

224 SEITEN | ENGL. BROSchUR | EURO 17,80 | ISBN 978-3-85476-274-4

Peter Feldbauer, Gerald Hödl, Jean-Paul Lehnert (Hg.)

Rhythmen der Globalisierung

Expansion und Kontraktion zwischen dem 13. und 20. Jahrhundert

Der Prozess der Globalisierung zwischen dem 13. und 20. Jahrhundert war in seinem Verlauf einer Vielzahl von Änderungen ausgesetzt. Der Band verhilft, das Verständnis dieser Prozesse zu vertiefen, indem er einen Überblick über die Expansionen und Kontraktionen gibt. Die Vorstellung von Globalisierung als rhythmischem Prozess, der zwischen Expansion und Kontraktion oszilliert, basiert auf der Überzeugung, dass auch die aktuelle Globalisierungsphase kein unumkehrbarer historischer Trend ist.

256 SEITEN | ENGL. BROSchUR | EURO 17,80 | ISBN 978-3-85476-326-0

Christoph Kaindel, Historiker mit den Schwerpunkten Alltagsgewalt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, sowie Fechtkunst des Spätmittelalters.

Arbeitet als Experte für Neue Medien für den Verein »ICE-Vienna – Internet Center for Education« in Wien.

Andreas Obenaus, Historiker und Mathematiker mit Schwerpunkt islamische Kultur im Mittelalter. AHS-Lehrer in Wien und externer Lektor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

Ein Europa der Ritter und Burgen, von Faustrecht, Wikingerzügen und städtischer Gewalt. In keinem anderen Zeitalter fällt es uns leichter, die Rolle des Krieges in der Gesellschaft anzuerkennen als im »Finsteren Mittelalter«. Doch wie fühlten, dachten und rechtfertigten die Zeitgenossen Kreuzzüge und Fehden? Wie lebte es sich in einer Welt, in der Krieg ein Rechtsmittel war und die Pacht für Land mit dem Schwert bezahlt wurde?

ISBN 978-3-85476-331-4

Title: Krieg im mittelalterlichen Abendland

Creator: Andreas OBENAUUS | Christoph KAINDEL

Publisher: Mandelbaum Verlag, Wien

Language: deu

Date: 2010

Project Name: Saroj Neupane

Order Name: Thomas Kolnberger

Category: Book

Job Name: D7B70DBF-D1F7-4ACA-8B8A-26E2B63B3C22

Identifier: ISBN: 9783854763314

CUSTOM

Title: Krieg im mittelalterlichen Abendland